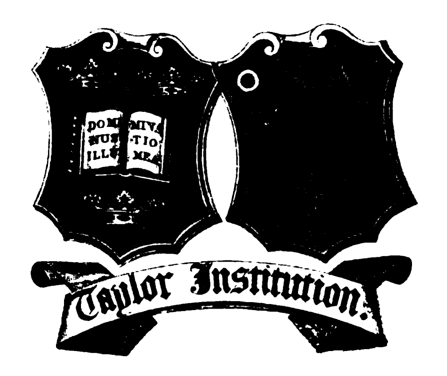
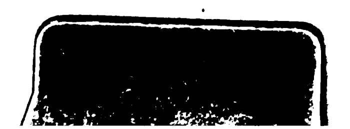



DOMINUS ILLUMINATIO MEA
Taylor Institution.







Grundriß der Geschichte

der

deutschen National-Litteratur,

entworfen

von

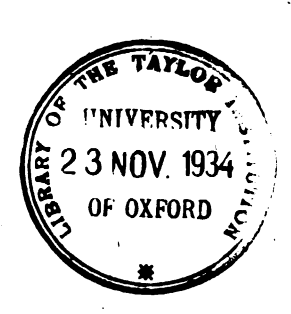
August Koberstein.

Erster Band.

Vierte, durchgängig verbesserte und zum größten Theil völlig umgearbeitete Ausgabe.

Leipzig 1847.

Bei Friedrich Christian Wilhelm Vogel.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 NOV. 1934
OF OXFORD

Vorwort
zum ersten und zweiten Bande der vierten Ausgabe.

Was ich zu Ostern vorigen Jahres, als von dem zweiten Bande meines Grundrisses die vierte Lieferung ausgegeben werden konnte, noch mit ziemlicher Sicherheit hoffte, das Werk im Lauf des gegenwärtigen Sommers endlich zum Abschluß zu bringen, hat sich nicht erfüllt. Kaum waren die wenigen Bogen geschrieben und gedruckt, die jetzt den Schluß des zweiten Bandes bilden, so mußte ich für länger als zehn Monate zu meinen zeitherigen Amtsgeschäften auch noch die Verwaltung des hiesigen Rectorats übernehmen und damit für dieselbe Zeit auf jede Förderung meiner Arbeit völlig verzichten. Als ich sie endlich mit dem Rücktritt in mein altes Verhältniß zu unserer Schule wieder aufzunehmen vermochte, wünschte mein Herr Verleger zunächst einen vorläufigen Abschluß des Werks in der Art gemacht, daß die zeither gedruckten Bogen, in zwei Bände zusammengefaßt, mit den dazu erforderlichen Registern versehen, die noch fehlenden Partien aber einem dritten Bande vorbehalten würden. Diesem Wunsche habe ich um so lieber gewillfahrt, je mehr ich davon überzeugt bin, daß mein Buch, so weit es vorliegt,

ohne Register dem Zwecke, den ich bei der Ausarbeitung ganz vorzüglich im Auge gehabt habe, und über den ich mich in der Vorrede zum dritten Bande näher auszulassen gedenke, nur wenig entsprechen kann. Für diesen Zweck sind die Register denn auch so vollständig und genau, wie es mir nur irgend möglich gewesen ist, angelegt und ausgeführt worden.

Was ich über das Buch selbst zu sagen habe, behalte ich mir für die Vorrede zum dritten Bande vor, dessen Ausarbeitung bereits begonnen hat, und den ich, da er von bedeutend geringerm Umfange als die beiden andern sein wird, mit Gottes Hülfe in Jahresfrist vollenden zu können hoffe.

Pforte, den 8. August 1856.

K.

Berichtigung
wahrgenommener Druckfehler und Ungenauigkeiten.

S. 56 ist in den Anmerkungen immer Pet. Erasm. Müller zu verstehen, wo vor Müller die Anfangsbuchstaben der Vornamen fehlen.

- 64 Z. 2 u. 3 v. o. lies „oder mindestens zu Anfang des nächsten Jahrs" statt „oder mindestens bald nachher".
- 70 - 1 v. o. lies „weil" statt „als".
- 134 - 4 v. u. lies „Senkung" statt „Hebung".
- 135 ist die 17te Anmerkung der 16ten mit Vertauschung der Zahlen voranzustellen.
- 168 Z. 8 v. u. lies „wurden" statt „werden".
- 180 - 13 u. 14 v. o. lies „Einrichtungen" statt „Einwirkungen".
- 212 - 2 v. u. lies „wie Simrock meint, nicht um zu" statt „nicht, wie Simrock meint, um zu".
- 225 - 4 v. u. ist nach „Diatist" ein Punct ausgefallen.

Druck von Wilh. Vogel, Sohn.

Bemerkung.

Der Haupttitel nebst Vorrede, Nachträgen und Register folgt mit der zweiten Abtheilung.

Inhalt
des ersten Bandes.

Einleitung.

1) Die Litteratur der Deutschen überhaupt umfaßt die Gesammtheit der von diesem Volke in Sprache und Schrift niedergelegten Geistesprodukte, ohne Rücksicht auf Form und Inhalt derselben. — Die deutsche National-Litteratur ist ein Theil jener Gesammtheit: sie begreift, streng genommen, nur diejenigen schriftlichen Werke, welche auf künstlerischem Wege hervorgebracht, sowohl ihrer Form, wie ihrem innern Wesen nach ein eigenthümlich deutsches Gepräge an sich tragen, wodurch sie sich von den litterarischen Erzeugnissen anderer Nationen schon an sich und ohne Rücksicht auf die Sprache unterscheiden. Man bezeichnet sie auch als Denkmäler der schönen Redekünste Deutschlands und theilt sie nach der Form, in welcher sie abgefaßt sind, in Denkmäler der deutschen Poesie und in Denkmäler der deutschen Beredsamkeit.

2) Die Geschichte der deutschen National-Litteratur soll den Gang darstellen, den das deutsche Volk von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart in dem ihm eigenthümlichen litterarischen Leben, sofern es sich in der Poesie und Beredsamkeit ausgesprochen, verfolgt hat, und hat dessen verschiedene Richtungen aufzuzeigen in ihrem Entstehen, Wachsen, Abnehmen und Verschwinden, wie in ihrer wechselseitigen Einwirkung auf einander.

3) Unter den bezeichneten Denkmälern sind die poetischen in sofern die wichtigeren, als sie, ihren Zweck in sich selbst tragend, auf eine freiere, deutsches Gemüth und deutschen Geist entschiedener aussprechende Weise entstanden sind, als die meisten Werke der Beredsamkeit, das Wort im weitern Sinne verstanden, da bei deren Abfassung in der Regel praktische oder wissenschaftliche Zwecke vorzugsweise gewaltet haben. Demnach verlangt in einer Geschichte der deutschen National-Litteratur die Geschichte der Poesie vorzügliche Berücksichtigung; die Geschichte der wissenschaftlichen Prosa aber großentheils nur in soweit, als sie es mit einer Reihe von Werken zu thun hat, die, außer ihrem sachlichen Gehalte, auch durch ihre mehr oder minder durchgebildete, zur Schönheit erhobene oder sich ihr annähernde Form merkwürdig sind, oder die auf den Entwickelungsgang der Poesie einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben, oder endlich allein ein Bild von dem Leben und der Gestalt der Sprache in Zeiten zu geben vermögen, aus denen sich nur wenige oder gar keine poetischen Denkmäler erhalten haben.

4) Da ferner aus den frühesten Perioden der Geschichte unserer Litteratur, neben einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Prosawerken und geistlichen Dichtungen, nur sehr wenige Bruchstücke der Volkspoesie erhalten sind, diese aber damals nicht bloß in schwachen Anfängen bestanden haben kann, vielmehr schon zu voller Blüthe gelangt sein muß; so wird die Geschichte der deutschen National-Litteratur alles das zu berücksichtigen haben, was auf anderm Wege, als durch die einstmals vorhandenen Volksgesänge selbst, von diesen der Nachwelt bekannt sein kann oder vermuthet werden darf, zumal durch eine solche Berücksichtigung allein die Entwickelung und Gestaltung der deutschen Poesie in den folgenden Zeiträu-

men begründet und anschaulich gemacht werden kann. Die altdeutsche Volkspoesie wurzelt aber in der Volkssage: die Geschichte jener ist also durch die Geschichte dieser wesentlich bedingt. Darum ist die Ausführung eines Bildes der einen ohne Hinzuziehung der andern nicht möglich.

5) Die deutsche National-Litteratur hat sich nicht, wie die griechische, von Anfang bis zu Ende in voller Selbständigkeit, nach innern organischen Gesetzen allein, und ohne Einwirkungen von außen her entwickelt. Schon im Mittelalter, weit mehr aber noch in der neuern Zeit, haben auf ihren Bildungsgang fremde Elemente ihren Einfluß ausgeübt. Die Litteraturen der Franzosen, Italiener, Spanier und Engländer, die der beiden Völker des classischen Alterthums, zum Theil selbst, wenigstens mittelbar, die des Morgenlandes haben zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder das litterarische Leben der Deutschen in Stoff, Form und Gehalt bestimmen helfen, bald störend, bald fördernd, mitunter wohl gar seine Volksthümlichkeit tief untergrabend und mit völligem Untergange bedrohend. Diese Einwirkungen zu ermitteln und die Folgen, die sich daraus für die deutsche Litteratur ergeben haben, aufzudecken, muß daher gleichfalls von einer Geschichte der letztern gefordert werden.

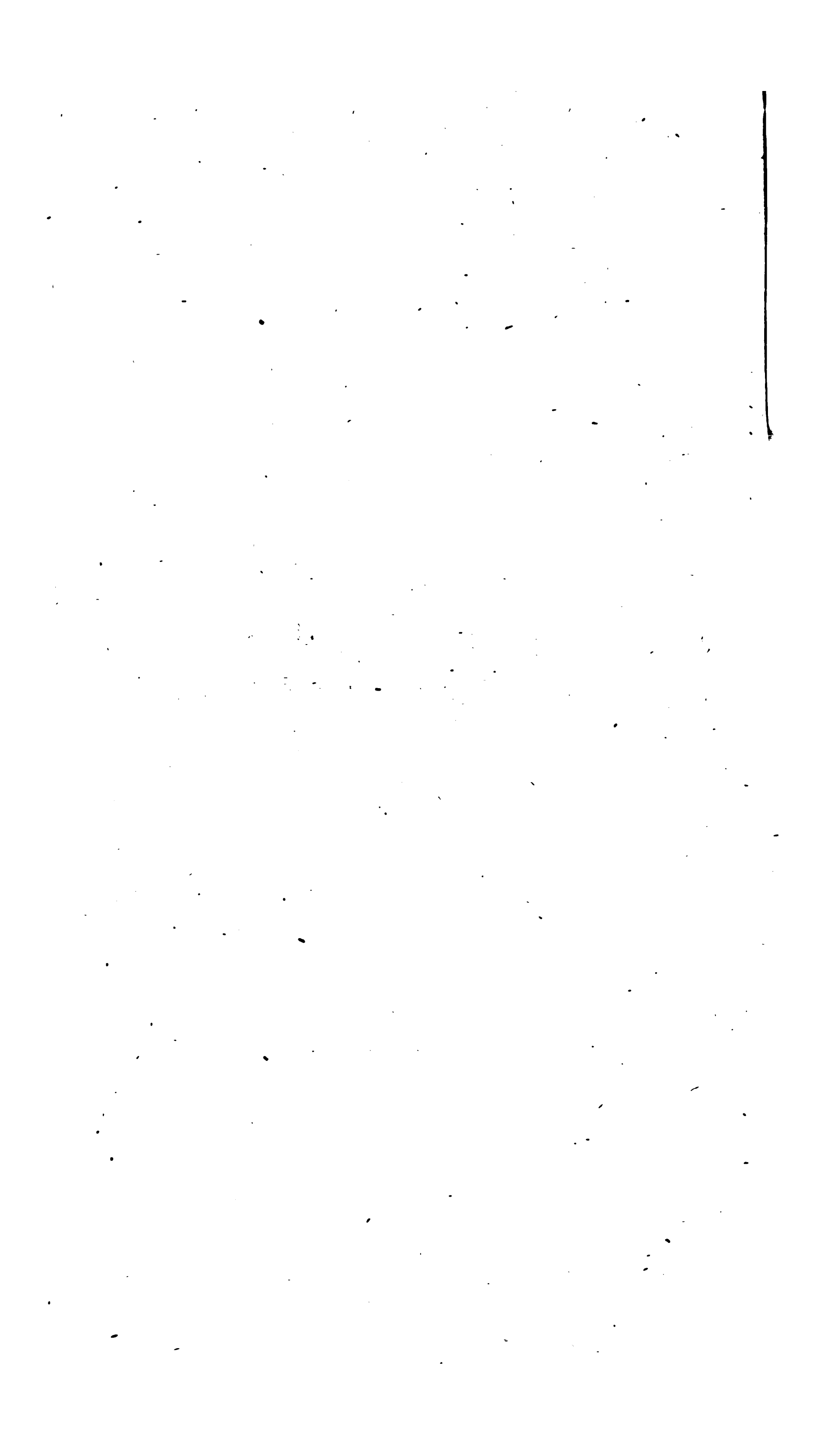
6) Endlich steht die National-Litteratur eines jeden Volkes, also auch des deutschen, mit unendlich vielen andern Aeußerungen seines geistigen und sittlichen Lebens in engem Zusammenhange. Die Religion, die politischen Verhältnisse, der Zustand der Sitten, herrschende Ansichten, die Sprache, die einzelnen Wissenschaften und Künste, die Individualität derjenigen, welche sich in Poesie und Prosa versuchen: alles wirkt auf die Gestaltung der volksthümlichen Litteratur ein, und diese wird um so lebensvoller und gehaltreicher sein, je

mehr sie, ohne Aufgeben ihrer eigensten Natur, alle jene Lebensrichtungen in sich abspiegelt und als deren Gipfel und Blüthe erscheint. Pflicht des Litterarhistorikers wird es aber sein, dieselben aufzusuchen, ihre Verzweigungen und Verkettungen in dem Bildungsgange der Litteratur nachzuweisen und Alles zu einem anschaulichen Bilde zusammenzufassen.

7) Der folgende Grundriß kann auf die Lösung der im Obigen gestellten Aufgabe keinen Anspruch machen. Seinem Begriffe und Zwecke nach soll er nur Andeutungen von dem geben, was einer wirklichen Geschichte der deutschen National-Litteratur auszuführen obliegt.

Erste Abtheilung.

Die heidnische Zeit und das Mittelalter.



Erste Periode.

Von den ältesten Zeiten deutscher Geschichte bis in die Mitte des vierten Jahrhunderts.

Ursprung der Deutschen. — Culturzustand derselben in den ältesten Zeiten. — Ihre Sprache und Poesie.

§. 1.

Die ältesten Nachrichten über Deutschland finden sich bei einigen Schriftstellern des classischen Alterthums [1]). Unter diesen hält Tacitus die Germanen [2]) für Eingeborene des Landes (Aboriginen) und deutet an, daß dieß ihr eigener Glaube gewesen sei [3]). Wenn Geschichtschreiber und Dichter seit dem siebenten Jahrhundert von einer trojanischen Abkunft einzelner deutscher Völkerschaften, namentlich der Franken, berichten [4]), so ist in diesen Sagen weniger eine Erinnerung an frühere Einwanderung aus dem Orient, als vielleicht an den Seezug der Franken i. J. 280 n. Ch. zu suchen [5]). Wichtiger sind

1) Koch, Kompend. I, S. 3. — 2) Ueber die Benennungen Germanen und Deutsche s. J. Grimm, d. Gramm. 3. A. 1, S. 10 ff. — 3) Tacitus, über Deutschland c. 2. — 4) Schon Fredegar, in der Mitte des 7. Jh., gedenkt dieser Herkunft der Franken, und nach ihm viele. W. Grimm, altdän. Heldenlieder, S. 431 ff.; Fr. Schlegels deutsch. Mus. 3, S. 338 ff.; Mone, Anzeiger. 1835, Sp. 1 ff. — 5) Göttling, Nibelungen u. Gibelinen, S. 69; Jen. Lit. Zeit. 1822. St. 15. S. 117 ff. Eine andere Erklärung ist von Lange versucht: Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniß der nord. u. deutsch. Heldensage, S. 171 ff.

schon die nordischen Sagen von dem Zuge Odins aus Asien durch das östliche Europa ins nördliche Deutschland nach Scandinavien [6]. Am bestimmtesten aber spricht für die asiatische Abkunft der Deutschen die unleugbare Grundähnlichkeit, die sich zwischen den germanischen und andern abendländischen Völkern einerseits, und einigen morgenländischen andrerseits in Sprachen [7], religiösen Anschauungen [8], Rechtsgebräuchen und Sitten [9], Sagen [10] und selbst Schriftzeichen [11] findet. Darnach scheinen die Germanen mit den Indern, Persern, Griechen, Lateinern und andern europäischen Völkerstämmen von einem Urvolke ausgegangen zu sein, welches seine Sitze in den Gegenden des Kaukasus und kaspischen Meeres gehabt haben mag. Die Zeit ihrer ersten Einwanderung in Europa läßt sich nicht angeben: wahrscheinlich kamen Völkerzüge in verschiedenen Zwischenräumen [12].

§. 2.

Nach den nordischen Sagen hat Odin zugleich mit der Religion der Asen die Buchstabenschrift (Runen) in Scan-

---

6) Hierher gehört besonders der Anfang der Ynglinga-Saga und der Prolog zur jüngern Edda (den Hauptzügen nach in Köppens litter. Einleit. in d. nord. Mythol. Berlin 1837. 8. S. 187 ff. zu finden); vgl. auch J. Grimm, d. Mythol. 2. A. S. 171. — 7) J. Grimm, d. Grammatik, besonders in den die deutschen Sprachen mit den verwandten fremden vergleichenden Abschnitten; dazu Bopps Recension. S. 251—303; 725—759; dessen vergleichende Grammat. des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Altslawischen, Gothischen u. Deutschen. Berlin 1833 ff. 4.; Graffs althochd. Sprachschatz; u. Potts etymol. Forschungen. Lemgo 1833 ff. — 8) J. Grimm, deutsche Mythologie. Besonders ist hier zu vergleichen Kap. 14 der 2ten Ausg. — 9) J. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer, S. XIII ff. — 10) Dessen Reinhart Fuchs, S. CCLXXIX ff. und Kinder- u. Hausmärchen der Brüder Grimm, I. S. XXVII. — 11) W. Grimm, über d. Runen. S. 124 ff. — 12) Fr. Schlegels Vorles. über d. Gesch. d. Litt. I, S. 218. W. Grimm, über d. Runen, S. 160.

dinavien eingeführt [a]). Aus einer mißverstandenen Stelle des Tacitus [b]) hat man sonst zu beweisen gemeint, die Germanen seiner Zeit seien mit dem Schriftgebrauch schlechterdings unbekannt gewesen [c]). Es sind aber triftige Gründe vorhanden, die Einführung der Buchstabenschrift aus Asien auch auf Deutschland auszudehnen, wo sie indeß lange nur im Besitz weniger Einzelnen geblieben und in sehr beschränktem Maaße angewandt sein mag [d]). Diesem Runenalphabet ist offenbar das gothische verwandt, dessen sich Ulfilas in seiner Bibelübersetzung bediente, und das er nicht erst erfand, wie griechische Schriftsteller des fünften und lateinische des sechsten und siebenten Jahrhunderts berichten. Wahrscheinlich aber hatte schon vor Ulfilas das griechische Alphabet auf das alte gothische Einfluß ausgeübt [e]).

---

a) Vgl. J. Grimm, d. Mythol. S. 136 (1. A. S. 692). — b) Ueber Deutschl. c. 19. — c) Adelung, älteste Gesch. der Deutsch. S. 373 ff. — d) Die Hauptstellen aus Venantius Fortunatus, VII, 18 und Hrabanus Maurus s. in W. Grimms Buch über deutsche Runen (wovon eine zweite Ausgabe zu erwarten steht, die aus dem neugewonnenen in Finn Magnussens gelehrter und reichhaltiger Schrift über die gesammte Runenlitteratur niedergelegten Material [im 6. Bande der histor. Schriften der k. dän. Gesellsch. d. Wissensch. Kopenhagen, 1843] sicher reichen Gewinn ziehen wird). S. 61 ff. 79 ff. Ueber muthmaßliche Anwendung der Runen in heidnischen Gedichten, vgl. J. Grimm, d. Grammat. 3. A. S. 25. 26. — e) W. Grimm, a. a. O. S. 38; derselbe, zur Litterat. d. Runen (wo auch gothische Alphabete mit den Namen der Buchstaben mitgetheilt sind; vgl. auch Maßmann in Haupts Zeitschr. I. S. 296—305), und Götting. gel. Anz. 1834. Nr. 58. 59. — Anders sieht Waitz (über das Leben u. die Lehre des Ulfila, S. 51 ff.) die Sache an, indem er, wenn die Gothen auch früher eine Runenschrift besaßen, den Ulfilas doch „die ihm wohlbekannten griech. Buchstaben, und vielleicht einzelne lateinische, auf seine Sprache anwenden und dabei nur einige wenige von den alten mit den Runen zusammentreffenden Bezeichnungen seiner Sprache beibehalten“ läßt; wogegen sich Löbe (Jen. Litt. Zeit. 1841. Nr. 50. S. 397) erklärt.

§. 3.

Besaßen die Germanen schon ein eigenthümliches Alphabet, so dürfen sie nicht für so rohe Naturmenschen angesehen werden, als zu welchen sie einige Schriftsteller haben machen wollen [1]). Dagegen sprechen auch ihr häusliches und öffentliches Leben, wie es Tacitus schildert, die Beschaffenheit ihrer Religion [2]), ihre Bekanntschaft mit dem Gelde und dem Gebrauch des Eisens [3]), endlich die schnellen Fortschritte, die sie in der Civilisation nach ihrer nähern Bekanntschaft mit den Römern und der Annahme des Christenthums machten. Auf der andern Seite darf man ihnen aber auch nicht eine zu hohe Bildung beilegen, wie dieß nicht nur in der neuesten Zeit [4]), sondern selbst schon im sechsten Jahrhundert geschehen ist [5]).

§. 4.

Von dem Zustande der deutschen Sprache während dieses Zeitraums können wir uns nur ein sehr unvollkommenes Bild machen. Die einzigen unmittelbaren Zeugnisse davon sind

---

1) Unter andern Adelung in der angeführten Schrift. — 2) Nicht nach den dürftigen Nachrichten, die sich darüber bei griechischen und römischen Schriftstellern finden, sondern nach dem zu urtheilen, was uns J. Grimm in der deutsch. Mythol. gelehrt hat. — 3) Fr. Schlegels Vorless. über neuere Geschichte. S. 34; vgl. Rühs, ausführl. Erläuterung. S. 48 u. 190; vor Allem aber J. Grimms d. Rechtsalterth. und, wer aus der Sprache auf das Alter und den Ursprung der das Leben bedingenden und erleichternden Gegenstände zu schließen versteht, dessen d. Grammatik, 3, S. 325—476. — 4) Namentlich von Radlof, ausführl. Schreibungslehre, S. 14 ff. u. Neue Untersuchungen des Keltenthums. Man vgl. damit, was Görres in Fr. Schlegels d. Mus. Bd. 3 u. 4. über die Chronik des sogenannten Hunibald aufgestellt hat, der von Gervinus, I, S. 24 ff. (1. A. I, S. 22 ff.) wohl noch zu viel Ehre widerfahren ist. — 5) Jornandes, de reb. Geticis, c. 5 u. 11. schildert die Gothen, die er mit den Geten vermischt, als ein schon frühzeitig in die Philosophie und Astronomie eingeweihtes Volk; vgl. jedoch Löbe, in den Blättern f. litterar. Unterhaltung. 1843. Nr. 110—112.

Völker-, Oerter- und Personennamen, die bei römischen und griechischen Schriftstellern aus dem Jahrhundert vor Christo und den zunächst folgenden vorkommen [a]). Die Geschichte der Sprache kann daraus beinahe nur für die Kenntniß der Wurzeln, Buchstaben, Wortbildungen und Zusammensetzungen einigen Gewinn ziehen, wenigen oder gar keinen für die Einsicht in den damaligen Zustand der Wortbiegungen [b]). Allein aus dem Bildungsgange der Sprache seit Ulfilas bis auf unsere Zeit kann man mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß dieselbe vor der Mitte des vierten Jahrhunderts noch edlere, reinere, vollkommnere und mannigfaltigere Formen gehabt habe, als die uns bekannte gothische, welche in dieser Beziehung, so wie in sinnlicher Fülle überhaupt und Durchsichtigkeit der Wörter als Bilder der Begriffe alle spätern Mundarten übertrifft [c]). Daraus würde auch folgen, daß die Sprache dieses Zeitraums dem poetischen Ausdruck noch Mittel geboten habe, auf welche die Folgezeit mehr oder weniger Verzicht leisten mußte. Daß ein Gesetz der Quantität in der ältesten deutschen Poesie, ähnlich dem in der griechischen, gewaltet, läßt sich wenigstens nicht geradezu ableugnen [d]), und einzelne Erscheinungen in der deutschen Verskunst des Mittelalters [e]) dürften mit einigem Grunde als Nachwirkungen einer ältern vollkommnern Silbenmessung anzusehen sein. Indessen muß das Uebergewicht, welches das Gesetz der Betonung über das der Quantität in dem Versbau der ältesten erhaltenen Gedichte

---

a) Koch, Kompend. I, S. 17; J. Grimm, d. Grammat. 1819. S. XXXVIII. — b) J. Grimm, a. a. O. S. XL. — c) Daselbst S. XXVI ff. — d) D. Grammat. (2. A.) I, S. 16. 20. — e) Man vergleiche, was Lachmann, über althochd. Betonung und Verskunst, insbesondere S. 1. 2. 31 ff. über das Durchbrechen der Quantität im althochd. Versbau ermittelt hat.

bereits erlangt hat, so wie die im Laufe der Zeit immer gewaltiger, aber auch einseitiger wirkende Kraft der erstern auf die Sprachbildung, in den Folgerungen einer einstmaligen Annäherung deutscher Versmessung an griechische vorsichtig machen.

§. 5.

Was wir mit Sicherheit, aber freilich nur in sehr unbefriedigender Weise, von der ältesten Poesie der Deutschen wissen, beschränkt sich fast allein auf das, was Tacitus darüber berichtet. Er legt den alten Germanen eigenthümliche Lieder bei. Zuvörderst solche, in denen sie die Stammväter des Volkes, den Gott Tuisco, den Erdgebornen, und dessen Sohn Mannus, dem wieder drei oder mehr Söhne zugeschrieben wurden[1]), feierten. Diese Lieder waren alt und galten ihnen als einzige Art geschichtlicher Erinnerung und Ueberlieferung[2]). Dann hatten sie Schlachtgesänge, in welchen sie vor dem Beginne des Kampfes den sogenannten Herkules[3]) als den ersten aller tapfern Männer priesen. Aus dem Tönen des Schlachtgesanges, welcher Baritus[4])

1) Ueber Tuisco und seine Nachkommenschaft s. J. Grimm, d. Mythol. 2. A. S. 318 ff. (anders hatte er den Tuisco in der ersten Ausg. S. 204 u. Anhang. S. XXIX zu deuten versucht). Vgl. auch H. Leo in Haupts Zeitschr. 2, S. 533 ff. — 2) Ueber Deutschl. c. 2. Wenn Gervinus (2. A. 1, S. 21) das „höhere Alter und den eignen Trieb und Wuchs" dieser Lieder bei den Germanen, die Tacitus uns beschreibt, bezweifelt, so verwirft er damit einerseits das Zeugniß des Römers (celebrant carminibus antiquis), und andrerseits verschließt er, indem er wieder zu viel Gewicht auf die Berichte der Classiker von der Religion der Germanen legt, das Auge gegen alles, was J. Grimm über eine wirklich „ausgebildete Mythologie und Heroologie" im eigentlichen Deutschland ermittelt und aufgedeckt hat. — 3) Ueber ihn s. J. Grimm, d. Myth. 2. A. S. 337 ff. (hier wird er in Irmin gesucht; die erste Ausg. S. 202 brachte ihn mit Sahsnôt zusammen). — 4) J. Grimm, d. Rechtsalterth. S. 876, bringt ihn, wie bereits vor ihm Rühs, ausführl. Erläuter. S. 144, mit dem alt-

oder Barritus hieß, und durch Vorhalten der Schilde vor den Mund noch rauschender gemacht zu werden pflegte, ahneten sie den Ausfall des Treffens [5]). Ueber den sogenannten Ulysses der Germanen muß es unter ihnen wenigstens eine, wenn auch nicht allgemein verbreitete Sage gegeben haben [6]): besonderer Lieder über diesen fabelhaften Helden gedenkt Tacitus nicht. Aber daß das Andenken des Arminius in Gesängen fortlebte, welche zu seiner Zeit gesungen wurden, bezeugt er ausdrücklich [7]). Endlich erwähnt er auch noch des frohen Sanges, den die Germanen in der Nacht vor einer Schlacht beim festlichen Mahle ertönen ließen [8]). Von dessen Inhalt sagt er nichts; eben so wenig Julian, um die Mitte des vierten Jahrhunderts, von dem Inhalte der Volkslieder, welche die Deutschen am Rhein sangen [9]). Ob dieselben in diesem Zeitraum noch andere Gesänge über Götter, Helden ꝛc. besaßen, können wir nicht wissen, höchstens vermuthen.

§. 6.

So reichten vielleicht die Gesänge der Gothen über ihren unter dem König Berig und Filimer [a]), einem seiner

---

friesischen baria (manifestare, clamare; barid = clamor, d. Mythol. S. 614, Not. 2) in Verbindung. — 5) Daselbst c. 3. Das Singen vor der Schlacht kommt auch sonst vor, vgl. Histor. II, 22. Diese Sitte erhielt sich viele Jahrhunderte durch bei den Deutschen. — 6) Ueber Deutschl. c. 3. Eine Muthmaßung über den deutschen Namen dieses Helden findet sich in der d. Mythol. S. 349. — 7) Ann. II, 88. J. Grimm, d. Mythol. S. 326 (1. A. S. 212) ist geneigt zu glauben, daß des Tacitus Zeugniß auf einem Mißverständniß beruhe, und daß der Held der Gesänge nicht der geschichtliche Arminius, sondern der Halbgott Irmin gewesen. Demnach würden Herkules und Arminius, in des Römers Auffassung gesondert, als Gegenstände des Liedes in Irmin zusammenfallen (S. 339). — 8) Ann. I, 65. — 9) Misopog. II, 56. Pariser Ausg. v. 1630.

a) In welchem Helden der jüngern Sage Filimer in sehr später Zeit gesucht wurde, kann man bei G. Lange, Untersuchungen. S. 293,

Nachfolger, unternommenen Zug aus Scanzien (Schonen) nach dem Süden, deren um die Mitte des sechsten Jahrhunderts als alter, in fast historischem Ansehn stehender Lieder gedacht wird [b]), ihrem Ursprunge nach schon in diesen Zeitraum hinauf. Gewiß stammt aus ihnen das her, was Jornandes über jenen Zug erzählt. Gleiches dürfte von der Genealogie der Gothen gelten, die derselbe Geschichtschreiber mittheilt [c]). Lieder, worin das Andenken der alten gothischen Könige fortlebte, wurden den Nachkommen gesungen [d]). — Aber nur sehr wenige Züge der spätern deutschen Heldensage verrathen noch einen Zusammenhang mit dem Inhalte dieser alten Gesänge [e]).

§. 7.

Dagegen dürfte es nicht unerlaubt sein, schon in diesem Zeitraum die ersten muthmaßlichen Gestaltungen von Sagen und Dichtungen zu suchen, die freilich so nicht, wie sie damals im Volke lebendig sein mochten, wohl aber in spätern Umbildungen und Erweiterungen erhalten worden sind: der Nibelungen- oder genauer Siegfriedssage und der Thiersage vom Wolf und Fuchs. Daß beider Alter über die bekannte Geschichte unsers Volks hinausreicht, ist kaum zu

Note, nachlesen. — b) Jornandes, c. 4. — c) Derselbe, c. 14: ut ipsi suis fabulis ferunt; vgl. d. Mythol. 1. A. S. XXV ff. des Anhanges. — Auch in den Genealogien der altsächsischen Stammsagen (nach angelsächs. Ueberlieferung mitgetheilt in der d. Mythol. 1. A. Anh. S. 1 ff.), worin sich Götter, Helden und Könige mischen, erblickt J. Grimm (d. Mythol. S. 149; 1. A. S. 111; Anh. S. XIX) noch von mehr als einer Seite ein Eingreifen in die älteste epische Poesie unsrer Vorfahren, ja in der Nebeneinanderstellung einiger Namen ist er nicht ganz abgeneigt, Ueberreste der Allitteration zu spüren, die auf uralte Gedichte zurückwiese. — d) Jornandes, c. 5. — e) W. Grimm, d. deutsche Heldensage. S. 1. 22. J. Grimm, d. Mythol. Kap. 15, besonders von S. 340 an.

bezweifeln, mag man von ihrer gemuthmaßten Ueberkunft aus dem Morgenlande mit einwandernden deutschen Völkerschaften auch halten, was man wolle [1]). Der durchaus mythische Charakter der ersten in ihrer ältesten, auf dem Wege der Kritik gefundenen Gestalt [2]), rückt ihren Ursprung wenigstens in ein Zeitalter hinauf, wo die deutschen Stämme, unter denen sie nachher fortlebte, noch heidnisch waren; und daß sie in dieser mythischen Gestalt nicht erst aus dem länger heidnisch gebliebenen Scandinavien nach Deutschland gekommen, sondern von hier dahin gelangt ist, kann man als erwiesen ansehen [3]).

1) P. E. Müller, Sagenbibliothek II, bei G. Lange, Untersuchungen. S. 357—365; wogegen Lachmann, Kritik der Sage v. d. Nibelungen. S. 458; W. Müller, Versuch einer mythol. Erklärung ꝛc. S. 18, Not. 1. — J. Grimm, Reinh. Fuchs, S. CCLXXIX ff. — 2) Lachmann, a. a. O. S. 446—458; W. Müller, Versuch einer mythol. Erklärung (wonach freilich, wie mich bedünkt, für die allmählige Umwandlung des ursprünglichen Mythus die Möglichkeit willkürlicher oder zufälliger Verwechselung der mythischen Personen und der ihnen untergelegten Ideen, ihrer Handlungen und Geschichten, in nicht geringem Maaße würde zugegeben werden müssen); J. Grimm, d. Mythol. S. 344 f. (1. A. S. 220). War Siegfried ursprünglich ein göttliches Wesen, so denkt Lachmann (a. a. O. S. 456) bei ihm an den nordischen, jetzt auch für das eigentliche Deutschland gesicherten Balder; wogegen W. Müller in ihm den nordischen Freyr (althochd. Frô = Frouwo, d. Mythol. S. 190 ff.) sucht; vgl. auch Haupts Zeitschr. 3, S. 43—53. — Ueber die Vergeblichkeit des Bemühens, den Kern der Sage in geschichtlichen Personen und Ereignissen aufzufinden, wie dieses sowohl früher, als auch in neuester Zeit (vgl. u. A. Giesebrecht, über den Ursprung der Siegfriedssage, in den N. Jahrbb. der Berliner Gesellsch. für d. Sprache, 2, S. 203 ff.; und E. Rückert, Oberon von Mons und die Pipine von Nivella. 1836. 8.) geschehen, s. W. Müller a. a. O. die Einleit. Dennoch neigt sich Gervinus noch immer (2. A. I, S. 41 ff.) ganz sichtlich der, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise historischen Deutung zu. — 3) W. Grimm, d. Heldens. S. 4 ff.; Lachmann, a. a. O. S. 446, u. J. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, S. 2—6. 572. Die Zeit der Verpflanzung nach dem Norden darf nach W. Müller (a. a. O. S. 18 ff.; 33) nicht früher, als höchstens gegen Ende des

Vielleicht bestanden auch schon andere Sagen von rein mythischem Charakter, die später, wie die Siegfriedssage, zu menschlichen umgebildet, sich mit dieser durch Vermittelung von Sagen über ursprünglich historische Helden vereinigten [4]). — Für das hohe Alter der Thiersage zeugen, außer der durch spätere Entlehnung nicht leicht erklärbaren Uebereinstimmung zwischen ihr und der morgenländischen und griechischen, hauptsächlich die Namen der beiden Hauptheldеn, Isengrim und Reinhart [5]). — Wo beide Sagen zuerst festen Boden gewonnen haben, wird in der folgenden Periode angedeutet werden.

§. 8.

Weil die ältesten auf uns gekommenen Gedichte in deutscher Sprache allitterierend sind, auch bei den Angelsachsen und im Norden die Allitteration in der Poesie dem Reime vorangegangen ist, so könnte man vermuthen, daß diese Form auch schon in den Liedern dieses Zeitraums angewandt gewesen sei [a]). Behaupten läßt sich hierin natürlich nichts [b]). —

5ten Jahrhunderts angenommen werden. — 4) Für solchen ursprünglich mythischen Charakter der Sage hält Lachmann, a. a. O. S. 445. den Ruediger. Daß er aus der Sage erst in die Geschichte gekommen ist, hat Waitz (in L. Ranke's Jahrbüchern des deutsch. Reichs ꝛc. I, S. 170—176) darzuthun gesucht. — Ueber die mythischen Elemente in Iring und Irnfried vgl. Lachmann, a. a. O.; W. Grimm, a. a. O. S. 117 ff., 394 ff.; J. Grimm, d. Mythol. S. 331 ff. (1. A. S. 214 ff.). — 5) J. Grimm, Reinh. Fuchs. S. CCXL ff.

a) Scharfsinnig schließt J. Grimm (d. Mythol. S. 325) auf Allitteration in den Liedern, deren Tacitus gedenkt, aus den Anlauten der Namen, welche die Stammväter des deutschen Volkes führten; vgl. auch Götting. gel. Anz. 1837. Nr. 189. — Ueber den sich aus der ganzen Lebenshaltung der alten Deutschen ganz natürlich einstellenden Gebrauch der Allitteration vgl. H. Leo's geistvollen Aufsatz „Von den Anfängen der deutschen Poesie ꝛc." (Morgenbl. 1840. Nr. 287—307) S. 1150 ff. — b) Wenn Adelung, älteste Geschichte der Deutschen, S. 399 ff., aus der oben §. 5. angeführten Stelle aus Julian auf das Dasein des Reimes im vierten Jahrhundert schließen wollte, so

Auch über die Vortragsart der alten Lieder wissen wir nichts: die früheste Erwähnung von Saiteninstrumenten, womit der Gesang begleitet wurde, findet sich erst im sechsten Jahrhundert.

§. 9.

Ganz unerweislich ist es, daß es bei den alten Germanen eine eigne Sängerkaste gegeben habe, wie bei den celtischen Nationen die Barden waren [1]). Kein einziges Zeugniß spricht wider die Annahme, daß, wie in späterer Zeit, so auch in der ältesten, die Sänger keinem besondern Stande angehörten und ihre Kunst frei und unabhängig von allem Kastenzwang übten, wenn gleich manche ihren alleinigen Beruf und Erwerb daraus machten, woran sich Rechte und Verpflichtungen knüpfen mochten [2]).

---

hätte er, nach seiner Interpunktion, eben so gut die Allitteration darin finden können; aber keines von beiden liegt darin; vgl. der Brüder Grimm Ausgabe der beiden ältesten deutschen Gedichte, S. 35*). — Die Ursprünglichkeit deutscher Allitteration, die besonders von Rühs in mehrern Schriften angefochten ward, kann man jetzt als gesichert betrachten, nachdem Ueberreste altdeutscher Allitterationspoesie in Handschriften des 9ten und beginnenden 10ten Jahrhunderts aufgefunden sind, die durch ihre Sprache (die baierische und thüringische) noch überzeugender, als durch ihre Fundorte darthun, daß diese poetische Form eben so wohl den hoch- und mitteldeutschen Volksstämmen, wie dem sächsischen eigen und vertraut war.

1) Bekannt genug ist die Herleitung deutscher Barden aus dem Barritus oder Barditus (denn daß die letztere Form wirklich in alten Handschriften gelesen werde, war ausgemacht, lange bevor Heffter in Jahns Jahrb. für Philol. 1842. Bd. 36. S. 115 ff., es als große Neuigkeit verkündete und seine Folgerungen daraus zog; vgl. Maßmann in v. Aufseß Anz. 1834. Sp. 216) bei Tacitus (s. oben §. 5, 4) und die Zusammenstellung dieses Wortes mit dem Bar der Meistersänger, einer Bezeichnung, die vor dem 16ten Jahrh. nicht vorkommt. J. Grimm, über den altd. Meisterges. S. 77 u. 193 ff. — 2) Ebendas. S. 28. W. Grimm, d. Heldens. S. 375.

Zweite Periode.

Von der Mitte des vierten bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

Die Völkerwanderung und die Einführung des Christenthums in ihrer allgemeinsten Einwirkung auf die Bildung der Deutschen überhaupt und auf deren Poesie insbesondere. — Karls des Großen Verdienste um die Bildung seines Volkes. — Blüthe und Verfall der Kloster- und Domschulen; deren Verhältniß zur vaterländischen Litteratur. — Anderweitige Begünstigungen für die Entwickelung des deutschen Geistes.

§. 10.

Schon durch die frühern Kriege der Deutschen war eine Bekanntschaft derselben mit den ihnen an geistiger und gesellschaftlicher Bildung unendlich überlegenen, an sittlicher Tiefe und jugendlicher Frische aber weit nachstehenden Völkern der alten Welt eingeleitet worden. Die Völkerwanderung brachte die germanische Welt mit der römischen in eine noch nähere Verbindung. Diese Berührungen mußten ihren Einfluß auf die Bildung der Deutschen, vorzüglich der sich in den römischen Provinzen niederlassenden Stämme, in vielfacher Beziehung äußern. Zugleich gestaltete sich das Verhältniß der deutschen Völkerschaften durch jene Bewegungen so sehr um, daß von denen, die zur Zeit des Tacitus die mächtigsten gewesen waren, wenige in ihren alten Sitzen blieben, mehrere

ganz verschwanden oder unter ihren Ueberwindern sich verloren, noch andere den vaterländischen Boden mit neuen, eroberten Wohnsitzen in den römischen Provinzen vertauschten. Gothen, Longobarden, Burgunden, Franken, Alemannen, Baiern, Thüringer, Sachsen und Friesen traten nunmehr als die vornehmsten deutschen Völkervereine auf. Besaßen die alten Germanen nun auch eine reichere Sagenpoesie, als ihnen wirklich streng nachgewiesen werden kann, so mußte diese, so fern sie früher mächtig gewesenen Stämmen vorzugsweise angehört hatte, mit deren Zurücktreten oder Verschwinden leicht verblassen oder ganz verloren gehen [1]); und die Lieder, welche nach dem vierten Jahrhundert in Deutschland und den angrenzenden germanisierten Ländern gesungen wurden, und aus denen in der Folge die deutsche Heldendichtung des Mittelalters erwuchs, hatten Sagen zum Inhalt, die vornehmlich jenen eben genannten Völkerschaften angehörten. Dieselben mochten zum Theil ihrem Ursprung nach über die Zeiten der Völkerwanderung hinausreichen [2]), erhielten aber in den Sagen, die sich über die Helden dieser großen Weltbegebenheit bildeten, einen festen, so zu sagen historischen Halt und höchst bedeutenden Zuwachs [3]).

1) So giengen wahrscheinlich die Lieder über Arminius (sofern sie je vorhanden waren, s. §. 5., 7.) früh unter; denn wer wird wohl mit Mone (Quellen und Forschungen I, S. 69 ff.) und Giesebrecht (über den Ursprung der Siegfriedssage, a. a. O. S. 222—229) in den spätern Dichtungen von Siegfried einen Nachklang jener Lieder erkennen wollen? — 2) Daß einzelne Spuren davon sich in der spätern gothischen Sage zeigen, ist oben §. 6. angedeutet worden; vgl. auch §. 7. — 3) Ich verweise zu diesem §. auf Gervinus, I, S. 55 ff. (1. A. I, S. 37 ff.), wo viel Schönes und Geistreiches über die Wirkungen der Völkerwanderung auf den historischen Volksgesang gesagt ist, wenn ich auch manche dort niedergelegte Ansicht nicht zu der meinigen machen kann.

§. 11.

Jedoch den größten Einfluß auf die Umgestaltung der geistigen und sittlichen Zustände der Deutschen hatte die Einführung des Christenthums. Er mußte sich natürlich auch auf die Volkspoesie äußern. Je mehr den christlichen, aus der Fremde kommenden Bekehrern daran gelegen war, ihrer Lehre nicht bloß Eingang in Deutschland zu verschaffen, sondern auch deren Dauer zu sichern, desto eifriger mußten sie bemüht sein, alles das aus dem Leben, den Sitten und der Vorstellungsweise der Neubekehrten zu entfernen, was diese an ihre alte Götterwelt erinnern, die Sehnsucht darnach in ihnen erwecken, den Rückfall in das Heidenthum herbeiführen konnte [a]). Die Geistlichkeit trat daher gleich von vorn herein in ein entschieden feindliches Verhältniß zu der Volkspoesie, da diese mehr oder minder mit dem alten Glauben zusammenhängen mußte. So konnte die alte heidnische Göttersage als solche nicht mehr im Gesange lebendig bleiben, und die alten Lieder aufzuzeichnen die Geistlichkeit, welche doch lange vorzugsweise im Besitz der Schreibkunst war, sich wohl am wenigsten berufen fühlen [b]). Die Geistlichkeit gab selbst dann noch nicht ihr An-

a) Wenn aber auch die Geistlichkeit den alten Glauben stürzte, ganz ausrotten konnte sie ihn nicht. Noch bis in die neuesten Zeiten, wie uns Grimms d. Mythol. lehrt, hat sich in der Vorstellungsweise des Volks, in seinem Aberglauben, seinen Sitten, Gewohnheiten, Spielen und Lustbarkeiten Vieles erhalten, was durch nie abgerissene Fäden mit dem alten Heidenthum zusammenhängt. Wie viel mehr mußte davon im Mittelalter vorhanden sein, noch außer dem Vielen, wovon eine Kunde zu uns gelangt ist! — b) Anders war das Verhältniß später im scandinavischen Norden, besonders in Island, wo das Christenthum allmähliger und weniger gewaltsam, als in Deutschland, eingeführt wurde, und gebildete einheimische Geistliche die ältesten Sammler und Aufzeichner von Sagen und Liedern der heidnischen Vorzeit waren. Auch die angelsächsische Geistlichkeit trat schon dadurch, daß sie der Muttersprache befreundet blieb und in ihren auf kirchlicher Grundlage beruhen-

kämpfen gegen die Volkspoesie ganz auf, als dem Christenthum die Fortdauer in dem größeren Theil von Deutschland lange gesichert war [c]). Da sie aber frühzeitig an die Stelle dessen, was sie zu verdrängen trachtete, etwas Anderes zu setzen sich veranlaßt fühlte, ward sie die Gründerin einer aus der kirchlichen Gelehrsamkeit der damaligen Zeit geschöpften Litteratur in deutscher Sprache, die sowohl in gebundener [d]), wie ungebundener Rede der Laienwelt geboten ward. Wir haben demnach in diesem Zeitraum zwei Hauptseiten in der Entwickelung des litterarischen Lebens sich gegenüber zu stellen, die echt volksthümliche in der Volkspoesie, und die gelehrte in der kirchlichen deutschen Litteratur. Zwischen beiden finden allerdings Uebergänge statt.

§. 12.

Unter allen deutschen Völkern waren die Gothen die ersten, welche sich dem Christenthum ergaben. Schon in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts übersetzte der Bischof Ulfilas die heilige Schrift in die Sprache seines Volkes; Beweises genug, daß er auf Leser rechnen durfte, und daß mithin die Gothen damals nicht mehr so roh und ungebildet sein konnten, wie man sie sich gewöhnlich zu denken pflegt *). Nur ein Volk, in welchem schon zahlreiche Bildungskeime im Hervorbrechen begriffen waren, konnte sich zu der bedeu-

---

den Gedichten den hergebrachten Ton, die epischen Formeln und viele Vorstellungen aus der alten volksmäßigen Dichtung festhielt, dieser bei weitem weniger feindselig gegenüber, als die deutsche. Vgl. J. Grimm, Andreas und Elene, S. V ff. der Einleitung. — c) Wie sich im 8ten und 9ten Jahrh. Fürsten und Geistliche im fränkischen Reiche die Hand boten zur Verdrängung des Volksgesanges, wird im dritten Abschnitt näher angedeutet werden. — d) Von der Behandlung christlicher Stoffe durch gothische Dichter wissen wir nichts.

*) J. Grimm, d. Grammat. 1819. S. XLVI; W. Grimm, über d. Runen, S. 38.

tenden Stellung erheben, welche wir die Gothen in den beiden nächsten Jahrhunderten und namentlich unter dem großen Theodorich in der politischen und civilisierten Welt behaupten sehen.

§. 13.

Die gothische Herrschaft erhielt sich nicht lange in Italien; eine Hauptursache ihrer kurzen Dauer war die Anhänglichkeit der Gothen an der arianischen Lehre. Ihnen folgten als Herren des obern und mittlern Italiens die Longobarden, aber auch ihr Reich bestand nur wenige Jahrhunderte; sein Sturz wurde vornehmlich durch die feindselige Stellung der Könige dem römischen Stuhle gegenüber herbeigeführt. Fester war die Macht, welche Chlodowig gründete, als er sich mit seinen Franken zum Christenthum bekannte; sie erstreckte sich über den größten Theil des alten Galliens und weit in Deutschland herein. Die vielen Theilungen des Reichs unter den nachfolgenden Königen, die Befehdungen derselben unter einander und ihre immer fühlbarer werdende Schwäche hemmten freilich auf längere Zeit die innere Erstarkung und höhere Entwickelung des Frankenreichs; dagegen schritt dasselbe in beiden Beziehungen rasch vorwärts, seitdem die königliche Macht immer mehr in die Hand der Hausmeier übergieng, und endlich mit Pipin ein neuer Herrscherstamm auf den Thron kam.

§. 14.

Die christlichen Bekehrer, die bereits im siebenten Jahrhundert von den britischen Inseln [a]) nach Deutschland kamen

a) Hier war bereits die ältere celtische Bevölkerung christlich, als es seit ungefähr 600. auch die angelsächsischen Eroberer zu werden anfiengen. Von den allmählig aufkommenden Schulen gieng bald eine gelehrte Bildung aus, die dann auch nach Deutschland durch die

und besonders in den südwestlichen und nordwestlichen Theilen desselben das Christenthum predigten, suchten es durch Klöster und Bisthümer zu befestigen. Von den erstern verbreitete sich auch bald auf ihre nähern Umgebungen der segensreiche Einfluß der Bildung, welche die Stifter dieser Anstalten aus ihrer Heimath in sie herüber gepflanzt hatten. Vornehmlich zeichnete sich St. Gallen früh durch stille und sorgsame Pflege der Wissenschaften und Künste aus; hier tauchen auch die ersten Anfänge der kirchlichen gelehrten Litteratur in hochdeutscher Sprache auf. Natürlich wurde nun auch der Schriftgebrauch in Deutschland allgemeiner, blieb aber, wie bemerkt, noch lange vorzugsweise Eigenthum der Geistlichkeit, welche gleich von Anfang an sich eines aus dem altlateinischen hervorgegangenen Alphabets bediente [b]). — Die nähere Verbindung, welche Karl Martell zwischen dem fränkischen Reiche und dem römischen Bischofe eingeleitet hatte, wurde enger geschürzt und auf den größten Theil von Deutschland einflußreich gemacht durch den Angelsachsen Winfried oder Bonifacius. Er vermehrte die schon vorhandenen Bisthümer und Klöster durch neue, befestigte dadurch das Christenthum im Innern des Landes und gründete die deutsche Kirchenverfassung. Die Geistlichkeit erhielt im fränkischen Reiche, dem Adel zur Seite, eine hohe politische Stellung und dadurch einen entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Bekehrer getragen wurde. — b) Indeß verlor sich der Gebrauch der Runen in christlicher Zeit nicht gleich ganz. Nicht bloß im nördlichen, auch im südlichen Deutschland waren sie bis zur Mitte des 9ten Jahrh. noch bekannt und wurden bisweilen angewandt; vgl. W. Grimm, üb. d. Runen, S. 123, und Maßmann in v. Aufseß Anz. 1832. Sp. 27—32. Ueber die Verwendung des Wortes rûna zur Bezeichnung verschiedener Arten von Geheimschrift in diesem Zeitraum s. Graff, althochdeutscher Sprachschatz, 2, 523 ff.

§. 15.

Auf die Bildung aller deutschen Völkerschaften mußte die Regierung Karls des Großen in vieler Beziehung höchst einflußreich werden. Durch seine Kriege mit den Sachsen und deren endliche Unterwerfung ward das nördliche Deutschland christlich und dem fränkischen Reiche einverleibt. Sein Zug gegen die spanischen Araber sicherte das Abendland vor der Weiterverbreitung des Muhamedanismus, dessen erstes gewaltiges Vordringen schon Karl Martell gehemmt hatte. Die Kriege mit den Longobarden führten die Vereinigung des nördlichen Italiens mit der fränkischen Monarchie und die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums herbei, wodurch die spätere, für die Gestaltung der deutschen Verhältnisse so wichtige Verbindung Deutschlands mit Italien eingeleitet ward. Die Gesetze, welche Karl seinen Völkern gab oder bestätigte, und über deren Aufrechthaltung er wachte, sicherten die Ruhe und den Wohlstand im Innern seiner Länder. — Unmittelbar wirkte er auf die Bildung der Deutschen ein durch die wissenschaftlichen Anstalten, die er gründete. Er gieng von dem Grundsatze aus, die Bildung seines Volkes mit der Geistlichkeit anzufangen. Zu dem Ende berief er gelehrte Männer des Auslandes, wie Peter von Pisa, Paulus Diakonus [1]) und Alkuin, den Angelsachsen, in seine Nähe und übertrug ihnen den Unterricht der fränkischen Geistlichkeit; Alkuin und Andere wurden veranlaßt, Lehrbücher für die mit den geistlichen Hochstiftern und Klöstern verbundenen Schulen abzufassen. Auch an seinem Hofe stiftete Karl eine Schule für seine und seiner Dienstleute Kinder [2]). Er selbst schämte sich nicht, noch

1) Aus Forli in Italien. — 2) Daß an Karls Hofe auch eine Art von Akademie bestanden habe, zu deren Mitgliedern er selbst gehört, ist in neuester Zeit geleugnet worden.

in seinen männlichen Jahren sich im Lateinischen und als Greis sogar in der Schreibkunst unterweisen zu lassen. Als das sicherste Mittel, das Volk im Christenthum zu befestigen und durch dasselbe zu bilden, wurden in seinen letzten Regierungsjahren Verordnungen an die höhere Geistlichkeit erlassen, dafür zu sorgen, daß die Laien das apostolische Glaubensbekenntniß und das Vater Unser in den Landessprachen auswendig lernten, ihnen auch darin gepredigt würde [3]). — Seine Liebe für vaterländische Sprache und Poesie beurkundete Karl dadurch, daß er sich selbst mit der Grammatik der erstern beschäftigte [4]) und die alten Heldenlieder seines Volkes sammeln ließ [5]). Wahrscheinlich wurde dieser rege Eifer Karls für vaterländische Sprache und Poesie auch Anlaß, daß bald darauf, noch im Laufe des neunten Jahrhunderts, deutsche Geistliche es nicht mehr für unziemlich hielten, in deutscher Sprache, freilich meistens nur über kirchliche oder damit verwandte Gegenstände, zu dichten [6]).

---

3) Die darauf bezüglichen Stellen in den Beschlüssen der Concilien und Synoden sind zusammengestellt in Eccards Vorrede zur Catechesis theotisca, S. 2—7, und bei Wackernagel, d. Wessobr. Geb. S. 26 ff. Vgl. auch Maßmann, die deutschen Abschwörungs-, Glaubens- rc. Formeln, S. 6 ff., u. Leyser, deutsche Predigten, S. IX ff. Auf Veranlassung Karls faßte Paulus Diakonus ein neues Homiliar ab, welches Predigten der berühmtesten Kirchenväter enthielt, „schnell überall in Kirchen und Klöstern Eingang und Verbreitung fand und bis in die spätesten Zeiten die vorzüglichste Sammlung blieb, aus der man Predigten vorlas, übersetzte und als Muster nachahmte." — Dergleichen Verordnungen wurden auch späterhin wiederholt, namentlich i. J. 847 auf einer Mainzer Kirchenversammlung unter Hrabanus Maurus. — 4) Einhards Worte: inchoavit et grammaticam patrii sermonis lassen verschiedene Auslegung zu. — Auch wollte Karl die vaterländischen Monats- und Windnamen bestimmen (nicht neu machen), J. Grimm, d. Grammat. 1819. S. LV. — 5) Vgl. §. 31. — 6) Wackernagel, d. Verdienste d. Schweiz. S. 25.

§. 16.

Nach dem Vorbilde der Schule zu Tours, welcher Alkuin vorstand, wurde die Klosterschule zu Fulda durch Hrabanus Maurus [a]) eingerichtet. Bald ward der Ruhm dieser gelehrten Anstalt so groß, daß von nah und fern Jünglinge dahin eilten, um seine Schüler zu werden [b]). Hier wurden außer den theologischen Studien auch die, in dem Trivium und Quadrivium [c]) begriffenen, weltlichen Wissenschaften, nebst den classischen Sprachen betrieben [d]). Zugleich ward diese Schule eine Pflanzstätte für Ausbildung der deutschen Sprache, die neben der lateinischen zur Schriftsprache zu erheben, sich Hrabanus unter seinen Zeitgenossen mit vorzüglichem Eifer angelegen sein ließ [e]). Bald mehrten sich die Klosterschulen,

---

a) Geb. gegen d. J. 776 zu Mainz, seit 801 Diakonus zu Fulda, seit 804 Vorsteher der dortigen Schule. Eine Zeitlang verließ er das Kloster, kehrte aber dahin 817 zurück, ward 822 zum Abt erwählt, entsagte 842 seiner Würde, verließ das Kloster zum zweiten Male und zog sich in die Einsamkeit zurück, aus der er aber 847 durch Ludwig den Deutschen auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz berufen wurde. Er starb zu Mainz 856. Vgl. Hoffmann, althochd. Glossen, S. IV ff.; R. Bachs Schulprogramm: Hrabanus Maurus, der Schöpfer d. deutschen Schulwesens. Fulda, 1835. 4.; u. Hrabanus Magnentius Maurus. Eine historische Monographie v. F. Kunstmann. Mainz, 1841. 8. — b) Zu ihnen gehörte auch Otfried. — c) Vgl. hierüber Schmidt, Petrus Alfons. S. 110 ff. — d) Daß Hrabanus zuerst griechische Sprachkenntniß nach Deutschland brachte, erzählt Tritheim in dessen Leben; Docen, Miscell. 1, S. 172 *); Bach, a. a. O. S. 10. 11. — e) Hoffmann, a. a. O. S. VIII, Note 10. Er, wie es scheint, hielt zuerst seine Schüler zur Bezeichnung des Tons deutscher Wörter an; es gelang ihm und seinen Zeitgenossen auch, der barbarischen Nachlässigkeit im Deutsch- und Lateinischschreiben fast plötzlich ein Ziel zu setzen. Lachmann, über althochd. Betonung. S. 8. Daß die berühmten sogenannten hrabanischen Glossen (gedr. in Eccards Comment. de reb. Franciae orient., 2, 950—976; vgl. Diutiska, 3, S. 192—195), wenn auch nicht von ihm selbst herrühren, doch aus dem Fuldaischen Kloster zu seiner Zeit hervorgiengen, ist höchst wahr-

die nach dem Muster der Fuldaischen eingerichtet und von dieser aus mittelbar und unmittelbar mit Lehrern versehen wurden [f]). Durch fleißiges Abschreiben erwarben sich die meisten dieser Anstalten, in deren einigen eine Chronik zu schreiben und fortzuführen gesetzlich war, allmählig kleine Bibliotheken [g]), wo sich mitunter schon frühzeitig deutsche Bücher vorfanden: denn nicht nur in Uebersetzungen lateinischer Werke ins Deutsche übten sich einzelne Klosterbrüder; auch die deutsche Dichtkunst fand bei ihnen Begünstigung [h]). — So blühte ein wissenschaftliches, dem Vaterländischen mit zugewandtes Leben in Deutschland unter Karls nächsten Nachfolgern, Ludwig dem Frommen und Ludwig dem Deutschen, auf, die selbst deutsche Dichtkunst, so fern sie nur geistlichen Zwecken diente, begünstigten und beförderten [i]), wogegen freilich der

---

scheinlich. Docen, a. a. O. 1, S. 168—175; Hoffmann, a. a. O. S. IV—VIII. — f) Hirschau (ward 830 mit Mönchen aus Fulda besetzt), St. Gallen, Reichenau, Weißenburg, Corvey, Prüm; vgl. Eichhorn, Gesch. d. Litt. I, S. 734 ff. — g) v. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen, 6, S. 447 ff., 517. — h) Schon i. J. 821 befand sich in Reichenau (Sindleozesouwa) ein Buch mit deutschen Gedichten, auch carmina diversa ad docend. theodisc. linguam. Hoffmann, a. a. O. S. VII. J. Grimm, latein. Gedichte d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. VII, Note. Aus solchen Büchern, die, wie ausdrücklich berichtet wird, zum Erlernen der deutschen Sprache bestimmt waren, mochte vielleicht auch Otfried, oder bereits sein Lehrer Hrabanus, sich die Gesetze der deutschen Verskunst abstrahiert haben, wenn sie sie nicht dem unmittelbaren Vortrage der Sänger abhörten; vgl. Lachmann, über Otfried, S. 282. — Besonders zeichneten sich die St. Galler Mönche durch ihren auf deutsche Schriftwerke verwandten Fleiß aus. Auch unterrichteten sie im 9ten u. 10ten Jahrh. die Söhne des benachbarten Adels in der Tonkunst, was vielleicht auf die deutsche Poesie, welche sich späterhin in jenen Gegenden so lebendig zeigt, nicht ohne Einfluß gewesen ist; vgl. v. d. Hagen, Briefe in d. Heimath, I, S. 148 ff. Wackernagel, d. Verd. d. Schweiz. S. 7—11. Uhland, Walth. v. d. Vogelweide, S. 7. — i) Ludwig der Fromme soll eine poetische Darstellung der Geschichten des alten und neuen Testa-

erstere, ungleich seinem großen Vater, deutschen Volksgesang geringschätzte und von sich entfernt hielt [k]). Ob Ludwig der Deutsche hierin anders dachte, wissen wir nicht.

§. 17.

Die Klosterbildung wurde in manchen Theilen Deutschlands auf einige Zeit (880—940) durch die Einfälle und Streifereien der Normannen, Slaven und Ungarn gestört, ja in einigen Provinzen fast ganz vernichtet [1]). Als aber die ersten Könige aus dem sächsischen Hause Deutschlands Ruhe und Ansehen gesichert hatten, erhob sich auch wieder die litterarische Bildung desselben. Sie gieng nun nicht mehr bloß von den Klöstern aus; Dom- und Stiftsschulen [2]) wurden Hauptsitze der Wissenschaften, welche an den sächsischen Kaisern selbst eifrige Pfleger und Beförderer fanden [3]). Das Studium der alten Classiker ward mit Fleiß betrieben, und

---

ments einem berühmten sächsischen Dichter aufgetragen haben, wovon uns wahrscheinlich ein Theil in der altsächsischen Evangelienharmonie erhalten ist; vgl. §. 45. — Von Ludwig dem Deutschen vermuthet Schmeller, er habe vielleicht selbst die altbaierischen Verse vom jüngsten Gericht auf leere Blätter und Ränder der Handschrift geschrieben, die uns dieselben erhalten hat; Muspilli, S. 6; vgl. §. 44. — Daß Otfried ihm sein Gedicht gewidmet, bezeugt gleichfalls des Königs Zuneigung zu Poesien in der Muttersprache. — k) Vgl. W. Grimm, d. Heldens., S. 27. 28. Ludwig hatte deutsche Volksgesänge in der Jugend gehört und im Gedächtniß behalten, aber er achtete sie hernach nicht und wollte sie nicht mehr lesen, noch anhören, noch selbst hersagen.

1) Eichhorn, a. a. O. I, 736. — 2) Berühmt waren die Schulen zu Utrecht, Lüttich, Köln, Bremen, Hildesheim, Paderborn, Trier, Corvey. Könige und Fürsten des In- und Auslandes ließen ihre Söhne daselbst unterrichten. An mehreren dieser Schulen wurden auch mit Vorliebe Bibliotheken angelegt. Eichhorn, a. a. O. I, S. 754. Wachler, Handb. d. Gesch. d. Litteratur, 2, S. 19. — 3) Otto II. und Otto III. besaßen für ihr Zeitalter ausgezeichnete römische und griechische Gelehrsamkeit.

die Folgen davon wurden bald in den lateinisch geschriebenen geschichtlichen Werken sichtbar, welche in diese Zeit oder bald nachher fallen [4]). Auch die lateinische Poesie, die bereits seit Hrabanus Maurus für Deutschland angehoben hatte und in den Klosterschulen fleißig geübt ward [5]), fand noch im 10ten und 11ten Jahrhundert Pflege bei der gelehrten Geistlichkeit. Indem sie aber nicht mehr bei der Nachbildung der aus dem Alterthum überlieferten Kunstformen stehen blieb, sondern sowohl für geistliche wie weltliche Stoffe die Formen und den Ton der volksmäßigen Dichtung wählte [6]), und indem sie auf der andern Seite auch die Gegenstände des deutschen Volksgesanges sich anzueignen ferner nicht verschmähte, wird sie gerade in diesen Jahrhunderten, wo die Quellen für die Geschichte der deutschen Dichtkunst so spärlich fließen, für diese von besonderer Wichtigkeit. Sie erscheint uns in ihrem halb deutschen Kleide zuerst im Kirchengesange, dann aber seit Otto I. auch als eine Seite der weltlichen Hofpoesie in lateinischer Sprache [7]).

---

4) Widukind (st. gegen 1004); Dietmar von Merseburg (st. 1018); Wippo (um 1046); Hermann (Contractus, st. 1054); Lambert von Aschaffenburg (um 1077). — 5) Vgl. J. Grimm, latein. Gedichte d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. VII. VIII. — 6) Diesen Unterschied in der Form der latein. Gedichte des Mittelalters bezeichnet man am kürzesten mit den Benennungen carmina metrica und carmina rhythmica. Ein altes, ungefähr bis zu 917 hinaufreichendes Zeugniß für diese schon damals gültige Unterscheidung und Benennung findet man bei J. Grimm, a. a. O. S. XXX; vgl. auch die Anmerk. zu §. 28. — 7) Ueber das Verhältniß der lateinischen Poesie dieses Zeitalters zu der Volksdichtung überhaupt, so wie über lateinische Gedichte in volksmäßigen Formen insbesondere, s. J. Grimms Einleit. zu den latein. Ged. d. 10ten u. 11ten Jahrh.; F. Wolf, über die Lais, besonders S. 119—121; u. Lachmann, über die Leiche, S. 429. — Mitunter wurden auch wohl in den Erzeugnissen dieser Hofpoesie lateinische und deutsche Zeilen in regelmäßiger Abwechselung gemischt, wie in dem uns

§. 18.

Als aber die Geistlichkeit immer reicher und mächtiger wurde, verfielen nach und nach ihre Schulen. Der Unterricht, ursprünglich von den Domherren selbst ertheilt, ward mit der Zeit schlecht besoldeten Vicarien übertragen; der Einfluß der deutschen Könige auf das Unterrichtswesen hörte auf, nachdem unter Heinrich IV. und seinen Nachfolgern der Clerus in geistlichen Dingen unabhängig von der weltlichen Macht geworden war, und die Könige des fränkischen Stammes nicht mehr der rege Eifer für Wissenschaften und Künste belebte, der das sächsische Herrschergeschlecht ausgezeichnet hatte. Gleiches Schicksal mit den Domschulen hatten die Klosterschulen; ihr Verfall begann schon vor der Mitte des eilften Jahrhunderts *).

§. 19.

Die Bildung der Deutschen ward im zehnten Jahrhundert und im Anfange des eilften noch durch andere Anlässe gefördert, als durch die Schulen, welchen die Geistlichkeit vorstand. Seit Otto dem Großen war die römische Kaiserwürde auf die deutschen Könige übergegangen; die Verbindung, in welche dadurch Deutschland mit Italien kam, mußte in mancher Beziehung vortheilhaft auf die geistige Entwickelung des erstern wirken [a]). Die Verwandtschaftsbande zwischen dem

---

erhaltenen Gedicht auf Otto I. oder die beiden Heinriche; vgl. §. 35. Ueber das Mischen lateinischer und deutscher Wörter oder Verse im Mittelalter überhaupt vgl. Hoffmann, Gesch. d. deutsch. Kirchenliedes, S. 159 ff.

*) Eichhorn, a. a. O. S. 760 ff. Man lese auch die Klagen, welche Williram in der lateinischen Vorrede zum Hohenliede über den Verfall echter Gelehrsamkeit während des 11ten Jahrh. erhebt.

a) Noch immer war Italien das cultivierteste Land Europas. Von daher kam auch die Kirchenmusik nach Deutschland, schon unter

sächsischen und dem byzantinischen Kaiserhause belebten das Studium der griechischen Sprache, welches schon früher auf einzelnen Schulen betrieben worden war [b]), noch mehr. Durch Gerbert [c]) wurden auch nach Deutschland die Kenntnisse verpflanzt, welche er sich auf den Schulen der spanischen Araber erworben hatte. Sein Beispiel reizte andere zur Nachfolge; die mathematischen Wissenschaften, die Philosophie und Medicin erhielten dadurch einen höhern Schwung, sowohl im Abendlande überhaupt, als in Deutschland besonders [d]).

§. 20.

Dieses nahm auch immer mehr an innerem Wohlstand zu, seitdem sich in den Städten ein freier Bürgerstand gebildet hatte, unter welchem Gewerbe und Kunstfertigkeiten bald in Aufnahme kamen. Der Handel ward bedeutender nach Entdeckung der Harzbergwerke, welche edle und unedle Metalle lieferten, und durch die Verbindungen Deutschlands mit dem oströmischen Reiche und Italien. Die Ruhe, deren das Land unter den sächsischen Kaisern genoß, sicherte das Besitzthum des Einzelnen. Die Ausbildung des Lehnswesens und die Anfänge des Ritterthums brachten mit dem Reichsoberhaupt den hohen Adel, mit diesem den niedern in nähere Verbindung, die freien Stände überhaupt in ein das Ganze fester zusammenhaltendes Verhältniß gegenseitiger Abhängigkeit. Zu noch höherer Kraft erstarkte Deutschland unter den ersten fränkischen Regenten. Die unruhige und unglückliche Regierung

---

Karl dem Großen, nachher verbessert durch Guido von Arezzo (um 1028). Worin diese Verbesserungen hauptsächlich bestanden, ist angegeben in der Hall. Litt. Zeit. 1843. Nr. 143. Sp. 533 f. — b) Vgl. §. 16. Anmerk. d; Eichhorn, a. a. O. S. 826 ff.; v. d. Hagen, Briefe in d. Heim. 2, S. 280. — c) Den nachmaligen Pabst Sylvester II. (999—1003). — d) Eichhorn, a. a. O. I, S. 876; 2, 1. S. 32. v. Raumer, Gesch. d. Hohenst. 6, S. 446.

Heinrichs IV. erschütterte zwar auf einige Zeit den innern Frieden und Wohlstand des Landes, so daß selbst die nächsten Nachfolger im Reiche die Ordnung nicht ganz wieder herzustellen, die eingerissene Rohheit, Gewaltthätigkeit und Verwilderung zu zähmen vermochten; allein Deutschlands Cultur war schon zu weit vorgeschritten, als daß es in Barbarei hätte versinken können, und im zwölften Jahrhundert traten Ereignisse ein, welche es in seiner geistigen und sittlichen Entwickelung um ein Bedeutendes weiter führten. Sie veranlaßten zugleich in dem Geschmack der Nation einen Umschwung, der den Anfang einer neuen Periode in der Geschichte ihrer National-Litteratur bezeichnet.

Zweiter Abschnitt.

Sprache. — Verskunst.

§. 21.

I. In der Sprache sämmtlicher germanischen Stämme lassen sich, soweit die Quellen zurückreichen, als Hauptmundarten unterscheiden: die gothische, die hochdeutsche, die niederdeutsche oder sächsische, die angelsächsische, die nordische und als sechste, zwischen den drei zuletzt genannten mitten inne liegende, die friesische. Da sich in der zweiten dieser Mundarten vorzugsweise die eigentlich deutsche Litteratur entwickelt hat, so ist für die Geschichte der letztern die Geschichte der hochdeutschen Sprache die wichtigste. Viele Erscheinungen in derselben würden aber mehr oder minder unverständlich bleiben ohne eine Vergleichung mit der Geschichte der andern Hauptmundarten, unter welchen wiederum

die gothische und die sächsische vor den drei übrigen besondere Berücksichtigung erfordern: jene, weil in ihr sich die ältesten schriftlichen Denkmäler in deutscher Sprache überhaupt erhalten haben, sie also für die Geschichte aller deutschen Mundarten von gleich großer Wichtigkeit ist, und überdieß zu der hochdeutschen in einem besonders nahen Verwandtschaftsverhältniß steht; diese, weil sie, räumlich die hochdeutsche zunächst berührend, auf deren historische Entwickelung zu verschiedenen Zeiten Einflüsse ausgeübt hat, auch in ihr Werke abgefaßt worden sind, die in der Geschichte der deutschen Poesie eine bedeutende Stelle einnehmen. Die Geschichte des Angelsächsischen, Friesischen und Nordischen kann hier ganz aus dem Spiele bleiben; die Gestaltung der drei übrigen Mundarten in diesem Zeitraum muß dagegen nach den allgemeinsten Zügen charakterisiert, und theils jetzt, theils in der Folge die Veränderung angedeutet werden, die sie während dieser und während der folgenden Perioden, sofern sie noch als Schriftsprachen fortbestanden, erlitten haben*).

§. 22.

a) Die gothische Sprache [1]) lebte nur so lange fort, als das Reich der Ostgothen in Italien und das der Westgothen in Spanien bestanden. In wiefern sich beide Zweige des früher vereinigten Volkes in ihrer Sprache dialectisch unterschieden, wissen wir nicht. Von westgothischen schriftlichen Denkmälern, wenn dergleichen vorhanden waren, hat sich

*) Ich kann bei diesem und den vier zunächst folgenden §§. nur im Allgemeinen auf J. Grimms d. Grammat. verweisen; über die räumliche Begrenzung der Hauptmundarten vgl. besonders 3te Ausg. I, S. 2 ff.

1) „Ihr verschwistert war ohne Zweifel die Mundart der Gepiden, Vandalen, Heruler, vielleicht der Bastarnen, obschon Verschiedenheiten eingetreten sein müssen.“

nichts, von ostgothischen nur sehr Weniges erhalten. Die Hauptquelle, aus welcher wir die Sprache dieses Volksstammes kennen, sind die Ueberbleibsel der dem Ulfilas[2]) zugeschriebenen Bibelübersetzung, welche bis in eine Zeit hinaufreichen, wo sich Ost- und Westgothen kaum erst äußerlich getrennt hatten[3]). In ihnen zeigt sich, wie schon oben (§. 4.) bemerkt wurde, das Gothische ausgezeichnet in Allem, was das sinnliche Dasein einer Sprache charakterisiert. Ueber ihre Wortfülle können wir freilich, bei der Spärlichkeit der Quellen, nicht vollständig urtheilen; doch ist es selbst hiernach erlaubt, auf einen Reichthum an Wurzeln und Bildungen zu schließen, der den jeder andern bekannten deutschen Mundart übertreffen möchte. Dagegen verstattet das Erhaltene ein sicheres Urtheil über das Verhalten der Buchstaben, Wortbiegungen und Wortbildungen zu fällen. Die Buchstaben, sowohl Vocale wie Consonanten, fügen sich überall in klarer, faßlicher Weise zu Silben und Wörtern zusammen. Eine Trübung ursprünglich reiner Vocale durch Umlaut oder Assimilation zeigt sich nirgend; Brechung nur nach fester Regel vor bestimmten Consonanten; Wechsel endlich nur unter wenigen Lauten. Längen und Kürzen, hohe und tiefe Laute sind in der reichsten Mannigfaltigkeit zwischen Wurzeln und Endungen vertheilt. Die Consonantenreihen sind in ihren einzelnen Gliedern fest bestimmt, und wo Uebergänge statt finden, be-

---

2) Ueber ihn und seinen Antheil an der Uebersetzung s. §. 49. Daß die auf uns gekommenen Stücke in den einzelnen Handschriften verschiedene Recensionen des gothischen Textes, wahrscheinlich von sehr ungleichem Alter, enthalten, in denen sich eine allmählig eingetretene, freilich noch immer sehr mäßige Erweichung und Abschwächung der ursprünglich schroffern und schärfern Sprachformen wahrnehmen läßt, haben die neuesten Herausgeber in den Prolegomenen, S. XVIII—XXIV, nachgewiesen. — 3) Vgl. J. Grimm, d. Grammat. 1819. S. XLVI.

ruhen sie auf Wohllautsgesetzen. An Wortbiegungen und Abwandlungsmitteln ist die gothische die reichste unter allen deutschen Sprachen: nirgend ein noch so vollständiger Organismus und ein so scharfes Auseinandertreten der Flexionssilben, wie hier, wogegen einzelne höhere Vollkommenheiten späterer Mundarten nicht in Anschlag kommen können. Aehnliches gilt von den Mitteln zu Wortbildungen durch Laut und Ablaut, Ableitung und Zusammensetzung, obgleich hierin das älteste Hochdeutsch dem Gothischen nahe kommt, ja es in vollständiger Bewahrung einzelner Ableitungsmittel wohl noch übertrifft. Endlich die Wortfügung anlangend, so ist hierüber unser Blick wieder sehr beschränkt aus Mangel an freien, namentlich poetischen Erzeugnissen. Indessen geht sowohl aus Ulfilas Werk, wie aus dem ganzen Organismus der Sprache hervor, daß sie die Fähigkeit besaß, sich in freier, gedrängter, durch innere Mittel zusammengehaltener Wortstellung den alten classischen Sprachen in einem bemerkenswerthen Grade anzunähern.

§. 23.

b) Die hochdeutsche Sprache, von den ältesten Zeiten her im obern Deutschland einheimisch, führt in der Gestaltung, welche sie in diesem Zeitraume zeigt, den Namen der althochdeutschen. Sie ist nicht, wie doch der Hauptsache nach, die uns bekannte gothische, eine einzige sicher begrenzte Mundart, vielmehr begreift sie Unterdialecte in sich, die ursprünglich gewiß nach Volksstämmen und Landschaften streng geschieden waren, in den seit dem siebenten Jahrhundert beginnenden Schriftwerken aber, bei aller bis auf die einfachsten Sprachelemente sich erstreckenden Eigenthümlichkeit fast eines jeden derselben, schon so in einander verfließen, daß es schwer, wo nicht unmöglich ist, einem jeden althoch-

deutschen Sprachdenkmale seine besondere Heimath mit einiger Sicherheit nachzuweisen [a]). Dieß erklärt sich aus den vielfachen politischen Berührungen und Uebergängen, welche seit dem siebenten Jahrhundert, und auch schon früher, unter den oberdeutschen Völkerschaften statt fanden. Indessen lassen sich im Allgemeinen drei althochdeutsche Untermundarten unterscheiden: die alemannische oder schwäbische, deren allmähliges Uebergewicht über die andern schon in diesem Zeitraum wahrnehmbar wird, die baierische [b]) und die fränkische [c]), wozu noch als Uebergangsglied des Hochdeutschen zum Niederdeutschen die thüringisch-hessische tritt. Jede hat sich im Laufe der Jahrhunderte, theils in sich selbst, theils in Folge der Berührung mit andern, vielfach verändert. Hiernach ist eine allgemeine Charakteristik der althochdeutschen Sprache sehr schwierig. Das Folgende liefert nur einige Hauptzüge.

§. 24.

Der Wortreichthum ist bewundernswürdig groß: er tritt uns fast noch mehr in den zahlreichen deutschen Glossen, als in den zusammenhangenden Schriftwerken entgegen. Aus einer Menge noch in voller Lebensfrische thätiger Wurzeln ist eine beinahe unübersehbare Fülle von Wortstämmen und Zweigen in Bildungen, Ableitungen und Zusammensetzungen erwachsen, die, mehr oder weniger durchsichtig, den Bildungstrieb errathen lassen, der bei ihrer Erzeugung gewaltet hat. — Dagegen ist

---

a) J. Grimm, d. Grammat. 3. A. I, S. 4 ff. — b) An die baierische grenzte die Mundart der Longobarden, an die alemannische die der Burgunden; beide aber sind bis auf geringe Spuren verschwunden. J. Grimm, a. a. O. S. 3. — c) Man hat das Fränkische vor und vom 9ten Jahrh. an zu unterscheiden; vgl. J. Grimm, a. a. O. S. 4. 5.

das Althochdeutsche dem Gothischen gegenüber schon offenbar in den Buchstabenverhältnissen gesunken. In den Vocalen der Wurzeln, die zwar noch überall den Unterschied zwischen organischen Kürzen und Längen festhalten, bricht bereits seit dem siebenten Jahrhundert, und vielleicht noch früher, der Einfluß der Endungen durch, der sich in Umlauten, Brechung und Neigung zu Assimilationen äußert. Die letztern verrathen sich auch schon früh, wenn gleich in anderer Weise, in den Endungen selbst, und wenn hierbei die Sprache zum Theil an Wohllaut gewann, so verlor sie doch an Deutlichkeit der Formen, zumal die nirgend folgerichtig durchgeführten Assimilationen sie in einem, bis zur völligen Abschwächung der Endungen fortdauernden, Schwanken zwischen den Gesetzen des Wohllauts und der Abstammung erhielten. Aber durch eben dieses in den Flexions- und Bildungsendungen allmählig um sich greifende Abschwächen ursprünglich volltönender, sowohl langer wie kurzer Vocale erlitt die Sprache eine noch bei weitem größere Einbuße. Der Grund der Abschwächung lag vornehmlich in dem einseitig den Wurzelsilben zugetheilten Hauptton, vor dem die Nebentöne auf den nicht wurzelhaften Silben immer mehr zurücktraten und damit auch früher klangreiche Laute sinken ließen, so daß sich diese gegen das Ende des Zeitraums schon ganz entschieden zu völliger Tonlosigkeit und Verstummung hinneigten. Die althochdeutschen Consonanten tragen, wie die Vocale, bereits in den ältesten Denkmälern die Spuren eines gestörten, früher reineren Organismus an sich. Unter den einzelnen Gliedern jeder Consonantenreihe haben, wie die Vergleichung mit dem Gothischen und Altsächsischen lehrt, Verschiebungen statt gefunden, die, nach einem neuen, folgerichtigen Systeme strebend, doch nie dazu völlig gelangt sind. Dazu kommt das Schwanken in dem Gebrauch unter sich

verwandter, ursprünglich aber identisch gewesener Laute, je nachdem sie am Anfange, in der Mitte oder zu Ende eines Wortes stehen, ein Schwanken, das nicht nur in dem Verhältniß einzelner Mundarten zu einander, sondern fast in jedem Schriftwerke, dasselbe ganz für sich betrachtet, wahrgenommen wird, so sehr auch in einzelnen Denkmälern das Streben sichtbar wird, diese Unsicherheit zu zügeln. Ferner haben mit der Zeit zunehmende Assimilationen, Abschleifungen und völlige Abwerfungen, besonders in den Endungen, das ihrige gethan, den Consonantismus der althochdeutschen Sprache zu verwirren. — Daß mit so großen Veränderungen in den Elementen der Wörter auch die Wortbiegungen und Wortbildungen an charakteristischer Schärfe und Bestimmtheit verlieren mußten, begreift sich von selbst. Je näher dem eilften Jahrhundert, desto mehr stumpfen sich die Endungen ab und rücken sich dadurch näher; und zwar sind auf diesem Wege wieder die ihrem ganzen Wesen nach zarteren Flexionen schneller vorgeschritten, als die schon mehr der Natur der Stämme sich annähernden Ableitungen. — Bei allem dem besaß die althochdeutsche Sprache, zumal in der frühesten, uns näher bekannten Zeit, noch einen so reichgegliederten leiblichen Organismus, daß sich damit die Gestaltungen dieser Mundart in den folgenden Zeiträumen gar nicht vergleichen lassen. Sie enthielt demnach auch noch eine Menge innerer syntactischer Mittel, die dem spätern Hochdeutsch abgehen; und wenn wir dieselben nicht in dem Umfange verwandt sehen, wie sich erwarten ließe, so dürfen wir nicht vergessen, daß die meisten althochdeutschen Werke nur Uebersetzungen aus dem Lateinischen sind. Wo sich die Sprache freier bewegt, namentlich in der gebildeten Prosa des zehnten und eilften Jahrhunderts und in den geistlichen Gedichten, entfaltet sie auch einen größern Reichthum an

natürlichen und geschickten Wortfügungen, und dieser wird gewiß noch bedeutender gewesen sein in den Werken der Volkspoesie, von deren Sprache wir uns aber aus den wenigen Ueberbleibseln nur eine sehr unvollkommene Vorstellung machen können.

§. 25.

c) Die niederdeutsche Sprache dieses Zeitraums wird die altniederdeutsche, oder gewöhnlicher die altsächsische genannt. Wir kennen sie vornehmlich aus einem für die Geschichte der deutschen Sprache und Poesie höchst bedeutenden Denkmale, der allitterierenden Evangelienharmonie aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Die sonst erhaltenen Denkmäler dieser Mundart sind meist von geringem Umfange und fallen mit jener so ziemlich in dieselbe Zeit. Aus diesem Grunde, und weil fast keinem altsächsischen Werke seine besondere Heimath mit einiger Sicherheit angesehen werden kann, läßt sich die Geschichte dieses Dialects weder räumlich noch zeitlich so verfolgen, wie die des althochdeutschen [1]). Fassen wir ihn bloß nach der Gestaltung auf, worin ihn uns die Evangelienharmonie zeigt, so steht er in seinem wirklich dargelegten Wortreichthum hinter dem althochdeutschen zwar zurück; aber hierbei ist wieder, wie beim Gothischen, die Beschränktheit der Quellen in Anschlag zu bringen. Dagegen ist er im Vortheil durch eine größere

---

1) Das Altsächsische der Evangelienharmonie dürfte nach J. Grimm, d. Gramm. 3. A. S. 4, etwa zwischen Münster, Essen und Cleve zu Haus gewesen sein. Die Dialectverschiedenheiten beider fast gleich alten Handschriften möchte Schmeller (Heliand, 2, S. IX) mit der Annahme erklären, daß der in England aufbewahrte Codex von einem angelsächsischen Schreiber vielleicht aus mündlicher Recitation eines Altsachsen oder Thüringers aufgenommen worden sei, wozu man vgl. J. Grimm, a. a. O. S. 248 f.

Menge poetischer Ausdrücke und Umschreibungen, die aus der Volksdichtung in die Behandlung eines geistlichen Stoffes herübergenommen sind. — An Vocalen ist das Altsächsische ärmer, als das Althochdeutsche, indem ursprüngliche Diphthongen zu einfachen Längen geworden sind und sich mit organischen Längen gemischt haben, ohne daß dafür ein erheblicher Ersatz durch Hervorbrechen anderer Doppellaute eingetreten wäre. Sonst sind die Verhältnisse der Wurzelvocale ungefähr dieselben, wie im Althochdeutschen, nur sind der Umlaut und die Brechung in den Wurzeln, so wie die Assimilationen in den Endungen von etwas geringerer Ausbreitung und weniger gleichmäßig durchgeführt. In Rücksicht des Consonantismus steht das Altsächsische dem gothischen Organismus näher, in der charakteristischen Mannigfaltigkeit der Flexionen und Wortbildungen entfernter, als das Althochdeutsche. — Durch Freiheit, Kühnheit und Reichthum der Wortfügungen und durch Geschicklichkeit im Periodenbau zeichnet sich aber diese Mundart, eben weil wir in ihr lebendige Poesie kennen lernen, vorzüglich aus [2]).

§. 26.

II. Die deutsche Verskunst hat, so weit sie sich in den poetischen Werken der Vorzeit zurückverfolgen läßt, wenn sie nicht durchaus verwildert war, immer das Gesetz der Betonung als oberste Regel anerkannt, d. h. der deutsche Vers besteht aus einer bestimmten Anzahl stark betonter Silben oder Hebungen, zwischen welchen sich andere minder betonte,

---

2) Wie überaus reich die altsächsische Sprache noch an Genitiv-Constructionen ist, hat Vilmar nachgewiesen im Programm des Marburger Gymnas. von 1834: De genitivi casus syntaxi quam praebeat Harmonia Evangeliorum, saxonica dialecto seculo IX. conscripta, commentatio. Vgl. J. Grimm, d. Gramm., 4., S. 646, Note 2.

oder Senkungen, einschieben können, nicht gerade müssen, wenigstens nicht in der ältern Zeit, so daß noch nicht, wie späterhin, die Gesammtheit der Silben für ein bestimmtes Maaß an eine sich immer gleich bleibende Zahl gebunden ist. Zu Hebungen taugten ursprünglich nicht bloß Stammsilben, denen der Hauptton des Wortes gebührt, sondern auch nicht wurzelhafte Silben mit bedeutend hervortretendem Nebenton. Die Stärke des auf eine Silbe fallenden Nebentons wurde aber schon von Alters her durch die Länge und die Kürze der zunächst vorangehenden Silben bedingt, und in sofern war der altdeutsche Versbau auch an das Gesetz der Quantität gebunden. So galt z. B. die Regel, daß in Wörtern von zwei Silben nur dann die letzte einen zur Hebung stark genug hervortretenden Nebenton hatte, wenn die erste lang, nicht, wenn sie kurz war; in Wörtern von drei Silben der stärkste Nebenton auf die zweite Silbe fiel, wenn die erste lang, auf die dritte, wenn sie kurz war. Hieraus ergibt sich schon, daß die alte Sprache, welche nicht nur lange und kurze Wurzelsilben neben einander besaß, sondern auch in volltönenden, fast die ganze Vocalleiter durchlaufenden Endungen Längen und Kürzen unterschied, eine große Mannigfaltigkeit von Versgliedern in einem metrischen Bau hat müssen entwickeln können, der auf der Wechselwirkung des Accents und der Quantität beruhte. Am geregeltsten und kunstmäßigsten hat er sich in der althochdeutschen Poesie gestaltet, wogegen die ungebundene Freiheit des altsächsischen Verses unvortheilhaft absticht. — Das besondere Verhältniß zwischen den Hebungen und Senkungen des althochdeutschen geregelten Verses besteht nun darin, daß 1) jede Senkung minder stark betont sein muß, als die zunächst voraufgehende Hebung; 2) wo zwischen zwei Hebungen die

Senkung fehlt, die erste Silbe lang sein muß durch Vocal oder Position; und 3) nur der Auftact allenfalls mehrere Silben zuläßt, die übrigen Senkungen aber nur einsilbig sein dürfen. Diese Versregeln werden durch Elision von Vocalen, Wortverkürzungen und Verschleifung zweier durch einfache Consonanten getrennten Silben, deren erste kurz ist, nicht aufgehoben *).

§. 27.

Die ältesten regelmäßigen deutschen Verse, die wir kennen, sind zu Anfange des neunten Jahrhunderts niedergeschrieben; sie bestehen in Langzeilen von acht Hebungen und gewähren uns sicher das uralte volksthümliche Maaß des deutschen Heldenliedes [a]). Jede Langzeile zerlegt sich in zwei, durch eine stark ins Ohr fallende Cäsur gesonderte Vershälften (von je vier Hebungen, zwei stärkern und zwei schwächern), die, wie es scheint, gerade nicht nothwendig, aber in den auf uns gekommenen Gedichten doch fast durchgehends, bis ins achte und neunte Jahrhundert durch die Alliteration, von da an durch den Endreim zusammengehalten werden [b]). Die Alliteration [c]) beruht auf dem Gleichlaut der Buchstaben, mit welchen mehrere der am stärksten

*) Vgl. hierüber, wie über die folgenden drei §§. Lachmann, über althochd. Betonung und Verskunst.

a) J. Grimm, latein. Gedichte des 10ten u. 11ten Jahrhunderts. S. XXXVIII. Hier ist auch von S. XXIII an ausführlich über die Berührungen und Aehnlichkeiten gehandelt, welche sich zwischen dem Bau der altdeutschen Langzeile einerseits, und den Eigenthümlichkeiten des mittelalterlichen latein. Hexameters, so wie nur rhythmisch gemessener latein. Verse des 11ten Jahrh. andrerseits aufweisen lassen. — b) J. Grimm, a. a. O. S. XXX. XXXVIII; Lachmann, a. a. O. S. 2; und über Otfried, S. 281 b. — Wie natürlich sich aber beide Bindemittel in bloß rhythmisch gebildeten Versen einstellen, weist F. Wolf, a. a. O. S. 14. 15, gut nach. — c) Ueber die altdeutsche Alliterationspoesie vgl. Lachmann, üb. d. Hildebrandslied; über nordische, Rask, d. Verslehre d. Isländer, verd. von Mohnike.

betonten Silben einer Langzeile anheben, wobei die einzelnen Vocalanlaute alle unter einander Bindefähigkeit besitzen. Gewöhnlich sind in der ersten Hälfte der Zeile ein oder zwei reimende Anfangsbuchstaben, in der zweiten einer: jene heißen nach der nordischen Kunstsprache die Stollen, dieser der Hauptstab, alle zusammen die Liedstäbe d). Nicht selten finden sich aber auch vier Stäbe, je zwei in jeder Halbzeile, die entweder alle unter sich gleich, oder zu zweien gebunden sein können, in welchem letztern Falle e) sie überschlagende Buchstabenreime bilden. Auf die wievielste der acht Hebungen der Langzeile jeder Liedstab fallen müsse, ist, bis auf eine gewisse Schranke, die, bei nur zwei oder drei Liedstäben, der letzte nach dem Versende zu in der Regel nicht überschreiten darf f), durch kein Gesetz vorgeschrieben. — Aber nicht in allen allitterierenden Werken, die im eigentlichen Deutschland entstanden sind, ist, neben dem Festhalten der nothwendigen Liedstäbe, auch der geregelte rhythmische Versbau streng durchgeführt; vielmehr ist es das Hildebrandslied allein, das ihn uns so darbietet. In den übrigen, freilich nicht zahlreichen Werken der althochdeutschen Allitterationspoesie, so wie in der altsächsischen Evangelienharmonie sind die Verse, wenigstens in der uns überlieferten Gestalt, oft viel freier und nachlässiger gebaut, theils kürzer, theils länger, als die regelmäßigen. Besonders häufig sind die Verse mit ungebührlich vielen schwacher

---

d) Vgl. hierzu J. Grimm, Andreas und Elene, S. LVI. — e) Auch für die angelsächsische Poesie weist diesen Fall, jedoch wie es scheint, als einen sehr seltenen, Leo nach, in Haupts Zeitschr. 3, S. 185. — f) Vgl. Schmeller, Heliand, 2, S. XII b; Ettmüller, N. Jen. Litt. Zeit. 1843. Nr. 42. S. 170. Anders ist es bei vier Liedstäben, wo der letzte so weit ans Ende rücken kann, daß er nur noch eine der schwächern Hebungen hinter sich hat (wie Hildebrandslied 3. 9. 17); oder gar keine (wie 3. 24. bei Lachmann, a. a. O.).

betonten Silben in dem altsächsischen Gedicht [g]). Dessen ungeachtet darf der geregelte Versbau des Hildebrandsliedes nicht für eine bloß vereinzelte, wohl gar zufällige Erscheinung gehalten werden: dawider spricht schon allein die Wiederkehr desselben Versmaaßes, aber ohne Allitteration, in den ältern Gedichten dieses Zeitraums mit Endreimen. Jene regellosen allitterierenden Verse sind wohl als Ausartung eines früher gewiß in größerer Allgemeinheit herrschend gewesenen strengen Maaßes anzusehen. Eine ähnliche Erscheinung wird bald in der Geschichte der Verse mit Endreimen nachgewiesen werden.

§. 28.

Der Endreim ist in der deutschen Poesie jünger, als die Allitteration. Zur Alleinherrschaft gelangt zeigt er sich zuerst in Gedichten, die aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts stammen. Einzelne Spuren von ihm finden sich aber schon früher in den allitterierenden Gedichten [1]), so

---

g) In der angelsächsischen und nordischen Poesie heißen die minder betonten Wörter im Verse Mahlfüllung.

1) Vgl. Lachmann, über das Hildebrandslied, S. 9. Auch in den Merseburger Gedichten finden sich, abgesehen von andern wohl nur zufälligen Endreimen in allitterierenden Zeilen, zu Ende des ersten zwei gleiche Ausgänge der sich entsprechenden Vershälften, die nach J. Grimms Deutung gleichfalls zufällig sein könnten (s. seine Abhandl. über zwei entdeckte Gedichte rc. S. 19), nach W. Wackernagels Uebersetzung aber (Wörterb. zum altd. Leseb. S. IX), der Allitteration entbehrend, wirklich mit Bewußtsein gesetzte Reime zu sein scheinen. (Dürfte daraus geschlossen werden, daß diese letzte Langzeile jüngern Ursprungs sei, als die drei vorhergehenden?) Ueber das Hervorbrechen des Reims in der allitterierenden angelsächsischen und nordischen Poesie vgl. J. Grimm, Andreas und Elene, S. XLIII ff., u. Dietrich, altnord. Leseb. S. XXXVI. — In diesen uralten Reimen allitterierender Lieder, meint J. Grimm (a. a. O. S. XLIV), beruhe am ungezwungensten der allmählig unter allen Völkern deutscher Zunge aufgeblühte Endreim. Aber man wird zugeben müssen, daß sein frühes Aufkommen in der christlich römischen oder lateinischen Poesie des

wie umgekehrt die Allitteration auch nicht gleich auf einmal aus der Poesie mit Endreimen verschwand [2]). Beide scheinen also eine Zeitlang neben einander bestanden zu haben. Die Poesie mit Endreimen lernen wir in diesem Zeitraume nur aus althochdeutschen Werken, vorzüglich aus Otfrieds Evangelienharmonie, kennen. Seine Verse sind ihrem Grundtypus nach ganz wie die im Hildebrandsliede gebaut, d. h. sie be=

Mittelalters (er läßt sich darin bis um 270. zurückverfolgen) und seine allmählige, fortschreitende Entwickelung, sowohl in den sogenannten leoninischen Hexametern, wie in rhythmisch gemessenen Gedichten, nach der Festigung des Christenthums in Deutschland viel, wo nicht das meiste zu dem Siege beigetragen hat, den in der deutschen Poesie der Endreim über die Allitteration errang. („Die Allitteration scheint zuerst in Hochdeutschland, dann auch in Sachsen, gerade darum dem christlichen Reim zu erliegen, weil sie in heidnischen, damals noch nicht verhallten Gesängen geherrscht hatte." J. Grimm, d. Mythol. S. 9.) Vgl. über die latein. Reimpoesie des Mittelalters und ihr Verhältniß zu der Volksdichtung in den Landessprachen J. Grimm, latein. Gedichte, S. XXIII ff., und F. Wolfs gelehrtes Buch über die Lais 2c., besonders S. 161 ff. u. 198 ff. — Daß der romanische Reim unmittelbar auf diesen lateinischen zurückzuführen ist, nicht aber, wie sonst geschah, aus Einflüssen der spanisch=arabischen Poesie erklärt werden darf, unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr. Dagegen sind die Meinungen noch über den Ursprung des Wortes Reim selbst getheilt. Die Einen lassen es aus rhythmus entstehen (vgl. Schmeller, baier. Wörterb. 3, S. 86; Mone, im Anzeig. 1839. Sp. 454, und in d. altd. Schauspiel., S. 89); die Andern suchen darin ein ursprünglich deutsches Wort, hrîm oder rîm (vgl. Graff, Sprachsch. 2, Sp. 506; W. Wackernagel, a. a. O. unter rîm). Daß das Wort aus der deutschen Sprache erst in die romanischen gekommen sei (Diez, Poesie d. Troubad. S. 95), ist bei der verhältnißmäßig späten Ausbildung der Reimpoesie in Deutschland kaum glaublich; eher könnte dem zu uns herübergekommenen romanischen Wort (rima, rime), mag es aus rhythmus entstanden sein oder nicht, das altdeutsche, im Sinn gerade nicht fern abstehende rîm (komme es von rîman oder hrinan) sich angepaßt haben. — 2) So kommt selbst noch bei Otfried eine, noch dazu reimlose Langzeile mit Allitteration vor (I, 18, 9), welche sich wörtlich eben so in dem allitterierenden Muspilli findet; vgl. auch Lachmann, über Otfried, S. 280 f.

stehen aus Langzeilen von acht Hebungen, mit deren letzter der Vers schließt[3]). Statt der Allitteration treten nun aber Endreime[4]) als Bindemittel je zweier Vershälften ein. Sie fallen auf die letzte Hebung jedes Verses, sind also einsilbig oder stumpf[5]). Daß sie immer Wurzelsilben treffen, ist durchaus nicht nothwendig: bei der Mannigfaltigkeit und Volltönigkeit der Endungen genügen diese noch vollkommen zur Bindung der Hauptglieder. Völliger Gleichlaut ist zwar Regel, aber nicht durchgreifende; oft ist bloße Assonanz ausreichend. Der Fälle jedoch, wo auch diese fehlt, sind nur sehr wenige. Andrerseits läßt sich nicht verkennen, daß der Dichter darnach gestrebt habe, außer den Endsilben auch die diesen zunächst voraufgehenden, also auch häufig Wurzelsilben, in zwei zusammengehörenden Versen einander ähnlich zu machen, entweder durch Gleichheit der Vocale bei verschiedenen Consonanten, oder umgekehrt; ja sehr oft geht dieß in völligen Gleichlaut über, der nun durch zwei bis drei Silben eine

3) Ueber Otfrieds Versbau im Allgemeinen und einzelne Besonderheiten desselben vgl. außer Lachmann, über althochd. Betonung und Verskunst, dessen Anmerkungen zum Iwein, 2. A. S. 370. 381. 391 f. 401. 410. 436. 558. — 4) Ueberschlagende oder sich kreuzende Reime kennt die althochd. Poesie noch nicht; sie bindet nur immer die beiden Hälften einer Langzeile: der eine Reim bildet also die Hauptcäsur, der andre den Schluß der ganzen Zeile; vgl. dazu Wolf, a. a. O. S. 165. — 5) Stumpfe Reime, wie sie die mittelhochdeutsche Poesie kennt, wo die letzte Hebung auf zwei verschleifte Silben fällt, von denen die erste immer kurz sein muß, gehören bei Otfried zwar zu den Seltenheiten, sind jedoch nicht ganz unerhört. Ein Beispiel von solchem Reim und Gegenreim steht II, 12, 31. Häufiger sind die Fälle, wo nur in einer Halbzeile die letzte Hebung auf zwei verschleifte Silben fällt, z. B. I, 5, 3; II, 9, 31; 4, 24, 15. Hier kann der Reim nur durch eine Silbe gebildet werden, die nach mittelhochdeutscher Weise stumm sein würde. Daß übrigens der Gebrauch, zwei Silben unter der letzten Hebung zu verschleifen, bereits vor Otfried statt fand, beweist das Hildebrandslied.

Halbzeile mit der andern bindet[6]). Auf diese Weise entstehen Ausgänge der Vershälften, die den klingenden Reimen der spätern Poesie analog scheinen[7]), von ihnen aber dadurch unterschieden sind, daß die ältere Verskunst auf die gleichlautenden Silben zwei Hebungen, die jüngere, wo sie wirklich klingende und stumpfe Reime sondert, nur eine fallen läßt[8]).

§. 29.

Alle althochdeutschen Gedichte mit Endreimen, die vor dem eilften Jahrhundert entstanden sind, bestehen aus Strophen[a]). Die einfachste, die Otfried sein ganzes Gedicht hindurch festhält, befaßt zwei Langzeilen. Ihr zunächst steht die dreizeilige, die ungemischt mit andern Strophenarten nur in

---

6) s. Lachmann, üb. Otfried, S. 281; J. Grimm, d. Grammat. 3. A. S. 205, Note 1. — 7) Für klingende hat sie auch noch J. Grimm, d. Grammat. 2. A. I, S. 16 ff. genommen. — 8) In wiefern die althochdeutsche Behandlungsweise scheinbar klingender Versausgänge auch noch im 13ten Jahrhundert fortdauert, wird sich weiter unten zeigen.

a) Daß auch allitterierende Gedichte in regelmäßigen Versen, wie das Hildebrandslied, strophisch gegliedert gewesen, läßt Lachmann (über Singen und Sagen, S. 4) wenigstens als eine Möglichkeit zu; wirklich versucht hat die strophische Abtheilung des Hildebrandsliedes und des Bruchstücks vom jüngsten Gericht (Muspilli) W. Müller in Haupts Zeitschr. 3, S. 447 ff. Darnach zerlegte sich das erstere in Strophen von je drei, das andere in Strophen von je vier Langzeilen. Auch die kleinern althochd. Ueberbleibsel in Allitterationsform möchte er als strophisch abgefaßt ansehen, den poetischen Theil des Wessobrunner Gebets als drei Strophen von je drei Langzeilen, und von den beiden Merseburger Gedichten das erste als eine, das andre als zwei Strophen, jede von vier Langzeilen. Die nicht strophische Form allitterierender Gedichte, wie sie der Heliand darbietet, nimmt Müller als die jüngere an, gegen welche die ältere später zurücktrat. Dann wäre auch in der Geschichte der Allitterationspoesie dieselbe Erscheinung, welche wir in der Umsetzung der otfriedischen Reimstrophe in die fortlaufenden kurzen Reimpaare der spätern Zeit wahrnehmen (vgl. §§. 30. 67.).

einem kurzen Liede auf den heil. Petrus [b]) gefunden wird, so jedoch, daß die letzte Langzeile in allen drei Strophen mit ihren nicht deutschen, sondern griechischen Worten, wiederkehrt, also eine Art von Refrain [c]) bildet. Mehr als zwei oder drei Verse enthält keine ein ganzes Gedicht durchgeführte Strophe; dagegen wächst die Zahl der Langzeilen zu vier, fünf, sechs und neun, wo verschiedene Strophenarten in einem Gedichte gemischt erscheinen, obgleich auch hierbei, nach den uns erhaltenen Stücken [d]) zu urtheilen, die zwei- und dreizeilige entschieden bevorzugt ist. Man darf in den Gedichten dieser Art die ersten sogenannten Leiche [e]) sehen, eine poetische Form, die dem eine Strophenart festhaltenden Liede [f]) zur Seite, sich in der Gestalt, worin sie uns zuerst begegnet, aus dem lateinischen mehr volksmäßigen Kirchengesange, den sogenannten,

---

b) In Docens Miscell. I, S. 4; Hoffmanns Fundgruben, I, S. 1, und dessen Gesch. des d. Kirchenl. S. 16; auch bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 103 f. — c) Derselbe wurde auch in der Melodie nicht abgeändert, während die beiden vorhergehenden Langzeilen jeder Strophe sich darin nicht wiederholten; vgl. das Facsimile des Textes mit den übergeschriebenen Neumen bei Maßmann, die deutschen Abschwörungs- rc. Formeln, und F. Wolf, a. a. O. S. 308, 152, wo auch von S. 18 an ausführlich über die Geschichte des Refrains gehandelt ist. — d) Es sind dieß: Christus und die Samariterin (§. 43.), der Lobgesang auf König Ludwig (§. 35.), der 138ste Psalm (§. 43.), alle drei unter zweizeilige Strophen nur dreizeilige mischend; der Leich auf den heil. Georg (§. 43.), und das halb lateinische und halb deutsche Gedicht auf die beiden Heinriche (§. 17, 7), jener nach Lachmanns Abtheilung aus fünf-, sechs- und neunzeiligen, dieses aus vier- und dreizeiligen Strophen bestehend. — e) Der Name bedeutet in dieser Zeit ganz allgemein Gesang (modus, canticum); über die frühere Bedeutung vgl. J. Grimm, d. Mythol. S. 35; über die spätere Uebertragung des romanischen lai durch leich, so wie über den Ursprung des romanischen Worts aus dem Celtischen vgl. F. Wolfs Buch. — f) Schon Notker Labeo (starb 1022) unterscheidet lied unde léicha (der erstere Ausdruck bereits im 6ten Jahrh. bei Venantius Fortunatus, VII, 8: leudos oder liedos).

seit dem neunten Jahrhundert aufkommenden Prosen und Sequenzen g), und der lateinischen Hofpoesie des zehnten und eilften Jahrhunderts entwickelt hat h). — Daß alle strophisch abgefaßten Gedichte für den Gesang bestimmt waren, unterliegt keinem Zweifel; von den uns erhaltenen allitterierenden Werken darf man es wenigstens vermuthen i).

§. 30.

Im eilften Jahrhundert hebt schon die Ausartung der deutschen Verskunst in den Gedichten mit Endreimen an und dauert bis gegen das Ende des nächstfolgenden fort, wenigstens in den Werken der gelehrten Dichter. Denn die eigentliche Volkspoesie scheint sich immer reinere und strengere Formen bewahrt zu haben. Das einzige poetische, nur als Bruchstück erhaltene Denkmal [1]), das mit Sicherheit in jenes Jahrhundert gesetzt werden kann [2]) und von einem gelehrten

---

g) Die Prosen oder Sequenzen waren die ursprünglich kaum einen bestimmten Rhythmus erkennen lassenden, allmählig zu rhythmischer Gliederung ausgebildeten und gereimten Worte, welche den früher textlosen Melodien oder Modulationen des Neuma oder der Jubilation des Alleluja angepaßt wurden. Der St. Galler Notker Balbulus (starb 912) und seine Zeitgenossen und Schüler waren, wenn auch nicht die Erfinder, doch die eigentlichen Einführer und eifrigen Verbreiter derselben. F. Wolf, a. a. O. S. 29 ff. 100. — h) vgl. Lachmann, über die Leiche, u. F. Wolf. Beider Entwickelung muß in ihrem Zusammenhange nachgelesen werden; einzelne Citate daraus helfen hier nichts. — i) Lachmann, über Singen und Sagen. S. 3. 4. Otfried spricht ausdrücklich von dem Gesang seines Gedichts, auch ist in einer Handschr. desselben eine Strophe mit Musiknoten überschrieben; der Notenzeichen über den Textworten des Liedes auf den heil. Petrus ist bereits gedacht worden. Selbst der unstrophische Heliand könnte nach Schmellers Vermuthung (2, S. IX a), wo nicht durchweg, doch theilweise gesungen sein.

1) Unter dem Titel: Merigarto herausgegeben (vgl. §. 47.). — 2) Graff (althochd. Sprachsch. 1, S. LXI) setzt auch den leichartigen Psalm (§. 43.) in das 11te Jahrhundert; er ist aber gewiß älter.

Verfasser herrührt, ist nicht strophisch abgefaßt, vielmehr hat sich die alte Langzeile hier bereits in zwei Verse zerlegt, die zwar die frühere Weise der Reimbindung beibehalten, jedoch paarweise, und ohne daß sie sich zu größern, nach bestimmter metrischer Regel zusammengefaßten Gliedern abschlössen, an einander gereiht, die beliebteste Versart erzählender Gedichte des folgenden Zeitraums in rohen Anfängen zeigen. Bald zu kurz, bald zu lang, verläugnen diese Verse eben so oft ihren Ursprung, als sie die Zahl von vier Hebungen entweder nicht erreichen, oder überschreiten; und was wohl die meiste Rohheit verräth, bisweilen sind ganz kurze mit sehr langen gereimt. Dabei sind die Reime selbst nicht genauer, als bei Otfried. — Daß diese Umgestaltung der alten Strophe nicht mehr sangbar war, sondern daß darin abgefaßte Gedichte, wie späterhin, schon jetzt vorgelesen wurden, darf wohl mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden.

Dritter Abschnitt.

Volkspoesie.

§. 31.

Obgleich es sich kaum bezweifeln läßt, daß die Volkspoesie in diesem Zeitraum schon zu voller und reicher Blüthe gelangte, so können wir uns doch, da sich von ihren Werken nur überaus Weniges erhalten hat, kein vollständiges und

---

Reicher vielleicht wird die poetische Litteratur dieses Jahrhunderts ausfallen, wenn erst Näheres und Genaueres über die vor Kurzem aufgefundene Vorauer Handschr. verlauten wird; s. Haupts Zeitschr. 2, S. 223 ff.

lebendiges Bild von ihr machen. Eine Ursache dieser dürftigen Ueberlieferung ist bereits oben (§. 11.) berührt worden. Die höhern Geistlichen im Allgemeinen und oft auch die Fürsten waren dem Volksgesange nicht günstig und verfolgten ihn sogar lange Zeit. Das sprechendste Zeugniß dafür legen die Verbote ab, welche von der Zeit des heil. Bonifacius an auf Concilien und in Capitularen der fränkischen Könige gegen das Absingen weltlicher Lieder, zunächst an die Geistlichkeit selbst, dann auch an die Laien, wiederholt erlassen wurden [1]). Daher wurden gewiß bis gegen Ausgang des achten Jahrhunderts nur höchst selten dergleichen Gesänge aufgeschrieben, und wo dieß dennoch, wie namentlich in Frauenklöstern [2]), geschah, konnten erneute Verbote und die Wachsamkeit der Obern leicht den Untergang des Niedergeschriebenen bewirken. Erst nachdem Karl der Große das Beispiel gegeben, alte Heldenlieder seines Volks zu sammeln [3]), wobei er sich höchst

1) Die Beweisstellen findet man bei W. Wackernagel, Wessobr. Geb. S. 27 ff. — 2) In einem Capitulare von 789 wird den Klosterfrauen verboten: winileodes scribere vel mittere. — 3) Einhard, c. 29. von Karl d. Großen: item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Diese berühmte und viel besprochene Stelle, sonst auf Bardenlieder bezogen, zu deren Auffindung einst ein Preis ausgesetzt wurde (Bragur, VI, 2, 246 ff.), ward zuerst von A. W. v. Schlegel (Athenäum II, 2, S. 306 ff.) auf alte Gedichte aus dem Sagenkreise der Nibelunge gedeutet. Daß darunter wenigstens Lieder zu verstehen seien, die deutschen Heldensagen angehörten, ist kaum zu bezweifeln; ob sie aber nicht noch andere Sagen betrafen, als die uns aus spätern Dichtungen bekannten, kann nicht so leicht entschieden werden. So waren noch zu Ende des 9ten Jahrhunderts Lieder über merovingische Könige bekannt (W. Grimm, d. Heldens. S. 27); auch dergleichen konnten sich wohl in Karls Sammlung befinden. Dagegen läßt sich gar nicht erweisen, daß darin ein Lied von der Nibelunge Noth auch nur enthalten gewesen sein könnte (Lachmann, Kritik d. Nib. S. 460). — Ueber sonstige frühe Aufzeichnung deutscher Lieder vgl.

wahrscheinlich geistlicher Hände bediente, mögen einzelne Klosterbrüder sich ihrer Neigung für das Volksepos ungestörter hingegeben haben und die Aufzeichnungen der Lieder zahlreicher geworden sein [4]). Verschmähten es doch selbst die Geistlichen des zehnten und eilften Jahrhunderts nicht mehr, Gegenstände des deutschen Volksgesanges, alte heimische Sagen und wirkliche Ereignisse aus der nächsten Vergangenheit, sich anzueignen und in kunst- oder volksmäßiger Form lateinisch zu bearbeiten [5]); und aus dem Schluß des zehnten Jahrhunderts haben wir ein bestimmtes Zeugniß von dem Vorhandensein deutscher Bücher, die Lieder über einen Theil der großen Heldensage enthielten [6]). Indessen wird wohl auch in dieser spätern Zeit die weltliche Poesie noch immer vorzugsweise im Munde des Volks und der Sänger gelebt haben. Daß nun aber von dem, was wirklich durch die Schrift festgehalten wurde, nur so geringe Ueberbleibsel auf die Nachwelt gekommen sind, davon werden wir die Gründe wohl hauptsächlich

---

W. Grimm, a. a. O. S. 378, u. oben §. 16, b. — 4) So verdanken wir vermuthlich zwei Fuldaischen Mönchen die Aufzeichnung des Hildebrandsliedes. Lachmann, über d. Hildebrl. S. 23. — 5) Hierher gehören der Waltharius (nach alemannischer), der Rudlieb (nach baierischer), die Ecbasis captivi (nach lothringischer Ueberlieferung), so wie mehrere kleinere, nicht aus älterer Sage hervorgegangene Stücke, die hinter jenen dreien in J. Grimms u. Schmellers latein. Gedichten d. 10ten u. 11ten Jahrh. und anderswo gedruckt sind. „Es muß unter den lateinisch Gebildeten jener Zeit, also zunächst Geistlichen, besondere Lust geherrscht haben, sich in der poetischen Darstellung solcher Gegenstände zu versuchen." Diese Dichtungen, „in die sich eine Menge Stoff geflüchtet, den die heimische Dichtkunst erzeugte, aber kein Mittel mehr hatte, zu erhalten," haben vielfach zur Vermittelung gedient zwischen der absterbenden althochdeutschen und der aufblühenden mittelhochdeutschen Poesie. Vgl. hierzu J. Grimm und Schmeller, a. a. O., besonders S. IX. X. L. 223; u. Gervinus, 1, S. 91 ff. (1. A. S. 76 ff.). — 6) W. Grimm, a. a. O. S. 30 ff.; 378.

in der allmählig veraltenden, den jüngern Geschlechtern immer unverständlicher werdenden Sprache der niedergeschriebenen Lieder, so wie in dem neuen Geschmack suchen müssen, der nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts in der deutschen Poesie aufkam. Beides mußte die poetischen Denkmäler der Vorzeit überhaupt früh in Vergessenheit bringen und, wenn sie nicht zufällig in Klosterbibliotheken sich versteckt hielten, dem Untergange zuführen. Auch mag dazu das seinige der Stillstand beigetragen haben, der im eilften Jahrhundert unter den fränkischen Kaisern für die deutsche Poesie eingetreten zu sein scheint[7]); denn mit der Abnahme der poetischen Kraft und des poetischen Sinnes mußte auch das Interesse an den Dichtungen schwinden, die aus frühern Zeiten in diese herüberreichten. — Das, was wir von der Volkspoesie dieses Zeitraums wissen, und was noch von ihren Werken übrig ist, kann unter folgenden Gesichtspunkten zusammengestellt werden.

A. Stoffe der Volkspoesie. — Erhaltene Werke.

§. 32.

1. Deutsche Heldensage. — Die seit dem sechsten Jahrhundert beginnenden Zeugnisse für das Bestehen und Fortbilden deutscher, aus mythischen und geschichtlichen Grundlagen hervorgegangener und in einander verwachsener Helden-

7) In wiefern diese Erscheinung bereits lange vorher vorbereitet war, deutet J. Grimm, a. a. O. S. VII, treffend an: „Nachdem das Christenthum die noch aus heidnischer Wurzel entsprossene Dichtung des 8ten u. 9ten Jahrh. verabsäumt oder ausgerottet hatte, mußte die deutsche Poesie eine Zeit lang still stehen, einer Pflanze nicht ungleich, der das Herz ausgebrochen ist.“

sagen [a]) befinden sich fast alle theils in Geschichtschreibern und Chronisten dieses Zeitraums, theils in angelsächsischen und nordischen Gedichten, theils endlich in den deutschen und lateinischen Ueberbleibseln der Volksdichtung selbst. — Am weitesten reichen die Zeugnisse zurück, welche sich auf die Sage von dem Gothenkönig Ermanrich beziehen, der unter dem Namen Ermanaricus auch bei Jornandes vorkommt. Was dieser von ihm, und insbesondere von seinem Ende erzählt [b]), ist gewiß der Inhalt eines gothischen Liedes gewesen. Dafür spricht nicht bloß der von Jornandes sagenhafter Erzählung abweichende, mehr historische Farbe tragende Bericht von jenes Königs Tode bei einem ältern Geschichtschreiber [c]), sondern auch das Fortleben dieser Sage in den spätern Dichtungen Deutschlands und des Nordens. Dort ward Ermanrichs Sage, die nach Zeugnissen aus den folgenden Jahrhunderten umfassender war, als wie sie bei Jornandes erscheint [d]), an die Dieterichssage geknüpft, und diese Verknüpfung läßt sich bis zur Scheide des zehnten und eilften Jahrhunderts zurückverfolgen; im Norden lehnte sie sich an die Siegfriedssage an; wann? läßt sich nicht mehr sagen: den alten Eddaliedern [e])

---

a) Die Zeugnisse finden sich bei W. Grimm, d. Heldens. 1—49. Auf dieses vortreffliche Werk, so wie auf die nicht minder ausgezeichneten Forschungen von P. E. Müller, Sagabibliothek (Kopenhagen 1817—20. 3 Bde.), Bd. 2. in G. Lange's Uebersetzung, u. Lachmann, Kritik d. Sage v. d. Nibel. verweise ich in Allem, was zur Begründung und weitern Ausführung des in diesem und dem folgenden §. Angedeuteten dienen kann. — b) Jornandes, c. 23. 24.; vgl. J. Grimm, d. Mythol. S. 345, u. in Haupts Zeitschr. 3, S. 151 ff. Welches Inhalts die Lieder waren, womit die Westgothen den Leichnam ihres in der Catalaunischen Schlacht gefallenen Königs bestatteten, läßt sich aus den Worten des Jornandes, c. 41., nicht errathen. — c) Ammian. Marcellin. XXXI, 3. — d) Die spätern Zeugnisse dieses Zeitraums bringen mit Ermanrich schon seine Neffen, die Harlunge, zusammen, über die es auch sehr früh Sagen gab. — e) Die Samm-

war diese Verbindung schon bekannt. — Die Siegfriedssage verräth sich von da an, wo sie, das Gebiet der Götter- und Dämonenwelt aufgebend, ihre Helden als bloße Menschen erscheinen läßt, durch Namen und Oertlichkeit als eine fränkische vom Niederrhein [f]). Auch ohne ausdrückliche Zeugnisse darf man den Zeitpunkt, wo diese Umwandlung vollendet war, etwa im siebenten Jahrhundert ansetzen. — Schon früher, wohl noch im fünften Jahrhundert, muß es Lieder gegeben haben, deren Inhalt sich auf ein geschichtliches Ereigniß bezog, auf den Untergang des burgundischen Königs Gundicarius mit den Seinigen durch den Hunnenkönig Attila (i. J. 436). Mit dieser burgundischen Sage verschmolz späterhin die fränkisch gewordene Siegfriedssage, und die fränkischen Nibelunge fielen nun mit den burgundischen Königen zusammen. Jene bildet den Kern des zweiten Theils der spätern Nibelunge Noth, diese den des ersten. Wann diese Verschmelzung vor sich gieng, die auf verschiedene Weise in der deutschen und in der nordischen Darstellung statt gefunden hat [g]), wissen

lung altnordischer Gesänge, welche unter dem Namen der Sämundischen oder alten Edda (im Gegensatz zu der jüngern, prosaischen oder Snorraischen) bekannt ist, rührt zwar wahrscheinlich erst aus dem 12ten Jahrh. her (Sämund st. 1133); die Gesänge selbst aber, worunter eine bedeutende Anzahl die früheste bekannte Gestaltung der deutschen Heldensage im Norden gibt, sind weit älter. Sie stammen wohl größtentheils aus dem 8ten Jahrh. und sind wieder meist Nachbildungen und Umarbeitungen noch älterer Lieder. Vgl. P. E. Müller, a. a. O. S. 87—107; W. Grimm, a. a. O. S. 4 ff.; Dietrichs altnord. Leseb. S. XX ff. — Die Hauptausgabe der alten Edda ist die Kopenhagener, 1787—1828. 3 Thle. 4.; die der deutschen Heldensage am nächsten stehenden Lieder sind herausgegeben, erklärt und übersetzt durch die Brüder Grimm: Lieder d. alten Edda. Berl. 1815. 8.; desgl. von L. Ettmüller eine stabreimende Verdeutschung. Zürich, 1837. 8. — f) Vgl. Gervinus, 1, S. 42—45. — g) Die wesentliche Verschiedenheit, die zwischen der deutschen und nordischen Auffas-

wir nicht. Zu spät darf man sie aber nicht ansetzen, da sie wenigstens nach einem nordischen Zeugniß schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts vollbracht gewesen sein muß [h]). — Eine vierte große Sage, die in diesem Zeitraum aufkam, ist die von Dieterich, in welchem höchst wahrscheinlich gleich von Anfang an Theodorich der Große zu suchen ist [i]).

---

sung der Sage in Betreff der Urheber von Günthers und der Seinigen Untergang herrscht, erklärt W. Müller (Versuch einer mythol. Erklär. S. 30 ff.) daraus, daß nach der Wanderung der Sage nach dem Norden in Deutschland ihre Gestaltung noch eine bedeutende Einwirkung durch den von der burgundischen Chrothilde, Gemahlin des Frankenkönigs Chlodwig, i. J. 538 herbeigeführten Untergang des burgundischen Königshauses erlitten habe. — h) Ich bin in dem, was hier von der Geschichte der Siegfrieds- und Dieterichssage angedeutet ist, ausschließlich Lachmann gefolgt. In vielen Punkten haben seine Untersuchungen und die von Müller und Grimm zu gleichen oder ähnlichen Resultaten geführt; in einigen wesentlichen Dingen weichen sie aber von einander ab. Im Allgemeinen kann man sagen, daß Müller u. Grimm die Sage mehr aus mythischen Elementen entstehen lassen, die erst im Laufe der Zeiten mehr oder minder glücklich an historische Charactere und Begebenheiten angelehnt worden seien; Lachmann aber neben dem mythischen Element in der für uns ältesten Siegfriedssage andere Hauptbestandtheile der Sage annimmt, die gleich von vorn herein auf historischen Ereignissen begründet waren. So unterscheiden jene beiden einen mythischen Atli von dem historischen Attila, welchen letztern Lachmann allein in der Sage gelten lassen will (vgl. auch W. Müller, a. a. O. S. 29 f.); wogegen er zwei verschiedene Günther annimmt, den Nibelung, der zuerst in der fränkischen Sage erscheint, und den burgundischen König. Auch neigt sich Grimm mehr dazu hin, den Dieterich für einen ursprünglich unhistorischen, vielleicht selbst mythischen Character anzusehen, der erst späterhin auf den historischen Theodorich übertragen sei, während Lachmann nur den letzten festhält. — i) Daß schon im 7ten Jahrh. Theodorich zu einem Helden der Sage geworden, beweist die durch J. Grimm, Reinh. Fuchs. S. XLIX aus Fredegar und Aimoin mitgetheilte gothisch-byzantinische Heldensage; vgl. auch d. Mythol. S. 346. Einem andern, von dem ostgothischen ursprünglich ganz verschiedenen Dieterich von Bern möchte Lersch (Jahrb. d. Vereins f. Alterthumskunde im Rheinlande, Hft. 1. Cöln 1842. S. 24 ff.) die Gegend um Bonn und Cöln als den eigent-

Schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts finden wir ihn in Verbindung mit Attila oder Etzel, mit dem er ursprünglich wohl eben so wenig in der Sage, wie in der Geschichte zusammenhieng. Vielleicht ist schon um dieselbe Zeit, durch Vermittelung der Sage von Etzel, Dieterich in die Sage von der Burgunden Untergang eingeführt worden: etwas Gewisses läßt sich darüber nicht ermitteln. Wahrscheinlich ist er aber erst auf diesem Wege, und nicht durch unmittelbare Anknüpfung an Siegfried, in die burgundisch-fränkische Nibelungensage gekommen, wie wir sie aus der spätern deutschen Darstellung kennen [k]): denn die nordische Gestaltung weiß von ihm so gut wie gar nichts.

§. 33.

Außer diesen vier großen Fabelkreisen, die gewiß in zahlreichen Liedern unter dem Volke fortlebten und sich fortbildeten, gab es in diesem Zeitraum noch eine Anzahl mehr oder minder umfangreicher Heldensagen, die allmählig in jene Kreise aufgenommen wurden, da wir sie in deren späteren Gestaltungen wiederfinden. Dahin gehören die, den Zeugnissen nach, schon in das achte, vielleicht siebente Jahrhundert hinauf rückenden Sagen von Heime, Wittiche und des letztern Vater Wieland [1]). Besonders berühmt muß die von Wieland gewesen sein, da sie sich selbst über die Grenzen der

---

lichen Schauplatz seiner Sage anweisen. Die Zeugnisse dafür sind aber zu jung, und es dürfte sich wohl eher behaupten lassen, daß die Versetzung des Helden an den Rhein durch die Verwechselung des italien. Bern (Verona) mit dem rheinischen (Bonn) veranlaßt worden sei. — k) Welche Personen aus andern verwandten Sagen Dieterich wiederum in die Nibelungensage nach sich gezogen hat, gibt Lachmann an, Anmerk. zu d. Nibel. S. 3.

1) Vgl. über diese drei Helden J. Grimm, d. Mythol. S. 349—352; 451 (1. A. S. 220 ff.).

germanischen Länder verbreitet hat [2]). Ferner die Sage von Walther von Aquitanien, die uns zuerst im zehnten Jahrhundert begegnet [3]); die von Irnfried und Iring, wovon der erstere zugleich als historische Person unter dem Namen König Irmenfried von Thüringen bekannt, der andere mit ihm, nach einer uns aus dem zehnten Jahrhundert überlieferten Sage [4]), in die Geschichte von dem Untergange des thüringischen Reichs verflochten ist, allein, wie schon oben bemerkt wurde [5]), ursprünglich ein rein mythischer Held gewesen sein dürfte, was auch von Ruediger vermuthet wurde [6]), wenn dieser auch später als historische Person galt, und sich erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts Lieder über ihn erwähnt finden. — Endlich ist hier noch einer, von allen bisher genannten, wie es scheint, immer unabhängig gebliebenen Sage zu gedenken, der von Gudrun, die in dem nordwestlichen Deutschland, besonders in den Niederlanden, Friesland, so wie auch in einem Theile von Scandinavien heimisch gewesen sein mag. Die ersten Niedersetzungen eines Theils derselben lassen sich nach angelsächsischen und nordischen Zeugnissen [7]) wenigstens bis in das neunte, ja achte Jahr-

---

2) W. Grimm, a. a. O. S. 41 ff.; 401 f.; über die Sage von Wieland und besonders über ihre Ausbreitung in Frankreich vgl. auch Véland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen âge, avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemands et français-romans, qui la concernent. Par. G. B. Depping et Fr. Michel. Paris 1833. 8.; und F. Wolf in d. altd. Blättern, I, 34—47. (Eine Zusammenstellung des Wesentlichsten von dem, was W. Grimm, P. E. Müller u. Depping ermittelt haben, findet man auch bei Stieglitz: die Sage von Wieland dem Schmied, dem Dädalus der Deutschen. Leipzig 1835. 8.). — 3) Vgl. §. 34. — 4) Bei Widukind im ersten Buche; vgl. J. Grimm, a. a. O. S. 331 f. u. Note zu S. 332 (1. A. S. 214 f.). — 5) S. §. 7, 4. — 6) S. ebendas. — 7) W. Grimm, a. a. O. S. 327 ff.; H. Leo, altsächs.

hundert hinauf verfolgen; im zwölften muß sie schon weit ausgebildet und in ganz Deutschland bekannt gewesen sein.

§. 34.

Gegen diesen Reichthum an eigentlichen alten Heldensagen, den Deutschland schon vor dem zwölften Jahrhundert besaß, erscheint nun freilich das, was sich davon in dichterischen Gestaltungen erhalten hat, dem Umfange nach äußerst ärmlich; und selbst der besondere und innere Werth der geretteten Ueberbleibsel ist dadurch sehr geschmälert, daß von den beiden Gedichten, die ihren Inhalt ganz und allein aus diesen Sagen entlehnt haben, das eine und einzige, woraus wir die alte Form der Heldenlieder kennen lernen, kein abgeschlossenes Ganze, das andere, wenn gleich vollständig, doch nicht in deutscher Sprache abgefaßt ist. Jenes ist das berühmte Hildebrandslied, dieses der Walther von Aquitanien. Das erstere, zu Anfang des neunten Jahrhunderts aus mündlicher Ueberlieferung niedergeschrieben, verräth eine dem Niederdeutschen sehr nahe stehende Mundart, in der thüringische Formen durchblicken. Sonst für ein zusammenhängendes, aber mitten in der Erzählung abbrechendes Fragment gehalten, hat es sich schärferer Betrachtung als eine Reihe vereinzelter, vielleicht nicht einmal richtig geordneter, durch prosaische Zwischensätze hie und da zusammengehaltener Bruchstücke dargestellt [a]). Seinem Inhalt nach gehört es in

---

u. angelsächs. Sprachproben. Halle 1838. 8. S. 75, Anmerk.; J. Grimm in Haupts Zeitschr. 2, S. 2 ff.; vgl. auch Ettmüllers Vorrede zu den Gudrunliedern.

a) Daß so ungefähr das erhaltene Stück beschaffen sein möchte, deutete schon W. Grimm (Götting. gel. Anz. 1830. Nr. 48.) an; den Beweis lieferte Lachmann nebst einem kritisch verbesserten Texte mit und in seiner Abhandlung über das Hildebrandslied (mit verschiedenen Abweichungen von Lachmanns Text auch bei Wackernagel,

den Sagenkreis von Dieterich: „der alte Hildebrand mit Dieterich von Ottacker vertrieben, kehrt nach dreißig Jahren heim und kämpft mit seinem eigenen Sohne Hadubrand [b])." — **Walther von Aquitanien** [c]) oder Waltharius manu fortis, in lateinischen Hexametern als metrische Jugendübung von einem der beiden St. Galler Mönche **Eckehard** I. (st. 973), oder seinem Zeitgenossen **Geraldus** gedichtet [d])

---

altd. Leseb. Sp. 63 ff.). Nachdem das (zuerst 1729 von **Eccard** in d. Comment. de reb. Franc. orient. 1, p. 864—902, bekannt gemachte) Gedicht lange für ein Stück eines altniederdeutschen Prosaromans gegolten hatte, wiesen die Brüder **Grimm** zuerst in ihrer Ausgabe (die beiden ältesten Gedichte, Cassel 1812. 4.) die Alliterationsform darin nach (vgl. §. 27. u. 29., Anmerk. a). Eine neue Musterung des Textes nebst Erläuterungen gab dann J. **Grimm** in d. altdeutschen Wäldern, 2, S. 97 ff., und ein genaues Facsimile der in Cassel aufbewahrten Handschr. W. **Grimm**: de Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum. Gotting. 1830. fol. — b) Merkwürdig ist es, daß, wie die diesem Liede zum Grunde liegende Sage die erste ist, die uns in lebendiger Poesie aus unserm Alterthum entgegentritt, sie auch die ist, die unter allen Stoffen der deutschen Heldensage sich am längsten, bis ins 17te Jahrh. herein, im lebendigen Volksgesange erhalten hat. Ueber das Verhältniß des alten Liedes zu dem jüngern Volksliede, so wie zu der zwischen beiden liegenden Gestaltung der Sage, wie sie uns die Vilkina Saga kennen lehrt, vgl. W. **Grimm**, d. Heldens. S. 22 ff.; **Lachmann**, über d. Hildebrandsl. S. 2. — c) Die gelehrte Uebersetzung des Althochd. Wascôuôlant. W. **Grimm**, a. a. O. S. 87. — d) Oder was auch möglich wäre, beide hatten daran Antheil. Den ältern **Eckehard** (des berühmten **Notker** Oheim und Lehrer) nennt als Verfasser der gleichnamige spätere Ueberarbeiter; den **Geraldus** ein Prolog, den zwei Handschriften, und darunter die älteste von allen, geben. Die Hexameter sind den virgilischen nachgebildet und keine leoninischen; überhaupt hat dem Verf. Virgil zum Vorbilde gedient. — Zuerst herausgegeben von F. C. J. **Fischer**: de prima expeditione Attilae reg. Hunn. in Gallias ac de reb. gest. Waltharii, Aquitan. principis. Lips. 1780. 92. 4.; dann von A. F. **Molter**, Beiträge zur Gesch. u. Litterat. Frankf. a. M. 1798; am besten von J. **Grimm** in den latein. Gedichten des 10ten u. 11ten Jahrh. (S. 3—53), wo auch der Prolog (S. 59 f.) mitgetheilt ist (er steht auch in **Mone's** Quellen und Forschungen 1,

und später von einem Bruder desselben Klosters, Eckehard IV. (st. 1024), durchgesehen und überarbeitet, enthält die Sage [e]) von des Helden Aufenthalt bei Attila, seiner Flucht mit Hildegund und dem Kampf, den er in der Nähe von Worms mit den Helden des Königs Günther und zuletzt mit diesem selbst zu bestehen hat. Die nähere Quelle des Gedichts war wahrscheinlich ein im zehnten Jahrhundert gangbares deutsches Lied [f]), dessen wahrhaft epische Kraft sich auch noch unter den Fesseln einer fremden Sprache und Form fühlbar macht.

§. 35.

2. **Volkssagen und Volkslieder, die nicht zu den großen deutschen Heldensagen gehörten,** muß

S 183.). Ueber den Versbau, die Sprache und die Litteratur des Gedichts, über seinen oder seine Verfasser, die Sage und ihre anderweitigen Bearbeitungen, so weit sie damals bekannt waren, handelt J. Grimm ausführlich in der Vorrede, und von S. 54 an bis S. 126; vgl. auch Götting. gel. Anz. 1838. Nr. 137. — e) Lachmann, Kritik d. Nibel. Sage. S. 439, und J. Grimm, a. a. O. S. X. erkennen darin eine alemannische Ueberlieferung. — f) Ueber die Bruchstücke eines deutschen Walther in Strophenform aus dem 13ten Jahrh. s. §. 102. — Ein anderes, auf der Scheide des 10ten u. 11ten Jahrh. im Kloster zu Tegernsee (wahrscheinlich von Froumund oder Fromund als Jugendarbeit) verfaßtes lateinisches Gedicht in (gewöhnlich leoninischen) Hexametern, nach dem Helden Rudlieb benannt, wovon aber bisher nur Bruchstücke aufgefunden sind (herausgegeben von Schmeller in den latein. Gedichten des 10ten u. 11ten Jahrh. S. 129 ff.; später gefundene Fragmente von demselben in Haupts Zeitschr. 1, S. 401 ff.), berührt, da es eine sonst nicht weiter bekannte, wohl auf baierischer Ueberlieferung beruhende Fabel behandelt, in einem der geretteten Bruchstücke die eigentliche Heldensage nur eben so weit, um der Vermuthung Raum zu lassen, es habe in seinem fernern Verfolg darin tiefer eingegriffen, oder, falls es etwa nie vollendet worden, wenigstens eingreifen sollen. — Ueber den Gegensatz, in welchem die Gedichte von Walther und Rudlieb zu einander stehen, so wie über die Stufen, die sie in dem Bildungsgange der Erzählungspoesie des deutschen Mittelalters andeuten, vgl. Gervinus, 1, S. 99 ff.

es in diesem Zeitraume auch in großer Zahl gegeben haben. Dergleichen waren a) die Stammsagen [1]) einzelner deutscher Völkerschaften, von denen freilich die meisten untergegangen zu sein scheinen, manche indeß in die ältesten lateinischen Geschichtswerke des Mittelalters aufgenommen [2]), oder in späteren Dichtungen in erneuter Gestalt aufbehalten worden sind [3]). Außer den gothischen bei Jornandes, deren schon gedacht ist, gehört hierher eine ganze Reihe schöner, noch ganz von poetischem Geiste durchdrungener Sagen der Longobarden bei Paulus Diakonus [4]). Von besondern Volkssagen der Franken aus der merovingischen Zeit hat sich wenig in ihren ältesten Geschichtschreibern erhalten; die später sich bildende kärlingische Heldensage, deren Mittelpunkt Karl der Große wurde, war eigentlich heimisch nur bei den Franzosen und wohl niemals diesseit des Rheins, über den sie erst in romanischen Werken, und nicht vor dem zwölften Jahrhundert zu uns herübergekommen zu sein scheint [5]); obgleich nicht geleugnet werden kann, daß auch in Deutschland sich einzelne Sagen, aber von anderm Inhalt und Character an Karls Namen

---

1) Ueber Helden der Stammsagen, so weit uns ihre Namen überliefert sind, oder wir sie errathen können, so wie über ihren Zusammenhang mit Mythen des germanischen Heidenthums, vgl. J. Grimm, d. Mythol. S. 318—347. — 2) Das Meiste der Art findet man auf eine ansprechende Weise mit Angabe der Quellen wiedererzählt in der Brüder Grimm deutschen Sagen, 2. Bd. — 3) Namentlich in der sogenannten Kaiserchronik aus dem 12ten Jahrh. (s. §. 91.). Mehreres daraus ist in der eben genannten Sammlung zerstreut zu finden. — 4) De gestis Longobard. — 5) Vgl. W. Grimm, Ruolandes Liet, S. CXX ff. Dabei mag aber, wie Grimm meint, in frühester Zeit jenseit des Rheins das Rolandslied, in welchem sich die deutschen Namen der Helden noch zum Theil in der spätern Gestaltung (vgl. §. 91.) erhalten haben, auch in fränkischer Sprache gesungen und erst nach deren Verschwinden der romanischen Poesie ausschließlich zugefallen sein.

anknüpften [6]). Von baierischen, schwäbischen und sächsisch-thüringischen Sagen haben sich nur wenige Trümmer erhalten. — Daß diese Volkssagen in Liedern lebten, läßt sich wohl von allen oder den meisten vermuthen, aber nur von einzelnen beweisen. So gedenkt, um der gothischen Lieder zu geschweigen, Paulus Diakonus der Gesänge, worin des longobardischen Königs Alboin Tapferkeit, Kriegsglück und Freigebigkeit noch Jahrhunderte nach seinem Tode unter Sachsen, Baiern und andern deutschen Stämmen gepriesen wurden [7]). Zu Ende des neunten Jahrhunderts werden Volkslieder über fränkische Theodoriche und kärlingische Helden erwähnt [8]), und am Schlusse des zehnten oder Anfange des eilften Jahrhunderts beruft sich ein Chronist, indem er die ältesten sagenhaften Schicksale der Baiern berührt, auf alte Lieder [9]): er erzählt dabei eine Sage, die in naher Verwandtschaft mit der baierischen von Adelger steht, wie sie in eine ungefähr zweihundert Jahr jüngere Dichtung aufgenommen ist [10]). — Hieran reihen sich b) **Lieder und Sagen über Helden und Begebenheiten der Gegenwart oder nicht gar fernen Vergangenheit.** Der Art ist einer der ältesten uns erhaltenen Leiche, gewöhnlich das Ludwigslied genannt, welcher, dem darin herrschenden Tone nach zu urthei-

---

6) Dahin gehören aber weniger die Mönchsfabeln, die der Monachus Sangallensis, zwischen 884—887, als Gesta Caroli M. erzählt (vgl. Schmidt, üb. d. italien. Heldengedichte, S. 28 ff.), als solche sagenhafte Aufzeichnungen, wie sie in der Brüder Grimm d. Sagen, 2, S. 102—141, nachgewiesen und nacherzählt sind; vgl. W. Grimm, a. a. O.. — 7) De gest. Longob. 1, c. 27. — 8) Der Poeta Saxo, V, 117. (vgl. W. Grimm, d. Heldens. S. 27) nennt die Lieder vulgaria carmina. — 9) Der schon oben (§. 34, f) als lateinischer Dichter erwähnte Froumund; vgl. J. Grimm, Reinh. Fuchs. S. L ff. — 10) In die schon erwähnte Kaiserchronik; daraus in die deutschen Sagen 2, S. 192 ff.

len, sicherlich von einem fränkischen, mit der Volkspoesie nicht unbekannten Geistlichen[11]) i. J. 881, oder mindestens bald nachher[12]), auf den Sieg gedichtet ward, den der westfränkische König Ludwig III., ein Sohn Ludwigs des Stammlers, über die Normannen bei Saucourt erfocht[13]). So lebte auch

11) Nach Willems gut begründeter Vermuthung von dem gelehrten Mönche Hucbald (st. 930), einem Günstlinge Karls des Kahlen und seiner Kinder, der auch sonst als Dichter bekannt ist. — 12) Nach Lachmann, über Otfried, S. 280, im August oder September des genannten Jahres. — 13) Ueber ein merkwürdiges altfranzösisches Gedicht auf denselben Sieg, wovon erst in neuester Zeit ein Bruchstück bekannt geworden ist, vergl. F. Wolf, über die Lais rc. S. 25. 188 f. Gewiß wird hier die bekannte Stelle des Hariulf ganz richtig auf die dieser **Chanson de la mort du roi Gormont** zu Grunde liegenden romanischen Volkslieder bezogen; wenn aber dabei gesagt wird, daß unser deutsches Gedicht lange fälschlich mit dem Siege bei Saucourt in Verbindung gebracht worden sei, so ist mir entweder eine andere und bessere, erst in den letzten Jahren ermittelte und außer Zweifel gesetzte Beziehung desselben unbekannt geblieben, oder ich verstehe Wolf's Behauptung nicht: denn warum sollte um d. J. 881 nicht noch unter den Franken zugleich in romanischer und fränkischer Sprache gesungen worden sein, und Hariulfs Zeugniß nicht auch für Gedichte gelten können, die in der letztern abgefaßt waren? (vgl. Lappenberg in d. Hall. Litt. Zeit. 1832. Juniheft, S. 168. — Zuerst wurde der Leich auf Ludwig, nach einer Abschrift, die Mabillon von der durch ihn entdeckten, dann aber auf lange Zeit wieder verschwundenen Handschrift gewonnen hatte, von Schilter herausgegeben, Straßb. 1696. 4. (wiederholt in seinem Thesaurus, Bd. 2.), in sehr verderbtem Texte, den zuerst Docen zu bessern suchte (Lied eines fränk. Dichters auf Ludwig III. rc. München 1813.), dann Lachmann (**Specimina ling. franc.** p. 15—17); nicht sehr glücklich Hoffmann (Fundgr. 1, S. 6—9); mit viel mehr Erfolg Wackernagel (altd. Leseb. 1. A. Sp. 43 f.). In allen diesen Versuchen zur Textberichtigung war vorausgesetzt, daß das Gedicht in der otfriedischen Strophe von zwei Langzeilen oder vier Halbversen abgefaßt, und uns lückenhaft überliefert sei. Erst nachdem durch Hoffmann die alte Handschrift zu Valenciennes wieder aufgefunden, von ihm in einem treuen Abdrucke den **Elnonensia. Monuments des langues romane et tudesque dans le IXe siècle etc., publiés par *Hoffmann* et *Willems*. Gand. 1837. 4.** einverleibt und daraus in Wackernagels altd. Leseb. 2. A. Sp. 105 ff.

im Volksgesang des zehnten Jahrhunderts der über den fränkischen Herzog Eberhard bei Eresburg (912) von den Sachsen errungene Sieg fort [14]). Wohl noch aus demselben Jahrhundert, aber gewiß später als 962, ist der unstreitig von einem Geistlichen herrührende halb lateinische, halb deutsche Leich auf Otto den Großen, oder von den beiden Heinrichen, in welchem die zweite Versöhnung Otto's mit seinem Bruder Heinrich besungen wird [15]). Im eilften und zwölften Jahrhundert gab es verloren gegangene Volkslieder von Erzbischof Hatto's an Adalbert von Babenberg verübtem Verrath; von den Heldenthaten und Eigenheiten des Grafen Konrad oder Kuono, mit dem Beinamen Kurzbold

---

aufgenommen worden war (auch noch unter der Ueberschrift Lied), stellte sich das Ganze als ein Leich (vgl. §. 29.) dar, dem nur kurz vor dem Schlusse einige Buchstaben und Wörtchen fehlen. Ueber die weitere Litteratur dieses sehr merkwürdigen Gedichts vgl. Hoffmann, Fundgr. 1, S. 4 ff. und Hall. Litt. Zeit. 1839. Nr. 52. — Noch weiter als der Leich auf König Ludwig würden die in einigen nordwestlichen Landstrichen Deutschlands unter dem Volke fortlebenden, in der d. Mythol. S. 329 (1. A. S. 211) mitgetheilten Reime ihrem Ursprunge nach reichen, wenn sie, was J. Grimm nicht für unmöglich hält, „die durch die lange Tradition der Jahrhunderte gegangenen und wahrscheinlich dadurch in den Worten entstellten Ueberreste eines Liedes wären, das zu der Zeit erscholl, da Karl der Große die Irmensäule zerstörte." — 14) Widukind I, 636. bei Meibom. Vgl. Lachmann, üb. Otfried, S. 279, Note 5. — 15) Vgl. Lachmann, üb. d. Leiche, S. 430, und R. A. Köpke in den von L. Ranke herausgegebenen Jahrbüchern d. deutsch. Reichs, Bd. 1. Abth. 2. S. 52. 97 f. Das im Ganzen hochdeutsche, doch in den Sprachformen zum Niederdeutschen hinneigende Gedicht, welches sonst mit Unrecht für unvollständig galt, ist zuerst herausgeg. u. ganz falsch gedeutet von Eccard (Veter. Monum. Quaternio. Lips. 1720. p. 50); mit Wackernagels Besserungen in Hoffmanns Fundgr. 1, S. 340 f.; am besten von Lachmann in den angezogenen Jahrbüchern, I, 2, S. 97. Ueber ähnliche, ganz in lateinischer Sprache abgefaßte Gedichte aus dieser Zeit s. F. Wolf, über die Lais, S. 120. 313—315, wo auch die weitern litterar-historischen Nachweisungen gegeben sind.

(st. 948)[16]; von des baierischen Erbo Büffeljagd; von den Diensten, die Bischof Benno in jüngern Jahren während der Ungarnkriege Kaiser Heinrich III. geleistet hatte[17]. Gewiß hatten sich auch schon in diesen Jahrhunderten Sagen und Lieder über einzelne ursprünglich historische Charactere, wie Kaiser Otto den Großen[18], Herzog Ernst von Baiern[19], Graf Hoyer von Mansfeld[20], gebildet, die wir in spätern deutschen Darstellungen als poetische Figuren kennen lernen.

§. 36.

3. Die Thiersage, deren hohes, über die bekannte Geschichte hinausreichendes Alter oben vermuthet wurde, muß, wie die Siegfriedssage, bei den Franken früh heimisch gewesen und durch sie über den Rhein nach Lothringen, Flandern und Nordfrankreich verpflanzt worden sein[a]; denn in diesen Gegenden hat sie sich vorzüglich ausgebildet, und ihnen gehören

16) Vgl. Haupts Zeitschr. 3, S. 188. — 17) Die Stellen, worin dieser verlorenen Lieder bei den Schriftstellern des Mittelalters Erwähnung geschieht, sind nachzulesen in d. Brüd. Grimm deutsch. Sagen, 2, S. XI. XII. — 18) Die Sagen von ihm ebend. S. 156 ff.; in der Einleit. zu Hahns Ausg. des spätern, aus einer dieser Sagen hervorgegangenen Gedichtes „Otte mit dem barte", S. 21 ff., u. in dem Gedichte vom guten Gerhard (vgl. §. 98.). In beiden Sagen, so wie in der vom Herzog Ernst, ist Otto der Große mit seinem Sohne, Otto dem Rothen, verwechselt. — 19) Daß seine Sage in gereimten lateinischen Hexametern, ähnlich der von Rudlieb, womit sie überhaupt eine gewisse Aehnlichkeit hat, bereits im 11ten, wo nicht im 10ten Jahrh. abgefaßt worden sei, ist mehr als wahrscheinlich; vgl. Schmeller, latein. Ged. d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. 222 f. (s. §. 91.). — 20) Hoyer v. Mansfeld, der 1115 in der Schlacht bei dem Welfesholze fiel, war zu Anfang des 13ten Jahrh. schon so sagenhaft geworden, daß Wirnt v. Grafenberg ihn im Wigalois zu einem Zeitgenossen des Artus machen konnte; vgl. Benecke's Ausgabe des Wigalois, S. 451 ff.

a) Ich verweise im Allgemeinen auf J. Grimm, Einleitung zum Reinh. Fuchs; latein. Gedichte des 10ten u. 11ten Jahrh., S. 286 ff.; Sendschreiben an K. Lachmann, S. 3 ff.

auch ihre ältesten poetischen Gestaltungen an, die wir kennen, die Ecbasis, der Isengrimus und der Reinardus[b]). Sie sind lateinisch abgefaßt[c]), beruhen unstreitig auf Volkssagen und Volksliedern, rühren höchst wahrscheinlich von Geistlichen her und fallen, die erste in das zehnte Jahrhundert, die beiden andern etwa in den Anfang und die Mitte des zwölften. Noch nicht in der Ecbasis, erst in den beiden andern Gedichten begegnen wir den characteristischen Thiernamen, insbesondere denen der beiden Hauptthelden des Thierepos in ihrer ganz persönlichen Auffassung und Darstellung als Isengrim und Reinhart[d]). Aber wie diese Namen selbst nur in einer weit ältern Zeit entstanden und dem Wolf und Fuchs beigelegt sein können, so läßt sich das Bestehen der Thierfabel im Allgemeinen auch schon seit dem siebenten Jahrhundert bei

---

b) Die Ecbasis Captivi, das schwächste dieser Gedichte, in welchem ein Stück echter Thiersage in eine andere Fabel eingerahmt ist, beruht auf lothringischer Ueberlieferung und ist wahrscheinlich von einem jungen Mönche aus Tull, ungefähr gleichzeitig mit dem Waltharius, verfaßt; herausgegeben zuerst von J. Grimm, in den latein. Gedichten des 10ten u. 11ten Jahrh. S. 243 ff.; vgl. zu dessen Erörterungen über den Werth, Verf. rc., Götting. gel. Anz. 1838. Nr. 137, u. sein Sendschreiben an Lachmann, S. 4 f. — Auch den in Südflandern gedichteten Isengrimus hat J. Grimm im Reinh. Fuchs, S. 1—24, zuerst bekannt gemacht (vgl. Mone's Anz. 1837. Sp. 176 ff.); er ist verarbeitet in den jüngern, viel umfangreichern, aber minder trefflichen Reinardus, der in Nordflandern abgefaßt zu sein scheint; herausgeg. v. Mone: Reinardus Vulpes, carmen epicum etc. Stuttg. u. Tübing. 1832. 8. (vgl. zu beiden Gedichten und der Thierfabel überhaupt auch Mone's Anz. 1834. Sp. 185 ff.; Sp. 294 ff.; 1835. Sp. 47 ff.; 181 ff.; 350 ff.; 456 ff.; u. J. H. Borman, Notae in Reinardum vulpem. Gandav. 1836 sqq.). Als Verfasser des Reinardus hat Lachmann einen sonst unbekannten Magister Nivardus ermittelt (latein. Ged. d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. XIX, Note). — c) Die Ecbasis in (nicht leoninischen) Hexametern; die beiden andern in Distichen. — d) Auch sonstige Zeugnisse für diese die Hauptträger des Thierepos bezeichnenden Namen reichen nur bis ins 12te Jahrh.; sie sind zu finden bei J. Grimm,

den Franken e), und mit einem für ihre ursprüngliche Deutschheit zeugenden Merkmale f) bei den Baiern auf der Scheide des zehnten und eilften Jahrhunderts nachweisen. Und wenn sich nun auch zwischen diesen frühen, uns nur aus Geschichtschreibern des Mittelalters bekannten Ueberbleibseln deutscher Thiersage und der griechischen Fabel eine große Aehnlichkeit findet, so steht doch einer Herüberkunft der erstern aus dem byzantinischen Reiche, die gerade nicht unmöglich wäre, zu vieles im Wege, als daß man sie nicht lieber für deutsches Eigenthum halten sollte g). — Die schon vor mehr als einem Jahrhundert aufgebrachte, in neuester Zeit wieder aufgenommene und weiter ausgeführte Meinung, dem deutsch-französischen Thierepos liege ein geschichtliches Ereigniß des neunten Jahrhunderts zum Grunde h), hat sich, nach tieferer Erfor-

---

Reinh. Fuchs. S. CXCV ff. — e) In Fredegars Chronik; s. J. Grimm, a. a. O. S. XLVIII. — f) In der von Froumund von Tegernsee mitgetheilten Fabel (J. Grimm, a. a. O. S. XLIX ff.), die in Baiern gangbar gewesen sein muß, erscheint nämlich der Bär als König der Thiere, welches der deutschen Auffassung der Fabel, wie Grimm schön entwickelt hat, weit angemessener ist, als wenn, wie bei dem ältern Fredegar, und in der gleichfalls wohl vor Froumund zu setzenden Ecbasis (latein. Ged. d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. 305. 308), so wie bei Aimoin und in der spätern deutsch-französischen Fabel, der Löwe diese Rolle spielt; vgl. auch F. Wolf, über die Lais, S. 238, Note 74, der, wie mir scheint, die Stelle aus Froumund besser auslegt, als Mone, Anzeig. 1836, Sp. 443. — g) Die Gründe für und wider die Entlehnung aus dem Griechischen bei J. Grimm, S. LI f. u. CCLXVI ff., womit zu vgl. Gervinus, 1, S. 123 ff. (1. A. 1, S. 102 ff.). — h) Eccard (in der Vorr. zu Leibnitz Collectan. etym. Hannov. 1717.) suchte den Reinhart in einem Herzog Reginarius, der zu der Zeit des lothringischen Königs Zuentibold lebte; den Isengrim in einem Grafen Isanricus, der mit König Arnulf in Händel verwickelt war. Diese Ansicht hat Mone, zuerst im Morgenblatt 1831. Nr. 222—226., und dann in seiner Ausgabe des Reinardus, den er dem gemäß zum Theil im 9ten Jahrh. entstehen läßt, mit einigen Veränderungen wieder aufgenommen und weiter zu begrün-

schung der Geschichte der Sage, als unhaltbar gezeigt. Dagegen ist unleugbar, daß im Laufe der Zeit satirische Beziehungen auf geschichtliche Personen, Ereignisse und Verhältnisse hineingelegt worden sind. — Deutsche hierher gehörige Dichtungen haben sich aus diesem Zeitraum nicht erhalten.

§. 37.

4. Außer den Liedern, deren Inhalt in Sagen bestand, oder die sich auf historische Personen und Begebenheiten bezogen, waren in diesem Zeitalter allerdings noch andere vorhanden, über deren besondere Beschaffenheit wir aber nur zum geringsten Theil einigen Aufschluß gewinnen können. Daß darunter schon eigentliche Liebeslieder in lyrischer Form gewesen, ist kaum glaublich: alles was in Deutschland bis zum zwölften Jahrhundert von weltlicher Poesie vorhanden war, hatte, wenn auch nicht immer rein epischen Inhalt, doch sicher durchgehends die Form und Farbe der Erzählung [1]). Der bereits zu Ende des achten Jahrhunderts [2]) und späterhin öfter sich vorfindende Ausdruck winiliod, der wörtlich Freundes= [3]), dann aber auch Liebeslieder [4]) bedeutet, beweist schon darum nicht das Vorhandensein rein lyrischer Liebeslie-

---

den gesucht (auch später noch im Anzeig., an den oben Anmerk. b angeführten Orten, so wie Jahrg. 1837. Sp. 28 ff.). Vgl. J. Grimm, S. CCLI ff.

1) Vgl. Lachmann, über Otfried, S. 279. — 2) Vgl. §. 31. Anmerk. 2.; Wackernagel, Wessobr. Geb. S. 28; und Graff, Sprachsch. 2, Sp. 199. — 3) d. h. Lieder unter Gesellen gesungen („Gesellschaftslieder, Liebeslieder," Graff, a. a. O.), J. Grimm, d. Grammat. 2. A. 2, S. 505, wo, so wie auch S. 518, u. Graff, 6, Sp. 250 ff. noch andere deutsche Benennungen für Liederarten aufgeführt werden, von denen aber mehrere bloße Nachbildungen lateinischer Bibelausdrücke sein mögen. — 4) So kommt das Wort auch noch im 13ten Jahrh. bei Neidhart vor (Benecke's Beiträge, S. 392, 5; 415, 6), doch, wenn ich recht sehe, nur von volksmäßigen Liedern, wie sie die jungen Bauern sangen.

der, als er in diesem Zeitraum noch für Volksgesänge überhaupt gebraucht zu sein scheint. Dagegen weisen einige nicht deutsche, in den Schriften des fränkischen Zeitalters vorkommende Bezeichnungen für den Gesang der Laien darauf hin, daß es eine Art fröhlicher, leichtfertiger, vielleicht auch possenhafter Dichtungen gab, die in den Häusern, auf den Gassen und im Freien, oft sogar in der Nähe der Kirchen, ja in diesen selbst unter Schmausereien, Spielen, Vermummungen, das spätere Volksdrama vorbildenden Vorstellungen und Tänzen, woran auch Personen weiblichen Geschlechts thätigen Antheil nahmen, gesungen wurden [5]. Und besonders dergleichen Lieder, welche auch wohl Otfried vorzugsweise im Auge hat, wenn er von dem unzüchtigen Gesang der Weltleute spricht [6], scheinen den Eifer der Geistlichkeit gegen die Volkspoesie überhaupt erregt zu haben, da sie in ihnen und in den Erlustigungen, zu deren Erhöhung sie beitrugen, gewiß nicht ohne Grund Ueberbleibsel des alten Heidenthums, seiner Opferversammlungen, Festfeiern und Spiele sah [7]. Daher wurden sie auch Teufelsgesänge [8]) genannt, eine Bezeichnung, die sich noch insbesondere auf diejenigen angewandt findet, die

---

5) Wackernagel, a. a. O. Hoffmann, Gesch. d. d. Kirchenl. S. 8. Wie lange noch das Tanzen mit Gesang und unter Vermummungen auf Kirchhöfen und in den Kirchen selbst sich hier und da erhielt, zum großen Aergerniß ernster und frommer Leute, zeigt, außer den im 13ten u. 14ten Jahrh. von der höhern Geistlichkeit erlassenen Verboten gegen dergleichen Unfug (vgl. Hoffmanns Fundgr. 2, S. 242), das aus einer Handschr. des 15ten Jahrh. in den altd. Blätt. 1, S. 52 ff. mitgetheilte Prosastück, S. 54 u. 62. — 6) In der Zueignung an Liutbert: laicorum cantus obscoenus. — 7) Wackernagel, a. a. O. u. J. Grimm, Götting. gel. Anz. 1838. Nr. 56., u. d. Mythol. 1. A. S. 438 ff. (wo von dem hohen Alter der bis in die neuesten Zeiten noch hier und da fortdauernden Frühlings- und Sommerfeier und der dabei vorkommenden Gesänge gehandelt wird). — 8) Carmina diabolica.

gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts auf den Gräbern ihrer Todten zu singen den Sachsen verboten wurde [9]). — Zauberlieder oder Zaubersprüche der überelbischen Nordmannen, welche in Runen abgefaßt waren, werden um dieselbe Zeit erwähnt [10]). — Auch Spottlieder waren nicht unbekannt und wurden sehr früh verboten [11]). Wie sie sich auf Personen und Vorfälle des Tages bezogen, so hat das zunächst Erlebte und Vernommene gewiß häufig zu noch andern Volksgesängen der verschiedensten Art, ernsten und schwankartigen, den Stoff hergegeben, was sich schon aus einer nicht unbedeutenden Anzahl solcher kleinen lateinischen, in Form und Ton ganz volksmäßigen Gedichte, die aus diesem Zeitraum auf uns gekommen sind, schließen läßt [12]). — Unter den wenigen poetischen Stücken in deutscher Sprache, die hierher fallen, sind die merkwürdigsten zwei allitterierende Zaubersprüche, nach ihrem Fundort die Merseburger Gedichte genannt, von dem ersten Herausgeber Idisi und Balders Fohlen überschrieben, die zwar erst im Beginn des zehnten Jahrhunderts aufgezeichnet sind, aber als unverkennbare Ueberreste heidnischer Dichtung weit früher abgefaßt sein müssen: beide durch ihren Inhalt von unschätzbarem

9) Wackernagel, a. a. O. S. 25, Note 1; vgl. Hoffmann, Gesch. d. Kirchenl. S. 9. 10, Note 11 u. 13; u. J. Grimm, d. Mythol. Anh. S. XXXIII. XXXV, so wie S. 628 der 1. A., wo er die dadsisas des indiculus superstitionum deutet. — 10) Von Hrabanus Maurus, vgl. W. Grimm, d. Runen. S. 79—82, wo die Stelle näher bezeichnet und erläutert ist. — 11) Schon i. J. 744; vgl. Wackernagel, a. a. O. S. 29, Note 2. Auch zu Notkers Zeit gab es dergleichen, vgl. Ps. 68, 13. Der Inhalt der Spottlieder, wenn er angegeben ist, zeigt, daß sie etwas Schimpfliches erzählten; vgl. Lachmann, über Otfried, S. 279. — 12) Vgl. J. Grimm, latein. Ged. d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. XVII f., wo auch im Anhange mehrere Stücke der Art mitgetheilt werden.

Werth für die Geschichte des heidnischen Glaubens unserer Vorfahren [13]). Außerdem können hier nur noch angeführt werden einige allitterierende, bloß zum Theil verständliche Verse über das Runenalphabet [14]), und drei kleine Bruchstücke des zehnten oder eilften Jahrhunderts in gereimten Langzeilen [15]), aus welchen der Character der Lieder, denen sie entnommen sind, sich nicht mehr mit Sicherheit errathen läßt.

---

13) Waitz fand sie im Spätherbst 1841 mitten unter lateinischen kirchlichen Stücken in einer Handschr. der Merseburger Dombibliothek, woraus sie dann sofort J. Grimm in seiner akademischen Abhandlung: Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Berlin 1842. 4., mit einem Facsimile der Handschr. bekannt machte. Es finden sich darin sieben Namen von Göttern und Göttinnen, deren zwei dem vollständigen System der nordischen Mythologie ganz unbekannt sind, die übrigen darin wiederkehren. Die Mundart der Gedichte, zwischen Althochd. und Altsächs. schwebend, verräth sich als thüringisch; entstanden sind sie spätestens im 8ten Jahrh.; als nicht gerade unstatthafte Mittel zu Besprechungen und Heilungen wurden sie aus der heidnischen Zeit in die christliche mit herübergenommen, und Grimm zweifelt nicht, daß gar manche, allmählig immer mehr entstellte Zauberformeln der spätern Jahrhunderte (vgl. Anhang zur d. Mythol. 1. A.) ihren fast immer erzählenden Eingängen nach auf ähnlichen heidnischen Liedern und Weisen beruhen. Unter den verschiedenen Abdrücken, die von Grimms Text gemacht worden sind, ist der bemerkenswertheste der bei Wackernagel, Wörterb. zum altd. Leseb. S. IX f.: die dazu gegebenen Erklärungen weichen in verschiedenen, zum Theil nicht unwesentlichen Punkten, von Grimms Auslegung ab. Dazu vgl. man auch Münchner Anz. 1842. Nr. 91—96.; Ettmüller in d. N. Jen. Litt. Zeit. 1843. Nr. 42. 43., u. J. Grimm selbst in Haupts Zeitschr. 2, S. 188 ff.; 252 ff.; d. Mythol. S. 205—210; 372 f.; 667. — 14) Wo diese Verse zu finden sind, und was darin verständlich ist, kann bei Lachmann, über d. Hildebrandsl. S. 7, Anmerk. nachgelesen werden. — 15) Sie sind abgedruckt in Hoffmanns Fundgr. 1, S. 15 (wo auch die frühern Abdrücke angegeben sind), und (besser) bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 110 ff. (1. A. Sp. 51 f.). Hoffmann und Wackernagel setzen sie in das 10te Jahrh.; Lachmann (über Singen und Sagen, S. 4, Note 2) in das eilfte. In dem letzten Bruchstücke glaubt J. Grimm, d. Mythol. S. 632, noch eine Erinnerung an den göttlichen Eber des Frô zu erkennen.

B. Sänger. — Ihr Verhältniß zur Sage. — Allgemeiner Character der Heldenpoesie.

§. 38.

1. Die reichsten und am meisten benutzten Stoffe des Volksgesanges, dessen Blüthe wir in das neunte Jahrhundert setzen dürfen, waren wohl immer die Heldensagen. Lebten diese auch, wie nicht zu bezweifeln ist, in dem Bewußtsein des ganzen Volkes, und mochte jeder, wes Standes er war, sofern er Beruf dazu in sich fühlte, Lieder dichten und singen: so gab es doch schon gewiß seit uralter Zeit, wie auch oben §. 9. angedeutet wurde, eigene Sänger [a]), die aus ihrer Kunst ein Gewerbe machten, dieselbe erlernt hatten und auf andere vererbten. Ihnen werden wir vorzüglich die Abfassung und Fortpflanzung der Heldenlieder zuschreiben müssen, die, wie die Volksgesänge überhaupt, in diesem Zeitraum noch bei allen Ständen, den vornehmen wie den geringen, freundliche Aufnahme fanden, oder, wie es in der Sprache des Mittelalters hieß, „zu Hofe und an der Straße [b])" gesungen wurden [c]). Daß diejenigen, welche die Kunst zum Lebensberuf

a) Eine der ältesten deutschen Benennungen für Dichter ist scuof oder scôp, bedeutungsvoll zusammenhängend mit schaffen und schöpfen (finden), vgl. J. Grimm, d. Rechtsalterth. S. 802, Note und 776, Note 1; Derselbe, Frau Aventiure, S. 27; und d. Myth. S. 379, Note 2 (1. A. S. 230, Note); Schmeller, baier. Wörterb. 1, 537 unter finden; Graff, Sprachsch. 6, Sp. 434. Auch sangari (cantor) ist sehr alt, d. Gramm. 2, S. 127; Graff, a. a. O. 6, Sp. 254; bloße Umschreibung des latein. poeta aber versmachari, Hoffmann, althochd. Gloss. S. 14. Ueber die Ausdrücke dichten, Dichter (vom latein. dictare) vgl. Schmeller, a. a. O. 1, S. 355, u. F. Wolf, über die Lais, S. 252 ff. — b) In curiis et compitis. — c) „Sie wurden dem Volke auf Plätzen und Kreuzwegen, dem Rei-

machten, in Deutschland je den höhern Ständen selbst angehört hätten, läßt sich historisch nicht erweisen; die Sänger von Adel, welche die Sage in Dichtungen aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Vorzeit zuschreibt, üben die Kunst nur immer neben ihrem Hauptgeschäft, dem ritterlichen Waffenhandwerk. Aber als gemeine Bänkelsänger dürfen wir sie uns darum noch nicht alle denken. Zwar werden die Volkssänger, wo ihrer in diesem Zeitraum Erwähnung geschieht, meist unter die niedrige und verachtete Classe von Leuten mitbegriffen, welche man Spielleute, Fiedeler, Gaukler, Mimen ꝛc. nannte, und nur ein Beispiel aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zeigt uns einen sächsischen Sänger von Gewerbe [d]) in einem Verhältniß zu zwei fürstlichen Personen, das ihn über jene Classe erhebt. Was aber noch so spät statt finden konnte, wo mit dem Verfall der Kunst die, welche sie übten, gewiß schon tief in der allgemeinen Achtung gesunken waren, wird man wohl weit eher noch, wenigstens für einzelne Fälle, in Zeiten annehmen dürfen, wo jene in voller Blüthe stand und in ihren Erzeugnissen Anerkennung von Männern fand, wie Karl der Große war. Dieß bestätigen auch die auf alten Sagen und Sitten beruhenden Dichtungen der spätern Zeit: die Sänger und Spielleute bilden darin einen Stand, dem noch nichts Erniedrigendes und Schimpfliches anhaftet. — Bei Hof- und Volksfesten haben sie gewiß nie gefehlt; denn dabei gab es am ersten etwas zu verdienen. Das Wanderleben, was hierdurch bedingt wurde, und ihr

---

chen über seinem Gastmahl vorgespielt und vorgesungen." J. Grimm, latein. Gedichte d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. XVIII. — d) Saxo Gramm. XIII, S. 239. nennt ihn quendam genere Saxonem, arte cantorem; vgl. über die auch für die Geschichte der Nibelungensage sehr wichtige Stelle W. Grimm, d. Heldens. S. 48.

harmloses, auf die Erheiterung Anderer gerichtetes Gewerbe befähigten sie vorzüglich zu Botendiensten unter Leuten vornehmen Standes; und in diesem Character zeigen sie sich nicht nur in der Sage, sondern auch in der Person jenes sächsischen Sängers. — Häufig scheinen auch Blinde als Volkssänger sich ihren Erwerb gesucht zu haben. Ein altes Zeugniß [e]) berichtet von einem blinden Friesen, der die Thaten der Vorfahren und die Kämpfe der Könige, also epische Lieder, gesungen habe, und erwähnt, daß ihn darum seine Nachbarn besonders lieb gehabt. Sein Name, Bernlef, ist der einzige, der uns von einem Volkssänger aus diesen Jahrhunderten aufbewahrt worden ist [f]).

§. 39.

Für die Vortragsart der Gedichte galten im Mittelalter die Ausdrücke Singen und Sagen. In späterer Zeit lag in ihnen ein bestimmter Gegensatz, je nachdem ein Gedicht entweder wirklich gesungen oder gesprochen, d. h. für die meisten Fälle, vorgelesen wurde. Ursprünglich aber scheinen beide Begriffe nothwendig zusammengehört zu haben, so daß der eine vorzugsweise das Musikalische des Vortrages, der andere den Ausdruck der Gedanken durch Worte bezeichnete. Erst allmählig mögen sie sich gesondert haben, wenigstens findet man sie vor dem zwölften Jahrhundert nie einander entgegengesetzt. Hieraus dürfte man wohl schließen, daß die epischen Lieder, welche vor dieser Zeit die Volksdichter vortrugen, nie bloß gesagt, sondern immer zugleich gesungen wurden. Möglich aber ist es, daß sich dieß bereits zu An-

---

e) Br. Grimm, d. Sagen, 2, S. XII. — f) Zu diesem §. und dem folgenden sind nachzulesen W. Grimm, d. Heldens. S. 373 bis 377, und Lachmann, über Singen und Sagen.

fang dieses Jahrhunderts änderte, in dessen zweiter Hälfte ohne allen Zweifel erzählende Werke der Volkspoesie bestanden, die nicht mehr gesungen, sondern allein gesagt wurden. — Für den Vortrag der Volksgesänge unter Begleitung von Saiteninstrumenten gibt es sehr alte Zeugnisse. Nach Jornandes wurden die Lieder von den alten gothischen Königen mit der Zither [1]) begleitet, und in demselben Jahrhundert legt ein lateinischer Dichter den Deutschen die Harfe [2]) eigenthümlich bei. Andere musikalische Instrumente kommen in den nächstfolgenden Jahrhunderten vor, darunter die Fiedel [3]), deren sich die Volkssänger frühzeitig bedient haben mögen.

§. 40.

2. Man hat das Leben der Sage treffend mit dem der Sprache verglichen: wie diese, so ruht auch jene in dem Bewußtsein des Volkes; die eine ist so wenig willkürlich erfunden, als die andere, über beider Entstehung und Wachsthum waltet, wie über dem innern Wirken der Natur und des Geistes, ein Geheimniß. Aber wie die Sprache erst durch die

---

1) Cithara, Jornandes c. 5. — 2) Barbaros leudos harpa relidebat sagt Venantius Fortunatus. Die Stelle in ihrem ganzen Zusammenhange und das Wort leudus scheinen wenigstens dafür zu sprechen, daß unter barbarus deutsch zu verstehen sei, daß also die harpa, als das eigentlich deutsche Instrument, der mitgenannten römischen lyra, griechischen achilliaca und britischen chrotta entgegengesetzt werde; nichts desto weniger scheint Wolf a. a. O. S. 58 unter den barbari leudi celtische Gesänge zu begreifen und die harpa als den Celten eigenthümlich zugehörig anzusehen, obgleich er wiederum S. 157, Anmerk. 4. leudus für ein deutsches Wort (Lied) anerkennt und nur unentschieden läßt, ob es sich nicht etwa mit dem gaelischen laoidh (vgl. S. 8) auf eine gemeinsame Wurzel zurückführen lasse. — 3) Fidula, schon bei Otfried, V, 23, wo auch andere Instrumente vorkommen. Vgl. J. Grimm, d. Gramm. 3, S. 468; u. F. Wolf, a. a. O. S. 242—248.

Schriftsteller ihre geistige Ausbildung erhält und die Mittel darzulegen vermag, die sie zum Ausdruck aller Art von Empfindungen und Gedanken in sich bewahrt, so gelangt die Sage auch erst durch die Dichter zu sinnlicher, lebensvoller Gestaltung. Hiermit ist im Allgemeinsten das Verhältniß bezeichnet, in welchem die alten Volkssänger zu den Volkssagen, und insbesondere zu den großen Heldensagen standen. Sie durften diese ihrem allgemeinen Zusammenhange nach als überall bekannt voraussetzen. Sie fanden also überlieferte Stoffe vor, in die sie nur hineinzugreifen brauchten, um für das epische Lied Gegenstände zu gewinnen, die auch in ihrer Vereinzelung allen verständlich waren. Ihr Tact aber mußte sie leiten, wenn sie in dem Einzelnen zugleich ein bedeutendes, in sich selbst, so weit wie möglich, abgeschlossenes Ganze geben wollten, und ihre dichterische Geschicklichkeit konnte sich dann nur darin bewähren, daß sie den gewählten Gegenstand zu einem abgerundeten, durch einen Grundgedanken getragenen und durch eine innere Einheit zusammengehaltenen, anschaulichen Gebilde gestalteten. An eine eigentliche Erfindung ihrer Stoffe dürfen wir darum bei unsern alten Sängern gar nicht denken; eben so wenig werden sie in dieser frühern Zeit sich willkürliche Abänderungen der überlieferten Stoffe erlaubt haben. Nichts desto weniger war es möglich, daß die Sagen nach und nach bedeutende Umwandlungen erlitten. Schon der verschiedene Standpunkt, von dem ein und dieselbe Begebenheit aufgefaßt werden konnte, brachte dieß mit sich. Noch mehr mußten dazu beitragen die sich mit der Zeit verändernden Sitten, das Zurücktreten des Uebernatürlichen und Wunderbaren, das noch mit dem heidnischen Glauben zusammenhieng, die Verknüpfung ursprünglich von einander unabhängiger Sagen, ihre Erweiterung durch neu aufgenommene

Charactere, die Parteilichkeit für einzelne Helden und anderes mehr *).

§. 41.

3. Ein ungefähres Urtheil über die innere Beschaffenheit der alten epischen Volksgedichte läßt sich nur bilden, wenn man mit den wenigen uns erhaltenen Resten die der Volkspoesie des neunten Jahrhunderts noch nahestehende altsächsische Evangelienharmonie, die alten der deutschen Heldensage verwandten Eddalieder und einzelne angelsächsische Gedichte [1]) vergleicht. Darnach scheinen vor dem zwölften Jahrhundert in Deutschland noch keine größern Dichtungen bestanden zu haben, die in fortlaufender, geordneter Erzählung und planmäßiger Entwickelung Sagen von mehr oder minder bedeutendem Umfange wiedergegeben hätten. Vielmehr werden diese epischen Stoffe wohl nur in einzelnen Liedern dargestellt worden sein, die, wie vorher bemerkt wurde, zwar immer das lebendige Bewußtsein von einem ganzen Sagenkreise voraussetzten, sich auch wohl auf einander bezogen, aber immer nur eine einzelne Begebenheit aus der Masse heraushoben und diese in gedrängter, oft springender, nie bei einem Punkte lange verweilender, dagegen das Einzelne wiederholender und kräftig hervorhebender, und dabei leicht in dramatische Lebendigkeit übergehender Erzählung veranschaulichten. Dabei scheint die-

---

*) Vgl. W. Grimm, d. Heldens. S. 342—395; Lachmann, üb. d. Hildebrandsl. S. 1 f.; 36 f.

1) „Von althochd. Poesie sind uns nur kümmerliche Bruchstücke gefristet, gerade so viel noch, um sicher schließen zu dürfen, daß Besseres, Reicheres untergegangen ist. Aber das Vermögen der Sprache, den nationalen Stil der Dichtkunst erkennen lassen uns nur die angelsächsischen und altnordischen Lieder, jene, weil sie dessen älteste, diese, weil sie eine noch heidnische Auffassung sind." J. Grimm, Andreas und Elene. S. V.

ser Poesie früh ein Vorrath von wiederkehrenden Wendungen, Umschreibungen und bildlichen Ausdrücken eigenthümlich gewesen zu sein, zu dessen Wahrung und Vermehrung die Allitterationsform von selbst nöthigte, und der den Sängern die poetische Umkleidung des Stoffes erleichterte, auf der andern Seite aber auch die individuelle Ausmahlung von Characteren und Begebenheiten hemmte. Mit der Zeit, und zumal nach dem Aufhören der Allitteration, mag die Schroffheit und Starrheit, die mit einer solchen Darstellungsweise nothwendig verbunden war, aus dem Volksgesange mehr und mehr verschwunden und eine größere Breite und Milde der Behandlung eingetreten sein, wie sie in dem Ludwigsliede wirklich sichtbar ist, wenn man es dem Hildebrandsliede gegenüber stellen will. Ob ihm damit aber nicht manches von der Schärfe und Sicherheit der Zeichnung, die, wie in dem Hildebrandsliede, mit wenigen Strichen viel auszudrücken vermochte, verloren gieng, können wir aus jenem Ueberbleibsel fränkischer Poesie allein um so weniger entnehmen, als dasselbe, auch in seiner Art vortrefflich, wahrscheinlich von einem Geistlichen, und nicht von einem eigentlichen Volksänger herrührt, und überdieß einen Gegenstand behandelt, der einem ganz andern Gebiete, als dem der Heldensage angehört[2]).

2) Vgl. zu diesem §. Lachmann, a. a. O. S. 2—6; u. über Otfried, S. 280; W. Grimm, a. a. O. S. 9 f.; 367; u. Leo im Morgenbl. 1840. S. 1159—1167.

Vierter Abschnitt.

Kirchliche und gelehrte Litteratur in deutscher Sprache.

§. 42.

Die Anfänge der kirchlichen Litteratur in deutscher Sprache fallen mit der Einführung und Ausbreitung des Christenthums bei den deutschen Völkerschaften fast zusammen; erst später hebt die nicht streng kirchliche, obgleich von der Geistlichkeit gepflegte gelehrte Litteratur an. In der einen, wie in der andern gehen der Zeit nach die Prosawerke den poetischen vorauf. Die erstern bestehen fast ausschließlich in Uebersetzungen; die letztern, obgleich auch mehr oder weniger auf fremder Unterlage ruhend, bewegen sich doch freier und dürfen, mit der gehörigen Beschränkung, als deutsche Originalwerke betrachtet werden. Es scheint daher schicklich, auf sie zuerst hier näher einzugehen.

A. Geistliche und gelehrte Poesie.

§. 43.

1. Indem mit der römischen Liturgie die lateinische Sprache in Deutschland Kirchensprache wurde, blieben die Laien von aller thätigen Theilnahme am kirchlichen Gottesdienst ausgeschlossen und nur auf das Anhören lateinischer Messen und Hymnen, Evangelien und Episteln und der Predigten beschränkt, die allein deutsch zu halten, den Geistlichen zur Pflicht gemacht war. Dadurch wurde die Entstehung eines eigentlichen Kirchengesanges in der Landessprache so gut wie unmöglich. Allmählig bildete sich zwar durch verschiedene Anlässe etwas dem Kirchenliede Aehnliches, das religiöse

Volkslied; aber anfänglich bestand dieß in nichts weiter, als in dem Rufe Kyrie eleison, Christe eleison, oder dem des Halleluja, welche das Volk entweder allein, oder in refrainartiger, die lateinischen Gesänge der Priester beantwortender Wiederholung bei außerkirchlichen gottesdienstlichen Handlungen, wie bei Processionen, Kirchgängen, Begräbnissen, Erhebung der Gebeine von Heiligen, Kirchweihen, Jahresfesten der Schutzheiligen, oder auch vor und in der Schlacht anstimmte [a]). Erst seit der Mitte des neunten Jahrhunderts scheinen einzelne Geistliche diese Aus- und Zurufe durch Vorsetzung deutscher Verse erweitert und in den mehr volksmäßigen Formen des lateinischen Kirchengesanges, den sogenannten Tropen und den Prosen oder Sequenzen, eigentliche Gesänge religiösen Inhalts zur Erbauung des Volks bei Anlässen, wie sie eben angedeutet sind, gedichtet zu haben. Einen Volksgesang dieser Art besitzen wir zuverlässig in dem althochdeutschen Liede auf den heil. Petrus aus dem neunten Jahrhundert, dessen bereits oben gedacht wurde [b]); von einem andern, den in demselben Jahrhundert der St. Galler Mönch Ratpert [c]) über das Leben und zu Ehren des heil. Gallus

a) Vgl. zu diesem §. Hoffmann, Gesch. d. d. Kirchenl. S. 1—19, u. F. Wolf, über die Lais, S. 29 f. 113—118. 192. — b) Vgl. §. 29., b. c. Man hat dieses Lied dem Otfried, aus dessen Zeit es allerdings sein muß, zugeschrieben, aber ohne zureichenden Grund. Vgl. Lachmann, über Singen und Sagen, S. 4, Note 1, eine Stelle, die K. E. P. Wackernagel, d. d. Kirchenl. S. XIV, entgangen sein muß. — c) Er war ein Zeitgenosse (condiscipulus) des Notker Balbulus und starb bald noch dem J. 897. Der Uebersetzer, Eckehard IV., ein Schüler von Notker Labeo und gestorben 1070, sagt: Ratpertus — fecit carmen barbaricum *populo* in laudem St. Galli canendum. Die Uebersetzung, deren rhythmisch gebaute Strophen von je fünf, in otfriedischer Weise gereimten Langzeilen der Form des deutschen Gedichts sehr genau nachgebildet sein müssen, ist vollständig zuerst herausgegeben von J. Grimm, latein. Ged. d. 10ten u. 11ten Jahrh.

in Strophen von fünf Langzeilen abfaßte, und von dem ausdrücklich gemeldet wird, daß er dazu bestimmt war, vom Volke gesungen zu werden, haben wir nebst der Melodie nur eine wörtliche lateinische Uebersetzung aus dem eilften Jahrhundert; von Gesängen in Leichform dürften aber hierher gehören drei althochdeutsche Stücke des neunten und zehnten Jahrhunderts: Christus und die Samariterin, eine Bearbeitung des 138. Psalms und das Gedicht auf den heil. Georg [d]).

S. XXXI ff., und dann unmittelbar aus der von Eckehard selbst gefertigten Handschrift mit den Lesarten der übrigen in Hattemers Denkmalen des Mittelalters, 1, S. 337 ff. Ueber den Versbau und dessen Verhältniß zum otfriedischen, so wie über die musikalische Behandlung des Gedichts und die Form desselben überhaupt s. J. Grimm, a. a. O. S. XXXIV ff. (wo auch ein Versuch der Rückübersetzung einer Anzahl von Zeilen ins Althochd. gemacht ist), und F. Wolf, a. a. O. S. 307 f. — d) Vgl. über die Form dieser drei Stücke §. 29., d. Sie finden sich insgesammt bei Hoffmann, Fundgr. 1, S. 1—4; 10—13, wo auch die frühern Abdrücke aufgeführt sind (s. auch J. Grimm, d. Grammat. 1. A. S. LVIII f.). — Christus und die Samariterin, nach Lachmann (über Otfried. S. 280) von einem Baier abgefaßt, aber nicht ganz vollständig auf uns gekommen, ist am besten zu lesen bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 103 ff. (1. A. Sp. 41 ff.); die Bearbeitung des Psalms, die sich auch, obgleich weniger gut, als bei Hoffmann, in Graffs Diutisk. 2, S. 374 f. vorfindet, setzt derselbe Gelehrte im Sprachsch. I, S. LXI gewiß zu spät, wenn er sie dem 11ten Jahrh. zuweist. — Ueber Dichtungen in lateinischer und andern Sprachen, die den in diesem §. aufgeführten Stücken gleichen, so wie über deren gemeinsamen Ursprung s. F. Wolf, a. a. O. S. 311—313. — Daß die beiden kleinen poetischen Gebete in der otfriedischen Strophe, deren erstes sich hinter Graffs Ausg. des Otfried, S. 446, das andere bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 110, und bei Maßmann, d. d. Abschwörungs-, Glaubens- ꝛc. Formeln, S. 52; 172 befindet, je vom Volke gesungen wären, ist kaum anzunehmen (vgl. Lachmann, üb. Singen u. Sagen, S. 4, Note 1).

§. 44.

Aber schon mit dem Ende des achten oder dem Anfange des neunten Jahrhunderts hebt für uns eine andere Gattung der geistlichen Poesie an, die nicht sowohl für den Gesang von Volksmassen, als zur Erbauung Einzelner, oder zum Vortrag durch besondere Sänger bestimmt gewesen zu sein scheint. Ob die Kirche zu deren Ausbildung selbst Anlaß gegeben, oder dabei bloß Nachsicht geübt habe, ist schwer zu sagen: jedenfalls müssen Geistliche entweder selbst die Dichter solcher Werke gewesen sein, oder dabei wenigstens geholfen haben. Hierher fallen Bearbeitungen biblischer Stoffe, insbesondere Darstellungen der Schöpfungsgeschichte, des jüngsten Gerichts, des Lebens des Heilandes, bald verkürzt, bald erweitert der Fassungskraft des Volks angepaßt. Manches dieser Art ist gewiß untergegangen, anderes entweder ganz oder in Bruchstücken auf uns gekommen. — Das älteste hierher zu rechnende Denkmal ist das Wessobrunner Gebet [1]). Es gehört vielleicht noch dem Ende des achten, spätestens dem Anfange des neunten Jahrhunderts an und besteht aus drei Theilen, wovon zwei aus einem noch ältern und größern poetischen Werke, einer Bearbeitung der Schöpfungsgeschichte, entlehnt sein mögen, der erste unmittelbar, der andere auszugsweise. In jenem ist die Allitterationsform unverkennbar, in diesem we-

---

1) Die Handschrift mit diesem Werkchen befand sich sonst in dem Kloster Wessobrunn oder Weißenbrunn; daher die Benennung. Die Allitterationsform ward zuerst von den Brüdern Grimm nachgewiesen: die beiden ältesten deutsch. Gedichte 2c.; die neuesten Ausg. sind von W. Wackernagel (Berlin, 1827. 8., und im altd. Leseb. Sp. 67 f.; 1. A. Sp. 17. 18.): dem das Verdienst gebührt, die drei Theile darin erkannt und gesondert, auch das Ganze auf gründliche Weise erläutert zu haben. Ueber die weitere Litteratur vgl. Maßmann, Erläuter. z. Wessobr. Geb. Berlin 1824. 8.; über die muthmaßlich strophische Form des poetischen Theils, so wie des folgenden Gedichts, s. §. 29., a.

niger sicher. Beide bilden Einleitung und Uebergang zu dem dritten Theil, dem eigentlichen Gebet an Gott, welches prosaisch ist. Die Sprache ist im Ganzen althochdeutsch, aber mit einzelnen niederdeutschen Formen in den ersten Versen. Hiermit steht in einer gewissen geistigen Verwandtschaft das gleichfalls allitterierende, aber rein hochdeutsche, wahrscheinlich von einem Baier herrührende Bruchstück Muspilli [2]), Verse vom jüngsten Gericht, die erst um die Mitte des neunten Jahrhunderts niedergeschrieben, aber viel früher gedichtet zu sein scheinen. — In beiden Gedichten läßt sich, nicht bloß was die Form und einzelne Ausdrücke und epische Wendungen betrifft, sondern auch in gewissen Bildern und Vorstellungen ein Nachhall altheidnischer Poesie kaum verkennen [3]), wenn die darin ausgesprochenen Ideen auch im Ganzen rein christlich und biblisch sind.

§. 45.

Die umfangreichsten und wichtigsten Werke der geistlichen Poesie sind die beiden Evangelienharmonien, die altsächsische allitterierende und die althochdeutsche otfriedische mit Endreimen, jene Heliand, diese Krist in neuester Zeit genannt. — Wie schon oben [a]) erwähnt wurde, ist der Heliand [b])

2) Herausgegeben u. erläutert von J. A. Schmeller, München, 1832. 8.; dann von Wackernagel im altd. Leseb. Sp. 69 ff. (1. A. Sp. 17 ff.). Ueber die Bedeutung des Wortes Muspilli (ligni perditor, als poetische Umschreibung des nach altgermanischer Vorstellungsweise das Weltende herbeiführenden Feuers) s. J. Grimm, d. Mythol. S. 568, u. 1. A. S. 466—469; 540; vgl. auch Schmeller, Heliand, 2, 80b. Ueber die Hand, der wir vielleicht die Erhaltung dieses Bruchstücks verdanken, s. oben §. 16., Anmerk. i. — 3) Vgl. J. Grimm, d. Mythol. S. 530 (wo auch ein Vorschlag zur Ergänzung einer im Wessobrunner Gebete mangelnden Halbzeile gemacht ist), und 1. A. S. 469.

a) Vgl. §. 16., Anmerk. i. — b) Heliand, die altsächs. Form für unser Heiland. Früher waren nur einzelne Bruchstücke gedruckt

wahrscheinlich ein Theil des Werkes, welches, einem alten glaubwürdigen Zeugniß zufolge c), von Ludwig dem Frommen einem berühmten sächsischen Sänger aufgetragen war und zu seiner Zeit, wegen der gelungenen Ausführung, in großem Ruhme stand. Dieselbe Quelle berichtet, der Dichter sei ein Bauer gewesen, den eine übernatürliche Stimme zur Abfassung heiliger Gesänge berufen habe d). Daß er darauf in den geistlichen Stand getreten, wird nicht gesagt. Man muß es aber fast voraussetzen, oder ihm einen geistlichen Gehülfen bei seiner Arbeit zuschreiben, weil sonst unbegreiflich bleibt, wie ein ungelehrter Laie in damaliger Zeit sich eines so weitschichtigen Stoffes, wie die Geschichten des alten und neuen Testaments sind, bemächtigen konnte. — In dem uns bekannten Theile seines

---

(unter andern in Docens Miscell. 2, S. 7—27, aber ohne Absetzung der Verse und Andeutung der Allitteration; vgl. auch v. d. Hagens Grundriß. S. XXIV ff.); das Ganze unter dem Titel: Hêliand, poema Saxonicum seculi noni, nach den beiden bekannten Handschriften in fortlaufenden Zeilen, aber mit Bezeichnung der Allitteration, herausgeg. von J. A. Schmeller, München, 1830. 4.; dazu als 2. Band: Glossarium Saxonicum e poemate Heliand inscripto et minoribus quibusdam priscae linguae monumentis collectum, cum vocabulario Latino-Saxonico et synopsi grammatica. Monach. 1840. 4. — c) Es besteht in der auf uns gekommenen lateinischen Vorrede zu dem ganzen Werke und einer Anzahl lateinischer Hexameter über den Dichter, beides zu finden bei Schmeller in der Vorrede zum 2. Bde. S. XIII f.; vgl. auch Lachmann, üb. d. Hildebrandsl. S. 5 f. — d) Aehnliches wird über die Entstehung der poetischen Bearbeitung biblischer Geschichten von dem Angelsachsen Caedmon berichtet (vgl. J. Grimm, Frau Aventiure, S. 28). Ueber den möglichen Zusammenhang dieses angelsächs. Werks mit unserm Heliand vgl. Schmeller, Hel. 2, S. XIV f., wo auch noch andre Vermuthungen über das Alter, die Heimath und die Abfassung des altsächs. Gedichts aufgestellt sind. Auch J. Grimm, d. Grammat. 3. A. 1, S. 14, läßt es jetzt zweifelhaft, ob wir in dem Heliand wirklich ein Stück des von Ludwig d. Fr. jenem sächsischen Sänger aufgetragenen Werkes besitzen, oder ob uns dieß nicht ganz verloren gegangen ist.

Gedichts hat er sich im Ganzen genau an die Erzählung Evangelisten gehalten [e]), nichts Wesentliches übergangen u nur da im Ton der Volkspoesie weiter ausgemahlt, wo Gegenstand zu epischer Belebtheit aufforderte [f]). Der D stellung verleiht das Versmaaß einen raschen, eilenden G in kurzen Schritten. Die Sprache, reich an kühnen u glücklichen Wortfügungen und nirgend mit störenden Flickn tern überladen, trägt durchweg das Gepräge einer schon a gebildeten, aber in der metrischen Form von der ältern R bereits stark abweichenden [g]) Kunst, die sich in den Eig heiten gefällt, welche oben der Volkspoesie als Erleichterun mittel des poetischen Ausdrucks zugeschrieben wurden. V einem fremden Vorbilde ist keine Spur in diesem Werk; a tritt nirgend die Persönlichkeit des Dichters so heraus, d dadurch das Ganze oder einzelne Theile eine subjective Färbu erhielten. Eine wohlthuende Wärme durchdringt gleichmä die ganze Dichtung.

§. 46.

Um vieles anders verhält es sich mit Otfrieds [1]) G dicht. Nicht nur hatte er bei dessen Abfassung den allgemei

---

e) Zumeist stimmt das Gedicht in seinem Inhalt mit der Ev gelienharmonie des Alexandriners Ammonius (gemeiniglich Tat nus genannt), der sich vorzüglich an Matthäus anschließt. Ueber Abweichungen davon s. Schmeller, a. a. O. S. XI f. — f) einigen, freilich sehr spärlichen Einzelnheiten seiner Darstellung läßt der Dichter auch noch, wie J. Grimm (d. Mythol. S. 284; Note) meint, von Gedanken und Vorstellungen des germanischen Hei thums beschleichen. — g) Vgl. §. 27.

1) Ohne Zweifel ein geborner Franke und Schüler des Hrabo Maurus, wahrscheinlich zu Fulda, von wo er wohl nach St. Ga dann aber in das Benedictiner-Kloster zu Weißenburg im Elsaß gi in welchem er sein Gedicht in fünf Büchern abfaßte, den mittel Theil zuletzt; nachdem er bereits, wie es scheint, die beiden früher dichteten Theile, einen jeden mit einem deutschen Zueignungsge

Zweck im Auge, damit der Volkspoesie entgegenzuwirken, seine Landsleute für fromme und erbauliche Gesänge zu gewinnen und dadurch dem Verständnisse des Evangeliums näher zu bringen [2]); er wollte auch insbesondere den Franken ein christ-

---

einigen geistlichen Freunden und Gönnern zu St. Gallen und Constanz übersandt hatte, widmete er das vermuthlich i. J. 868 (vielleicht auch schon ein oder drei Jahre früher) vollendete Werk, gleichfalls mit einem deutschen Zueignungsgedicht, König Ludwig dem Deutschen und zugleich, mit einer lateinischen Vorrede, dem Erzbischof Liutbert von Mainz. Das Nähere über Otfried und sein Werk s. bei Lachmann in der Ersch-Gruberschen Encyklop. 3. Sect. 7. Thl. S. 278—282; über das Verhältniß insbesondere, in welchem der Krist zum Heliand steht, vgl. noch Gervinus, 1, S. 83 ff. (1. A. S. 68 ff.). Die erste Ausgabe des otfriedischen Werks ist von Matth. Flacius (eigentlich dem Augsburger Arzt A. P. Gassar). Basel 1571. 8.; dann eine in Schilters Thesaur. I, an der Scherz das Meiste und Beste gethan hat. Die neueste, kritische Ausgabe (aber leider ohne alle Interpunction), unter dem Titel Krist, verdanken wir Graff, Königsberg 1831. 4. Ueber die Schicksale der Handschriften und die Litteratur des Gedichts überhaupt vgl. Hoffmann, Fundgr. I, S. 38—47. Wenn der bekannte Tritheim wissen wollte, daß Otfried noch andere, uns nicht weiter bekannte Werke hinterlassen habe (Lachmann, a. a. O. S. 278), so macht sich K. Roth (d. Predigt. d. 12ten u. 13ten Jahrh. S. XII ff.) anheischig, den Beweis zu führen, daß ihm nicht nur die §. 43. erwähnten Stücke, bis auf das Galluslied, sämmtlich zugeschrieben werden müssen, sondern selbst der Lobgesang auf König Ludwig (§. 35.). Es wird dieser Beweis aber wohl eben so viel werth sein, als so manche andere erbauliche Dinge, die es ihm beliebt hat in seiner Vorrede auszukramen. — 2) In der lateinischen Vorrede an Liutbert. Die ganze merkwürdige Stelle lautet: dum *rerum quondam sonus inutilium* pulsaret aures quorundam probatissimorum virorum eorumque sanctitatem *laicorum cantus inquietaret obscoenus*, a quibusdam memoriae dignis fratribus rogatus maximeque cuiusdam venerandae matronae verbis nimium flagitantis, nomine Judith, partem evangeliorum eis theotisce conscriberem, ut aliquantulum *huius cantus lectionis ludum secularium vocum deleret et in evangeliorum propria lingua occupati dulcedine sonum inutilium rerum noverint declinare* etc. — Ob hier unter dem sonus inutilium rerum noch etwas anderes zu verstehen sei, als unter dem laicorum cantus obscoenus? Fast scheint es so: man könnte an Heldenlieder denken.

liches Heldengedicht schenken, bei welchem ihm lateinische Vorbilder aus der classischen und christlichen Zeit vorschwebten [3]). Sein Werk kann daher als der erste Versuch der Deutschen im Kunstepos angesehen werden. Der Stoff ist nach festen Gesichtspunkten geordnet, eine Wahl in den darzustellenden Begebenheiten getroffen, manches aus der evangelischen Geschichte nur angedeutet, anderes ganz zurückgeschoben; überall hat der Dichter sein persönliches Gefühl mit eingemischt, seine Gelehrsamkeit durchblicken lassen und die Erzählung mit mystischen, geistlichen und moralischen Deutungen im Geiste seiner Zeit unterbrochen. Auf wahre epische Ausführlichkeit trifft man bei ihm selten, so wenig auch seine Darstellung gedrängt heißen kann; dagegen wird sein Ton bisweilen lyrisch, besonders in den Gebeten, noch öfter aber trocken lehrhaft, zumal in jenen, ganz im Predigtstil ausgeführten Deutungen und Betrachtungen [4]). Seine Sprache, von der er, gewiß nicht mit vollem Recht, selbst sagt, daß er sie roh und ungebändigt vorgefunden [5]), ruht weniger, als die im Heliand, auf der breiten und durchgebildeten Unterlage der Volkspoesie, die er ja verachtete. Eine gewisse Gewandtheit und Freiheit der Bewegung muß ihr zwar zugestanden werden, aber nur zu oft treten dem leichten Fluß die besonders durch Reimnoth im

---

3) Im Verfolg der eben angezogenen Stelle nennt er Virgilius, Lucanus, Ovidius nebst Juvencus, Arator, Prudentius. Damit ist zu vergleichen der Anfang von B. I. cap. 1. — 4) Vgl. Lachmann, a. a. O. S. 279 f., wo auch S. 278 gegen Schilter bemerkt ist, daß diesen Deutungen und Betrachtungen wohl weniger Alkuin zum Johannes, als ein umfassenderes und kürzeres Werk zum Grunde liegen möchte. — 5) In der gedachten Vorrede (wo er auch über die von ihm getroffene Anordnung des Stoffes spricht und die Zeitfolge andeutet, in welcher die einzelnen Theile des Werkes entstanden sind): Huius linguae barbaries, ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis, sic etc.

Uebermaaß herbeigeführten Flickwörter, zumal gewisse immer wiederkehrende adverbielle Ausdrücke in den Weg, die viel schwerfälliger und lebloser sind, als die wiederkehrenden Umschreibungen und Beiwörter im Heliand.

§. 47.

2. Das einzige zeither näher bekannte und mit Sicherheit diesem Zeitraum zugehörige Denkmal gelehrter Poesie, das nicht einen eigentlich geistlichen Inhalt hat, obwohl es zuverlässig von einem hochdeutschen Geistlichen herrührt, ist der schon oben [a]) angeführte Merigarto [b]), Bruchstück eines Werks des eilften Jahrhunderts [c]), welches von großem Umfange und eine Art Cosmographie gewesen zu sein scheint. Der Verfasser hat den Stoff dazu wahrscheinlich aus der Bibel, aus einigen encyclopädischen Werken des Mittelalters, aus mündlicher Ueberlieferung und aus eigener Erfahrung geschöpft [d]). Das Bruchstück, so weit es herausgegeben ist, handelt vorzüglich von den Gewässern der Erde und insbesondere von einigen wunderbaren Quellen. Interessant ist eine kurze Stelle über Island. Der Anfang dürfte noch Nachklang älterer Darstellungen der Schöpfungsgeschichte sein.

---

a) Vgl. §. 30. — b) Das althochd. Wort für mundus; diesen Titel, den der Auffinder und Herausgeber des Bruchstücks ihm beigelegt hat, hält J. Grimm, Götting. gel. Anz. 1838. Nr. 56., für um so gewagter, als das Wort selbst in den erhaltenen Versen gar nicht vorkommt. — c) J. Grimm, dem der Herausgeber vor dem zweiten Abdruck beistimmte, war anfangs (s. Götting. gel. Anz. 1835. S. 1864) geneigt, die Abfassung um d. J. 1010 zu setzen; später jedoch (s. a. a. O. 1838. Nr. 56.) rückte er sie weiter herunter etwa ins Jahr 1070 oder 1071. — Zuerst herausgegeben von Hoffmann, Prag 1834. 8.; dann auch in dessen Fundgruben, 2, S. 1—8, womit zu vgl. ist die zuletzt erwähnte Anzeige J. Grimms. — d) Vgl. hierüber die Vorrede des Herausgebers.

B. Prosa.

§. 48.

Die prosaischen Werke dieses Zeitraums gehören nur als Denkmäler der Sprache in das Gebiet der National-Litteratur, da sie, wie schon erwähnt, fast alle Uebersetzungen und Umschreibungen griechischer und lateinischer Texte sind, und die spärlichen, nicht übersetzten Ueberbleibsel auch nicht als Erzeugnisse einer freien Geistesthätigkeit angesehen werden können *). Der sprachliche Werth der einzelnen Schriften ist wieder sehr verschieden, je nachdem man bloß auf Wortfülle

*) Ausgenommen etwa das, was in den §. 51. aufgeführten Werken nicht geradezu aus den lateinischen Texten übersetzt ist, wie z. B. das interessante, Prologus Teutonice überschriebene Vorwort zu dem St. Galler Boethius (auch bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 137 ff.; 1. A. Sp. 79 ff.), und, wenn sie nicht Uebersetzungen sind, die §. 50. erwähnten Predigten des 10ten (oder 11ten?) Jahrh. — Dagegen haben, nebst einzelnen in den folgenden §§. angeführten Stücken, für die Geschichte unserer Litteratur allein von Seiten der Sprache mehr oder weniger Werth unter den nicht übersetzten Ueberbleibseln: die wenigen deutschen Sätze in der sogenannten Notitia finium Wirceburgensium (zuletzt herausgegeben von F. A. Reuß, älteste Urkunde über den Umfang der Würzburg. Stadtmarkung. Würzburg 1838; und von Maßmann, d. d. Abschwörungs-, Glaubens- &c. Formeln. S. 183 ff.; vgl. S. 61 f. u. 192; auch Hoffmann in v. Aufseß Anz. 1833. Sp. 158); der Schwur Karls des Kahlen und des deutschen Heeres unter Ludwig zu Straßburg 842 (s. Wackernagel, a. a. O. Sp. 76 ff.; 1. A. Sp. 26 ff.); eine Eidesformel, welche zu weihende Geistliche dem Bischofe deutsch zu schwören hatten; einige ärztliche Recepte; einige altsächsische Beschwörungsformeln (in denen sich noch Spuren der Allitteration zeigen); ein Paar Heberegister, gleichfalls in niederdeutscher Sprache, alles aus dem 8ten bis 10ten Jahrh. und mit allen litterarischen Nachweisungen zu finden bei Maßmann, a. a. O. 59—62; 182; 189 f.; Graff, Diutiska, 2, S. 189 f.; und Dorow, Denkmale, Hft. 2. 3.; endlich eine Augsburger Schenkungsurkunde v. J. 1070 (bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 161 f.; 1. A. 101 f.).

und Wortformen, oder auch auf Wortfügung, Gewandtheit des Ausdrucks und stilistische Geschicklichkeit Rücksicht nimmt. Die zuletzt genannten Eigenschaften treten besonders in einigen Werken aus dem Ende des zehnten oder dem Anfang des eilften Jahrhunderts hervor. Sie sind in St. Gallen entstanden und gehören nicht sowohl der rein kirchlichen, als der gelehrten Litteratur überhaupt an. Die Vortrefflichkeit dieser Prosa zeigt wenigstens, was sich schon damals hätte in ungebundener deutscher Rede leisten lassen, wäre es den schreibenden Gelehrten eingefallen, statt der lateinischen sich der Muttersprache zu bedienen.

§. 49.

Das älteste Denkmal deutscher Prosa und zusammenhängender deutscher Rede überhaupt sind die Ueberbleibsel einer gothischen, aus dem Griechischen übersetzten Bibel, die Ulfilas, Bischof der Gothen (von 348—388)[1], sicherlich an-

---

1) Was über die Lebensumstände des Ulfilas schon früher bekannt war (s. die Prolegom. zur neuesten Ausgabe), hat vor Kurzem erwünschte Ergänzung gefunden aus einer sehr alten zu Paris entdeckten Handschr., welche G. Waitz (Ueber d. Leben u. d. Lehre des Ulfila. Hannover 1840. 4.) zum Theil herausgegeben hat. Geboren um das J. 318 unter den Gothen jenseit der Donau, von Eltern cappadocischer Abkunft, wurde er i. J. 348 vom Lector zum Bischof der Gothen geweiht; sieben Jahre später von einem heidnischen Fürsten seines Volks vertrieben und auf römischem Boden aufgenommen, ließ er sich mit vielen am Christenthum festhaltenden Landsleuten am Fuße des Haemus nieder, war i. J. 360 auf der Synode zu Constantinopel, wohin er auch 388 gieng, um die arianische Lehre, der er, wie auch sein uns aus jener Handschr. bekannt gewordenes Testament bezeugt, eifrig anhieng, gegen ihre Verächter und Verfolger zu vertheidigen, daselbst aber noch in demselben Jahre starb. Daß er die Bibel übersetzte, berichten andere, ihm in der Zeit sehr nahe stehende Kirchenschriftsteller, nicht die Pariser Handschr. ausdrücklich, sondern nur, daß er in griechischer, lateinischer und gothischer Sprache, in denen allen dreien er auch predigte, plures tractatus et multas interpretationes volentibus ad utilitatem et

gefangen, wenn auch bis zu dem Umfange, den ein sehr alte Zeugniß angibt [2]), oder den auch nur die uns erhaltenen Theile bezeichnen, nicht allein ausgeführt hat [3]). Diese bestehen in großen Bruchstücken aus den vier Evangelien, allen unbestrittenen paulinischen Briefen, freilich zum guten Thei auch nur fragmentarisch, und kleineren Stücken aus einem Psalm, Esra und Nehemia [4]). — Außerdem besitzen wir i

ad aedificationem hinterlassen habe (Waiß, a. a. O. S. 19). — 2) Philostorgius (die auf Ulfilas bezügliche Stelle bei Waiß S. 59) sagt, er habe die ganze heilige Schrift, mit Ausnahme de Bücher der Könige, übersetzt. — 3) Daß die Gothen das ganze alte wie das neue Testament, in ihrer Sprache besaßen, obschon uns vo vielen Theilen des ersten und einzelnen des zweiten bisher noch all Spur abgeht, darf kaum bezweifelt werden; auch daß der Uebersetzun der griechische Text zum Grunde gelegt worden, ist gewiß; doch hat au die Fassung einer ganzen Anzahl von Stellen in den uns erhaltenen Theilen ein lateinischer Text, nur nicht der der Vulgata, wahrscheinlich später, als die Gothen in Italien festen Fuß gefaßt hatten, eingewirkt Hierüber sowohl, wie über den Antheil, den Ulfilas und andere ihm gleichzeitig oder später lebende Gothen, die ungenannt geblieben sind an der Uebersetzung und Ueberarbeitung der auf uns gekommenen Stück für sich in Anspruch nehmen dürften, vgl. die Prolegomena zur neuesten Ausgabe; Loebe in d. Jen. Litt. Zeit. 1841. Nr. 50. S. 396, und in d. Blätt. für litterar. Unterhalt. 1843. Nr. 110—112.; Maß manns Gotthica minora, in Haupts Zeitschr. I, S. 294 ff. — 4) Ueber die Geschichte der Handschriften, besonders des berühmten Codex argenteus, und die weitere Litteratur dieser Bibelübersetzung (erste Ausgabe der damals bekannten Stücke von Fr. Junius, Dort recht 1665. 4.) bis zum J. 1819 vgl. die Einleitung zu Zahns Ausgabe, Weißenfels, 1805. 4.; J. Grimm, d. Grammat. 1. Ausg S. XLIV ff.; die Prolegomena zur neuesten Ausgabe; Maßmann, a. a. O., und Loebe in d. Blätt. für litterar. Unterhalt., a. a. O Von den seitdem aufgefundenen Theilen sind die Bruchstücke aus Esra, Nehemia, Matthäus und die paulinischen Briefe, zuerst von A. Ma u. C. O. Castiglioni gemeinschaftlich, dann von dem letztern allein, nach und nach (Mailand, 1819—39. 4.) herausgegeben; alles aber was bis jetzt von der gothischen Bibel bekannt geworden (nebst der Skeireins und dem Bruchstück des goth. Kalenders), findet sich, beglei

gothischer Sprache nicht unbeträchtliche Bruchstücke einer Auslegung des Evangeliums Johannis (Skeireins)[5]), etwa aus dem Ende des fünften Jahrhunderts, zwei Reihen von Unterschriften gothischer Priester unter Urkunden[6]), wahrscheinlich aus dem Zeitalter Theodorichs des Großen, und einige vereinzelte Zeilen in dem Fragment eines gothischen Kalenders[7]).

---

tet von einer lateinischen Uebersetzung und einem Glossar, dem noch eine gothische Grammatik als zweiter Theil des zweiten Bandes folgen soll, in der kritischen Ausg. von v. Gabelentz u. Loebe: Ulfilas. Veteris et novi Testamenti versionis Gothicae fragmenta quae supersunt etc. Altenburg u. Leipzig, 1836; u. Leipzig, 1843. 2 Bde. 4. — Daß die Uebersetzung zwar sehr wortgetreu ist, aber keineswegs, wie wohl behauptet worden, dem griechischen Texte knechtisch nachkriecht, vielmehr den Eigenheiten der gothischen Sprache überall ihr Recht widerfahren läßt, kann man schon aus J. Grimms Grammat. Th. 4. ersehen, und ist auch eigens von Loebe im N. Jahrb. d. Berl. Gesellsch. für d. Sprache. 2, S. 358 ff. an einer Reihe von Beispielen nachgewiesen worden. — 5) Vollständig herausgeg. und erläutert von Maßmann, unter dem Titel: Skeireins Aivaggêljôns thairh Jôhannên. München 1834. 4.; der Text allein, verbessert, im 2. Bde. der neuesten Ausg. des Ulfilas. Die Skeireins, wahrscheinlich Ueberbleibsel einer Art paraphrasierter Harmonie der Evangelien, glaubte Maßmann vielleicht dem Ulfilas zusprechen und als Uebersetzung einer Schrift des Bischofs Theodor von Heraclea ansehen zu dürfen. Beide Annahmen widerlegt Loebe, Beiträge zur Textberichtigung und Erklärung der Skeireins. Altenburg, 1839. S. 4 ff.; vgl. Jen. Litt. Zeit. 1841. Nr. 50. S. 396. — 6) Sie finden sich bei Zahn, a. a. O. S. 76 ff. (vgl. J. Grimm, d. Grammat. 1. A. S. XLVII), und sind zuletzt (mit Schriftnachbildungen) herausgegeben von Maßmann: Frabaúhtabôkôs, oder die gothisch. Urkunden von Neapel und Arezzo. Wien, 1836. Fol.; vgl. Loebe in d. Jen. Litt. Zeit. 1838. Nr. 159. — 7) Zuerst gedruckt in dem von Mai und Castiglioni herausgegebenen Ulfilae partium ineditarum — specimen. Mailand, 1819; dann im 2. Bde. der neuesten Ausgabe des Ulfilas.

§. 50.

Die kirchlichen Prosawerke in althochdeutscher Sprache a) heben mit dem achten Jahrhundert an b), in welches, außer den Bruchstücken von Uebersetzungen einiger Homilien, namentlich der Isidorischen Epistel de nativitate domini c), wie sie kurz bezeichnet wird, noch die Ueberbleibsel einer Uebertragung des Evangeliums Matthäi d) und die dem St. Galler Mönche Kero (um

a) Näheres über die ältere Litteratur des in diesem §. Aufgeführten ist zu finden in J. Grimms d. Grammat. 1819. S. LII ff.; das vollständigste Verzeichniß der althochd. Sprachdenkmäler überhaupt aber in Graffs Vorrede zum ersten Bande des Sprachschatzes. — b) Bereits im 7ten Jahrh. ist das Glossar des heil. Gallus (vollständig abgedruckt bei Graff, a. a. O. S. LXV ff.; viel fehlerhafter in Greiths Spicileg. Vatican. S. 35 ff.; am besten in Wackernagels altd. Leseb. Sp. 27—32 (1. A. Sp. 1—6); und in Hattemers Denkm. d. M. A. 1, S. 5—14) niedergeschrieben; es gehört aber, wie alle Glossen und Glossarien dieses Zeitraums (über welche Graff, a. a. O. zu vergleichen ist), nicht in die Geschichte der deutschen Litteratur, sondern in die Geschichte der deutschen Sprache. — c) Sonst mit Unrecht in das 7te, ja in das 6te Jahrh., von Lachmann dagegen (dem Wackernagel in d. 1. A. des Leseb., aber nicht mehr in der 2ten folgte) nebst der Uebertragung des Matthäus erst ins 9te Jahrh. gesetzt (Anmerk. zu d. Nibel. S. 51). Der Uebersetzer ist unbekannt. Die erste Ausgabe von Palthen, Greifswald, 1706; dann in Schilters Thesaur. I; in neuester Zeit nach derselben Handschrift (der Pariser) herausgegeben von Graff, im N. Jahrb. d. Berl. Gesellsch. f. d. Spr. 1, S. 57 ff.; und (am besten) von A. Holzmann: Isidori Hispal. de nativitate domini, passione etc. epistolae ad Florentinam sororem versio francisca saeculi octavi quoad superest. Carolsruhae, 1836. 8. Aus einer andern Handschrift ist ein Stück abgedruckt in den von Endlicher u. Hoffmann, Wien, 1834, herausgegebenen Fragmenta Theotisca versionis antiquiss. Evang. St. Matthaei et aliquot homiliarum (vgl. dazu Haupt in d. Wien. Jahrb. d. Litt. Bd. 67; eine neue Ausg. besorgte Maßmann, Wien, 1841. 4.; s. dazu Haupts Zeitschr. 1, S. 563 ff.), wo auch die übrigen Bruchstücke von deutschen Homilien des 8ten Jahrh. zu finden sind. — d) Alles bisher davon Aufgefundene ist beisammen in den eben ange-

760) zugeschriebene Interlinearversion der Regel des heil. Benedict [e]) fallen. Auch dürften diesem Jahrhundert noch einige jener kleinern Stücke, Uebersetzungen und Umschreibungen des Vater Unser, Glaubensbekenntnisse, Beichtformeln, geistliche Ermahnungen u. dergl. [f]) zuzuschreiben sein, die nächst einer Interlinearversion lateinischer Kirchenhymnen [g]) und der Uebersetzung der sogenannten Tatianischen Evangelienharmonie [h]) den Bestand der prosaischen Ueberbleibsel des neunten Jahrhunderts bilden. Aehnliche

---

führten Fragmenta Theotisca; vgl. J. Grimm, Hymn. veter. eccles. S. 6 ff. — e) Herausgeg. in Schilters Thesaur. I. (vgl. Graff, Diutisk. 3, S. 198 ff.), und mit einer Einleitung (worin auch über Keros Zeitalter und über andere ihm beigelegte Schriften gehandelt ist) diplomatisch genau nach der Handschr. in Hattemers Denkm. d. M. A. 1, S. 15—125 (vgl. auch daselbst 1, S. 250). — f) Am vollständigsten (mit litterar. Nachweisungen) bei Maßmann, die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom 8ten bis 12ten Jahrh. Quedlinburg u. Leipzig, 1839. 8. (Was davon zu St. Gallen handschriftlich aufbewahrt wird, und darunter auch einiges, das Maßmann noch nicht bekannt war, gibt, bis auf die Notkerischen Stücke, Hattemer, a. a. O. 1, S. 323—330). — g) Mehrere dieser sonst fälschlich als fränkische Kirchenlieder bezeichneten Stücke, die J. Grimm in den Anfang des 9ten, Wackernagel (altd. Leseb. Sp. 55 ff.; 1. A. Sp. 7 ff.) bereits in das 8te Jahrh. setzt, wurden schon von Hickes und Eccard herausgegeben; vollständig machte sie bekannt mit Einleitung und Anmerkungen J. Grimm: Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio theotisca. Gotting. 1830. 4. (Zwölf dieser Uebersetzungen hat K. E. P. Wackernagel in sein Buch, d. d. Kirchenl. S. 38 ff. unter einer allgemeinen irre leitenden Ueberschrift aufgenommen). Ueber ein scheinbar ähnliches Stück (zuerst bekannt gemacht von Docen, Miscell. 1, S. 18) vgl. Maßmann, a. a. O. S. 8; 53—55; 173—175. — h) Der Uebersetzer ist unbekannt, muß aber mit Otfried ziemlich gleichzeitig gelebt haben (über den sogenannten Tatianus vgl. §. 45., e). Herausgeg. von Palthen, Greifswald, 1706; und darnach in Schilters Thesaur. II, beidemal mit einer beträchtlichen Lücke. Das Evangelium des heil.

kleine Stücke nebst Bruchstücken von Predigten [i]) haben sich aus dem zehnten Jahrhundert erhalten, dessen Schluß vielleicht auch noch die Uebersetzung und Umschreibung der Psalmen von Notker zu St. Gallen [k])

Matthäus daraus besonders zusammengestellt und nebst den entsprechenden Resten der goth. Uebersetzung herausgeg. von J. A. Schmeller, Stuttgart u. Tübingen, 1827. 8. — i) Abgedruckt in Hoffmanns Fundgr. I, S. 59 ff. (vgl. auch dessen Gesch. d. d. Kirchenl. S. 18, Note 30); eine auch bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 159 f., hier aber in das 11te Jahrh. gesetzt. — k) Unter mehreren St. Galler Mönchen dieses Namens ist der dritte Notker, mit dem Beinamen Labeo (st. 1022), der Uebersetzer. Bei den erklärenden Umschreibungen der Psalmworte benutzte er die Auslegung Augustins. Vgl. über ihn Ild. v. Arx, Geschichten von St. Gallen, I, S. 276 ff.; v. d. Hagens Briefe in d. Heimath, 1, 150; 2, 280. Von den Psalmen und den ihnen in den Handschr. angehängten Uebertragungen einzelner kürzerer Stücke des alten und neuen Testaments (s. Anmerk. l) ist nur eine vollständige, aber ziemlich junge und ungenaue Handschr. erhalten, die St. Galler; in einer zweiten, der schwerlich viel ältern Wiener, die voll von willkürlichen Aenderungen ist, fehlen 50 Psalmen. Nach jener ist der mit neuen Fehlern vermehrte Abdruck in Schilters Thesaur. I, und das was Graff in seiner Ausg. der Windberger Psalmen aufgenommen hat; aus der andern stehen mehrere Stücke in Hoffmanns Fundgr. 1, S. 49 ff.; und Graffs Diutiska, 3, 124—141. Aus ältern und echtern, nur bruchstückweise erhaltenen Handschr. befindet sich Einzelnes in Maßmanns Denkmälern. 1, S. 120 ff., und bei Wackernagel, Baseler Handschr. S. 11—18; altd. Leseb. Sp. 127—131; vgl. Wackernagel, die Verdienste der Schweizer. S. 26, Note 12, u. Baseler Handschr. S. 9 f. Ueber eine verjüngte Notkerische Bearbeitung der Psalmen aus d. 14ten Jahrh. s. Docen, Miscell. 1, S. 32 ff., wo auch zuerst Nachricht und Proben von der vollständigen Interlinearversion der Psalmen (in einer Windberger Handschr.) gegeben werden, die Docen in die erste Hälfte des 12ten Jahrh. setzte und die Graff herausgegeben hat: Deutsche Interlinearversionen der Psalmen. Quedlinburg u. Leipzig, 1839. 8. (Außer den Psalmen der Windberger Handschr. gibt er hier auch noch ein großes Stück einer bis dahin ganz unbekannten, dem 13ten Jahrh. angehörigen und dem Niederdeutschen sich nähernden Interlinearversion und, wie schon bemerkt, einen Theil von Notkers Uebersetzung.); vergl. auch Diutiska. 3, S. 549 ff.

angehört, ein Werk, das wegen seiner Sprache und Ausdrucksweise zu den vortrefflichsten Denkmälern der althochdeutschen Prosa gezählt werden muß. Ungefähr in dieselbe Zeit fallen die Uebertragungen einzelner kürzerer Stücke des alten und neuen Testaments l), welche, wenn auch nicht von Notker selbst, dem sie beigelegt zu werden pflegen, doch gewiß von St. Galler Mönchen herrühren. Aus dem eilften Jahrhundert stammt die Uebersetzung und Auslegung des Hohenliedes von Williram m) und die sogenannte Reda umbe diu tier n), eine Umdeutung der Eigenschaften verschiedener Thiere auf Christus und den Teufel, versehen mit Bibelstellen und guten Lehren für die sündige Menschheit. — Bei weitem kleiner ist die Zahl und geringer der Werth der hierher fallenden altniederdeutschen Denkmäler: eine Absagung des Teufels o), vielleicht

---

l) Gleichfalls bei Schilter hinter den Psalmen; so wie das, was nach Anmerk. k. die Diutiska, 3, 124 ff. enthält, alles, und was eben darnach Wackernagel bekannt gemacht hat, zum Theil in Stükken besteht, die hierher fallen. — m) Williram starb 1085 als Abt zu Ebersberg in Baiern. Die erste Ausgabe seines Werkes ist von Merula, Leiden 1598; auch bei Schilter I.; die neueste in doppelten Texten nach zwei Handschr. mit Wörterbuch von Hoffmann, Breslau 1827. 8.; von einer Berliner Handschr. ein Abdruck im N. Jahrb. d. Berl. Gesellsch. für d. Spr. 4, S. 153 ff.; 5, 143 ff. — n) Das lateinische Werk, woraus das deutsche übersetzt ist, ist Erweiterung eines ältern griechischen Physiologus. Abgedruckt in v. d. Hagens Denkm. d. Mittelalters. S. 50 ff. (vgl. Graffs Diutisk. 3, S. 197) und in Hoffmanns Fundgr. 1, S. 16 ff. Eine andere Bearbeitung einer ähnlichen Quelle aus dem 12ten Jahrh. bei Graff, a. a. O. 3, S. 22 ff.; Hoffmann, a. a. O. S. 22 ff.; u. Maßmann, deutsche Gedichte d. 12ten Jahrh. 2, S. 311 ff. — o) Diese berühmte abrenuntiatio (wie sie den Täuflingen unter den neubekehrten Heiden auferlegt wurde) ist nach J. Grimm, d. Mythol. S. 146 f. (1. A. S. 109; Anhang S. XXXII) nicht rein sächsisch, doch niederdeutsch, vielleicht ein ripuarisches Denkmal; vgl. auch in d. Götting. gel. Anz. 1828. Nr. 56. Ueber die frühere Litteratur s. Maßmann, die d. Abschwörungs- rc.

noch aus dem achten Jahrhundert, eine **Uebersetzung einiger Psalmen** p), eine **Beichtformel** q) und ein **Stück der Uebersetzung einer Legende oder Predigt** r) ist alles, was davon aufgeführt werden kann.

§. 51.

Zuletzt ist hier noch insbesondere der althochdeutschen Prosawerke zu gedenken, die der gelehrten, nicht streng geistlichen Litteratur angehören, und auf deren Zeitalter, Heimath und besondern Werth schon oben hingedeutet wurde. Es sind dieß, außer den zahlreichen, in verschiedene lateinisch abgefaßte Schriften [1]) eingefügten, theils übertragenen, theils ursprünglich deutschen Sätzen, worunter auch eine Reihe von Sprichwörtern [2]), die mit Bemerkungen, Erläuterungen und weitern Ausführungen ausgestatteten **Uebersetzungen eines Theils des aristo-**

Formeln. S. 21—28; daselbst ist auch S. 67 ein Abdruck, der genauer sein soll, als alle ältern (auch ein Facsimile). Eine **hochdeutsche** Absagung findet sich gleichfalls da, aber verstümmelt, wogegen sie vollständig und aus einer viel ältern Handschr. steht bei J. **Grimm**, über zwei entdeckte Gedichte rc. S. 25. — p) Herausgeg. durch v. d. **Myle** (de lingua belgica, p. 152) und v. d. **Hagen**, Breslau, 1816. 4.; vgl. **Schmeller**, Heliand. 2, S. XV. — q) Abgedruckt in **Lacomblets** Arch. für d. Gesch. d. Niederrheins, 1, S. 4 ff.; u. bei **Maßmann**, a. a. O. S. 137 ff. — r) Eins der sogenannten **Essener Bruchstücke** (gleichfalls bei **Lacomblet**, 1, S. 11 ff.; u. bei **Graff**, Diutisk. 2, S. 190 f.), auch unter der Bezeichnung eines Bruchstücks der Legende von der Verwandlung des heidnischen Pantheons zu Rom in eine christliche Kirche durch Pabst Bonifacius IV. bekannt; vgl. **Hoffmann** in v. **Aufseß** Anzeig. 1832. Sp. 267, u. **Maßmann** zu Eraclius, S. 475, Note 3.

1) Die **sangallische Rhetorik**, die Abhandlungen de syllogismis und de partibus logicae (aus denen allen Stücke bei **Wackernagel**, altd. Leseb. Sp. 109—124 zu finden sind), und der (eben da Sp. 137 f. mitgetheilte) Brief **Meister Rudperts von St. Gallen**. — 2) In der Handschr., welche die Abhandlung de partibus logicae enthält. Es dürften wohl die ältesten Sprichwörter sein, die in unserer Sprache aufgezeichnet, auf uns gekommen sind.

telischen Organons [3]), des philosophischen Trost-buches des Boethius [4]), und der zwei ersten Bücher der Vermählung Mercurs mit der Philologie von Marcianus Capella [5]), alle drei von demselben Notker, der die Psalmen übersetzt und umschrieben hat [6]); wozu noch ein Bruchstück einer Abhandlung über Musik kommt, das gleichfalls aus St. Gallen herrührt, dessen Ver-

---

3) Herausgegeben von Graff: Althochdeutsche, dem Anfange des 11ten Jahrh. angehörige, Uebersetzung und Erläuterung der aristotelischen Abhandlungen κατηγορίαι und περὶ ἑρμηνείας. Berlin, 1837. 4. Der Uebersetzung liegt nicht der griechische Text unmittelbar zum Grunde, sondern eine lateinische Bearbeitung desselben; die Erläuterungen sind als des Uebersetzers eigene Arbeit anzusehen, wiewohl er dabei den Commentar des Boethius vor Augen hatte. — 4) Gleichfalls von Graff herausgegeben: Althochdeutsche, dem Anfange des 11ten Jahrh. angehörige, Uebersetzung und Erläuterung der von Boethius verfaßten 5 Bücher de consolatione philosophiae. Berlin, 1837. 8. (zugleich erschien Graffs Schulausgabe: althochd. Lesebuch, enthaltend die althochd. Uebersetzung der consolatio philosophiae des Boethius, mit spracherläuternden Anmerkungen, aber ohne die Erläuterungen und den Prolog des Uebersetzers, so wie auch hier der lateinische Text fehlt). Daß in dem deutschen Boethius schon antike Versmaaße nachgebildet seien, wie man früher annahm (vgl. v. d. Hagen, Denkm. d. M. A. S. 7 f.), läßt sich durchaus nicht erweisen. — 5) Auch dieses Werk ist erst durch Graff vollständig bekannt gemacht worden: Althochdeutsche, dem Anfange des 11ten Jahrh. angehörige, Uebersetzung und Erläuterung der von Marcianus Capella verfaßten zwei Bücher de nuptiis Mercurii et Philologiae. Berlin, 1837. 8. — 6) Dieß, was sonst mehr auf Vermuthung beruhte und angefochten wurde (vgl. W. Wackernagel, d. Verd. d. Schweiz. S. 10; 26; altd. Lesebuch. 1. A. S. XIII; er schreibt die genannten Werke theilweise dem bereits erwähnten Rudpert, einem Zeitgenossen Notkers, zu), ist jetzt außer Zweifel gesetzt durch einen von J. Grimm aufgefundenen und in den Götting. gel. Anz. 1835. Nr. 92. bekannt gemachten Brief Notkers (gleichwohl scheint Wackernagel, nach den Ueberschriften in der 2ten Ausg. des altd. Leseb. Sp. 131—149 zu schließen, noch immer nicht geneigt, von seiner frühern Ansicht abzulassen), aus welchem sich auch ergibt, daß derselbe noch vieles Andere aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt hatte, z. B. Virgils Bucolica, die Andria des Terenz

fasser aber unbekannt ist [7]). — Diese Werke beweisen mehr als alles andere den regsamen Eifer, womit man gegen Ende des zehnten und zu Anfang des eilften Jahrhunderts in St. Gallen nicht nur überhaupt eine allgemeinere, über rein kirchliche Zwecke hinausgehende wissenschaftliche Bildung erstrebte, sondern sie auch insbesondere durch die Muttersprache, indem man diese mit glücklichem Erfolg an die Darstellung philosophischer und anderer abstracter Gegenstände gewöhnte, zu vermitteln suchte.

---

und (was man auch schon früher wußte) den Hiob. — 7) Gedruckt bei v. d. Hagen, a. a. O. S. 25 ff.; der es, Andern beistimmend, S. 9 auch dem Notker beilegt.

Dritte Periode.

Von der Mitte des zwölften bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

Aeußere und innere Verhältnisse Deutschlands in ihrer Einwirkung auf die Entwickelung und den beginnenden Verfall der Poesie. — Die wissenschaftliche Bildung der Deutschen mehr durch auswärtige, als durch einheimische gelehrte Anstalten gefördert.

§. 52.

Ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher die Hohenstaufen zur Herrschaft gelangten, begann für die deutsche National-Litteratur ein neues, glänzendes Zeitalter. In ihm entfaltete die Poesie in ihrer neuen, durch frühere Ereignisse vorbereiteten, durch gleichzeitige ins Leben gerufenen, durch verschiedene Begünstigungen geförderten und durch eine Reihe ausgezeichneter Individuen vollendeten Gestaltung zum zweitenmal eine etwa siebzig Jahre hindurch (1170—1240) dauernde Blüthe, worauf sie, theils durch äußere in der Ungunst der Zeit liegende Umstände, theils durch das allmählige Versiegen ihrer innern Lebenssäfte und die Entwickelung des Keimes der Zerstörung, den sie mit ihrer Befruchtung zugleich in sich aufgenommen hatte, wieder in Verfall gerieth, anfangs unmerklicher, gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts aber schon auf eine sehr sichtbare Weise. Dagegen entwickelte sich die Prosa, ob-

schon auch sie, im Vergleich mit frühern Zeiten, Fortschritte zu größerer Freiheit und Selbständigkeit der Darstellung machte, viel weniger reich und glänzend. Denn der Kreis, in welchem sie sich bewegte, war noch sehr eng: theils blieb die lateinische Sprache noch immer vorzugsweise, ja fast ausschließlich, das Organ der Wissenschaft, theils fügte sich beinahe alles, was deutsch geschrieben wurde, der dem Zeitalter besonders zusagenden poetischen Auffassungs- und Darstellungsweise, so daß selbst das, was zu andern Zeiten nur in ungebundener Rede niedergelegt zu werden pflegt, damals in poetischer Form erscheinen konnte. — Damit die neue Wendung, der Aufschwung, so wie der allmählige Verfall der Poesie in dieser Periode begreiflich werde, müssen zuvörderst die Anregungen, Begünstigungen und Störungen bezeichnet werden, die für sie aus den Verhältnissen des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens hervorgiengen.

§. 53.

Unter der Regierung der Kaiser aus dem sächsischen und der beiden ersten aus dem fränkischen Hause hatte es zwar in Deutschland nicht ganz an innern Kämpfen gefehlt, doch hatten diese zu keiner Zeit das Reich eigentlich in Parteien zerrissen, am allerwenigsten aber hatten sich weltliche und geistliche Macht feindlich gegenüber gestanden. Als indeß zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. der Kampf ausbrach, der, wenn er auch zu Zeiten beigelegt schien, doch fast zwei Jahrhunderte hindurch unter ihren Nachfolgern immer von neuem entbrannte, mußten sich die Folgen davon nicht nur im Großen in der Umgestaltung der öffentlichen Zustände Deutschlands, sondern auch in der Entwickelung des geistigen Lebens der Individuen kund geben. Denn die Spaltungen des Reiches selbst in eine kaiserliche und eine päbstliche Partei und die da-

durch veranlaßten Kriege, die Gefahren, die in so unruhigen Zeiten dem Leben, der Freiheit und dem Besitzthum jedes Einzelnen drohten, die Zerrüttung, die durch die Fehden der Großen oft bis in die engsten Lebenskreise eindrang und die heiligsten Bande sprengte, vor Allem aber die Nothwendigkeit, in welche sich Edle und Freie nur zu häufig versetzt sahen, selbst Partei in dem Kampf zwischen Kaiser und Pabst zu ergreifen, und sich also entweder des Treubruchs an ihrem weltlichen Oberherrn schuldig zu machen, oder, nach den damaligen Begriffen, zeitliche und ewige Verdammniß auf sich zu laden, brachten nothwendig in den Geistern eine Unruhe und Bewegung hervor, vor der die Unbefangenheit verschwand, mit der man in weniger aufgeregten Zuständen das Leben ergriffen und genossen hatte. Gegen diesen Druck der Außenwelt konnte nur ein Gegengewicht in der innern Welt des Gemüthes gefunden werden. So ward der Geist zur Einkehr in sich selbst gedrängt, und das Selbstbewußtsein entwickelte sich und erstarkte in dem Widerstreit, in welchen das Gefühl mit dem Verstande, der Glaube mit der Vernunft, eine Pflicht mit der andern geriethen. Mochten nun auch beim Ausbruch jenes großen welthistorischen Streites bei weitem die meisten sich nur durch äußerliche Beweggründe in ihrem Handeln bestimmen lassen, und nur wenige Einzelne in solchen innern Kämpfen nach Selbstbestimmung und geistiger Freiheit ringen: die Zahl der letztern mußte nach und nach um so mehr anwachsen, je länger der Streit dauerte, je anhaltender die Spannung und innere Aufregung der Nation war, und je mehr sich die weltliche Macht zur Bekämpfung des Gegners, neben der Stärke des Arms, auch geistiger Waffen bediente. War aber einmal das Selbstbewußtsein in dem geistig regsamen Theile des Volkes auf diese Weise geweckt, so konnte

es nicht fehlen, daß die poetische Thätigkeit, wenn sie sich wieder im Volke zu heben und einen neuen Aufschwung zu nehmen begann, ihren Erzeugnissen ein viel subjectiveres Gepräge aufdrückte, als in frühern unbefangenern, von solchen Gegensätzen noch nicht zerrissenen Zeiten. Und wirklich ist die mit der Zeit immer mehr wachsende Neigung zur subjectiven Darstellungsweise ein characteristisches Kennzeichen der Poesie dieser Periode: sie führte die erste Blüthe der lyrischen Gattung in Deutschland herbei; sie bedingte das Aufkommen des Lehrgedichts; sie trug endlich wesentlich zu der neuen Gestaltung bei, welche die epische Poesie erhielt.

§. 54.

Doch schwerlich würde der Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht allein den Beginn und die schnelle Entwickelung neuer poetischer Richtungen veranlaßt und vollbracht haben, wären in diesem Zeitalter nicht noch andere Ereignisse und Umstände eingetreten, durch welche die Gemüther erst begeistert, die Phantasie befruchtet, die Talente zu schöpferischer Thätigkeit getrieben und darin erhalten werden konnten. Solche Wirkungen brachten vorzüglich die Kreuzzüge, theils unmittelbar, theils mittelbar hervor. Mochten diese kriegerischen Pilgerfahrten auch späterhin von Vielen aus sehr weltlichen Absichten unternommen werden, so giengen sie doch zuerst aus einer ganze Nationen ergreifenden Begeisterung hervor, die sich die Erlangung eines heiligen, in der Vorstellungsweise der damaligen Welt unendlich erhabenen Besitzthums zum Ziele gesetzt hatte. Schon das gemeinsame, zugleich stürmische und fromme Streben so vieler Tausende nach diesem fernen Ziele mußte die Geister so spannen, die Tiefen der Seele so erregen, die Phantasie so beleben, daß poetische Ergüsse nur als die natürlichsten Aeußerungen der innern Bewegung erscheinen

konnten. Aber wie vielseitig waren noch überdieß die Anregungen, welche die Geister in dem Verkehr so zahlreicher, an Naturell, Sitte, Bildung und Lebensweise mehr oder minder von einander abweichender Völkerstämme fanden, zumal in der Berührung mit den Bewohnern des altgriechischer Cultur noch nicht völlig entfremdeten byzantinischen Reichs und mit den an intellectueller, geselliger und politischer Bildung in vielen Beziehungen den westlichen Europäern überlegenen Orientalen! Die große Erweiterung des Verkehrs und des Ideenkreises der abendländischen Völker, der reiche Gewinn an neuen Anschauungen der verschiedensten Art, der erleichterte Austausch der Begriffe, die Sagen, Legenden, Erzählungen, Märchen, kurz die Fülle der poetischen Stoffe, welche die Kreuzfahrer unterwegs und in Asien selbst kennen lernten, sich aneigneten und in die Heimath verpflanzten: dieß Alles wirkte zusammen, die poetische Stimmung der noch im Jugendalter stehenden abendländischen Nationen zu erhöhen, die einmal geweckte productive Thätigkeit zu nähren und die Mittel, durch welche sie sich äußern konnte, zu vervielfältigen. Dazu kam noch, daß durch diese Kriegszüge, die von der Kirche nicht bloß gut geheißen, sondern in jeder Art befördert wurden, Laien und Geistliche sich näher traten, als bisher, da beide Stände in den Kreuzheeren sich begegneten, durch gleiche Interessen verbunden wurden, dieselben Erfahrungen machten, dieselben Anschauungen empfiengen; daß in dieser wechselseitigen Berührung die kirchliche und gelehrte Bildung der erstern auch auf die letztern überzugehen begann, wie umgekehrt die Geistlichen mit der volksthümlichen Bildung bekannter und vertrauter wurden, so daß sich eine allgemeinere geistige Cultur zu verbreiten anfieng, in der sich auch allmählig der scharfe Gegensatz einer weltlichen und einer geistlichen

Litteratur in den Landessprachen verlor, wie er früherhin, namentlich in Deutschland, bestanden hatte. — Zuerst zeigten sich die Folgen der Kreuzzüge in einigen romanischen Ländern, besonders in Frankreich, da der erste vorzüglich von provenzalischen, französischen und normannischen Rittern unterommen worden war, denen sich verhältnißmäßig nur wenige Deutsche angeschlossen hatten. In Deutschland wurden sie erst seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts sichtbar, als unter Konrad III. die Nation an der zweiten großen Kreuzfahrt Theil genommen hatte. Diesen Zug hatten die Deutschen in Gemeinschaft mit dem Franzosen angetreten, und diese Verbindung insbesondere, die sich später auf der Kreuzfahrt Friedrichs I. wiederholte, und die unter demselben Kaiser auch in der Heimath selbst durch die engere Vereinigung Burgunds mit dem Reiche vermitkelt wurde, war auf die Entwickelung der deutschen Poesie vielleicht von größerm, gewiß nicht von geringerm Einfluß, als alle sonstigen, mehr allgemeinen Einwirkungen der Kreuzzüge. Denn nicht nur brachte die nähere Berührung beider Nationen einen großen Reichthum an poetischen Stoffen nach Deutschland, die hier bald mit besonderer Vorliebe bearbeitet wurden; sondern sie trug auch ganz vorzüglich mit dazu bei, daß die deutsche Poesie ihre neue, von der frühern durchaus verschiedene Gestaltung erhielt.

§. 55.

Das Ritterthum nämlich, in seinen ersten Anfängen mit altgermanischen Einrichtungen zusammenhangend, hatte zwar bereits seit dem zehnten Jahrhundert in dem aus edelbürtigen und vollfreien Leuten gebildeten Reiterstande, der schon lange vor den Kreuzzügen in Deutschland und den germanisierten Ländern Europa's den Kern der Heere ausmachte, besonders unter dem Einflusse des Lehnswesens und der Kriegsspiele an

den Hoflagern der karolingischen und sächsischen Kaiser eine festere Abgeschlossenheit, doch seine volle und characteristische Ausbildung erst kurz vor und in dem ersten Kreuzzuge durch die französischen Normannen erhalten, von denen es bald zu den übrigen romanischen Völkerschaften und dann auch zu den Deutschen übergieng. In dieser seiner ausgebildeten Form verlangte der Ritterstand von jedem, der in ihn aufgenommen werden wollte, vor allem andern die Nachweisung adeliger Abkunft, legte seinen Mitgliedern besondere Pflichten auf, gewährte ihnen aber dafür auch ausgezeichnete Vorrechte. Damit sonderte er sich, als eine vielfach bevorzugte Classe, die bald die Blüthe des Adels in jedem Lande umfaßte, von allen übrigen weltlichen Ständen scharf ab, während er auf der andern Seite, an keine volksthümliche Beschränkung gebunden und allen seinen Mitgliedern dieselben Befugnisse verleihend, unter ihnen eine Annäherung bewerkstelligte und ein Verhältniß der Gleichheit begründete, wodurch für sie die Unterschiede der Nationalität und des angebornen Ranges bei weitem mehr ausgeglichen wurden, als dieß früher bei dem west- und mitteleuropäischen Adel, und noch jetzt bei den nicht adeligen Ständen der Fall war [a]). — Indem nun in Frankreich das Ritterthum seine Vollendung erhalten und der erste Kreuzzug die provenzalische und nordfranzösische Ritterschaft mit einem besondern Glanze umgeben hatte, gab diese in Allem, was auf ritterliches Leben Bezug hatte, für den Adel der übrigen Länder den Ton an. Unter ihr hatte sich aber wiederum früher, als anderswo, vorzüglich in Folge des ersten Kreuzzuges, mit der Erweiterung der Lebensbedürfnisse, der

a) Vergl. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte, 2, S. 183 ff. (wo er das, was bereits in s. Lehrbuch d. Geschichte d. Mittelalters, S. 343 ff. steht, in einer neuen und erweiterten Bearbeitung gibt).

Verfeinerung des Sinnengenusses, der erhöhten geistigen Regsamkeit und dem belebten geselligen Verkehr, in welchem die Frauen die bedeutendste Rolle spielten, jene feinere gesellschaftliche Bildung eingestellt, die von den Orten, wo sie vorzüglich gefunden werden konnte, die höfische genannt ward, und deren schönste Blüthe eine unter der Pflege und dem Schutze des ritterlichen Adels erwachsende Kunstpoesie war [b]). Es war also sehr natürlich, daß die deutsche Ritterschaft, nachdem sie durch den zweiten und dritten Kreuzzug, so wie durch die Verhältnisse zwischen Deutschland und Burgund mit der französischen in nähere Berührung gekommen, mit deren Sprache und Sitten bekannter geworden war, auch darnach trachtete, sich ihre höfische Bildung anzueignen, womit zugleich der Trieb in ihr erweckt werden mußte, sich den Besitz einer Kunst zu verschaffen, die sie bei ihren Nachbarn als einen der edelsten Lebensgenüsse kennen gelernt hatte [c]). Daher ward denn auch wenige Jahrzehnte nach dem zweiten Kreuzzuge die Poesie in Deutschland nicht mehr, wie früherhin, bloß von Volkssängern und Geistlichen geübt, vielmehr nahm sich seit dieser Zeit der Ritterstand ihrer mit besonderer Vorliebe an und erhob sie, nach dem Beispiel der Franzosen, zu

---

b) Vergl. F. Diez, d. Poesie d. Troubad. S. 16 ff.; 48. — c) Daß eine nicht unbedeutende Zahl deutscher Dichter aus dem Ritterstande einen Kreuzzug mitgemacht habe, wird durch ihre Werke selbst bezeugt; Gleiches gilt von vielen romanischen Dichtern, namentlich Provenzalen. Auf dem zweiten Kreuzzuge soll die Königin Eleonore von Frankreich (ein deutsches Liedchen aus der Mitte des 12ten Jahrh. nimmt wahrscheinlich auf sie Bezug; Lachmann, über Singen und Sagen, S. 16) auch einige Troubadours in ihrem Gefolge gehabt haben. Merkwürdig ist die Sage von den Wettgesängen französischer und deutscher Dichter vor dem Kaiser zu Mainz, aber wohl ohne allen historischen Grund. Vergl. Görres, Heidelberg. Jahrb. 1813. 8. S. 765 ff.

einer höfischen Kunst, die während ihres Blüthenalters, wenn auch nicht ausschließlich, doch vorzugsweise in den Händen adeliger Dichter blieb und als die vornehmere, glänzendere und feiner gebildete bei den höhern Ständen die ältere Volkspoesie zu verdrängen suchte. Die letztere, selbst durch die Einwirkung der Kunstpoesie wesentlich umgestaltet, trat damit zu dieser in eine Art von gegensätzlichem Verhältniß, ähnlich dem, welches in der vorigen Periode zwischen ihr und der geistlich-gelehrten Poesie statt gefunden hatte.

§. 56.

Unter der kraftvollen Regierung Friedrichs I. und Heinrichs VI. gelangte Deutschland nach manchen Erschütterungen und Schwankungen in seinem Innern zu einer solchen Festigkeit und Ruhe, daß es als ein großes wohlgegliedertes Ganzes angesehen werden konnte. Der Wohlstand des Landes wuchs mit der Zunahme und Erweiterung des Handels, als in Folge der Kreuzzüge die Waaren aus dem Orient unmittelbar von den italienischen Seestädten bezogen wurden und nun nach dem Norden von Europa ihren Weg durch Deutschland nahmen. Die Städte blühten immer mehr auf; die Bekanntschaft, welche die Deutschen auf den Zügen ihrer Kaiser nach Italien mit dem dortigen Städtewesen machten, konnte nicht ohne Rückwirkung auf die Heimath bleiben. Dabei die Blüthezeit des deutschen Ritterthums, der Glanz der größern und kleinern Höfe, die häufigen festlichen Zusammenkünfte weltlicher und geistlicher Fürsten und Herren bei Königswahlen, Reichstagen, Vermählungen, Turnieren, Schwertleiten; der Aufwand und die Pracht, die bei solchen Anlässen aufgeboten wurden: dieß alles mußte den Sinn für frohen Lebensgenuß wecken und einen Zustand der Dinge herbeiführen, in dem sich die Gegenwart mit heiterm Behagen bewegte, die

Poesie wie von selbst einstellte, und nach welchem das nächstfolgende Geschlecht wie nach einer dahin geschwundenen goldenen Zeit sich zurücksehnte. Denn gleich nach Heinrichs VI. Tode trat der unselige, durch eine doppelte Königswahl veranlaßte Zwiespalt im Reiche ein, der es mehrere Jahre hindurch zum Schauplatz vielfacher Unordnungen und blutiger Kriege machte, wodurch die Gemüther entsittlicht, das Land verwüstet und öffentliche und Privatverhältnisse zerrüttet wurden. Indessen waren Lage und Stimmung Deutschlands während dieser Zeit und unter Friedrich II., mit so vielen Widerwärtigkeiten derselbe auch zu kämpfen hatte, noch immer nicht so trostlos, daß sie die Freude an poetischen Genüssen hätten aus dem Leben ganz verdrängen können. Vielmehr fällt gerade in diese Jahrzehnte die eigentliche Wirksamkeit der meisten ausgezeichnetern Dichter dieses Zeitraums, deren Jugend und erstes Mannesalter ja noch jenen bessern Tagen angehört und sie mitgenossen hatte. Auch betrafen die Streitigkeiten, die damals das Reich aufregten, noch nicht, so, wie späterhin, bloß persönliche Verhältnisse; die ganze Nation nahm mehr oder weniger daran Theil, und die Dichter konnten, wenn sie ihre Stellung und Umgebung begriffen, in dem, was das öffentliche Leben ihnen von dieser Seite darbot, die Mittel finden, auf die Meinung des Tages Einfluß zu gewinnen, sich selbst die Gunst der Großen und ihren Dichtungen schnelle und weite Verbreitung zu verschaffen. Und wirklich bewegen sich viele der schönsten lyrischen Gedichte dieser Zeit ganz in den Verhältnissen des öffentlichen Lebens, auf dessen Beurtheilung und Erfassung sie bei den Zeitgenossen nicht ohne Einwirkung gewesen sein können *).

*) Vgl. Uhland, Walther v. d. Vogelweide, S. 19 ff.; 52 ff.; 114 ff.; Götting. gel. Anz. 1823. Nr. 32. S. 229; und Lachmanns Walther, S. 160 ff. (1. A. S. 155 ff.).

§. 57.

Von dem wichtigsten Einfluß, nicht bloß auf die innere Umwandlung der deutschen Poesie, sondern auch auf die Ehre und die Vortheile, die mit ihrer Ausübung verbunden waren, mußte der Antheil sein, den insbesondere die Fürsten und der reiche und mächtige Adel an der neu erwachten poetischen Regsamkeit nahmen. Gieng diese auch, wie man alle Ursache anzunehmen hat, vorzugsweise von dem ärmern, dienenden Adel aus [1]), zu dem bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bei weitem die meisten namhaften Dichter gerechnet werden müssen, so scheinen doch schon frühzeitig einzelne große Herren Lust am Dichten gefunden zu haben [2]); und solche Beispiele munterten gewiß wieder Andere aus dem hohen Adel zur Nachfolge auf. Der vornehme Stand dieser Dichter, der Glanz ihrer Stellung im Staate und in der Gesellschaft mußten aber auch die Poesie in den Augen aller Volksklassen mit einer höhern Würde umkleiden, und die, welche sie wirklich als Kunst übten und davon lebten, in der allgemeinen Achtung heben. Aermere Dichter, mochten sie nun von Adel oder von bürgerlicher Herkunft sein, durften daher, sofern sie nur den feinen, höfischen Ton trafen, für ihre Werke immer einer freundlichen Aufnahme bei kunstliebenden Herren und Frauen gewiß sein und für sich selbst auf deren Schutz und Unterstützung rechnen. Der Preis fürstlicher Gönner, das Lob ihrer Freigebigkeit (Milde), worauf wir in den Werken dieser Zeit noch oft stoßen, bürgt hinlänglich für die Begünstigung, welche

1) J. Grimm, über d. altd. Meisterges. S. 20; vgl. F. Diez, a. a. O. S. 19 ff.; 258. — 2) Dem Hohenstaufen Heinrich VI. werden bereits im 13ten Jahrh. Liebeslieder zugeschrieben, die unter seinem Namen die Weingartener so wie die Pariser Liedersammlung (s. S. 110. die Anm.) eröffnen; vgl. Lachmanns Walther, S. 198 (1. A. S. 194).

unbegüterte Kunstgenossen bei der vornehmen Welt fanden [3]). Bisweilen standen sie zu gesangliebenden Fürsten und Edlen in einem nähern Verhältniß, indem sie sich entweder in einer Art freiwilliger Dienstbarkeit an sie anschlossen und an ihrem Hofe, ohne ein anderes Amt zu verwalten, nur ihrem Dichterberuf nachgiengen, oder als wirkliche Dienstmannen ihre Kunst nur nebenbei als einen geistreichen Zeitvertreib für sich und die Herrschaft übten [4]); oft aber auch, gleich den Volkssängern, das unstäte Wanderleben vorziehend, oder dazu gezwungen, reisten die höfischen Dichter von einem Hoflager zum andern, zogen den Festlichkeiten nach und suchten sich mit dem Vortrag ihrer erzählenden Gedichte und Lieder Lohn und Unter-

3) Besonders zeichneten sich, anderer nicht zu gedenken, in dieser Hinsicht während der Blüthezeit der mittelhochdeutschen Dichtkunst die Höfe zu Thüringen (unter Landgraf Hermann) und zu Oesterreich (unter den babenbergischen Herzogen) aus. Uhland, a. a. O. S. 13; 37; 77; Lachmanns Wolfram, S. XIX; Wackernagel zu Simrocks Walther, 2, S. 133; und in v. d. Hagens MS. 4, S. 438. Daß auch die Hohenstaufen Philipp, Friedrich II. und Konrad IV. deutscher Dicht- und Sangeskunst nicht abhold waren, läßt sich schon aus dem Verhältniß schließen, in welchem Walther von der Vogelweide zu den beiden ersten stand (Uhland, S. 24; 55 ff.; vgl. W. Grimm, Vridanc, S. XL ff.; und Lachmanns Anmerk. zu Walther), und daraus, daß dem letzten Rudolf von Ems seine Weltchronik (s. §. 97.) widmete. (Ueber die beiden Hohenstaufischen Friedriche in ihrem Verhältniß zur romanischen Poesie vgl. F. Diez, Leben u. Werke d. Troubadours, S. 396, Note; 604; und v. Raumer, Gesch. d. Hohenst. 3, S. 576; 6, S. 513; 516.) Daß Friedrichs II. natürlicher Sohn Manfred ein Freund des Gesanges war und eine große Anzahl deutscher Sänger und Spielleute um sich versammelt hatte, bezeugt Ottacker (Schacht, aus und über Ottokar v. Horn. Reimchronik. Mainz, 1821. S. 16; und v. d. Hagen, MS. 4, S. 873 ff.). Ueber andre kunstliebende Fürsten des 12ten u. 13ten Jahrh. vgl. Gervinus, 1, S. 192 u. 323 ff. — 4) In der einen Art scheint z. B. die Stellung Walthers v. d. Vogelweide zu seinen verschiedenen Herren und Gönnern, in der andern die Hartmanns zu dem Herrn von Aue gewesen zu sein.

halt zu verdienen [5]). Daß auch die eigentlichen Volkssänger den Weg in die höhern Kreise der Gesellschaft zu finden verstanden, in ihnen nicht immer ungern gesehen wurden und den höfischen Dichtern ihren Verdienst zu schmälern trachteten, beweisen die häufigen Klagen der letztern über die Zudringlichkeit und den Erfolg dieser fahrenden Leute.

§. 58.

Als aber nach dem Tode Friedrichs II. und dem Untergange seines Hauses das Band zerrissen wurde, welches so lange die einzelnen Glieder des deutschen Reichs verknüpft hatte; als man Ausländer zu Kaisern erwählte, die so wenig eine wirkliche Macht ausübten, daß eine Zeit der Willkür und Gesetzlosigkeit, gewöhnlich das Interregnum genannt, eintrat; die Sitten ausarteten, das Ritterthum in Verfall gerieth, die Fürsten und der Adel sich unter einander und mit den Städten befehdeten, die meisten aus dem Herrenstande nur selbstsüchtige Zwecke verfolgten, und jedes gemeinsame höhere Interesse aus dem Leben verschwunden zu sein schien [a]): da

5) Uhland, S. 34; W. Grimm, d. Heldens. S. 376.

a) Dieser Wendung des häuslichen und öffentlichen Lebens zum Schlechtern und Schlechtesten gedenken auch die gleichzeitigen Dichter häufig genug und suchen ihr mit Mahnung und Rüge entgegenzutreten. Wahrzunehmen war sie aber schon vor der Mitte des 13ten Jahrh.: bereits Walther von der Vogelweide trauert und klagt in seinen spätern Jahren über den Verfall deutscher Zucht, Ehre und Herrlichkeit; der Stricker (Kleinere Gedichte, herausgegeben von Hahn, S. 52 ff.) will nicht mehr, wie er zeither gethan, zur Unterhaltung dichten, weil alle Freude von deutscher Erde geschwunden scheine; aber Klage muß er erheben über die Untugenden und Laster, die überall aufgetaucht sind; und etwa zwei Jahrzehnte später (1257) entwirft Ulrich von Lichtenstein (im Frauenbuch, herausgeg. von J. Bergmann in d. Wien. Jahrb. für Litt. 1840 u. 1841, und viel besser, hinter dem Frauendienst, von Lachmann) von dem höfischen und ritterlichen Leben insbesondere ein Bild, das schon sehr dunkle Schatten hat.

fieng auch die Poesie an den Vornehmen fremder zu werden und, wie die damalige Zeit, den heitern, lebensfrischen Geist zu verlieren, der in ihr früher geherrscht hatte. Zwar gab es noch längere Zeit Dichter von hoher Abkunft, die die Kunst zu eigener Lust übten; ja die meisten Fürsten und Grafen, von denen uns Gedichte aufbehalten sind, reichen mit ihrer Lebenszeit über die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts herüber, einige berühren sogar dessen Schluß und den Anfang des vierzehnten, so daß nicht einmal für alle die Annahme gelten könnte, sie hätten nur in ihrer Jugend gedichtet, und diese wäre in die ersten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts gefallen [b]). Aber die Dichter, welche von ihrer Kunst lebten, fanden nicht mehr die Begünstigung und Unterstützung, die ihren Vorgängern zu Theil geworden war: überall hörte man nun Klagen über die Nichtachtung der Dichtkunst und die Kargheit der Reichen und Mächtigen gegen diejenigen, welche sie ausübten [c]). Dieß sowohl, als die Verwilderung

b) Bemerkenswerth ist es indeß, daß die meisten dieser fürstlichen Dichter dem nördlichen Deutschland, den Niederlanden und den östlichen und nördlichen germanisierten Ländern (Böhmen, Schlesien, Rügen) angehören. Erhielt sich im Norden die Liebe zur höfischen Poesie länger bei den höhern Ständen als im Süden; oder ward diese, als sie hier schon abzublühen begann, dort erst heimisch? Ich möchte eher das letztere glauben, da aus der Vorrede zur Vilkina-Saga (P. E. Müller, Sag. Bibl. bei G. Lange, S. 279; W. Grimm, d. Heldens. S. 176) ja auch hervorgeht, daß die Heldenlieder des deutschen Sagenkreises noch lange auf den norddeutschen Ritterburgen in Ansehen blieben, also wohl nicht so früh und so schnell von den Werken der höfischen Poesie verdunkelt und verdrängt worden waren, als dieß an den Höfen und auf den Burgen von Süddeutschland der Fall gewesen zu sein scheint. —
c) Unzählige Gedichte dieser Zeit sind solcher Klagen voll, und nicht bloß Dichter von untergeordneten Talenten fanden sich dazu veranlaßt. Man lese z. B. das rührende Bekenntniß Konrads von Würzburg zu Anfang seines trojanischen Krieges. Wie sehr sich aber auch in dieser Beziehung schon gegen die Mitte des 13ten Jahrh. die Dinge

und Rohheit, die schnell unter dem Adel einriß, scheint Ursache gewesen zu sein, daß die ärmern dieses Standes sich immer mehr von einem Gewerbe zurückzogen, durch das sich wenig mehr verdienen ließ, und dafür lieber im Dienste fehde- und beutelustiger Herren von den Unruhen im Reiche Vortheil zu ziehen suchten. — Die Wahl Rudolfs von Habsburg, dessen ernstliches Streben dahin gieng, der Zerrüttung des Reiches Einhalt zu thun, blieb für die Poesie ohne ersprießliche Folgen [d]). Da dieser Fürst der erste war, der die Verbindung Italiens mit dem Reiche aufgab, so unterblieben auch die Züge in jenes Land, und mit ihnen verschwanden alle großartigen Verhältnisse, in welchen bis dahin Deutschland zum

in Deutschland und namentlich in Oesterreich verändert hatten, lehrt das Beispiel vom Fraß (Wackernagels altd. Leseb. Sp. 585 ff.; dem Stricker legen es ohne ausreichenden Grund bei v. d. Hagen, im N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. für d. Spr. 2, S. 82 ff.; u. Gervinus, 1, S. 480). — Allein auch über „die falsche Milde, die der kunstreichen Dichter nicht achte und unter dem elenden Haufen gemeiner Sänger und dem übrigen fahrenden Volk reichlich ihre Gaben vertheile", werden die Klagen nun lauter (vergl. Konrads von Würzburg Gedicht die Klage der Kunst, im altd. Mus. 1, S. 62 ff.; v. d. Hagen, MS. 3, S. 334 ff.), so wie über die Feilheit der Lottersänger, die durch die gröbsten Schmeicheleien sich die Gunst der Herren zu verschaffen suchen, und die falschen Lobsinger, denen die übeln Herren auch lieber geben, als den nothhaften Armen (s. die für die Zeit- und Sittengeschichte, besonders Oesterreichs, sehr merkwürdigen, zwischen 1289—1299 abgefaßten Gedichte Seifried Helblings, herausgeg. durch v. Karajan im 4. Bde. von Haupts Zeitschr., besonders S. 77 ff. u. 151). — d) Rudolf, wenn er auch vielleicht der Dichtkunst nicht gerade abgeneigt sein mochte, fand sich wenigstens nicht veranlaßt, arme Dichter zu unterstützen, so sehr diese auch hofften, es werde mit ihm die alte Zeit für sie wiederkehren. Vgl. A. W. v. Schlegel, Gedichte auf Rudolf v. Habsburg, von Zeitgenossen, in Fr. Schlegels deutsch. Mus. 1, S. 289 ff.; und Docen, über die deutschen Liederdichter ꝛc. S. 200, welche v. d. Hagen, MS. 4, S. 452 f. zwar zu widerlegen gesucht hat, aber schwerlich bis zur Ueberzeugung des Lesers.

Auslande gestanden hatte. Die einzelnen Versuche, welche von einigen nachfolgenden Kaisern gemacht wurden, den alten Verband wieder herzustellen, waren zu vorübergehend, als daß sie wieder höhere politische Interessen in Deutschland hätten rege machen können.

§. 59.

Unterdessen war mit der Entartung des Ritterthums die höfische Poesie immer ausschließlicher in die Hände Nichtadeliger gekommen. Ein so tüchtiger Sinn und kräftiger Verstand sich nun auch in dem Bürgerstande zu regen und zu entwikkeln angefangen hatte, so fehlte es ihm doch an der feinern Bildung und der freiern, von einem höhern Standpunkte genommenen Ansicht des Lebens, wodurch sich die adeligen und die ältern bürgerlichen Dichter, die an den Höfen und auf den Ritterburgen verweilten und verkehrten, ausgezeichnet hatten. Der Mangel dieser Eigenschaften machte sich in der Poesie immer fühlbarer: ihr Gehalt wurde beschränkter und dürftiger; sie war nicht mehr der Spiegel eines reichen, anmuthigen, phantasievollen, von heimischer und fremder Sage genährten, von frischer Weltlust und religiöser Begeisterung getragenen Lebens, nicht mehr der Ausdruck tiefer, inniger Empfindung und sinniger Betrachtung; sondern das Abbild eines zwar auf sittliche Tüchtigkeit und religiöse Erbauung gerichteten, dabei aber engbegrenzten, durch keine großen öffentlichen Ereignisse aufgeregten und in dem Sinne für das gemein Praktische befangenen Daseins, welches durch frostige, bald im Uebermaaß hervortretende Allegorien und eine gezierte Gelehrsamkeit nicht gehoben, durch das Ueberhandnehmen trokkener Reflexion nicht belebt werden konnte. So erstarrte die lyrische Gattung immer mehr in dem eigentlichen Kunstliede, und nur im Volksgesang, von dem wir aber aus dieser Zeit

wenig oder gar nichts besitzen, mochte sie sich noch ein frischeres Leben bewahren; in der epischen Poesie war das Beste kaum mehr, als ein schwacher Nachwuchs des frühern Reichthums an trefflichen Werken, und selbst die didactische Dichtung, deren Gedeihen unter solchen Verhältnissen am ersten vorausgesetzt werden könnte, überragte nur durch die Masse ihrer Erzeugnisse die frühere Zeit, vermochte aber nichts mehr hervorzubringen, was den ältern ausgezeichneten Werken dieser Gattung an die Seite gesetzt zu werden verdiente. — Wie dieser Verfall der höfischen Poesie aber gewissermaßen schon durch den Gang, den sie von Anfang an genommen hatte, bedingt worden, in wieweit auch die Volksdichtung darin mit begriffen war, und in wiefern er sich nicht bloß in dem Gehalte, sondern auch in den Formen kund that, wird im Folgenden näher angedeutet werden.

§. 60.

Als die Poesie gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts schon die deutlichsten Spuren des Verfalls an sich trug, sollten die Wissenschaften in Deutschland erst recht ins Leben treten. Denn diese hatten während dieses Zeitraums nicht die Pflege gefunden, welche jener zu Theil geworden war. Die Kloster- und Stiftsschulen waren nicht mehr das, was sie im zehnten und eilften Jahrhundert gewesen, ihre Ausartung war immer sichtbarer geworden [1]). Wenn daher in Deutschland noch ein wissenschaftliches Leben fortdauerte, so ward dieß weniger in einheimischen Schulen geweckt, als in den gelehrten Anstalten, die sich in Italien und Frankreich erhoben hatten,

---

1) St. Gallen war 1291 so ausgeartet, daß der Abt und das ganze Kapitel nicht schreiben konnten. Dabei aber dichtete derselbe Abt weltliche Tagelieder. Vgl. Wackernagel, d. Verdienste d. Schweiz. S. 14 u. 35.

und die erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Deutschland Nachahmung fanden. Auf den Universitäten zu Paris, Padua, Bologna und Salerno studierten viele junge Deutsche Theologie, Philosophie, die Rechte und die Arzneiwissenschaft. Einige Kaiser ließen es an Aufmunterung dazu nicht fehlen, und der hohe Adel gieng dem niedern und dem Bürgerstande mit gutem Beispiel voran. So wurde die aristotelische oder scholastische Philosophie auch nach Deutschland gebracht und für dieselbe von Männern, wie Otto von Freisingen und Albertus Magnus eifrig gewirkt. Die Bekanntschaft der Deutschen mit dem römischen Rechte war vielleicht nicht ohne Einfluß auf die in das dreizehnte Jahrhundert fallende Abfassung der beiden Gesetzbücher, des Sachsen- und Schwabenspiegels; und wenn das Studium römischer Classiker in Deutschland nicht ganz untergieng, so war der Aufenthalt deutscher Jünglinge auf einigen jener Universitäten wohl hauptsächlich davon die Ursache [2]).

Zweiter Abschnitt.

Sprache. — Verskunst. — Schule. — Allgemeines Verhältniß der höfischen Dichtkunst zur Volkspoesie.

§. 61.

1. Das Verhältniß, in welchem die beiden Hauptmundarten, die nach dem eilften Jahrhundert in Deutschland gesprochen wurden, zur Litteratur dieses Zeitraums stehen, ist

2) Vergl. hierüber v. Raumer, a. a. O. 6, S. 452; 462; 472; 490; 447.

ein durchaus verschiedenes. Während sich in der hochdeutschen die ganze neue Blüthe der Poesie entfaltete, gelangte die niederdeutsche, so weit sie uns aus ihren spärlichen Denkmälern bekannt ist, gar nicht einmal dahin, wieder eine selbständige, kunstmäßig ausgebildete Dichtersprache zu werden; und in der Prosa ward sie wenigstens, was Reichthum und innern Gehalt der Werke betrifft, von jener überflügelt. Daher wird hier von dem Niederdeutschen nur nebenbei, von dem Hochdeutschen aber vorzugsweise die Rede sein dürfen, welches letztere in der Niedersetzung, zu der es in diesem Zeitraum gelangte, das Mittelhochdeutsche genannt wird.

§. 62.

Die mittelhochdeutsche Sprache in ihrer ganzen Reinheit schließt sich in der Geschichte unserer Litteratur nicht unmittelbar an die althochdeutsche an, deren Fortsetzung sie allerdings ist; sondern zwischen beide schiebt sich eine Uebergangsperiode ein, welche den größten Theil des zwölften Jahrhunderts ausfüllt und die Sprache von ihrer formellen Seite in einem doppelten Schwanken begriffen zeigt. Einmal nämlich kann sie sich noch nicht entscheiden, die aus dem frühern Zeitraum ihr übrig gebliebenen vollern und reinern Wortbildungen schlechthin fallen zu lassen gegen die durch das Kürzen und Zusammenziehen der Endungen und das Weitergreifen des Umlauts lange vorbereiteten, nun immer unaufhaltsamer einer festen Regel zustrebenden knappern und getrübtern Formen der spätern Zeit. Dann aber sind auch die wenigsten Denkmäler dieser Zwischenperiode in reinem Hochdeutsch abgefaßt; die meisten, und namentlich die poetischen, jedoch wieder die weltlichen Gedichte weit mehr als die geistlichen, lassen, bei einer unverkennbar hochdeutschen Grundlage, eine mehr oder minder starke Neigung zum Einmischen niederdeutscher Formen und

Ausdrücke wahrnehmen. Für diese letztere sehr merkwürdige Erscheinung eine ganz genügende Erklärung zu finden, ist schwierig. Am nächsten liegt die Annahme, daß schon früher, vorzüglich aber unter den fränkischen Kaisern, dem Sachsen Lothar und den ersten Hohenstaufen an den Höfen des mittlern und niedern Deutschlands, theils in Folge der Bevorzugung, welche unter den Karolingern das Hochdeutsche als Sprache der Herrscherfamilie genoß, theils durch den Einfluß, den die in diesen Gegenden vom Volke gesprochenen Mundarten auf die Ausdrucksweise der vornehmen Welt ausübten, eine Mischsprache aufgekommen war und in Uebung blieb, die dem Hochdeutschen näher stand als dem Niederdeutschen [a]); daß die Verfasser der Gedichte von weltlichem Inhalt im zwölften Jahrhundert vorzugsweise an diesen Höfen lebten und daß sie sich, da sie es bei ihren Werken doch wohl hauptsächlich auf die Unterhaltung der Fürsten und ihrer adeligen Umgebung abgesehen hatten, nun auch der üblichen Hofsprache bedienten; während die geistliche Poesie, mehr in den Klöstern des südlichen Deutschlands geübt, ein reineres Hochdeutsch festhalten konnte. Unterstützt wird diese Annahme dadurch, daß einerseits die Gedichte geistlichen Inhalts, von deren Verfassern wir etwas Näheres wissen, meist wirklich im südlichen Deutschland abgefaßt sind, und daß andrerseits die namhaftesten unter den ältern Verfassern weltlicher Dichtungen, wie der Pfaffe Konrad, Eilhart von Oberg und Heinrich von Veldeke [b]) in nächster Beziehung zu den Höfen von Braunschweig

---

a) Daß schon am Hofe der Ottonen eine Sprache ungefähr dieser Beschaffenheit im Gebrauch war, dürfte aus den deutschen Worten des Leiches auf Otto den Großen (s. §. 35.) mit ziemlicher Sicherheit zu folgern sein. — b) Ueber Konrad und Eilhart s. §. 91., über Heinrich von Veldeke §. 92.; über seine Sprache insbesondere J.

(unter Heinrich dem Löwen), von Cleve und von Thüringen (unter dem Pfalz-, nachherigen Landgrafen Hermann) standen, so daß die weltliche Poesie dieses Zeitraums, sofern sie eine höfische wurde, besonders vom nordwestlichen Deutschland, vielleicht mit in Folge von Anregungen, die von Flandern kamen [c]), ausgegangen [d]) und über Thüringen [e]) erst nach dem Süden vorgedrungen zu sein scheint, wo sie freilich erst ihre volle Ausbildung und größte Ausbreitung erlangte. — Allein unbedingt wird diese Annahme in allen ihren Theilen kaum gelten können, und selbst wenn sie sich in den strengsten Beweis verwandeln ließe, würde sie noch immer nicht ausreichen, die niederdeutsche Färbung der Sprache, wo sie sich in den Gedichten des zwölften Jahrhunderts, weltlichen und geistlichen, vorfindet, überall zu erklären [f]).

Grimm, d. Grammat. 2. A. 1, S. 453 f. — c) Vgl. Gervinus, 1, S. 192 ff. — d) Daß besonders am Niederrhein schon im 12ten Jahrh. eine große poetische Regsamkeit war, beweisen außer Heinrich v. Veldeke, dem ältesten der eigentlich kunstmäßigen erzählenden Dichter, der den größten Theil seiner Eneide am Clever Hofe verfaßte, die von Lachmann (in den Schriften der Berlin. Akad. v. J. 1836) herausgegebenen Bruchstücke niederrheinischer Gedichte (s. daselbst S. 160 f.) und das Lobgedicht auf den heil. Anno (s. §. 90.); vgl. auch Vilmar, die zwei Recensionen der Weltchronik Rudolfs von Ems, S. 34. — e) Am Thüringer Hofe zu Eisenach, scheint es, liebte man sogar noch zu Ausgang des 12ten und im Anfange des 13ten Jahrh., als das reine Mittelhochdeutsch in der höfischen Poesie schon vollständig durchgedrungen war, Gedichte, die darin abgefaßt waren, in jene Mischsprache umschreiben und sich vorlesen zu lassen. Wenigstens meint Lachmann, Wolfram, S. XIX, daß wir diesem Hofe wohl meistens die halbniederdeutschen Handschriften älterer weltlicher Gedichte verdanken. — f) Vgl. hierzu noch Hoffmann, Fundgrub. 1, S. 206 f. — Daß die hochdeutsche Prosa des 12ten Jahrh. so rein von niederdeutschen Formen blieb, erklärt sich aus dem einfachen Grunde, daß die Geistlichen, denen wir die hierher fallenden Stücke verdanken, noch weniger der in der weltlichen Poesie beliebten Sprache auf ihre Schreibart ausgesetzt waren, als die Verfasser geistlicher Gedichte, die schon eher Anlaß finden konn-

§. 63.

Unmittelbar nach Heinrich von Veldeke, am Ausgang des zwölften Jahrhunderts, zeigt sich die rein mittelhochdeutsche Sprache schon als herrschend in den Werken der höfischen und kurz darauf auch in denen der gebildeten Volkspoesie. Sie trägt vorzugsweise die besondere Farbe der schwäbischen oder alemannischen Mundart an sich, deren allmählig hervortretendes Uebergewicht über die andern hochdeutschen Unterdialecte bereits im vorigen Zeitraum (§. 23.) bemerkt wurde, und die noch mehr an Ansehn und Einfluß auf die Sprache der Höfe und des Adels, zumal im südlichen Deutschland, gewinnen mußte, nachdem sie als die angeborne Mundart der Hohenstaufen mit deren Thronbesteigung die Sprache des kaiserlichen Hofes geworden war. Von den höhern und gebildeten Ständen gesprochen, stellte sie sich als die feine Sprache des Hofes den rohern Volksmundarten gegenüber und erhob sich, als sich die höfische Poesie im Süden Deutschlands niederließ und hier ihre schönsten Blüthen trieb, zunächst zur allgemeinen Dichtersprache, die dann aber auch, als die Prosa nach höherer Bildung strebte und sich freier zu entwickeln begann, für diese in Anwendung kam. Allerdings sind in ihr auch noch dialectische Unterschiede wahrzunehmen, wodurch die Dichter bald ihre eigentlich schwäbische, bald ihre baierisch-österreichische, oder eine rheinische, fränkische und thüringische Abkunft verrathen. Allein sie begründen nicht mehr einen so bedeutenden Abstand der Sprech- und Schreibweise nach Landschaften, wie dieß im voraufgehenden Zeitraum der Fall war[1]).

---

ten, manche in den weltlichen Dichtungen gangbar gewordene niederdeutsche Formen und Ausdrücke anzunehmen.

1) Vgl. J. Grimm, d. Gramm. 2. A. 1, S. 447—452; 931 ff.; 3. A. 1, S. 5; 201 ff.

Selbst niederdeutsche Dichter eignen sich nun schon mitunter die hochdeutsche poetische Sprache in dem Grade an, daß ihre Heimath kaum noch durch einzelne Ausdrücke oder Reime durchblickt, während andre freilich die angelernte Mundart mit der angebornen stärker färben [2]).

§. 64.

Mit der althochdeutschen Sprache verglichen zeigt die mittelhochdeutsche, weniger in den Wortstämmen, als in den Endungen, viele und große Veränderungen. — Die Wurzelvocale sind, bis auf die abgeschwächten in einer Reihe unselbständiger Partikeln, im Wesentlichen dieselben geblieben; namentlich dauert in ihnen die strenge Unterscheidung von Kürzen und Längen fort; nur der Umlaut (aber fast gar nicht die Brechung) hat seit dem zwölften Jahrhundert viel weiter um sich gegriffen und die Reinheit des Vocalismus noch mehr getrübt, als im Althochdeutschen, auf der andern Seite aber bei der Abwandlung der Wörter die Unterscheidungsmittel, welche früher in den Endungen lagen, theilweise ersetzt. Dagegen ist in den Bildungssilben der ehemalige Reichthum an volltönenden Vocalen, der schon im spätern Althochdeutsch stark im Abnehmen war, noch viel mehr geschwunden. Kurze und lange Laute, wenn sie nicht etwa durch gewisse darauf folgende Consonantverbindungen geschützt werden, oder in Silben stehen, die den Schein von Wurzeln angenommen haben, schwächen sich in der Regel zu unbetontem oder stummem e ab, oder verlieren sich wohl ganz. Noch weiter geht diese Verdumpfung und Abwerfung in den Vocalen der Flexionssilben: bis auf wenige vereinzelte, meistens nur in den Werken der Volkspoesie auftauchende Ausnahmen, sind sie alle zu jenem

2) Vgl. J. Grimm, d. Gramm. 2. A. 1, S. 455 ff.

tonlosen oder stummen, noch häufiger, als in den Bildungen, wegfallenden e geworden [a]). Weniger Einbußen und Veränderungen hat der alte Consonantismus in Wurzeln und Ableitungen erlitten, und selbst, da jetzt eine einzelne Mundart vorherrscht, in gewisser Weise wieder festere Bestimmungen gewonnen, als in der Mannigfaltigkeit der althochdeutschen Dialecte. Sie zeigen sich hauptsächlich in dem geregelten Wechsel verwandter Consonanten, je nachdem sie im In- oder Auslaute der Wörter stehen, und kommen der Genauigkeit des Reimes sehr zu statten, wobei freilich ein gewisses Absterben des Gefühls für den organischen Ursprung der Laute nicht zu verkennen ist. In den Flexionen haben sich die Consonanten nicht viel weiter verändert, als im spätern Althochdeutsch. — Mit dieser großen Abschleifung der Bildungs- und der noch größeren der Flexionssilben hat die Sprache nicht bloß viel von ihrem alten Wohllaut eingebüßt, sondern es hat sich auch ein dem Sprachorganismus schädliches Zusammenfallen vieler, in früherer Zeit mehr oder weniger scharf unterschiedener Wortformen eingestellt. Die Sprache muß nun, zur Vermeidung von Zweideutigkeit, eine Anzahl Bildungen ganz oder großentheils fallen lassen und sich dafür zusammengesetzter Wörter bedienen. Sorgt sie auf diese Weise für ungeschmälerten Wortreichthum, so entäußert sie sich dagegen freiwillig, besonders in der höfischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts, mancher aus dem Althochdeutschen überkommenen und in den Gedichten

a) In den Werken des 12ten Jahrh. steht für dieses e, so wie für das in den Bildungen (hier in gewissen Fällen auch noch in den Gedichten den 13ten Jahrh.) häufig ein nicht stärker betontes i. Ueberhaupt sind, wie bereits oben angedeutet ist, in diesem Jahrhundert die Flexionen noch sehr schwankend, theils durch das noch öftere Hervorbrechen althochdeutscher Formen, theils durch die Einmischung des Niederdeutschen.

des zwölften noch öfter wiederkehrenden unzweideutigen Ausdrücke. Dafür führt sie aber andere ein, welche die ältere Poesie entweder gar nicht kannte, oder doch mit größerer Einschränkung gebrauchte; und so behauptet sich allerdings die mittelhochdeutsche Sprache noch immer im Besitz einer Wortfülle, die der althochdeutschen wenig oder gar nicht nachsteht, ihr sogar, wenigstens so weit wir sie kennen, durch die Lebenswärme und Feinheit der Bezeichnung, die jeder Ausdruck unter der Hand der Dichter empfangen hat, sehr überlegen ist. — Im Syntactischen muß sie auch wieder, wegen der so weit vorgeschrittenen Abschleifung der Endungen, auf manche Freiheit und Schönheit Verzicht leisten, deren sich die althochdeutsche noch rühmen konnte; nichts desto weniger ist sie, in der Poesie, wie in der Prosa, noch reich genug an Wendungen und zum Bau leichter und verschlungener Perioden geschickt. Weniger bewähren dieß die ältern Werke des zwölften, am meisten die aus dem Ende dieses und den ersten Decennien des folgenden Jahrhunderts. In den Gedichten insbesondere ist dort Alles einfacher, ungeschmückter; es stellen sich noch öfter, neben den Ausdrücken, auch die herkömmlichen Wendungen der ältern Volkspoesie ein, oder neue, jenen glücklich nachgebildete, und der Stil leidet an einer gewissen Trockenheit und Unbelebtheit [b]). Hier dagegen wird in der besten Zeit Alles individuell beseelt, mannigfaltig in Ausdruck und Wendung; die Perioden sind kunstreich und geschmackvoll gebaut, und der Stil, der Natur des Stoffes angepaßt, trägt dabei immer das Gepräge der besondern Persönlichkeit des Dichters. Mit welcher Leichtigkeit, Anmuth und Frische auch die mittelhochdeutsche Prosa gehandhabt werden

---

b) Vgl. Lachmann, über das Hildebrandslied, S. 4.

konnte, thut sich vornehmlich in Predigten kund, die wir aus dem dritten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts besitzen.

§. 65.

Die hohe Ausbildung, welche die mittelhochdeutsche Sprache durch die großen Meister zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erhalten hatte, setzte auch noch nach der Mitte dieses letztern, als die Poesie ihrem innern Gehalte nach schon zu sinken begann, die Dichter eine Zeitlang in den Stand, ihren Werken eine äußere Vollendung und Zierlichkeit zu verleihen, die wenig oder nichts zu wünschen übrig läßt; ja, einige der größten Sprachkünstler dichteten erst gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts[1]) und noch später. Allmählig indeß, als die höhern Stände die vaterländische Poesie immer mehr ihrem Schicksal überließen, vergröberte und verschlechterte sich auch die Dichtersprache. — Die Unsitte, französische Wörter und ganze Redensarten in deutsche Gedichte aufzunehmen, die schon im zwölften Jahrhundert, wenn gleich mäßig angehoben, zu Anfang des dreizehnten aber weiter um sich gegriffen hatte und selbst von einigen der ausgezeichnetsten Dichter mehr als billig begünstigt worden war[2]), verlor sich

---

1) Namentlich Rudolf von Ems, und unter den spätern Konrad von Würzburg. — 2) Bisweilen scheinen freilich die Dichter mit der Einmischung französischer Wörter bloß ihren Scherz getrieben zu haben; vergl. Hoffmann, Gesch. des d. Kirchenl. S. 160, Anmerk. 172, der die von ihm angezogene Stelle wohl richtiger beurtheilt, als Uhland, Walther, S. 102. Besonderes Wohlgefallen an solchem fremden Putz muß Gottfried von Straßburg gefunden haben; wogegen Wolfram von Eschenbach selbst einmal über die in seinen Gedichten eben nicht sparsam gebrauchten französischen Ausdrücke scherzt, da wo er seine mangelhafte Kenntniß der fremden Sprache heiter bekennt, Wilh. 237, 3. Besser als beide verfuhr in dieser Beziehung Hartmann von Aue: je mehr er sich in seiner Kunst vervollkommnete, desto reiner hielt er seine Sprache auch von französischen Wörtern; vgl. Haupts Vorrede zum Erec, S. XV.

zwar wieder nach und nach; dafür aber drängten sich immer mehr Wörter und Formen aus den einzelnen Volksmundarten und bei den ihre Gelehrsamkeit zur Schau tragenden Dichtern aus dem Lateinischen (und mittelbar auch aus dem Griechischen) in die Schriftsprache; die Dichter wurden nachlässiger in Beobachtung der grammatischen Gesetze, in ihrem Stile oft gesucht, gezwungen und geziert, oder trocken und farblos, und konnten, wenn sie aus niedern Ständen waren, ihre Herkunft nicht immer in ihren Ausdrücken verleugnen. So hatte die Sprache bereits in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts viel von der grammatischen Schärfe, Reinheit, Anmuth und Gefügigkeit verloren, deren sie sich hundert Jahre früher rühmen durfte.

§. 66.

2. Zu der Verwilderung der deutschen Verskunst, die wenigstens schon im eilften Jahrhundert begonnen hatte (§. 30.) und bis etwa zum letzten Viertel des zwölften in den uns erhaltenen Werken fortdauert, wo ihr wieder durch eine geregelte Messung der Zeilen und die Einführung genauer Reimgebände ein Ziel gesetzt wird, mochte, außer allgemeinern, mehr äußern Ursachen, hauptsächlich zweierlei beigetragen haben: das allmählige Verdünnen und Abschleifen der Wortendungen, und das Aufkommen solcher Gedichte, die zum Lesen bestimmt waren. Durch jenes mußten die alten Gesetze der Betonung ins Schwanken gerathen, indem die Zahl tieftoniger, zu Vershebungen und Reimen tauglicher Silben sich minderte, ohne daß die abgeschwächtern unter ihnen den Anspruch auf höhern Anschlag im Verse sofort aufgaben; und diese Unsicherheit konnte erst aufhören mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts, als die Tonlosigkeit oder die Verstummung der Flexionen völlig durchgedrungen und der Silbenwerth der Bildungen und

Vorsetzpartikeln nach einer bestimmten Abstufung festgesetzt war. Durch Gedichte aber, die bloß gelesen wurden, konnte sich um so eher eine größere Willkür in der Versmessung einschleichen, als hier der Zügel fehlte, der bei singbaren in der begleitenden Musik lag. — Allein wir dürfen nicht glauben, daß das alte Gesetz der hochdeutschen Verskunst, wie es uns besonders Otfried kennen lehrt, aus der deutschen Poesie des eilften und des größten Theils des zwölften Jahrhunderts ganz geschwunden gewesen sei. Gewiß erhielt es sich nebst dem Gefühl für den Wohllaut im Verse immer in der Volkspoesie: denn daraus allein konnten die mittelhochdeutschen Dichter, als sie auch in nicht singbaren Gedichten den Vers an die alte feste Regel zu binden anfiengen, diese entnehmen und sich aneignen. Auch ohne das ausdrückliche Zeugniß von Ueberbleibseln epischer Volkslieder aus jener Zeit findet diese auf innerer Nothwendigkeit beruhende Annahme noch äußerliche Stützen sowohl in den ältesten, ihrem formellen Bestandtheile nach sicher unmittelbar aus dem epischen Volksgesange hervorgegangenen lyrischen Strophen des zwölften Jahrhunderts, als auch an der metrischen Beschaffenheit der echtesten und ursprünglichsten Theile des Gedichts von der Nibelunge Noth: dort herrscht bereits zu einer Zeit, wo die zum Lesen bestimmten Werke in kurzen Reimpaaren noch keineswegs eine feste Abgrenzung der Verslänge gefunden haben, ein geregeltes Maaß; und hier zeigt der innere Bau der Verse eine Gesetzmäßigkeit, die bei den sorgfältigsten unter den höfischen Dichtern kaum ihres Gleichen hat *).

*) Vgl. Lachmann, Anmerk. zu d. Nibel. S. 4, wo freilich gesagt wird, daß, was den innern Bau betreffe, die Verse in den Nibelungenliedern bei den sorgfältigsten unter den höfischen Dichtern nicht ihres Gleichen haben; allein Lachmann hat uns seitdem selbst (in den

§. 67.

a) Versmessung. — Die ganze Rohheit des altdeutschen Versbaues gewahrt man in dem ältesten der uns näher bekannten Gedichte aus dem zwölften Jahrhundert, einer freien Bearbeitung mosaischer Geschichten [a]). Von eigentlichem Rhythmus kann darin kaum die Rede sein, wenn gleich die althochdeutsche Regel, die für den aus der Zerlegung der Langzeile entstandenen Vers vier Hebungen erforderte, noch immer durchblickt; unmittelbar neben ganz kurzen Versen stehen oft übermäßig lange, und beide Arten sind ohne Anstoß mit einander durch den noch sehr unvollkommenen Reim gebunden. Dieß Ungeschick in der Behandlung des nicht gesungenen Verses überhaupt, so wie insbesondere der Gebrauch über-

---

Anmerkungen zur 2ten Ausg. des Iwein) berechtigt, jener Behauptung etwas von ihrer Schärfe zu nehmen.

a) Das hohe Alter dieses in mehrfacher Beziehung sehr merkwürdigen Gedichtes läßt sich nicht bezweifeln: will man es auch nicht dem 11ten Jahrh. zuschreiben, wozu J. Grimm (Hymn. veter. p. 8) geneigt ist, so fällt es doch höchst wahrscheinlich schon vor 1122 (Wackernagel, altd. Leseb. 1. A. S. XIII; Hoffmann, Fundgr. 2, S. 9). So wäre es seiner Entstehung nach allerdings richtiger in der zweiten, als in der dritten Periode aufgeführt worden, wiesen ihm nicht Anlage, Ton und Sprache den schicklichsten Platz auf der Grenze beider an, weshalb ich seiner erst hier gedenke. Aus der Wiener Handschr., die vom Anfang der Genesis bis zu Exodus 8, 17 reicht, machte den größten Theil der Genesis zuerst bekannt Graff in d. Diutisk. 3, S. 40 bis 112, worauf alles, was diese Handschr. enthält, herausgaben Maßmann, deutsche Ged. d. 12ten Jahrh. 2, S. 235—310; 326—342; und (besser) Hoffmann, Fundgrub. 2, S. 9—101. Was die Vorauer Handschr. mehr liefert (sie soll die Bearbeitung von vier Büchern Mosis bieten, Haupts Zeitschr. 2, S. 225), ist meines Wissens noch nicht gedruckt. — Sehr alt, und wohl noch dem 11ten Jahrh. angehörig, muß, nach den wenigen Versen zu schließen, die daraus in Haupts Zeitschr. a. a. O. stehen, das Gedicht von der Weltschöpfung in derselben Vorauer Handschr. sein, wie angegeben wird, in strophischer Form abgefaßt (?).

langer Zeilen von mindestens fünf Hebungen und ihrer Bindung mit kürzern dauern zulängst bei den Dichtern geistlichen Standes fort: die meisten von ihnen verharren dabei bis in die achtziger Jahre des zwölften Jahrhunderts. Dagegen strebt bei den weltlichen Dichtern, die dem Volksgesange eher die Regel des Versbaues abhorchen konnten, und die überdieß im Allgemeinen wohl mehr als jene auf den mündlichen Vortrag Rücksicht zu nehmen hatten, in den erzählenden Werken alles früher und erfolgreicher nach Gesetzmäßigkeit und fester Begrenzung [b]), und nur einzelne Geistliche eifern ihnen darin bereits seit dem Anfange der Siebziger nach [c]). Um diese Zeit herrscht das Maaß von vier Hebungen in stumpf gereimten, und von drei oder ebenfalls vier in klingenden Verspaaren schon entschieden bei jenen vor, mit der besondern Freiheit, daß die Abschnitte der Erzählung gern mit einer Zeile schließen, die bis zu fünf Hebungen mit einer klingenden Schlußsilbe verlängert ist [d]). Endlich verschwindet in dem letzten Viertel des Jahrhunderts auch diese halbe Unregelmäßigkeit aus der gebildeten Poesie in kurzen Reimpaaren [e]): stumpfreimige Zeilen

b) W. Grimm, Graf Rudolf, 2. A. Einleit. S. 12—14; vgl. Lachmann, üb. drei Bruchst. niederrhein. Ged. S. 160; u. Haupt, altd. Blätt. 2, S. 264, oben. — c) Wie namentlich Wernher von Tegernsee (s. §. 90.), der sich überhaupt wohl mehr, als die meisten seiner dichtenden Standesgenossen, um die weltliche Poesie gekümmert hat; vgl. Fundgr. 2, S. 146, u. §. 111. die Anmerk. — d) So in der Crescentia, dem regelmäßigsten der in die Kaiserchronik aufgenommenen, also noch vor 1170 fallenden Gedichte (vgl. §. 91.), und in den Bruchstücken des Grafen Rudolf (vgl. Lachmann, Wolfram, S. XXVIII; W. Grimm, a. a. O.); auch in Wernhers von Tegernsee Marienleben: denn daß hier die Verlängerung der Schlußzeilen schon vor der uns allein vollständig erhaltenen Ueberarbeitung vorhanden war, lehrt das Bruchstück des ursprünglichen Textes (bei Docen, Miscell. 2, S. 107, 96; in Hoffmanns Fundgr. 2, S. 214, 24.). — e) „Bei dem Dichter des Prophilias, des Pilatus, des Aegidius (vgl. §§. 92.; 90.; Hoffmanns Fundgr. 1,

überschreiten nie mehr die Zahl von vier Hebungen; klingend gereimte sind, wenn die letzte unbetonte Silbe nicht mitzählt [f]), gewöhnlich nur drei-, seltener viermal gehoben, jedoch so, daß die beiden Verse eines klingenden Reimpaares immer gleiches Maaß [g]) haben müssen. — In den ältesten singbaren Gedichten, die noch vor die Zeit der kunstmäßig ausgebildeten Lyrik fallen, finden sich zwar auch schon neben dem alten Verse von vier, oder wenn er klingend ausgeht, von drei stark betonten Hebungen, der auch hier noch immer vorherrscht, andere, theils kürzer, theils länger gemessene Zeilen; aber diese verschiedenen Versarten wechseln so wenig im Liede wie im Leich willkürlich mit einander, vielmehr sind sie, wo sich ihrer zwei oder mehr beisammen finden, in ihrer Aufeinanderfolge an feste Regeln gebunden.

§. 68.

Der mittelhochdeutsche Versbau in seiner geregelten Gestaltung [1]), wie sie uns vornehmlich das gebildete Volksepos und die höfischen Dichter des beginnenden dreizehnten Jahrhunderts, obgleich nicht alle in gleicher Sorgfalt und Vollkommenheit [2]), kennen lehren, beobachtet rücksichtlich der Sil-

S. 246 ff.), bei Eilhart von Oberg und Heinrich von Veldeke kommen keine überlangen Zeilen vor, oder wo sie sich zeigen, geben sie Verderbniß des Textes kund." W. Grimm, a. a. O. — f) Vgl. §. 68. — g) Wo dieses Gesetz verletzt, also ein Vers von vier Hebungen mit klingender Endsilbe auf einen nur dreimal gehobenen gebunden ist, da verräth sich Rohheit.

1) Im Allgemeinen verweise ich zu diesem §. vor Allem auf die an den scharfsinnigsten und feinsten Beobachtungen über die mittelhochdeutsche Metrik reichen Anmerkungen Lachmanns zu den Nibelungen und zur Klage, so wie zur 2ten Ausg. des Iwein; und Haupts zu Konrads v. Würzburg Engelhard. — 2) Unter den berühmtesten ist in dieser Beziehung wohl der am wenigsten kunstgerechte Gottfried von Straßburg, dem auch darin sein Nachahmer Rudolf von Ems gleicht; vgl. Lachmann, zu d. Nibel. S. 4; zur Klage 1355; zu

denverwendung zu Hebungen und Senkungen ungefähr dieselben Gesetze, wie der althochdeutsche; nur sind jetzt, bei der sehr verminderten Zahl starker Nebentöne auf den Endungen der Wörter, die Hebungen des Verses vorzugsweise an Stammsilben gebunden; doch können sie nicht nur immer, wo es im Althochdeutschen erlaubt war, auf die noch vorhandenen tieftonigen Worttheile, sondern unter gewissen Bedingungen selbst auf Silben mit tonlosem e fallen [3]). Länge der ersten von zwei gehobenen Silben, zwischen denen die Senkung fehlt, ist nicht durchaus nothwendig, sofern sie nur eine von Natur hochbetonte ist [4]); Verschleifung einer kurzen Stammsilbe mit

---

Iwein 4098; 7764. — 3) Von der Hebungsfähigkeit tonloser e im Reim siehe weiter unten; an andern Versstellen ist darüber vornehmlich dreierlei zu bemerken. 1. Zwei unbetonte e in den Endsilben eines Wortes taugen nach einer Länge, oder was dasselbe ist, nach zwei Kürzen (nicht aber nach einer Kürze) zur Hebung und Senkung, wenn sie durch Position bildende Consonanz getrennt sind (tihténnes, sórgénde, videlénde); 2. wenn sie zwar einen einfachen Consonanten zwischen sich haben, die zweite aber auf n ausgeht (liebéren, michélen); denn bei anderm Ausgange können sie nur eine Senkung bilden; 3. ist eine Silbe mit tonlosem (nicht stummem) e auch dann hebungsfähig, wenn das e der dazu gehörigen Senkung dem folgenden Worte angehört und von ihm wenigstens durch einen Consonanten getrennt ist (lôugén envánt, wérldé gewán, jénemé gevílde, hónbét verlórn, aber nicht schámelé erklánc oder lándé entrán); vgl. zu Iwein 5441; 6575; 5873; zu Nibel. 305, 1; 1193, 4. — Spätere, wie Konrad von Würzburg, gehen aber solchen auf ein tonloses e gelegten Hebungen schon gern aus dem Wege; vgl. Haupts Zeitschr. 2, S. 375, und zu Engelhard 3174. — 4) Hierhin gehören nicht bloß die ursprünglich zweisilbigen, wie von, an, vil, ir, für rc., sondern auch solche, die bereits im ältesten Hochdeutsch einsilbig waren, wie nam, der, in (zu Iwein 7563), selbst wenn das folgende Wort nicht consonantisch anhebt; ja sogar die erste in mehrsilbigen, wie gótinne, mánúnge (zu Iwein 6444). Doch nicht alle Dichter scheinen sich diese Belastung einer kurzen Silbe vor Vocalanlaut gestattet zu habén; dem Konrad von Würzburg möchte sie Haupt (zu Engelhard, S. 228) nicht zutrauen; und über die Dichter der Nibelungenlieder s. in Bezug darauf

der zunächst folgenden, wenn sie ein stummes e enthält [5]), unter der Hebung sehr gewöhnlich, nicht weniger beim Herabsteigen von der Hebung die Verschmelzung eines tonlosen e mit dem Vocalanlaut der nächsten Senkung [6]). Für die Senkungen dagegen gilt der Grundsatz, „daß sie, mit Ausnahme der ersten oder des Auftactes in nicht singbaren Versen, nie zweisilbig sein dürfen, außer durch Synizese oder durch Verschleifung zweier einen einfachen Consonanten umgebenden unbetonten e“ [7]). Ausnahmen von dieser Regel sind nur scheinbar und erklären sich entweder aus der die einsilbige Aussprache begünstigenden Beschaffenheit der nächstfolgenden vocalisch anlautenden Hebung [8]), oder aus einer freiern, zwischen und über zwei Silben schwebenden Betonung, besonders zu Anfang des Verses [9]); oder man hat nicht mehr das gewöhnliche Maaß deutscher Verse vor sich, sondern dactylischen Rhythmus, der in lyrischen Gedichten öfter absichtlich durchgeführt ist [10]). Die größte Behutsamkeit im Gebrauch der Silben

---

Lachmann zu d. Nibel. 371, 4. — 5) z. B. sô *mánec* guot ritter ílsô dâ; *díse* von *séneder* árbéit; sî giengen *sláhende* úmbe sich. — 6) Wie: dem vólget sáelde *und* êre; er néic ir ún*de en*pfienc sî. — 7) er sprách' *so en*sól ich dóch' den lîp; wéder *si en*sách dar nóch ensprách; — kléid*ete* sîne mán; sán*de ge*lác; in lieb*te den* hóf ún*de den* lîp; s. zur Klage 27; zu Iwein 651; 1159; 1169. — 8) Wie: ichn hân *widr* (= wider) iuwern húlden; zu Iwein 726. — 9) S. zu Nibel. 1634, 3; 1803, 2; 2011, 1; zur Klage 27; zu Iwein 33; 1118; Haupt zu Eraclius 1279; 3102; 3130 in der Zeitschr. 3, 164 ff.; u. zu Engelhard 3056. — 10) Der dactylische Rhythmus, dessen sich die mittelhochd. Dichter nie mit besonderm Geschick bedient haben, weil er dem Grundsatz deutscher Verskunst widerspricht, kam wahrscheinlich aus den latein. Sequenzen und der latein. Hofpoesie (s. §. 29.) durch die Leiche in die deutsche Dichtkunst. Schon die beiden ältesten bekannten mittelhochd. Leiche (der alterthümlichste, von einer Frau verfaßte, nur bruchstücksweise erhaltene, gedr. unt. d. Ueberschr. Marienlied in Haupts Zeitschr. 2, S. 193 ff.; der andere zuerst „als ein in gereimten Versen abgefaßtes Gebet“ bei Graff, Diutisk. 2, S. 294 ff.; in seiner wahren

gewahrt man in der letzten Senkung stumpfreimiger Zeilen: hier, wie in den Reimen und in den Cäsuren, halten sorgfältige Dichter am meisten auf eine reine Aussprache und vermeiden deshalb auch Wortkürzungen, die sie sich in andern Versstellen nicht schlechthin versagen [11]). — In dem Wechsel der Hebungen und Senkungen gestattet sich der Vers des rein erzählenden Gedichts und des epischen Volksgesanges größere Freiheit, als der lyrische: in jenem fehlt, besonders vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, von wo an auch hier die Silbenzählung immer üblicher wird [12]), die Senkung zwischen zwei Hebungen sehr oft, und geschickte Dichter wissen von dieser Freiheit für den Ausdruck der Gedanken und Empfindungen große Vortheile zu ziehen; in dem lyrischen Verse, der überhaupt noch strengern Gesetzen, als der erzählende, unter-

---

Gestalt bei Lachmann, üb. d. Leiche, S. 427 ff., u. bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 273 ff.; 1. A. Sp. 203 f.; jener fällt gewiß, dieser wahrscheinlich noch vor Heinrichs v. Veldeke Zeit) haben mehrmals dactylische Verse; s. Lachmann, a. a. O. S. 427; 429. Dactylische Strophen findet man u. a. bei Hartmann v. Aue (d. Lieder u. Büchlein 2c., herausgeg. von Haupt, S. 18, 5 ff.); Walther v. d. Vogelweide (Lachmanns Ausg. S. 85, 25 ff.); Ulrich v. Lichtenstein (Lachmanns Ausg. S. 394, 17 ff.; vgl. Wackernagel, Gesch. d. d. Hexameters 2c. S. XXVIII f.) — 11) Vgl. Lachmann zu d. Nibel. 307, 1; 319, 3; 588, 2; 856, 1; zu Iwein 137; 318; 838; 881; 1159; 2754; 4098; 4365; 7438; 7764; Haupt zu Engelhard, S. 213 f.; zu Z. 444; 463; 545; 809. — 12) Ulrich v. Lichtenstein und Konrad v. Würzburg zeigen diese Neigung zum Silbenzählen schon ganz entschieden, jener nicht bloß in dem strophisch abgefaßten Frauendienst, sondern auch im Frauenbuch, das er in kurzen Reimpaaren dichtete, und dieser in allen seinen erzählenden Werken. Am ersten gestattet er sich noch die Senkung nach der dritten Hebung zumal mitten im Wort, zu unterdrücken; vgl. jedoch Haupt zu Engelhard 366. Aber Verse ohne alle Hebung, wie sie in der besten Zeit und früher vorkommen (vgl. Iwein 419; 915; 3734; Parziv. 283, 7; W. Grimm, Einl. zu Gr. Rudolf, 2. A. S. 12), wird man bei ihm wohl kaum nachweisen können.

worfen ist und daher auch mehrsilbige Auftacte[13]) flieht, ist das ununterbrochene Steigen und Fallen der Silben Regel, von der nur ausnahmsweise abgewichen wird[14]). — Eine andere bemerkenswerthe Eigenheit, wodurch sich der Vers erzählender Gedichte mit fortlaufenden Reimpaaren und einiger strophisch abgefaßten Werke der epischen Volkspoesie von dem lyrischen Verse unterscheidet, beruht in der verschiedenen Veranschlagung tonloser Schlußsilben in den Versausgängen. Dort nämlich müssen sie vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts noch für kräftig genug gehalten werden, die letzte Hebung zu tragen[15]); hier, scheint es, muß man ihnen seit Friedrich von Hausen[16]) und Heinrich von Veldeke diese Kraft, bis auf ganz besondere und seltene Fälle[17]) absprechen und bloß ein schwaches Nachtönen derselben nach der zunächst voraufgehenden stark betonten Silbe annehmen. Nur wenn dieser Unterschied zugegeben wird, der als eine theilweise Nachwirkung des althochdeutschen Versbaues und Reimbrauchs angesehen werden muß[18]), darf in Gedichten mit fortlaufenden Reimpaaren den Versen, die klingend reimen, dasselbe Maaß mit den stumpfreimigen beigelegt werden: sonst enthalten diese vier, jene aber nur drei Hebungen. Für die Richtigkeit der Sache spricht, daß bis kurz vor jenen Dichtern auch in singbaren Gedichten solche tonlose Versschlüsse durchgängig oder doch zum Theil als gehoben galten[19]); ihr verschiedener Gebrauch stellte sich erst mit

---

13) Er kann im Volksepos und in kurzen Reimpaaren bis zu drei Silben anwachsen; s. zu d. Nibel. 1900, 4; zu Iwein, S. 305, 3752; S. 435, 2170. — 14) Vgl. Simrocks Walther, 1, S. 187. — 15) Am deutlichsten zeigt sich dieß an solchen stumpfen Reimen, wie sie bei Lachmann zu d. Nibel. 1362, 2; 1916, 1; u. zu Iwein 617 angemerkt sind. — 16) Vgl. Simrock, a. a. O. 1, S. 172. — 17) Vgl. §. 111. — 18) S. §. 28.; J. Grimm, latein. Gedichte d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. XL f. — 19) Dieß beweisen wohl am unzweideutig-

der scharfen Sonderung stumpfer und klingender Reime in den künstlichen Formen der lyrischen Poesie fest. Allein ein Unterschied der Betonung auf der vierten Hebung, je nachdem der Vers stumpf oder klingend ausgieng, mußte bereits zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sehr fühlbar sein; denn nur daraus erklärt es sich, daß in den meisten Gedichten mit fortlaufenden Reimpaaren auch solche Verse gepaart werden, die außer der klingenden Endsilbe noch vier Hebungen haben: sie gelten offenbar nur als vier=, nicht fünfmal gehobene Verse, sonst würden auch wohl stumpfreimige von fünf Hebungen gefunden werden, was nicht der Fall ist[20]). Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts muß die Nachwirkung des Tieftons, der ehemals auf der klingenden Endsilbe haftete, immer mehr geschwunden sein, außer in der Volkspoesie, wo er sich noch lange erhielt[21]): in kunstmäßigen Gedichten, mochten sie nun strophisch, oder in kurzen Reimpaaren abgefaßt sein, hörte man die letzte Hebung wohl nur auf der letzten hochbetonten Silbe des Verses[22]). Daher verdrängte allmählig in nicht singbaren Dichtungen der klingend gereimte

---

sten das alte Loblied auf die Jungfrau Maria (Hoffmann, Gesch. d. Kirchenl. S. 23 ff.; Wackernagel, altd. Leseb. 1. A. Sp. 133 ff.; 2. A. Sp. 195 ff. nach dem genauen Abdruck der Handschr. in Hoffmanns Fundgr. 2, S. 142 ff.), und die Stollen der Strophen, die unter Spervogels Namen auf uns gekommen sind (Wackernagel, a. a. O. Sp. 215 ff.; 1. A. Sp. 149 ff.; vgl. J. Grimm, d. Gramm. 1, S. 445). Von dem zweitältesten Leiche aber dürfte dieß nicht mehr zu behaupten sein, da in ihm schon stumpfe und klingende Reime streng gesondert sind. Lachmann, über die Leiche S. 427. — 20) Hahn, klein. Geb. von d. Stricker, S. XVII f. — 21) Ja bis auf den heutigen Tag. Und hieraus wird sich auch wohl erklären, warum im geistlichen und weltlichen Volksgesang die vorletzte Silbe klingender Reime so gedehnt wird. Vgl. Zelle im N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. für d. Spr. 1, S. 299 ff. — 22) Vgl. Wackernagel in der Hall. Litterat. Zeit. 1832. April, S. 590 ff.

Vers mit vier starken Hebungen den ältern mit drei [23]), und was noch mehr, es kamen von nun an auch stumpfreimige Verspaare auf von drei Hebungen, die im Maaß eben so genau den alten dreimal gehobenen klingenden entsprachen, wie den alten vierfüßigen Versen mit Stumpfreim jene sich vordrängenden klingenden Zeilen [24]).

§. 69.

b) Reim. — Die Abschwächung der Wortendungen mußte auch in dem Gebrauch der Reime wesentliche Veränderungen nach sich ziehen. Der Gleichklang, der im Althochdeutschen noch durch bloß tieftonige Schlußsilben bewerkstelligt werden konnte, genügte nicht mehr, als die Vocale der letztern, der großen Mehrzahl nach, zu einem unbetonten e herabgesunken waren. Daher zog sich der Reim immer mehr in die Wurzeln der Wörter, wohin er schon bei Otfried sichtlich gestrebt hatte [a]). So lange es hierin aber noch zu keiner Festigung gekommen war, und so lange neben dem neuen, nach Alleinherrschaft trachtenden Gebrauche sich noch das alte Herkommen geltend machen durfte, blieben die Reime auch noch mehr oder weniger ungenau und roh. Bis zum letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, also bis zu der Zeit, wo auch die Versmessung in der nicht volksmäßigen Poesie erst feste Regel gewann, sind die Verse noch häufig nach alter Art

---

23) Das älteste aus dem 13ten Jahrh. mir bekannte Beispiel von Durchführung des klingenden Verses mit vier Hebungen ist, so weit ich nach den gedruckten Stücken urtheilen kann, der welsche Gast. Sollte des Verf. fremder Ursprung (s. §. 119.) seinem Ohr die tonlose Endsilbe schon im Anfange des 13ten Jahrh. noch weniger vernehmlich gemacht haben, als einem gebornen Deutschen? Oder ahmte er in seinem Versbau das bei den französischen Dichtern übliche Maaß der kurzen Reimpaare nach? — 24) Vgl. Wackernagel, altd. Leseb. 1. Ausg. S. XIV, Note; Hahn, a. a. O. S. 101.

a) Vgl. §. 28.

durch tieftonige oder unbetonte Endungen gebunden, woneben gleicher, oft auch nur ähnlicher Klang der Stammsilben gesucht wird. Völlige Willkür scheint, selbst in den formell rohesten Werken, dabei nicht zu herrschen, doch läßt sich auch nicht scharf begrenzte Regel wahrnehmen. Im Allgemeinen sind in den nicht genauen Bindungen entweder die Vocale, oder die Consonanten, oder auch beide zugleich verschieden, wobei aber in dem Verschiedenen auf eine gewisse Verwandtschaft geachtet wird [b]). Daher ist denn auch in der Regel in zweisilbigen Reimen Gleichheit der Quantität; wo sie fehlt [c]), muß der Reim als besonders unvollkommen gelten. Indeß ist in den Werken, die nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts fallen, im Allgemeinen schon ein fortschreitendes Streben nach strengen Reimen ersichtlich, und in einzelnen Gedichten haben diese bereits vor den Siebzigern ein entschiedenes Uebergewicht über die trüben, bloß assonierenden erlangt [d]), ja hier und da sind sie sogar ununterbrochen durch ganze Gedichte durchgeführt [e]) noch vor Heinrich von Veldeke,

b) Näheres bei J. Grimm, d. Gramm. 2. A. 1, S. 444 ff. und Hoffmann, Fundgr. 1, S. 206. — c) Wie öfter beim Pfaffen Konrad, der überhaupt im Reimgebrauch unter den Dichtern, die mit ihren Werken nach 1150 fallen, als der alterthümlichste erscheint; siehe W. Grimm, Gr. Rudolf. Einleit. S. 9 f. (1. A. S. 15). — d) So in Heinrichs Gedicht von des tôdes gehügede (Erinnerung), das noch vor 1163 abgefaßt ist, in der Kaiserchronik, in den Bruchstücken des Grafen Rudolf (1170—73) und in Wernhers Marienleben, 1173. ꝛc.; vgl. Lachmann, über die Leiche, S. 426; W. Grimm, a. a. O. Auch die schon im 12ten Jahrh. vor der völligen Festigung des Reimgebrauchs anhebende Neigung, vorhandene Gedichte umzuarbeiten, schreibt sich wohl von dem Verlangen nach strengern Reimen her. Später, im 13ten Jahrh. gieng man dann in der Umarbeitung einzelner älterer Gedichte noch weiter, damit sie den Anforderungen der ausgebildeten Vers- und Reimkunst genügten. Vgl. Lachmann zu d. Nibel. u. zur Klage, S. 288. — e) Wie in dem zweiten alten Leich (s. §. 68., Anmerk. 10.) und dem Bruchstück vom Pilatus

obgleich dieser Dichter als der erste genaue Reimer gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts betrachtet und gerühmt worden ist [f]). Nach seinem Vorgange wird nun bei den höfischen Dichtern, denen hierin die volksmäßigen nachgegangen sind, nicht, wie in der Versmessung, den Weg gezeigt haben [g]), die genaue Beobachtung des mittelhochdeutschen Reimgesetzes, völliger Gleichlaut der Vocale und Consonanten in den Bindungen, zur Regel, von der jedoch hin und wieder bis zu einer gewissen Grenze hin noch immer abgewichen wird [h]); nur einzelne Dichter, wie Hartmann von Aue, bei dem die Kunst des Reimes die höchste Ausbildung erreicht, halten zur Bewunderung streng daran und scheuen sich, Laute zusammen zu bringen, die nur dem feinsten Ohre haben mißhellig sein können [i]).

§. 70.

Die Genauigkeit der Reimgebände scheint vornehmlich durch die größere und mannigfaltigere Ausbildung der lyrischen Formen befördert worden zu sein, die mit Friedrich

(gedr. bei Maßmann, d. Ged. d. 12ten Jahrh. 1, S. 145—152; und in Mone's Anz. 1835, Sp. 434 ff.; der Anfang bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 277 ff.; 1. A. Sp. 207; vgl. das. S. VIII). — f) Als ersten genauen Reimer rühmt ihn Rudolf von Ems in seinem Alexander; s. die Stelle in Maßmanns Denkmäler, S. 5; v. d. Hagen, MS. 4, S. 75; 866. Wahrscheinlich waren jene ältern streng gereimten Werke den spätern höfischen Dichtern, denen Heinrich von Veldeke überhaupt als der Vater ihrer Kunst galt, nicht mehr bekannt. — g) Lachmann zu den Nibel. S. 4. — h) J. Grimm, a. a. O. 3. A. I, 1, S. 206 ff.; Hahn, klein. Ged. von d. Stricker, S. X ff.; W. Grimm, Gr. Rudolf, 2. A. S. 11. — i) Durch die Genauigkeit ihrer Reime zeichnen sich unter den großen Meistern aus dem Anfange des 13ten Jahrh. noch Gottfried von Straßburg und Walther von der Vogelweide aus, weniger Wolfram von Eschenbach, der hierin, wie in Allem, seinen eigenen Weg geht; unter den jüngern Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg.

von Hausen, Heinrich von Veldeke und Heinrich von Rucke[1]) anhebt. Denn indem sie sich, so viel wir wissen, zuerst in Liedern und Leichen überschlagender und künstlich verschlungener Reime in ausgedehnterem Maaße bedienten[2]), konnten sie nicht mehr, wie in einfach verschränkten oder nur unmittelbar auf einander gebundenen Zeilen, zumal kurzen, sich mit bloßer Aehnlichkeit des Klanges abfinden: vielmehr drängte zu völliger Gleichheit desselben theils die größere Entfernung, die nun zwischen den Reimen lag, theils, und gewiß noch mehr, das Eintreten neuer gleich bedeutungsvoller Laute zwischen zwei sich antwortende Reimwörter[3]). Und hiermit war auch wohl die schon oben berührte scharfe Sonderung stumpfer und klingender Reime in der lyrischen Poesie völlig entschieden[4]). Als stumpf nämlich galten von nun an: 1) Bindung einer von Natur hochtonigen Silbe mit einer gleichartigen, oder mit einer vernehmlich tieftonigen, oder auch zweier tieftonigen mit einander[5]); 2) zweier Silben,

1) Vgl. §. 111. — 2) Einzeln finden sich überschlagende Reime schon bei einigen ältern Lyrikern; von ihnen zu den ersten ganz kunstmäßigen bildet Dietmar von Eist den Uebergang, indem er zwar auch schon künstlicher, als seine Vorgänger, die Reime verschlingt, dabei aber auch noch nicht die alte einfache Bindeart des Volksgesanges in gepaarten, keineswegs durchweg genauen Reimen ganz aufgibt; vgl. Lachmann zu Walther, 2. A. S. 199, und üb. d. Leiche, S. 426. Ueber das Alter der überschlagenden Reime in der latein. Poesie des Mittelalters, so wie über deren wahrscheinliche Einwirkung auf die Formen der romanischen und deutschen Lyrik vergl. F. Wolf, über die Lais, S. 89; 279; 205 f. — 3) In demselben Maaße, in welchem die Reime künstlichere Verschlingungen eingehen, werden sie auch genauer. Daher ist bei Friedrich v. Hausen fast durchgehends schon völliger Gleichklang, den er freilich öfter nur durch den Gebrauch niederdeutscher Formen erreicht hat; und nur bisweilen hat er noch Bindungen wie zît: wîp. Heinrich v. Veldeke gestattet sie sich nicht mehr, obgleich er sich in der Anwendung niederdeutscher Reimformen noch weniger beschränkt. — 4) Vgl. F. Wolf, üb. d. Lais, S. 171, Anmerk. 11. — 5) gôt:

deren erste eine stark betonte Kürze und deren zweite stumm war, mit zwei dergleichen, oder mit einer tieftonigen kurzen und einer stummen[6]); 3) einer tonlosen, in alter Zeit tieftonigen, mit einer gleichfalls tonlosen[7]), welche Art von Reimen jedoch selten, fast nur von Volksdichtern gebraucht wurde[8]). **Klingend** dagegen waren Reime: 1) wenn zwei Silben, die erste lang und hochbetont, die zweite tonlos, mit zwei eben solchen, oder mit einer tieftonigen und tonlosen gebunden wurden[9]); 2) wenn der Gleichlaut drei Silben durchlief, wovon die erste kurz, aber hochbetont, die zweite stumm, die dritte tonlos waren[10]); wozu noch 3) die als klingend nur von einzelnen Dichtern gebrauchten dreisilbigen gleitenden Reime kamen, in denen auf eine hochbetonte lange Silbe zwei Kürzen, die erste tonlos, die zweite stumm, folgten[11]). — In wiefern in erzählenden und volksmäßigen Gedichten die Betonung klingender Reime bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts anders zu beurtheilen ist, als in kunstmäßigen Liedern und Leichen, ist oben bemerkt worden. Hier mag noch

---

gebót; kúnt: wúnt; — léit: arbèit; sín: künegìn; — herzogìn: stöllelìn. — 6) site: rite; ságen: klágen; — verswígen: saelìgen. — 7) sandè: landè; Hagenè: sagenè; Rabenè: degenè. — 8) Eben so, wie Bindungen, in denen bereits veraltete Endungen mit dem Tiefton vorkommen, z. B. nôt: verwandelôt; oder im klingenden Reime, wúnde: suochùnde; s. **Lachmann**, Auswahl, S. XVII ff.; zu den Nibel. 1362, 2; 1961; zu Iwein 617; **J. Grimm**, d. Gramm. 2. A. 1, S. 367 ff.; **Wackernagel** bei v. d. Hagen, MS. 4, S. 439. — 9) díebe: liebe; bórgen: sórgen; — máere: vischáere. Auch konnten in jedem Reimworte die gebundenen Silben so beschaffen sein, daß die erste tieftonig, die zweite tonlos war, wie: wildenàere: liutaere. — 10) édele: wédele; begédemet: gevédemet. — 11) mûzete: lûzete; liutsáelige: máelige; s. **J. Grimm**, a. a. O. S. 960. — Ueber Besonderheiten und erlaubte Freiheiten des mittelhochd. Reimgebrauchs vgl. **Lachmann**, Ausw. a. a. O.; zu den Nibel. 70; 876, 3; 1245, 3; 2091, 3; zu Iwein, 2111; 2668; 7248; 7437; **Haupt** zu Engelh. S. 215, 74.

erwähnt werden, daß in der lyrischen Poesie von dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts an ein Zunehmen des Gebrauchs klingender Reime wahrnehmbar ist[12]).

§. 71.

c) Versreihen, Strophen, Leiche. — Der einzige Vers, den die mittelhochdeutschen Dichter in fortlaufenden, durch keine strophische Gliederung unterbrochenen Reihen gebraucht haben, ist aus der Zerlegung der althochdeutschen Langzeile hervorgegangen [a]). Zu vier Hebungen, wenn er stumpf, zu drei, seltener vier, wenn er klingend reimt [b]), geht er, in der Regel nur zu Paaren, deren jedes in sich selbst gleiches Maaß hält, durch eine ganze Dichtung. Der Wechsel der verschiedenartig reimenden Paare ist an kein festes Gesetz gebunden; die Zahl der gleichartigen, die in ununterbrochener Folge an einander gekettet sind, nur in sofern beschränkt, daß die Häufung der klingenden von guten Dichtern viel mehr, als die der stumpfen gemieden wird [c]). Mannigfaltigkeit des Ausdrucks wird erreicht durch die gestattete Auslassung einer oder mehrerer, ja aller Senkungen im Verse, durch mehrsilbige Auftacte, durch Benutzung tonloser Silben zu Hebungen, durch schwebende Betonung und den Wechsel der Verspaare von verschiedenem Maaß [d]); die schnelle und in ihren Intervallen beinahe gleichbleibende Aufeinanderfolge der Reime gemäßigt

---

12) J. Grimm, a. a. O. S. 361.

a) S. §. 30. — b) S. §§. 67. 68. Außer Gottfried von Straßburg und Konrad von Würzburg haben sich vielleicht alle Dichter des 13ten Jahrh. viermal gehobene klingende Verspaare erlaubt, gleich den Verfassern der ältern genauer gemessenen Gedichte; Lachmann, Wolfram, S. XIV, u. zu Iwein 772. — c) S. Hahn, klein. Gedichte von d. Stricker, S. XIII u. 101. — d) „Gute Dichter wechseln gern ab mit klingenden Verspaaren verschiedener Länge, wo sie nicht schnellen und leichten Fortschritt beabsichtigen." Lachmann zu Iwein 143.

durch die stärkern oder schwächern Pausen, welche der Gedanke gewöhnlich in die Mitte eines Verspaares legt e), und durch die innere Bindung, die er in zwei zunächst an einander stoßende, nicht unter sich gereimte Zeilen bringt f). Wo, wie in Spruchgedichten, das Hinübergreifen des Sinnes aus der zweiten Hälfte eines Reimpaares in die erste des zunächst folgenden vermieden ist, hat es die Natur des Gegenstandes geboten g). Natürlich aber bedienen sich nicht alle Dichter jener Mittel, die sich am schönsten zeigen können, wo sich die Rede zu kunstvollen Perioden abrundet, mit gleichem Geschmack und gleicher Geschicklichkeit: Verschiedenheit der Talente, der Gegenstände und der Zeiten bedingt hier, wie überall in der Kunst, mannigfache Abstufungen. — In dieser Versart sind die meisten erzählenden und die größern didactischen Gedichte abgefaßt: mitunter ist sie auch wohl zu Stoffen verwandt worden, die ihrem Wesen nach sich mehr zu lyrischer, als epischer Behandlung eignen h). — Daß im zwölften Jahr-

e) Dieß hieß rime brechen, das Gegentheil rime samenen (Parz. 337, 26.), Haupt zu Engelh. 1020. — f) J. Grimm, altd. Wäld. 1, S. 193 f.; Andreas und Elene, S. LVII f. Benecke, Wigal. S. XVI. Besonders streng beobachtet Konrad von Würzburg die Regel des Reimbrechens, außer in den Schlüssen der Abschnitte (s. unten); vgl. Lachmann, Hildebrandsl. S. 38; W. Grimm, Silvester, S. XII; Hahn, Otte, S. 41 f. — g) Vgl. W. Grimm, Vridanc, S. XXIV. — h) Z. B. in Konrads von Würzburg goldener Schmiede (altd. Wäld. 2, S. 193 ff.; Kolocz Cod. S. 3 ff.; am besten in einer besondern Ausg. von W. Grimm, Berlin, 1840. 8.), einem Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, das aber freilich auch theilweise den Character eines religiösen Lehrgedichts hat (W. Grimms Ausg. S. XIII; mit dem Bruchstück eines strophischen latein. Gedichts aurea fabrica de laudibus virginis gloriosae, in Haupts Zeitschr. 2, S. 168 ff., hat Konrads Werk so gut wie nichts gemein). Ueber den Gebrauch gewöhnlicher, aber nach bestimmtem Gesetz, je nachdem sie stumpf oder klingend reimen, wechselnder Reimpaare in einigen Gedichten Walthers v. d. Vogelweide vgl. Simrocks Walther, 1,

hundert öfter die Absätze in Dichtungen mit fortlaufenden Reimpaaren durch verlängerte Schlußzeilen bezeichnet wurden, ist bereits erwähnt worden; daneben findet sich auch schon sehr früh die Neigung, den Schluß der Abschnitte in der Erzählung durch drei auf einander gereimte Zeilen hervorzuheben [i]). Sie dauert in einzelnen Werken auch im dreizehnten Jahrhundert fort [k]) und schreitet in zweifacher Richtung vor: einmal

---

S. 173; 2, S. 124. — i) Das früheste Beispiel bietet das bei Graff, Diutisk. 2, S. 297 ff. (unter unpassender Ueberschrift) gedruckte Bruchstück einer sehr alten Legende (s. Lachmann, über Singen u. Sagen, S. 5). Wackernagel (zu Simrocks Walth. 2, S. 124, Note 2) läßt diese Art die Abschnitte zu bezeichnen aus der andern durch Zerlegung der letzten Langzeile, mit einem dritten zu Ende der ersten Hälfte angebrachten Reime, entspringen. Ich weiß indessen nicht, ob sich dieß zur Zeit schon erweisen läßt. Denn abgesehen davon, daß die Langzeile, wo sie als Regel erscheint, nicht über fünf Hebungen hinausgeht, und daß jene Legende, nach den Sprachformen und Reimen zu urtheilen, leicht älter sein dürfte als die Crescentia, so finden sich in dem Bruchstück vom Pfaffenleben (altd. Blätter, 1, S. 217 ff.), das auch noch dem 12ten Jahrh. angehört, aber, bei ungeregelter Messung und oft sehr langen Zeilen, schon ziemlich genau reimt, beide Arten die Abschnitte zu schließen so vereinigt, daß von den drei gereimten Zeilen die letzte gewöhnlich die beiden andern an Länge mehr oder minder übertrifft. Weniger deutlich, obgleich auch nicht ganz abzuleugnen, ist dieß in einem dritten Gedichte desselben Jahrhunderts, in der Erzählung von Bonus (in Haupts Zeitschr. 2, S. 208 ff.; vgl. Lachmann zur Klage, S. 292). — k) Namentlich in Wirnts Wigalois, in der Krone Heinrichs v. Türlein, in den drei Büchlein des Frauendienstes Ulrichs v. Lichtenstein (nur daß das erste den letzten Absatz mit einem sechsmal gehobenen Verse, und das dritte, das auch sonst sehr gekünstelt ist (s. v. d. Hagen, MS. 1, S. XXXVII) die übrigen Abschnitte mit einer dactylischen Zeile schließt, am Ende des letzten aber nicht dreifachen Reim, sondern nach einer dactylischen Zeile den Abgesang des dem Büchlein beigegebenen Liedes hat; s. Lachmann, über Sing. u. Sag. S. 5), in Heinrichs v. Krolewiz Vater Unser (herausgeg. von Lisch, Quedlinb. u. Leipz. 1839. 8.); vgl. auch altd. Wäld. 1, S. 35 ff.; Kolocz Coder, S. 55 ff. Verwilderung verräth sich in dem Gebrauch dreifacher Reime, wenn sie auch anderwärts, als am Schlusse der Abschnitte vorkommen, wie bei

darin, daß die Zahl der Verspaare, nach denen der dreifache Reim kommt, immer dieselbe bleibt [l]); dann, daß nun auch Schlüsse von vier gleichen Reimen angewandt werden [m]). Eine andere Art die Abschnitte zu bezeichnen besteht in der Bindung des letzten auf einander gereimten Verspaars durch den Gedanken; sie findet sich in solchen Gedichten durchgeführt, wo diese Bindung sonst absichtlich vermieden wird [n]). Beliebt, aber wohl nirgend gleichmäßig angewandt, waren in der besten Zeit auch die Schlüsse mit viermal gehobenen und klingend gereimten Verspaaren [o]). — Strophisch abgefaßte Eingänge [p]), oder

---

Seifried Helbling (Haupts Zeitschr. 4, S. 198—205); auch schon in Gedichten des 12ten Jahrh. vereinzelt; vergl. Mone, altd. Schausp. S. 3. — l) Ein Beispiel der Art ist Ulrichs v. Türlein Wilhelm (gedichtet zwischen 1252—1278; Lachmanns Wolfram, S. XLII). Hier kommen die drei gleichgereimten Zeilen immer nach vierzehn Verspaaren: die wenigen Abweichungen von dieser Regel im gedruckten Texte rühren nicht vom Dichter her. Die Zahl der Zeilen in jedem Absatze ist merkwürdig. Sie dient zur Bestätigung dessen, was Lachmann (zu Wolfram, S. IX und zu den Nibel. S. 162 f.) in Bezug auf die Eintheilung viel älterer, nur aus Reimpaaren bestehender Werke in Absätze von einer sich gleichbleibenden Zahl von Versen (gewöhnlich dreißig) gesagt hat; vgl. auch Haupt, d. Lieder u. Büchlein ꝛc. von Hartmann von Aue, S. VIII, und J. Grimm, latein. Gedichte d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. XXXIV, Note. — m) Wie in Hugo's von Langenstein heil. Martina (von 1293); vergl. Wackernagel, Basel. Handschr. S. 45, Note 2. — n) Vgl. Anm. f. — o) Lachmann zu Iwein 772. Eine Künstelei in den Schlußreimen der Absätze bei Gottfried v. Straßburg, die ihm auch wieder Rudolf v. Ems nachgemacht hat, berührt F. Pfeiffer in d. Münchener gel. Anz. 1842. Nr. 71. — p) So gebraucht Gottfried von Straßburg im ersten Theil der Einleitung zu seinem Tristan aus vier gewöhnlichen Versen gebildete Strophen mit vier gleichen, eigenthümlich behandelten Reimen und unterbricht damit auch noch bisweilen in der Erzählung selbst, wenn er zu etwas Neuem übergehen will, das mit einer allgemeinen Betrachtung eingeleitet werden soll, die fortlaufenden Reimpaare (vgl. F. Wolf, üb. d. Lais, S. 182 f.). Dabei bringt er in den Eingangsstrophen auch noch das Kunststück der Akro-

auf mehr als zwei gleiche Reime ausgehende Schlüsse [q]) ganzer sonst in Reimpaaren abgefaßter Gedichte sind, wie die zwischen oder in einzelnen Abschnitten der Erzählung absichtlich eingefügten Bindungen von je vier oder mehr gleichen Reimen [r]), nur Künsteleien einzelner Dichter, die aber auch schon frühzeitig anheben.

---

stichen an (die schon Otfried in seinen drei Zueignungsgedichten nicht bloß durch die Anfangs-, sondern auch durch die Endbuchstaben sämmtlicher Strophen herausgekünstelt hat). Ganz so, mit vier gleichen Reimen und Akrostich, sind die Eingangsstrophen zu Rudolfs v. Ems Weltchronik und (mit gesteigerter Künstlichkeit) zu seinem Alexander. Wo der Dichter in jener noch sonst Akrostichen anwendet, reiht er bisweilen, ohne strophische Gliederung, noch mehr als vier gleiche Reime an einander (s. Altd. Mus. 2, S. 268; v. d. Hagen, MS. 4, S. 546, Note 6; 556, Note 2; Vilmar, die zwei Recensionen der Weltchronik, S. 60; 66). Ohne Akrostich ist die Nachahmung der gottfriedischen oder rudolfischen Eingänge in der Einleitung zu der in Haupts Zeitschrift, 2, S. 130 ff. auszugsweise gedruckten biblischen Geschichte (vgl. v. d. Hagen, a. a. O. 4, S. 617, Note 3). — Noch um vieles künstlicher als die gottfriedischen sind die Strophen gebaut, womit Konrad v. Würzburg seinen Engelhard anhebt. — q) Wie in Hartmanns v. Aue zweitem Büchlein (das erste schließt mit einem ganz eigenthümlich gebauten Leich, vgl. Haupt, Zeitschr. 4, S. 395, wo er verbessert, was er in der Ausg. d. Lieder u. Büchlein rc. Hartmanns, S. VII, über diesen Schluß gesagt hatte); in Konrads von Fußesbrunnen Kindheit Jesu und in der Urstende (Hahn, Ged. d. 12ten u. 13ten Jahrh. S. 102; 146; 128); in Rudolfs v. Ems gutem Gerhard, Barlaam und Wilhelm (vgl. Pfeiffer in Haupts Zeitschr. 3, S. 278) und in mehreren Stücken Seifried Helblings, der aber auch noch auf andere Art schließt (s. Haupts Zeitschr. 4, S. 41; 163; 197; 204 f.). — r) Wo vier gleiche Reime hinter einander unabsichtlich gesetzt sind, verstoßen sie gegen die strengere Kunstregel (Lachmann zur Klage 1408); durch einen ganzen Abschnitt sind sie aber mit Vorbedacht durchgeführt in Herborts trojan. Kriege, 14035—78, der dabei sicher die 16 gleichen Reime Heinrichs v. Veldeke in der Eneide, 10948—63 im Auge hatte; vgl. Frommann zu Herbort, S. 311. Andere absichtliche Häufungen gleicher Reime inmitten erzählender Werke sind Anmerkung p. nachgewiesen.

§. 72.

Die ältesten mittelhochdeutschen Strophen oder Gesätze, in ihrem Bau sehr einfach, sind aus denselben Versarten gebildet, deren sich die ältere erzählende Poesie von schon geregelterem Maaße bedient, aus Zeilen von vier Hebungen, deren letzte bald auf betonte, bald auf unbetonte Silbe trifft, und dem, jedoch nur selten gebrauchten, fünfmal gehobenen Verse mit Stumpfreim oder mit klingender Endung. Diese Verse sind entweder, wie in erzählenden Gedichten, zu zwei, drei und mehr Reimpaaren mit einander verbunden [1]), oder sie bilden, je zwei mit einander verknüpft — und hier stellt sich eine neue Art, der auf Stumpfreim ausgehende Vers von drei Hebungen ein — Langzeilen, die nun aber nicht mehr, wie in der althochdeutschen Strophe, jede in sich Mitte und Ende, sondern paarweise unter einander ihre Enden durch den Reim binden, so daß zu einer Strophe, die nur Langzeilen enthalten soll, jetzt deren vier wenigstens erforderlich sind und nicht bloß zwei, wie bei Otfried. Die merkwürdigste Strophe dieser Gattung ist die durchaus volksmäßige, in der die meisten alten, unter Kürenbergs [2]) Namen auf uns gekom-

1) Das älteste Beispiel aus dem 12ten Jahrh. dürfte die sechszeilige, mit einem Refrain versehene Strophe des Lobliedes auf die Jungfrau Maria sein; vgl. §. 68., Anm. 19. Sie entspricht, den neuen Refrain abgerechnet, in ihrem Bau der §. 29. erwähnten althochdeutschen in dem Liede auf den heil. Petrus. Drei Reimpaare enthält auch die Strophe bei Wernher v. Tegernsee (Hoffmanns Fundgr. 2, S. 146; Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 213). Von den beiden in kurzen Reimpaaren abgefaßten lyrischen Stücken, welche die Pariser Handschr. allein überliefert und dem Dietmar v. Eist zuschreibt (MS. 1, 40 b f. Str. 12. 13; v. d. Hagen, 1, S. 99, Nr. IV; Wackernagel, a. a. O. Sp. 211 ff.), wiewohl sie ein viel alterthümlicheres Gepräge zeigen, als seine übrigen Lieder, besteht die erste aus 14, die andere aus 12 Zeilen; jene schließt mit einer stumpf reimenden Zeile von fünf Hebungen. — 2) S. §. 111.

menen Liebeslieder und das Gedicht von der Nibelunge Noth abgefaßt sind. Die erste Hälfte jeder Langzeile bilden Verse von vier Hebungen, deren letzte gemeiniglich auf tonlose, nicht selten jedoch auch auf betonte Silbe fällt [3]); der zweite Halbvers ist in den drei ersten Zeilen nur dreimal [4]), in der vierten meist, und in den ältern Theilen der Nibelungen immer viermal gehoben [5]). — Sehr alt ist auch die einfache Erweiterung der aus zwei kurzen Reimpaaren bestehenden

3) Lachmann zu den Nibel. 118, 2. — 4) Derselbe zu 45, 4. — 5) Lachmann (a. a. O. S. 5 u. 290) möchte das Aufkommen dieser Strophenart nicht weit über d. J. 1170 hinaufrücken, „weil sich sonst wohl mehr Spuren von ältern Versen zu drei Hebungen finden würden." Auch glaubt er, daß dieser Vers und mit ihm die Langzeile, deren zweite Hälfte er bildet, „zwar nach der allmählig gangbar gewordenen Verlängerung des vierfüßigen Verses sich natürlich, aber doch auch nicht ohne Einfluß der zwei epischen Versarten der Franzosen entwickelt habe, nur nicht in genauer Nachbildung." Von dieser Ansicht weicht J. Grimm (lat. Ged. d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. XXXVIII ff.) insofern ab, daß er die mittelhochd. epischen Langzeilen aus den althochd. entstehen läßt vermittelst der durch vorschreitende Schwächung und Abstumpfung der Ableitungen und Flexionen herbeigeführten Minderung der Zahl der Hebungen und der Verlegung des Reimes aus der Cäsur ans Ende der Langzeilen. Indeß möchte sich doch wohl gegen diese Annahme und ihre weitere Begründung verschiedenes einwenden lassen. Daß die romanische Poesie und die lateinische des Mittelalters bei der Einführung der am Ende auf einander gebundenen Langzeilen und des Verses von drei Hebungen wenigstens mit im Spiele gewesen sei, scheinen auch F. Wolfs Erörterungen (üb. d. Lais, besonders S. 166, 10 und 198, 38) zu bestätigen. — Ueber Variationen dieser Strophe in der Lyrik vgl. Lachmann, a. a. O. S. 5 (die erste, bei Kürenberg und bei Alram v. Gresten, zerlegt Wackernagel in den Fundgr. 1, S. 263; 266 f. ohne Grund in je zwei Strophenfragmente); in dem Volksepos §§. 101. 102. — Alte Strophen von vier Langzeilen, die aber von dem Maaß der Nibelungen mehr oder minder abweichen, finden sich vor Dietmar von Eist auch bei dem Burggrafen von Regensburg (MS. 2, 117 b. Str. 3. 4; v. d. Hagen, 2, S. 171. Nr. II.) und bei Meinlo v. Seflingen (MS. 1, 96 b f. Str. 2. 5. 8; v. d. Hagen, 1, S. 219. Str. 2. 5. 8.).

Strophe durch Einschiebung einer reimlosen Zeile (Waise) gleiches Maaßes zwischen das zweite Paar [6]); etwas künstlicher schon sind Töne wie der bei Spervogel, wo nach zwei alterthümlich gemessenen stumpfen Reimpaaren zwei klingend auf einander gebundene Zeilen, die eine von drei, die andere von fünf Hebungen, mit einem in die Mitte genommenen, viermal gehobenen und auf eine betonte Silbe ausgehenden Waisen folgen [7]); oder solche, wo, noch immer bei unmittelbarer, höchstens durch einen Waisen unterbrochener Reimbindung, zwischen Langzeilen von acht und von sieben Hebungen kurze von vier und von drei eingeschoben oder ihnen voraufgestellt werden, mit genauer Unterscheidung stumpfer und klingender Reime und Einschnitte nach der Stelle, die sie in der Strophe einnehmen [8]). Endlich leitet Dietmar von Eist zu den

---

6) Sie findet sich zuerst in dem §. 55., Anmerk. e. angeführten Liedchen (s. Docens, Misc. 2, S. 199, 60), das wohl noch in den Funfzigern des 12ten Jahrh. gedichtet ist, und dann in dem erzählenden Gedichte von Salman und Morolt (s. §. 91.); vgl. Lachmann, üb. Sing. u. Sag. S. 16. — 7) MS. 2, 227 b f. Str. 12—26; 34—46; v. d. Hagen, 2, S. 374 ff. Nr. II. VI; vgl. Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 216 ff. Daß in diesem Ton wirklich schon stumpfe und klingende Reime, ohne daß die Bindung durchgängig genau ist, unterschieden werden, folgt daraus, daß in den Stollen die letzte Hebung noch oft auf eine unbetonte Silbe trifft, was im Abgesange nie der Fall ist. Dieß stimmt zu Lachmanns Bemerkung (zu den Nibel. 1362, 2; 1916, 1), daß nur in der ersten Hälfte der Strophe bei Kürenberg und in den Nibelungen Reime auf tonlose Silben vorkommen. — 8) So beim Burggrafen v. Regensburg die vierzeilige, MS. 2, 117 b. Str. 1. 2 (v. d. Hagen, 2, S. 171. Nr. I), bei Meinlo v. Seflingen die siebenzeilige, MS. 1, S. 96 b f. Str. 1. 3. 4. 6. 7. 9—12 (v. d. Hagen, 1, S. 219. Nr. 1, mit Ausnahme von 2. 5. 8.), und bei Spervogel zwei sechszeilige, MS. 2, 226 b. Str. 1—11; 47—53 und 2, 229 a. Str. 32 (v. d. Hagen, 2, S. 371 ff. Nr. I. V). Auch hier ist bei der Veranschlagung der Silben im Reim oder in der Cäsur dem Abgesange verwehrt, was den Stollen noch gestattet ist.

kunstvollen Strophenarten der Folgezeit dadurch über, daß er den altüblichen Maaßen Verse von zwei und von sechs Hebungen hinzufügt und sich der tonlosen Silben zum stumpfen Reime, wenn man von den beiden, ihm vielleicht mit Unrecht zugeschriebenen Strophen in kurzen Reimpaaren [9]) absehen will, ganz enthält, da er, bei fast durchgehends genauer Bindung, die beiden Hauptreimarten schon streng unterscheidet; daß er ferner, weil er Verse von vier Hebungen mit klingender Endsilbe gebraucht, sie auch in Langzeilen, sowohl in der ersten, als in der zweiten Hälfte, aber nach fester Regel, anwendet; endlich daß er, wie schon bemerkt wurde, zuerst überschlagende Reime durchführt, jedoch mit der Beschränkung, daß sie meist nur einer um den andern sich binden, seltner ein ganzes Reimpaar von einem andern in die Mitte genommen wird, und nie, wie so häufig bei den ersten Erfindern der eigentlich künstlichen Töne, Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldeke, drei oder noch mehr gleiche Reime in einer Strophe vorkommen und aus den Stollen in den Abgesang übergreifen [10]). Denn nicht nur bei ihm, sondern auch bei seinen Vorgängern, ja großentheils schon in den ältesten und einfachsten Liederformen stellt sich das in der ausgebildeten mittelhochdeutschen Lyrik waltende Kunstgesetz deutlich heraus, dem gemäß in den eigentlichen Liedern und Sprüchen jede Strophe aus drei Gliedern besteht, deren zwei — die Stollen — in der Regel gleich und symmetrisch in den sich entsprechenden Versen gemessen und gereimt sind, der dritte —

9) S. Anmerk. 1. — 10) Denn die so gereimten Lieder, die Meinlo v. Seflingen und Spervogel beigelegt werden (MS. 1, S. 97b. Str. 13. 14; 2, 228b f. Str. 27—30; 31; v. d. Hagen, 1, S. 220. Nr. II; 2, S. 375. Nr. III. IV), sind ihnen durch die Handschriften zu wenig gesichert, als daß man anstehen könnte, sie für bedeutend jünger zu halten.

der Abgesang — aber gemeiniglich sein eigenes Maaß und seine eigene Reimstellung befolgt[11]). Gewöhnlich gehen beide Stollen voran, und der Abgesang schließt; mitunter aber nehmen auch jene diesen in die Mitte[12]). Enthält ein Lied mehrere Strophen, so sind der ersten in der Stellung und der Art der Reime die folgenden fast immer, im Maaße der sich entsprechenden Zeilen aber immer gleich[13]).

§. 73.

Sobald dieses Gesetz, welches sich gewiß in dem musicalischen Vortrage der Gedichte dem Ohre noch vernehmlicher machte, als in der bloßen Recitation, den Strophenbau einmal in gewisse Schranken eingeschlossen hatte, bewegte er sich innerhalb derselben um so ungebundener. Eine fast unübersehbare Mannigfaltigkeit von Strophenarten oder Tönen[a]) entwickelte sich aus der Freiheit, die den Dichtern in der Verwendung der verschiedenen Versarten, die nun in der Zahl der Hebungen nicht mehr zwischen zwei und sechs stehen blieben, in der Bestimmung der Zeilenzahl für Stollen und Abgesang, in dem Anhängen des Refrains, der Anordnung der End-, Mittelreime und Waisen, endlich in der Einmischung sogenannter Schlagreime, Pausen und Körner[b]) geboten war.

---

11) J. Grimm, üb. d. altd. Meisterges. S. 43 ff. (wo indeß manches anders gefaßt sein würde, wäre 1811, wo das Buch erschien, schon der Unterschied der zweisilbig stumpfen und klingenden Reime gefunden gewesen). Die Namen Stollen und Abgesang sind Kunstausdrücke der spätern Meistersänger (vgl. auch J. Grimm, Andreas u. Elene, S. LVI); die Stollen faßt man auch unter der Benennung Aufgesang zusammen. Der alte Name für Strophe ist liet (später Gesätz), so daß ein lyrisches Gedicht aus einem oder mehrern lieden bestehen kann. — 12) J. Grimm, üb. d. altd. Meisterges. S. 43 ff.; Simrocks Walther, S. 167—174. — 13) J. Grimm, d. Grammat. 2. A. 1, S. 361; Lachmann, üb. d. Leiche, S. 419.

a) J. Grimm, üb. d. altd. Meisterges. S. 70 ff. — b) Ueber die Bedeutung dieser Kunstausdrücke des spätern Meistergesanges vergl.

Daß insbesondere die Lieder- und die Spruchpoesie den größten Reichthum an Tönen gewonnen haben, erklärt sich aus der Natur beider Gattungen, da die eine immer eine bestimmte, meist ganz individuelle Empfindung und Stimmung, die andere wenigstens oft einen bestimmten Gedanken in fester Umgrenzung völlig zu entfalten und auszumalen trachtet. Dagegen hat die erzählende Poesie, welche auf ruhige, gleichmäßige Darlegung von Begebenheiten und auf mehr oder minder ausführliche Schilderung von Characteren und Situationen ausgeht, in ihrer besten Zeit nur seltenen und bescheidenen Gebrauch von der Strophe gemacht. Außer der in dem alten volksmäßigen Gedicht Salman und Morolt gebrauchten fünfzeiligen [c]) und der oben näher beschriebenen, gleichfalls nur in Werken der Volkspoesie anzutreffenden Nibelungen- oder Heldenstrophe mit ihren Variationen [d]), findet sich, soviel mit Sicherheit gesagt werden kann, vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nur noch die vierzeilige, auch aus altüblichen epischen Versen zusammengesetzte Strophe des von Wolfram von Eschenbach angefangenen Titurels [e]). Später kamen aber freilich verwickeltere Arten auf, sowohl im epischen Volksgesange, als in der Kunstpoesie [f]).

Sammlung f. altd. Litt. S. 176 ff., oder Wagenseil, von d. Meistersinger holdsel. Kunst, S. 423 f. Die Körner sind sicher von den Welschen entlehnt; der Ursprung der Pausen und Schlagreime ist aber noch nicht ermittelt; s. Lachmann zu Walther, 2. A. S. 215. — c) S. §. 72., Anmerk. 6. — d) S. §. 72., Anmerk. 5. — e) Lachmanns Wolfram, S. XXVIII ff. — f) Namentlich die dreizehnzeilige, welche, unter dem Namen der Berner Weise oder Herzog Ernsts Ton bekannt, in einigen Bearbeitungen deutscher Heldensagen gebraucht ist (Lachmann, über Singen u. Sagen S. 10), und die zehnzeilige im Lohengrin (vgl. über den muthmaßlichen Ursprung beider Strophenarten F. Wolf, über die Lais, S. 227). Manche dieser spätern Arten sind auch aus Zerlegung älterer einfacher Strophen von vier Zeilen mit

§. 74.

Eine Hauptausnahme von dem in Liedern und Sprüchen üblichen Strophenbau machen die Leiche und die in derselben Form gedichteten Reien und Tänze. Das hohe Alter und die Herkunft der ersten ist schon oben erwähnt worden [1]). Reien und Tänze in Leichform finden wir erst im dreizehnten Jahrhundert. Das Characteristische in dem Formellen dieser Gedichte besteht nun darin, daß sie, gleich den althochdeutschen Leichen, nicht den folgerecht durchgeführten Strophenbau der eigentlichen Lieder haben, sondern daß aus einem Ton in den andern, mit einem Wechsel der Melodie [2]), übergegangen werden kann, doch so, daß wo der Dichter zu ähnlichen Gefühlen oder Gedanken zurückkehrt, auch oft dasselbe System wiederholt wird; daß ferner, während im Liede mit der Strophe der Gedanke abschließen muß, hier eher das Hinübergreifen des Sinnes aus einem System in das andere gesucht wird; endlich, daß wenn sich auch in der Regel zwei gleiche Systeme als einander entsprechende Stollen folgen, doch nur selten der dazu im Liede erforderte Abgesang gefunden wird. Zahl der Zeilen, ihrer Reime und ihrer Silben in einem Stollenpaar ist durch die keines andern vorgeschrieben, vielmehr herrscht in dieser Beziehung volle Willkür [3]). — Der älteste mittelhoch-

---

Einfügung neuer Reime entstanden: so die achtzeilige, aus der Heldenstrophe gebildete, wie sie sich gleich zu Anfang der Nibelungen und späterhin durch ganze Gedichte des deutschen Sagenkreises zeigt; oder die siebenzeilige des vollständigen Titurels (s. §. 94. die Anmerk.).

1) S. §. 29. — 2) Diese Gedichte wurden also durchcomponiert; s. darüber Fischer, über die Musik der Minnesinger, bei v. d. Hagen, MS. 4, S. 861 f.; und F. Wolf, über die Lais (worauf ich in Betreff des gemeinsamen Ursprungs der deutschen Leiche und der französischen lyrischen Lais, ihrer Aehnlichkeit und ihres Unterschiedes wieder nur im Allgemeinen verweisen kann) S. 149—152. — 3) Lachmann, über die Leiche, S. 419—421.

deutsche Leich [4]) ist in der Form noch sehr einfach und bis auf den theilweisen Gebrauch des dactylischen Maaßes den althochdeutschen ziemlich gleich gebaut [5]). Kunstvoller ist der zweitälteste [6]), indem er Zeilen von zwei bis zu acht Hebungen enthält, stumpfe und klingende Reime unterscheidet und genau bindet, Waisen einschiebt, auch, bis auf die einleitenden und beschließenden Verse, immer zwei ganz gleich gebaute Systeme auf einander folgen läßt. Bei Heinrich von Rucke [7]) finden sich dann schon mehr als zwei gleiche Reime in demselben System, auch Bindungen, die aus einem System in das andere übergreifen. Die kunstvollste Form hat unter den spätern Dichtern wohl Ulrich von Lichtenstein seinem Leich [8]) gegeben: er vereinigt beide Hauptformen der lyrischen Poesie, indem, nach Abrechnung weniger Zeilen zu Anfang und am Ende, das Uebrige eine einzige große Liedstrophe, zwei Stollen und den Abgesang dazu, darstellt.

§. 75.

Ungefähr in demselben Verhältniß, in welchem sich gegen das Ende dieses Zeitraums die Dichtersprache vergröberte, artete

4) Vgl. §. 68., Anmerk. 10. — 5) So viel ich nach den erhaltenen Bruchstücken zu urtheilen vermag, sind die stets paarweise und oft auf unbetonte Silben gereimten Verse, wenn sie gewöhnlich gemessen sind, nur viermal gehobene; ist das Maaß dactylisch, so kommen neben Zeilen von vier auch Zeilen von fünf Hebungen vor. Die Abschnitte, welche die Handschr. andeutet, schließen immer mit einer Gedanken- oder Bilderreihe ab und bestehen aus Systemen von 1—8 Reimpaaren; einigemal folgen zwei gleich gebaute auf einander, im Ganzen aber scheinen sie willkürlich zu wechseln. — 6) Vgl. §. 68., Anmerk. 10. — 7) S. §. 113. — 8) Mit der richtigen Abtheilung zu finden in Lachmanns Auswahl, S. 245 ff. (vgl. über die Leiche, S. 420, Note 3); seiner Ausg. des Frauendienstes, S. 422 ff.; und in Wackernagels altd. Leseb. Sp. 639 ff. (1. A. Sp. 502 ff.), wo aber die Gliederung nicht so deutlich ins Auge fällt, wie bei Lachmann. Ungenau ist die Abtheilung bei v. d. Hagen, MS. 2, S. 44 ff.

auch die Verskunst aus. — Die Versmessung beobachtete zwar im Ganzen noch fortwährend die alte Regel; aber ihre vormalige Geschmeidigkeit und schwebende Bewegung versteifte sich doch zusehends, und dem Silbenfall entquoll nicht mehr der alte Wohllaut, zumal wenn die Silben bei einer einförmigen, hämmernden Betonung [1]), die dem Wortwerth im Satze nur zu oft Gewalt anthat, mehr abgezählt, als abgewogen und harte Wortkürzungen zu sehr gehäuft wurden. Daß man sich diese letzteren auch im Reim zu gestatten anfieng, gab demselben etwas Gezwungenes und Unnatürliches, ganz abgesehen davon, daß dergleichen in früherer Zeit unerlaubte Verkürzungen eben so gut, wie die jetzt, gleichfalls dem Reime zu Gefallen, aufkommenden Wortverlängerungen, zur Verwirrung der Sprachregeln das ihrige beitrugen. Indeß beobachteten die Dichter bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hierin noch immer ein gewisses Maaß; viel mehr ließen sie es schon an Genauigkeit der Reime fehlen, wozu einerseits das stärkere Eindringen landschaftlicher Formen in die Schriftsprache und die dadurch veranlaßte Vermischung und zweifelhafte Aussprache an sich verschiedener Laute, andrerseits das Reimbedürfniß mitwirken mochte, das eintreten mußte, sobald man überkünstliche, mit Reimen überladene Strophen zu bauen anfieng. Daß dergleichen Uebertreibungen gegen den Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts beliebt wurden, daß man namentlich auch die Reimspielereien, die sich schon in der besten Zeit einzelne ausgezeichnete Dichter bisweilen erlaubt hatten, noch bei weitem, und oft höchst geschmacklos zu überbieten suchte [2]), zeugt ebenfalls für die sichtbare Ausartung der Kunst zu Ende dieses Zeitraums.

---

1) Vergl. Vilmar, die zwei Recensionen der Weltchronik &c. S. 22 f. — 2) Man sehe z. B. die Lieder Konrads v. Würzburg

§. 76.

3. Aus allem Vorhergehenden ergibt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit, daß die mittelhochdeutsche Poesie ihrem formellen Bestandtheile nach nur als eine Wiederbelebung und Fortbildung der althochdeutschen anzusehen ist. Aus den einfachen Weisen des alten Volksgesanges hat sich unter den Händen der höfischen Dichter der ganze Reichthum der neuen Kunstformen entwickelt. Fremde Einwirkungen, vornehmlich von Seiten der romanischen und mittellateinischen Poesie, lassen sich dabei nicht schlechthin leugnen; aber sie betreffen, wenn man die Einführung des dactylischen Maaßes und die Leichform im Allgemeinen ausnimmt, weder den eigentlichen Versbau, noch die Ausbildung der Reimarten, noch auch die gesetzmäßige Gliederung der Strophe, vielmehr, wo sie im Besondern nachgewiesen oder vermuthet werden können, mehr Nebendinge und verschiedene Künsteleien, namentlich im Gebrauch und in der Stellung der Reime [a]). Wo sich sonst noch Uebereinstimmung findet, läßt sie sich, statt aus unmittelbarer Entlehnung und Nachahmung, eher und besser aus der frühzeitig anhebenden Wechselwirkung erklären, in welcher sowohl die deutsche, wie die romanische Poesie mit der in volksmäßige Formen gekleideten lateinischen standen. Allein das wird man zugeben können, daß die Bekanntschaft der Deutschen mit den Werken der romanischen, vorzüglich der nordfranzösischen Poesie der Ausbildung einheimischer Formen im

---

und des Kanzlers, MS. 2, S. 203; 244 (v. d. Hagen, 2, S. 326 f.; 395); oder den Ton Frauenlobs bei Ettmüller (Heinrichs v. Meißen des Frauenlobs Leiche rc.) Str. 408—418; vgl. J. Grimm, üb. d. altd. Meisterges. S. 57; Ettmüller, a. a. O. S. XIV, f.

a) J. Grimm, üb. d. altd. Meisterges. S. 143 ff. F. Diez, d. Poesie d. Troubad. S. 255—267; vgl. S. 249 f.

Allgemeinen und Großen eine entschiednere Richtung gegeben und sie gezeitigt habe. So mögen namentlich welsche Vorbilder das Aufkommen großer und kleiner erzählender Gedichte mit fortlaufenden Reimpaaren in Deutschland gefördert, vielleicht auch zu einzelnen Liederarten angeregt, ja sogar auf das Maaß der Langzeile in der Strophe des volksmäßigen Epos einen mittelbaren Einfluß geübt haben [b]).

§. 77.

Je geregelter und feiner ausgebildet nun die mittelhochdeutsche Verskunst in ihrer besten Zeit erscheint, und je weniger sie auf bloße Nachahmung fremder Kunstregel zurückgeführt werden kann, desto weniger darf man glauben, daß sie gleichsam in wildem Wachsthum, auf instinctartige Weise zu dieser Vollendung gelangt sei [1]). Schon unter den alten Volkssängern müssen Erbschaft und Lehre die Regeln und Fertigkeiten

---

b) S. §. 72., Anmerk. 5. Aber an eine bloße Nachbildung der altepischen Maaße der Franzosen, des zehn- und des zwölfsilbigen Verses, darf dabei nicht gedacht werden. Noch weniger findet sich im Deutschen etwas den gleichreimigen Abschnitten von unbestimmter Zeilenzahl (tirades monorimes) Aehnliches, die im altfranzösischen Epos die Stelle geregelter, sich gleich bleibender Strophen vertreten. Selbst in dem Gebrauch der kurzen Reimpaare zeigen sich die deutschen Dichter der guten Zeit, ganz abgesehen davon, daß sie das Maaß des Verses nach der Zahl der Hebungen, nicht wie die Franzosen nach der Zahl der Silben bestimmen, auch darin ganz selbständig, daß sie, wie bereits oben gesagt wurde, vierfüßige Verspaare mit klingendem Reime, welche in den französischen Gedichten außer stumpfreimenden Paaren allein vorkommen, nur mehr ausnahmsweise neben dreifüßigen anwenden.

1) „In der griechischen und römischen Poesie sind wir an streng beobachtete Gesetze der Form gewöhnt; die deutsche Poesie des Mittelalters ist nicht weniger durch Kunstgesetze geregelt, in deren Beobachtung Bewußtsein und Absicht anzuerkennen man sich mit Unrecht und meist wohl nur deshalb sträubt, weil den neuern Dichtern die Technik des Dichters seit langer Zeit abhanden gekommen ist." M. Haupt, in Gersdorfs Repertor. 1844. Hft. 17. S. 132.

fortgepflanzt haben, die sie bei Abfassung ihrer Lieder und deren Vortrag anwandten [2]); nicht anders wird es bei den höfischen Dichtern gewesen sein. Wie hätten sonst die Gesetze des Versbaues bereits im Volksepos so fest begrenzt und zugleich so fein ausgebildet werden, wie in einem Zeitraume von kaum dreißig Jahren die Formen der Kunstpoesie von den einfachsten, dem Volksgesange entlehnten oder verwandten Anfängen sich so reich entfalten, wie in den Werken so zahlreicher Dichter, bei aller Mannigfaltigkeit des Besondern, an so feste, allgemein gültige Gesetze gebunden bleiben können; wäre nicht uralte mit Bewußtsein geübte, den Veränderungen der Sprache nachgehende und sich ihnen anschmiegende Regel da gewesen, und hätten nicht die ältern Dichter auf die Stufe, die sie bereits erklommen, die jüngern durch Lehre und Beispiel erhoben und sie dadurch befähigt, leichter und schneller empor zu steigen? Erwägt man dabei, daß damals die Liederpoesie noch innig mit der Musik verbunden war, und daß oft die ärmern unter den höfischen Dichtern, eben so wie früher und auch noch damals die volksmäßigen, die Kunst als ein Erwerbsmittel betrachteten und zum Lebensberuf machten, auf den sie sich doch sicherlich vorbereiten mußten: so wird man um so mehr zu der Voraussetzung bewogen, daß sie sich um den Unterricht bewährter Meister bemüht und von ihnen, mit den nöthigen musikalischen Fertigkeiten, auch das Technische der Poesie erlernt haben. Diese Voraussetzung wird auch durch verschiedene Aeußerungen der Dichter bestätigt: einer der ältesten und berühmtesten, Walther von der Vogelweide, gibt ausdrücklich das Land an, wo er singen und sagen lernte, und er und andere bedienen sich gewisser Ausdrücke, die auf

---

2) J. Grimm, a. a. O. S. 7.

bestimmten Kunstgebrauch hinweisen [3]). Dazu kommt noch, daß die Dichter, namentlich die aus dem Ritterstande, oft des Lesens und Schreibens unkundig, also außer Stande waren, die Kunstregeln aus niedergeschriebenen Liedern Anderer sich selbst zu abstrahieren. Hier muß also mündlicher Unterricht vorausgesetzt werden, wenn erklärt werden soll, wie selbst solche Dichter nicht nur die allerkünstlichsten Töne zu erfinden, sondern ihnen auch die zum Vortrage passende Musik unterzulegen vermochten [4]).

§. 78.

Wie man sich aber das Verhältniß zwischen Lehrenden und Lernenden im Besondern zu denken habe, und in wieweit dabei, besonders in der frühern Zeit, die Volkssänger und Spielleute, oder auch die gelehrten geistlichen Dichter, die sich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wieder mit warmem Eifer der vaterländischen Poesie angenommen hatten, thätig waren, ist, bei dem Mangel an allen Hinweisungen darauf, schwer zu sagen [a]). Wahrscheinlich war es anfangs ein ganz

---

3) J. Grimm, a. a. O. S. 75; 93; Uhland, Walth. S. 111. Auch der freilich schon in sehr späte Zeit fallende Ottacker (v. Horneck) erzählt, er habe einen Lehrer in der Kunst gehabt, der sich Konrad v. Rothenburg genannt und geraume Zeit zuvor an Manfreds Hofe in vorzüglicher Achtung gelebt habe (Schacht, aus u. üb. Ottoc. v. Horn. Reimchronik, S. 15 ff.). — 4) Ulrich v. Lichtenstein z. B. konnte, wie sich aus seinem Frauendienst (Lachmanns Ausg. S. 60, 1 ff.) ergibt, nicht lesen, und doch haben wir von ihm den kunstvollen Leich, dessen schon §. 74. gedacht ist, und den er selbst so geschickt in Noten setzte, daß die Fiedler ihm dafür dankten (Frauendienst, S. 422, 13 ff.).

a) Ettmüller (Heinrichs v. Meißen des Frauenlobs Leiche ꝛc. S. XXV) möchte den kirchlichen Singschulen, „wie deren mit allen großen Stiftern und Klöstern bekanntlich verbunden waren," einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der mittelhochd. Kunstpoesie und namentlich auf die ritterliche Lyrik zuschreiben: „gewiß dürften viele der

freies: ärmere Kunstjünger, die das Dichten und Singen zu ihrem Lebensberuf machen wollten, mochten ältere und erfahrne Dichter aufsuchen und eine Zeitlang in ihrer Nähe verweilen; vornehmen, die die Kunst bloß zu ihrem Vergnügen auszuüben beabsichtigten, konnte es bei dem Wanderleben der Sänger von Gewerbe nie schwer fallen, einen solchen an sich zu ziehen und von ihm die nothwendigsten Regeln zu lernen, wenn sich ihnen dazu nicht etwa ein kunstgeübter Hofgeistlicher darbot. Allmählig muß sich aber auch eine Art von Kunstschulen gebildet haben. Sie mögen sowohl aus dem ältern freiern Verhältniß zwischen Lehrenden und Lernenden, als aus den Dichterverbindungen hervorgegangen sein, von denen ein sehr frühes Beispiel vorkommt. Gleich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts finden wir nämlich an dem Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen eine Anzahl adeliger und bürgerlicher Dichter, die, wie es scheint, eine Art von Genossenschaft, einen Sängerorden bildeten, in welchem poetische Wettkämpfe, ähnlich den ritterlichen Spielen jener Zeit, angestellt wurden [b]). Vielleicht war dieser Verein nicht der einzige

---

ritterlichen Singer (von den geistlichen verstehe es sich ohnehin) ihre technische Fertigkeit im Dichten und Componieren ihrer Gedichte sich da erworben haben, wo sie ihre sonstige geistige Bildung erhielten, wenn auch einzelne bei ältern „„ritterlichen Dichtern““, ja vielleicht gar bei den „„fahrenden Leuten““ ihre Schule machten.“ Allein diese Ansicht, sofern sie auch — und dieß ist gewiß kein unwesentlicher Punct — die Technik des Versbaues befassen muß, verträgt sich durchaus nicht mit der ausgemachten Thatsache, daß vor der Ausbildung der mittelhochd. Kunstformen bei den geistlichen Dichtern die Verse weit regelloser und roher gebaut und verbunden sind, als bei den weltlichen. Auf den musicalischen Theil der weltlichen Sangeskunst, vielleicht auch auf die Technik des Strophenbaues mögen die kirchlichen Schulen eher eingewirkt haben. — b) Solche poetische Uebungen bezeugen die Lieder vom Wartburger Kriege wenigstens im Allgemeinen, wenn in ihnen auch dieselben Streitlieder, die bei einer

seiner Art: so lange noch die Dichtkunst von den Fürsten begünstigt und vorzugsweise von dem Ritterstande geübt wurde, mochten öfter mehrere Dichter an den Höfen zu ähnlichen Wettgesängen zusammentreten. Daß solche poetische Genossenschaften auch Kunstjünger anlockten, die sich an den einen oder

---

bestimmten, von den Chronisten gemeiniglich in die Jahre 1206—1208 gelegten Veranlassung zu Eisenach gesungen sein sollen, sicherlich nicht überliefert worden sind. (Gedruckt MS. 2, S. 1 ff.; v. d. Hagen, 2, S. 3 ff.; was die Jenaer Handschr. allein hat, bei Wiedeburg, ausführl. Nachr. S. 55—70, und in Docens Miscell. 1, S. 115 ff.; v. d. Hagen, 3, S. 170 ff.; vgl. auch altd. Mus. 1, S. 642 ff.; 2, S. 192; v. d. Hagen, MS. 3, S. 330; besondere, aber ganz unbrauchbare Ausgaben von Zeune, Berlin 1818. 8., und Ettmüller, Ilmenau 1830. 8.) Näheres über diese Lieder und den ganzen Wartburger Krieg bei J. Grimm, üb. d. altd. Meisterges. S. 77 ff.; Lachmann, Jen. Litt. Zeit. 1820. Nr. 96. 97; meine Abhandlung üb. d. wahrscheinl. Alter u. d. Bedeutung des Gedichts vom Wartburger Kriege. Naumburg 1823. 4.; Lachmanns Recens. Jen. Litt. Zeit. 1823. Nr. 194. 195., und Lucas, üb. d. Krieg von Wartburg (in d. Abhandlungen d. königl. d. Gesellsch. zu Königsberg), Königsberg, 1838. 8. Wenn Ettmüller (Hall. Litt. Zeit. 1833. Nr. 32 f. und Heinrichs v. Meissen Leiche &c. S. 383 ff.) „die Möglichkeit des Gedankens an einen solchen Sängerkampf bei den Dichtern des ersten Drittels des 13ten Jahrh. bezweifeln möchte," dagegen „Frauenlob für den Verfasser des Gedichts hält, wie es uns überliefert ist": so will ich den Grund seines Zweifels dahingestellt sein lassen; aber seine an beiden Orten vorgebrachten Beweisgründe für die Abfassung des Wartburger Krieges und des Lohengrins durch Frauenlob können mich, nachdem ich Lachmanns beide Recensionen wieder gelesen habe, nicht überzeugen, um so weniger, als Ettmüller sich selbst widerspricht, wenn er einmal die geschichtlichen Berichte über den Wartburger Krieg nicht auf wirkliche Thatsache, oder mindestens auf gangbare Sage fußen läßt, sondern allein auf das Gedicht, und dann ausdrücklich bemerkt, daß dieses Gedicht sammt dem Lohengrin in Frauenlobs früheste Zeit auf jeden Fall nicht zu setzen sei. Somit hätte er sie gewiß nicht vor den Achtzigern abgefaßt, und doch soll daraus allein bereits 1289 Dietrich v. Thüringen die Geschichte von dem Sängerstreit und dem zu dessen Schlichtung herbeigerufenen Klinsor mittelbar oder unmittelbar empfangen haben!

den andern namhaften Dichter anschlossen, mit der Zeit auch wohl zu gemeinsamen Uebungen zugelassen wurden, läßt sich wenigstens vermuthen. Aber eine eigentlich schulmäßige, auf bestimmten Satzungen und Ceremonien beruhende Einrichtung darf man den ältesten Sängerverbindungen gewiß nicht zuschreiben. Diese wird sich erst nach und nach mit dem Uebergehen der höfischen Poesie in die Hände des Bürgerstandes eingefunden haben. Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sie sich erst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bei den Sängern zu Mainz annehmen, als deren Mittelpunct der von den spätern Singschulen hochgefeierte Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, gilt [c]). Die Verbindung, worin diese Sänger, so viel sich vermuthen läßt, standen, muß zwar auf der einen Seite noch große Aehnlichkeit mit jenem ältesten Dichterverein am Thüringer Hofe gehabt haben, auf der andern jedoch als die erste characteristische Gestaltung der eigentlichen Sing- und Meisterschulen angesehen werden [d]), die von

c) Vgl. Ettmüller, a. a. O. S. XXIV ff. — d) Auch in diesem Orden wurden poetische Wettkämpfe gehalten: ein solches Gedicht, von dem die einzelnen Theile wieder in verschiedenen Handschriften zerstreut sind, und worin zwischen Frauenlob einerseits und Regenbogen und Raumsland andrerseits darüber gestritten wird, ob Weib oder Frau höher zu stellen sei, gibt nach seiner muthmaßlichen Folge Ettmüller, a. a. O. S. 107 ff.; vgl. v. d. Hagen, MS. 2, S. 343 ff.; 3, S. 114 ff. (und über die Anordnung der Strophen) 4, S. 756; s. auch J. Grimm, a. a. O. S. 81 ff.; Ettmüller, S. XXVII f. Dabei findet sich aber ein Lied Frauenlobs (Docens Misc. 2, S. 279 f.; v. d. Hagen, MS. 3, S. 122 [49]; Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 789; 1. A. Sp. 617; Ettmüller, S. 85 [108]), welches schon auf ganz schulmäßige Einrichtung und strenge Abstufung zwischen Meistern und Lehrlingen hinweist: der Dichter macht einen Jüngling zum Knecht und verleiht ihm den Sangesschild (was an den ritterlichen Geist der ältesten Sängerverbindung erinnert); das Lied, welches ihn zum Knecht erklärt, soll besiegelt werden und ihm als Kundschaft dienen. Vgl. Lachmann, Jen. Litt. Zeit. 1823.

da an allmählig aufkamen, und die in ihrer durchaus zunftmäßigen Einrichtung aus der freien Kunst des Dichtens ein Handwerk machten, das auf ähnliche Art, wie jedes andere, erlernt und geübt wurde. In ihnen wurde nun auch der Name Meister, der in früherer Zeit nur im allgemeinen Sinne als ehrende Bezeichnung vorzüglicher Kunstfertigkeit, oder im Verhältniß des Schülers zum Lehrer Dichtern beigelegt worden war e), besondere und characteristische Benennung für diejenigen, die den obersten Grad in der Genossenschaft erlangt hatten und die Kunst nach bestehenden Satzungen übten. Daß diese Singschulen aber auf die angedeutete Weise mit jenen ältern Dichterorden zusammenhängen, und nicht, wie man wohl ehemals glaubte, etwas durchaus Neues waren, bestätigen auch die, freilich sehr getrübten und

---

Nr. 194. S. 110. — e) J. Grimm, a. a. O. S. 99 ff. Lachmann, Jen. Litterat. Zeit. 1823. Nr. 194. Sp. 112 f. und über Singen u. Sagen, S. 8, Note 2. Mitunter bezeichnet Meister auch denjenigen, von dem der Dichter eine Erzählung überkommen hat, der der erste Erzähler der Sage war; s. Lachmann zu Iwein, S. 504 f. Wenn aber im Laufe des 13ten Jahrh. vorzugsweise, nicht ausschließlich, bürgerliche Sänger Meister genannt worden sind, so rührt dieß gewiß nur daher, daß die aus den höhern Ständen schon einen vornehmern Titel führten. Uebrigens wird man auch hierbei ein allmähliges Uebergehen von dem Allgemeinen zu dem Besondern der Bedeutung annehmen müssen: namentlich scheint man schon früh das Wort für die eigentlich kunstmäßigen Dichter von Gewerbe, im Gegensatz zu den Volkssängern, gebraucht zu haben. Aber an einen solchen Unterschied, wie ihn Docen zwischen gleichzeitigen Minnesängern und Meistersängern aufstellen zu dürfen meinte, nachdem die ältere, auf höchst unklaren Vorstellungen beruhende Entgegensetzung zwischen den sogenannten Minnesängern des schwäbischen Zeitalters und den Meistersängern der spätern Jahrhunderte hatte aufgegeben werden müssen, ist nicht zu denken, wie dieß aus dem zwischen ihm und J. Grimm (im neuen litter. Anzeiger von 1807, im altd. Mus. 1, S. 73 ff.; 445 ff. und in der schon öfter citirten Schrift über den altd. Meisterges.) geführten Streit sich deutlich genug ergeben hat.

verunstalteten Sagen, welche sich über die Entstehung ihrer Kunst unter den spätern Meistersängern forterhielten [f]).

§. 79.

4. Wenn sich die gelehrte und höfische Dichtkunst mit der vollendeten Trennung der Edlen vom Volke, von der oben die Rede gewesen ist, unter der Pflege der Geistlichkeit, des Adels und derjenigen Bürgerlichen, die sich die feine Bildung des Hofes erworben hatten, zur Blüthe entwickelte, so bestand daneben noch immer eine eigentliche Volkspoesie fort, die von den sogenannten fahrenden Leuten geübt wurde. Daß beide in einem ganz schroffen Gegensatze zu einander gestanden, darf man indeß eben so wenig glauben, als daß gar keine persönlichen Berührungen zwischen kunstmäßigen und Volksdichtern statt gefunden hätten. Der Unterschied der einen von den andern beruhte, so viel wir nach den erhaltenen Werken urtheilen können, mehr auf den Gegenständen und deren Auffassung, als auf der metrischen Form und der Sprache. Im Allgemeinen nämlich zeugt die Wahl der erstern bei den höfischen und meisterlichen Dichtern von einer Vorliebe für das Fremde, Neue, Phantastische und Glänzende, in dessen Behandlung sich eine gewisse Gelehrsamkeit geltend machen

f) Nach diesen Sagen, die in der auf uns gekommenen Gestalt nicht weit über den Schluß des 15ten Jahrh. zurückreichen, sollen zwölf Meister (so viel werden freilich schon weit früher zusammen genannt, aber nicht als Stifter einer Schule; s. Lachmann, Jen. Litt. Zeit. 1823. Nr. 194. Sp. 109.), worunter die berühmtesten Dichter aus dem 13ten Jahrh. und zum Theil gerade die, welche in dem Wartburger Kriege auftreten, zugleich und ohne daß einer von dem andern gewußt, unter Otto I. und Papst Leo VIII. den Meistergesang erfunden haben; vgl. Wagenseil, von der Meistersinger holdseliger Kunst, S. 503 ff.; Büsching in d. Samml. für altd. Litteratur u. Kunst, S. 168 ff.; Schilters Thesaur. III. unter Bardus; J. Grimm, a. a. O. S. 26; 115; Lachmann, a. a. O. und v. d. Hagen, MS. 4, S. 887 ff.

konnte, und von dem Streben, die Poesie zum Ausdruck persönlicher Anschauungs- und Denkweise, subjectiver Stimmung und Leidenschaft, so wie zum Spiegel der conventionellen Vorstellungen und Neigungen zu machen, die damals unter den höhern Ständen herrschten und besonders durch den Geist des Ritterthums geweckt waren und genährt wurden. Die Volkspoesie dagegen hielt vorzugsweise an den alten einheimischen Sagen fest und faßte in deren Darstellung mehr das rein Menschliche und Natürliche auf, zumal in den epischen Liedern, die als ihr reinster und vollkommenster Ausdruck in dieser Zeit anzusehen sind, und denen darin auch die lyrischen Volkslieder, so viel wir aus den sehr spärlichen Ueberbleibseln schließen können, ähnlich waren. Doch haben auch hier mancherlei Uebergänge statt gefunden. — Was die Verschiedenheit der metrischen Form betrifft, so ist hier nach dem, was bereits oben über die Versmessung und die Reime bemerkt worden ist, im Allgemeinen nur noch zu erwähnen, daß der Bau der Strophe in der Volkspoesie nie die Mannigfaltigkeit und Künstlichkeit erhalten hat, die wir in den Liedern der höfischen Dichter wahrnehmen, obgleich auch dort ein allmähliges Fortschreiten vom Einfachen zum mehr Verwickelten, zumal in der Reimstellung und in der Zeilenzahl der Strophen gefunden wird, das wohl weniger aus einer selbständigen, unmittelbaren Weiterentfaltung der alten Grundformen, als aus der Rückwirkung der Kunstpoesie auf die volksmäßige erklärt werden muß. — In der Sprache und in dem Stil ist zwischen den vollendetsten Werken höfischer Dichtung und dem Besten, was wir von der Volkspoesie besitzen, noch immer ein Unterschied bemerkbar: die höfische Sprache ist sorgsam abgegrenzt, sie vermeidet absichtlich vieles, was die Poesie der Uebergangszeit an allgemein gültigen Wortbildungen, Ausdrücken und Wen-

dungen, an Formeln, stehenden Beiwörtern und Gleichnissen besaß, und dessen die volksmäßige Dichtung wenigstens theilweise sich noch zu bedienen fortfährt [1]). Allein zu groß darf man sich den Abstand hier wieder nicht denken: denn der feine, höfische Ton und der zierliche, gewandte Stil der Kunstpoesie findet auch in den gebildeten Volksgesang Eingang, und je empfänglicher dafür sich die Sänger zeigen, desto leichter lassen sie die alten Ueberlieferungen der poetischen Sprache fallen [2]).

§. 80.

Faßt man endlich das Verhältniß näher ins Auge, in welchem beide Dichterclassen zu der Nation und zu einander standen, so darf man zwar annehmen, daß die eine, als die vornehmere, feiner gebildete und meist auch wohl gelehrtere, vorzugsweise mit den höhern Ständen verkehrte; die andere, in jene Gattung von fahrenden Spielleuten einbegriffen, auf denen damals im Allgemeinen tiefe Verachtung lastete [a]), hauptsächlich nur bei den Bauern und dem niedern Bürgerstande Eingang und Begünstigung fand, und daß demnach auch die höfischen und meisterlichen Dichter selbst die Volkssänger und Spielleute geringschätzten und als kunstlose, rohe

---

1) Ich verweise vornehmlich auf den vierten Theil von Grimms Grammatik, auf Lachmanns Anmerkungen zum Iwein, auf Haupts Vorrede zum Erec und seine Anmerkungen zu Engelhard. — 2) S. Lachmann zu d. Nibel. S. 2; 4; 39 f.; 46; 72; über drei Bruchstücke niederrhein. Gedichte, S. 161.

a) Außer den Rechtsbüchern beweisen diese Verachtung u. a. Berthold in der zweiten seiner gedruckten Predigten, S. 55, und eine Handschrift des 13ten Jahrh. (altd. Blätt. 1, S. 366), welche es unter die Tod- und Hauptsünden rechnet, ein spilman oder ioculator zu sein (freilich wird auch das Turnieren dazu gezählt); vergl. Haltaus unter Spielleute; J. Grimm in d. Wien. Jahrb. d. Litt. Bd. 32. S. 233; F. Diez, d. Poesie d. Troub. S. 257, und W. Grimm, d. Heldens. S. 377.

und bäuerische Gesellen anzusehen pflegten. Nichts desto weniger müssen die letztern nicht nur oft Aufnahme und Beifall an den Höfen gefunden haben, selbst in der Blüthezeit der höfischen Poesie [b]); sondern es hat auch gewiß immer eine Art unmittelbaren Verkehrs zwischen ihnen und den kunstmäßigen Dichtern, mitunter selbst ein Beisammenleben bestanden, wie dieß die poetischen Werke dieses Zeitraums beweisen [c]). — Dabei bleibt freilich noch immer vieles in dem Verhältniß sowohl der Volksdichtung zur Kunstpoesie, wie derer, welche die eine oder die andere übten, dunkel, und so wünschenswerth auch gerade hierin vollständige Einsicht zur richtigen Beurtheilung des Entwickelungsganges der mittelhochdeutschen Poesie wäre, so fragt es sich doch sehr, ob es fortgesetzter Forschung je gelingen wird, diese zu gewinnen.

§. 81.

Soviel aber ist wohl ausgemacht, daß, wenn auf der einen Seite die Blüthe der mittelhochdeutschen Poesie durch die Bildung eines vornehmen und kunstgelehrten Dichterstandes im Gegensatz zu den Volkssängern herbeigeführt wurde, auf der andern darin auch eine Vorbereitung ihres schleunigen Verfalls lag. Denn indem die höfischen Dichter die Stoffe zu ihren erzählenden Werken fast alle aus der Fremde ent-

---

b) Man sehe bei Haltaus, a. a. O. das Wormser Edict vom J. 1220. Der Klagen, welche höfische und meisterliche Dichter über die Zudringlichkeit der fahrenden Leute und die Berücksichtigung führen, die sie an den Höfen fanden, ist schon oben §. 57. gedacht worden; vgl. noch besonders Lachmann, über Sing. u. Sag. S. 14. — c) Ein Verkehr zwischen beiden Dichterclassen ergibt sich daraus, daß Spielleute aus der Hand höfischer Dichter Lieder empfiengen, um sie zu singen. Vgl. Lachmann bei Diez, Leben u. Werke d. Troubad. S. 614; üb. d. Leiche, S. 422, Anmerk. 6; Jen. Litt. Zeit. 1823. Nr. 194. S. 112, wo auch auf die Nachricht Ottackers (v. Horneck) hingewiesen ist, der zufolge Manfreds Meister und Fiedler lustig beisammen lebten.

lehnten und niemals, wie es scheint, die alten und großen nationalen Heldensagen behandelten [1]), wurden der kunstmäßigen Gestaltung der letztern nicht nur die edelsten Kräfte entzogen, sondern die höhern Stände auch an Gegenstände der Poesie gewöhnt, welche bei ihnen das, was in frühern Zeiten Eigenthum der ganzen Nation gewesen war, bald in Nichtachtung und Vergessenheit brachten. So blieb die Weiterbildung des volksthümlichen Epos fast ganz in den Händen der Volkssänger, und wenn darin anfänglich durch einzelne hochbegabte Individuen noch Ausgezeichnetes geleistet wurde, konnten die spätern doch um so weniger angeregt werden, Gleiches oder Aehnliches hervorzubringen, je weniger sie anderwärts, als bei den niedern Ständen, Theilnahme für volksmäßige Dichtungen fanden, die nun natürlich immer roher und bäuerischer wurden. Die höfische erzählende Poesie hatte aber eben dadurch gleich von vorn herein Keime der Zerstörung in sich gehegt, daß sie, sowohl ihrem stofflichen Bestandtheile, wie ihrem geistigen Gehalte nach, zum geringsten Theil aus vaterländischer Sage und Geschichte, aus dem heimischen

1) Sogar Anspielungen darauf sind bei ihnen selten, und der einzige, der wenigstens eine genaue Kenntniß derselben zeigt und mehrmals darauf zurückkommt, ist Wolfram v. Eschenbach (W. Grimm, d. Heldens. S. 60; 380). Er und einige seiner nächsten Vorgänger und Zeitgenossen durften auch noch wohl bei ihren fürstlichen und adeligen Zuhörern und Lesern darauf rechnen, mit ihren Anspielungen völlig verstanden zu werden. Denn epische Lieder von dem edleren Ton, wie er in den neunzehn ersten unserer Nibelungen herrscht, werden gewiß auch gern zu Hofe gehört, und das zwanzigste, in der Gestalt, wie wir es besitzen, vielleicht von vorn herein mehr zum Vorlesen, als für den freien Vortrag bestimmt, erwartete seine Hörer doch wohl vorzugsweise an den Höfen zu finden, auf deren Unterhaltung es nicht minder diejenigen werden zunächst abgesehen haben, welche die Nibelungen und die Gudrun aus gangbaren Liedern zusammensetzten. Vgl. Lachmann zu den Nibel. S. 290; 254; 169, 1277; Wolfr. S. XIX.

Gemeinleben und dem eigenthümlich deutschen Volkscharacter sich selbständig entwickelte, sondern ein halb fremdes, unter dem Einfluß des Ritterthums gepflanztes, in seinen Ideen, Sitten und Formen vornehmlich wurzelndes Gewächs war [2]), das nur so lange gedeihen konnte, als der Ritterstand es pflegte, und abwelken mußte, sobald dieser in Verfall gerieth und die Lust an poetischen Uebungen und Genüssen verlor. Und dasselbe gilt mit gewissen Einschränkungen auch von der lyrischen Kunstpoesie, insofern sie, wenn auch nicht ihre Stoffe dem Auslande abgeborgt, doch in ihrer besten Zeit viel zu einseitig den ritterlichen Minnedienst zu ihrem Gegenstande gemacht hatte, als daß die folgenden Geschlechter an diesem Ton noch hätten Gefallen finden können. Daher erhielt sich unter den spätern meisterlichen Dichtern zwar das Aeußere der alten lyrischen Formen, allein Inhalt und Geist änderten sich ganz und verloren in den Singschulen, denen auch die Behandlung der Form immer mehr zum rohen Mechanismus wurde, so sehr alle Frische und Lebendigkeit, daß diese Poesie zuletzt in die trockenste, farbloseste Reimerei übergieng. Das eigentliche Volkslied dagegen vermochte sich bei aller seiner Kräftigkeit

2) Man kann die höfische Poesie dieser Zeit, besonders die erzählende, als eine Art Steigerung der gelehrten Dichtung der vorigen Periode zu einer andern, feiner, reicher und auch wohl selbständiger ausgebildeten, darum aber noch immer nicht rein volksthümlichen, vielmehr auch gelehrten ansehen. Dort wurden entweder heimische Stoffe in fremder (lateinischer) Sprache bearbeitet, oder ursprünglich fremde (biblische) Stoffe in deutschen Versen. Jetzt ist zwar die deutsche Sprache und Form für poetische Gegenstände jeder Art durchgedrungen, aber diese selbst sind zum größten, die sie beseelenden Ideen und die dargestellten Sitten zum nicht geringen Theil fremd. Auf der dritten Stufe der deutschen Kunstpoesie, die Opitz, seine Schule und ihre Nachfolger bezeichnen, kommt zu dem meist unvolksthümlichen Gehalt auch noch die der Fremde nachgeäffte Form: das traurigste Zeichen von der Gesunkenheit und Unselbständigkeit des gestaltenden Vermögens bei den Deutschen.

und innern Lebenswärme von einer gewissen Unbeholfenheit und Rohheit der Form nie ganz frei zu machen, weil es, gleich dem Volksepos, hauptsächlich auf die Gunst und die Pflege der niedern Stände beschränkt blieb.

Dritter Abschnitt.

Epische Poesie.

A. Stoffe.

§. 82.

Von einer eigentlichen, ganz freien Erfindung dessen, was man im allgemeinsten Sinne die Fabel eines Gedichtes nennt, scheinen die mittelhochdeutschen Dichter noch gar keine Vorstellung gehabt zu haben. Alle ihre erzählenden Werke beruhen entweder auf Ueberlieferungen, mündlichen und schriftlichen, sagenhaften und geschichtlichen, oder auf dem, was sie selbst erlebt hatten *). Wenn sie ja zuweilen freier verfuhren und eigener Erdichtung Spielraum ließen, gaben sie dieser doch stets eine aus Ueberlieferungen entlehnte Unterlage. Daß sie sich aber bei dieser Benutzung gegebener Gegenstände keineswegs ausschließlich an das hielten, was ihnen die Heimath bot, ist schon bemerkt worden; eben so ist hin und wieder der

*) „Das maere (die Erzählung) muß beglaubigt sein; ein Epos aus müßigen Fabeln hervorgegangen kennt keine alte Poesie; beglaubigt aber, nach der Ansicht unserer deutschen Dichter, kann es werden nur auf dreierlei Weise. Entweder der Erzähler kündigt sich als Augenzeugen an; oder er folgt in seiner Erzählung einem zuverlässigen Berichte; oder ein höheres Wesen (die Aventiure) gibt ihm Kunde von dem Hergange der Sache." Benecke in Haupts Zeitschr. 1, S. 53; vgl. J. Grimm, Frau Aventiure.

zweite Kreuzzug als der Zeitpunkt bezeichnet worden, von wo die Verpflanzung vieler fremden Stoffe nach Deutschland begann. Hier scheint es angemessen, eine allgemeine Uebersicht über die große Masse der einheimischen und fremden Ueberlieferungen zu geben, die während dieses Zeitraums Vorwurf der erzählenden Poesie wurden.

§. 83.

1. Einheimische Stoffe. Unter diesen nimmt a) die deutsche Heldensage die erste Stelle ein. Alle in frühern Jahrhunderten nachweisbaren Ansätze und Ausbildungen derselben waren, mit den schon oben [a]) als möglich eingeräumten Umwandlungen, diesem Zeitraum theils durch den lebendigen Volksgesang, theils in schriftlicher Aufzeichnung überliefert worden [b]). Außerdem lernen wir nun aber zuerst mehrere andere in diesen großen Cyclus eingreifende Geschichten als Gegenstände der Volkspoesie kennen, von denen sich die allermeisten zwar gleichfalls auf mündliche und schriftliche Fortpflanzung berufen, über deren Alter es jedoch, wenn sie sich nicht selbst als ziemlich späte, erst in diesem Zeitraum aufgekommene Weiterbildungen alter und echter Sagenelemente verrathen, an genaueren Angaben fehlt. In den erhaltenen Dichtungen hangen sie alle näher oder entfernter mit der alten Sage von Dieterich von Bern zusammen, der jetzt entschieden Hauptheld und Mittelpunkt des ganzen Sagenkreises geworden ist. Einige von denen, in welchen er selbst auftritt, sind als bloße Einkleidungen einzelner unabhängiger Volkstraditionen von Riesen und Zwergen in das Gewand dieses Kreises anzusehen, dem sie ursprünglich fremd gewesen

a) Vgl. §. 40. — b) W. Grimm, d. Heldens. S. 378. Selbst lateinische Aufzeichnungen mögen bestanden haben; s. daselbst S. 109, aber auch Lachmann zur Klage, S. 287.

hinübergespielt[1]). Manches muß auch wohl geradezu als absichtliche, vornehmlich von Geistlichen herrührende Erfindung betrachtet werden[2]). — β) in wirklicher Volks- und Personengeschichte, in einzelnen Begebenheiten der Vergangenheit und in Ereignissen des Tages. — γ) in Anecdoten und Schwänken, die mehr oder minder alt unter dem Volke fortlebten, wobei freilich, wenn dergleichen in Gedichten gefunden wird, oft nicht leicht zu unterscheiden ist, was dem deutschen Boden eigenthümlich angehören, was erst aus der Fremde eingeführt sein mag. — Endlich δ) in der Thiersage, doch nur in vereinzelten Fabeln, welche von uralter Zeit her durch lebendige Tradition sich erhalten hatten[3]), während die characteristische Gestaltung der Thiersage zum eigentlichen Thierepos nicht sowohl in Deutschland selbst, als vielmehr in den Niederlanden und dem nördlichen Frankreich zu Stande kam und von dort her erst wieder auf deutschen Boden verpflanzt wurde. Sie steht also gewissermaßen in der Mitte zwischen den einheimischen und den aus der Fremde eingeführten Stoffen.

1) Was auf diesem Wege aus ursprünglich deutschen Sagen im 12ten u. 13ten Jahrh. werden konnte, spricht sich wohl nirgend auffallender aus, als in den Dichtungen von Herzog Ernst; vgl. v. d. Hagens Einleit. zu Herz. Ernst in d. Ged. d. M. A. 1; altd. Mus. 1, S. 282 ff.; Gervinus, 1, S. 226 ff. (1. A. S. 188 ff.). — 2) Gervinus, 1, S. 210 ff. (1. A. S. 159 ff.). — 3) Am meisten spricht dafür die aus der alten Kaiserchronik entlehnte, mit einer echt deutschen Sage (d. Brüder Grimm d. Sagen, 2, S. 192—201) innig verwachsene Fabel bei J. Grimm, Reinh. Fuchs, S. 380 ff. (Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 205 ff.; 1. A. Sp. 141 ff.); vgl. auch S. XLIX ff. u. CVII; denn bei andern deutschen Thierfabeln des 13ten Jahrh. könnte man schon weniger gegen fremde Abkunft einwenden.

§. 85.

2. Fremde Stoffe wurden nach Deutschland besonders aus dem nördlichen Frankreich durch Dichtungen gebracht, welche in diesem Lande entweder unmittelbar aus volksthümlichen Sagen entstanden waren, oder deren Inhalt die Franzosen selbst erst auf verschiedenen Wegen, hauptsächlich durch gelehrte Bildung, durch die Kreuzzüge und durch anderweitige Berührungen mit benachbarten Völkerschaften, aus dem Alterthum und aus der Fremde empfangen hatten. Andere entlehnten die deutschen Dichter aus lateinischen Werken des Mittelalters, geistlichen und weltlichen Inhalts; mitunter benutzten sie auch wohl französische, oder wie es damals gemeiniglich hieß, welsche Bücher und lateinische zugleich, wenn jene einen Gegenstand behandelten, der erst aus diesen entnommen war [a]). Alle diese Stoffe lassen sich am schicklichsten in sieben Classen bringen [b]). — a) Fränkisch Kärlingische Sagen und Dichtungen, die, zum Theil sehr alt, sich über geschichtliche Ereignisse und Verhältnisse gebildet hatten, deren Mittelpunkt Karl der Große war. Als ein Gemeingut der fränkischen Eroberer des alten

---

a) Doch nicht immer entnahmen die deutschen Dichter die fremden Geschichten aus Büchern; öfter arbeiteten sie auch nach mündlicher Mittheilung; s. Benecke in Haupts Zeitschr. 1, S. 54. — b) Literarischer Nachweisungen über die meisten der im Folgenden angedeuteten fremden Stoffe findet man die Menge in Gräße's Buch: die großen Sagenkreise des Mittelalters (Dresd. u. Leipz. 1842. 8.), welches aber, trotz der großen Belesenheit, die der Verf. darin an den Tag gelegt hat, nur mit der größten Vorsicht benutzt werden kann. Denn man glaube ja nicht, daß das Buch selbst erfülle, was der Titel verspricht, eine historische Entwickelung und kritische Beleuchtung seines Gegenstandes. Vorzüglich hat man Grund ihm zu mißtrauen, wo es auf die Geschichte der deutschen Dichtung eingeht: der Abschnitt über die deutsche Heldensage z. B. ist völlig verunglückt.

Galliens scheinen sie bis zum Anfang des zwölften Jahrhunderts nur in verloren gegangenen Volksgesängen fortgelebt zu haben, aus welchen auch sicherlich, wenigstens einem großen Theil nach, die lateinische, vorgeblich von Turpin abgefaßte Chronik [c]) zusammengeschrieben ist, die man ehedem, nebst der Erzählung von einer angeblichen Fahrt Karls des Großen nach Constantinopel und Jerusalem [d]), fälschlich für die Grundlage aller Gedichte dieses Fabelkreises hielt. Im Zeitalter der Kreuzzüge wurden diese Lieder in Frankreich gesammelt und unter dem Einfluß der damals herrschenden religiös-politischen Ideen, die in sie eindrangen und sie auch innerlich vielfach umbildeten, zu großen epischen Werken verarbeitet. Auch noch in dieser Umwandlung, durch die sie vor allen übrigen poetischen Gebilden des romanischen und germanischen Mittelalters der Ausdruck und die Abspiegelung des christlichen Heldenthums geworden sind, bezeugen die Kärlingischen Dichtungen durch Inhalt, Geist und Form den ursprünglich germanischen Character der ihnen zum Grunde liegenden Sagen und Gesänge. Daher dürfen, wiewohl erst in dieser

---

c) Historia de vita Caroli Magni et Rolandi; wahrscheinlich gegen das Ende des 11ten Jahrh. (1095) von einem Geistlichen verfaßt und i. J. 1122 von Pabst Calixtus II. für eine glaubwürdige Geschichtserzählung erklärt (doch wird die Echtheit der darüber vorhandenen Bulle bezweifelt). Die neuesten Ausgaben sind von Ciampi, Florenz 1822. 8., und vom Baron v. Reiffenberg, im Anhange zum 1. Th. seiner (durch die Einleitungen für die Geschichte der altfranz. Poesie sehr wichtigen) Ausgabe der Chronique de Ph. Mouskes. Brüssel 1836. 38. 2 Bde. 4. Näheres über Turpin bei F. W. V. Schmidt, über die italien. Heldengedichte, S. 43 ff., und in den Anmerk. e angeführten Schriften von Mönin, Fauriel, F. Wolf und W. Grimm. — d) Wo die Sage von dieser Fahrt zuerst vorkommt, berichtet Gräße, a. a. O. S. 292; den Inhalt des daraus hervorgegangenen altfranz. Gedichts (Charlemagne, herausgeg. von *Fr. Michel*, Lond. 1836. 8.) findet man in A. Kellers altfranz. Sagen, 1, S. 26 ff.

kischen Helden vorzugsweise als Kämpfer der Kirche den Sara=
egenüber und befaßt die Sagen und Gedichte von Karls Geburt,
t und Jugend, seinem Zuge gegen die spanischen Araber und
auf bei Roncevaux erfolgten Niederlage, endlich von den Kriegen,
unter Karl und seinem Nachfolger das Narbonner Heldengeschlecht
ric und Wilhelm der Heilige) mit den Sarazenen um
itz des südlichen Frankreichs und nordöstlichen Spaniens geführt
oll. Eingefügt haben sich darein noch die Dichtungen, welche
lkürlicher, erst kurz nach dem ersten Kreuzzuge vorgenommener
rung der Sage hervorgegangen sind. Die andere Hälfte bilden
gen und Gedichte, in welchen Karl und andere kärlingische Für=
Kampfe mit ihren Vasallen erscheinen. In Deutschland scheinen
diese Zeitraums nur die Gedichte der ersten Classe Eingang
n zu haben, wenigstens ist keine deutsche Bearbeitung eines fran=
Gedichts der zweiten aus so früher Zeit bekannt. — Ueber
, Zusammenhang, Geschichte des ganzen Fabelkreises, die ein=
Gedichte desselben, deren Form, Stil und Vortragsweise hat
nit Einsicht und Gründlichkeit gehandelt L. Uhland, über das
. Epos, in Fouqué's Musen, 1812. 3. Quart. S. 59—109.
vergl. *H. Monin*, dissertation sur le roman de Roncevaux.
832. 8.; *Fauriel*, de l'origine de l'épopée chevaleresque du
âge. Paris 1832. 8. (in der Revue des deux mondes, Tom.
III; übersetzt von F. A. Eckstein in d. N. Mittheilungen aus
ete histor. antiquar. Forschungen. Herausgeg. von d. thüring.
Verein rc. Bd. 5 ff.); A. W. v. Schlegels Beurtheilung da=
Journ. des Débats, 1833, 21. Octbr. 14. Novbr. 31. Decbr.;
lf, über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Heraus=
rer National=Heldengedichte; wozu Nachträge stehen in den altd.
n von M. Haupt und H. Hoffmann, 1, S. 15 ff.; W.
ms Einleit. zu seiner Ausg. des Rolandsliedes, und V. A. Hu=

§. 86.

b) **Bretonischer Fabelkreis von König Artus oder Arthur**[1]) **und den mit ihm in näherer oder entfernterer Verbindung stehenden Helden.** Die französischen Dichtungen dieses Kreises, die in die Gestalt, worin sie den Deutschen bekannt wurden, gewiß alle erst in dem Zeitalter der Kreuzzüge gebracht waren, dürfen auf alte Volkslieder (lais[2]) als ihre nächste oder mittelbare Grundlage zurückgeführt werden, die dem in Wales und Bretagne heimischen celtischen Volksstamm eigen waren und zum Theil auf sehr alten, wohl noch mit dem celtischen Druidenthum zusammenhängenden, im Laufe der Zeiten aber mit vielen neuen, und darunter auch fremden Elementen versetzten und phantastisch ausgebildeten Ueberlieferungen beruhten. Sie für rein willkürliche Erfindungen, ohne alle andere sagenhafte oder historische Unterlage, als einige Eigennamen zu halten[3]), ist

---

hätte, vielmehr Alles darauf hindeutet, daß die nächsten Quellen für Deutschland in nordfranzösischen Werken flossen (vgl. Lachmanns Wolfram, S. XXIV). Allein man kann jetzt auch mit voller Sicherheit behaupten, daß Fauriel, der am eifrigsten die Ansicht verfocht, daß die Nordfranzosen erst von den Provenzalen die Dichtungen des kärlingischen und bretonischen Kreises überkommen und dann nachgebildet hätten, viel zu weit gegangen ist, und daß die nordfranzösische Erzählungspoesie wohl eben so viel Anspruch auf eine selbständige Entwickelung zu machen hat, als die provenzalische.

1) Ueber ihn als geschichtliche Person (gest. 537) s. Lappenberg, Gesch. Englands, 1, S. 103 ff. Er soll sich in der Vertheidigung seines Landes gegen die Angriffe der Sachsen ausgezeichnet haben; daran aber hat sich in den romanischen und deutschen Gedichten so gut wie gar keine Erinnerung erhalten. — 2) Ueber die altbretonischen epischen Lais und über deren spätere gleichnamige französische und englische Ueberarbeitungen s. F. Wolfs Buch über die Lais; vgl. auch Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik, 1834. Aug. Nr. 30 f. — 3) Dieß hat z. B. Fauriel in seiner vorhin angeführten, übrigens höchst lesenswerthen Schrift gethan.

eben so unstatthaft, als ihnen zur alleinigen Quelle einige lateinische Chroniken, namentlich die des Gottfried von Monmouth[4]) zu geben. Aber unbestreitbar scheint es, daß bei Abfassung dieser Dichtungen[5]), bevor sie nach Deutschland gelangten, weit mehr Willkür der Erfindung und freies Spiel der Phantasie gewaltet, so wie Anpassung an die während des Blüthenalters des Ritterthums herrschenden Ideen und Sitten statt gefunden hat[6]), als bei der Umgestaltung der alten, auch in der Form ganz verschiedenen[7]) national-französischen Heldenlieder des vorigen Kreises zu großen epischen Ganzen. — Eine besondere Abtheilung dieses Kreises bilden die Dichtungen, in welchen mit den Sagen von Artus und seiner, gewöhnlich mit dem Namen der Tafelrunde bezeichneten, ganz weltlichen Ritterschaft die Sage von dem heil. Graal[8]) und dem seinem Dienste geweihten geistlichen König-

4) Vielmehr ist auch in dieser Chronik (Historia regum Britanniae, geschrieben um die Mitte des 12ten Jahrh.; gedr. in Rer. Britannic. script. vetust. Heidelb. 1587. Fol.) der Theil, der von Arthur handelt, aus ältern bretonischen Sagen und Ueberlieferungen entnommen, die nach des Verfassers eigenem Geständniß Walther, Archidiaconus von Oxford, in einer bretonischen Handschrift aus Armorica mitgebracht und ihm übergeben hatte; vgl. über die Wahrhaftigkeit dieser Quellenangabe bei Gottfried besonders Gervinus, 1, S. 247, Not. 210. — 5) Sie scheinen besonders von den anglo-normannischen Trouvères am Hofe Heinrichs II. von England, der sie begünstigte, ausgegangen zu sein; s. F. Wolf, über die Lais, S. 58 ff. — 6) Vgl. Gervinus, 1, S. 243 ff. (1. A. S. 195 ff.). — 7) Ueber diese Verschiedenheit der Form ist ausführlich gehandelt in den oben angeführten Schriften Uhlands, Fauriels und F. Wolfs (über die neuesten Leistungen rc., womit aber auch zu vergleichen ist üb. d. Lais, S. 305). — 8) Ueber die frühern Deutungen dieses Wortes vgl. S. Boisserée, über die Beschreibung des Tempels des heil. Grals, Münch. 1834. 4. S. 15 (auch in d. Abhandl. d. philos. philolog. Classe d. Münchener Akademie von 1835; bei S. Marte (A. Schulz), Leben u. Dichten Wolframs v. Eschenbach, 2, S. 362 ff., und Gräße, a. a. O. S. 135 ff.); jetzt darf man nicht mehr zweifeln, daß das Wort romanisch ist und

thum und Ritterorden verbunden ist. Auch dieser Stoff scheint seinem Hauptbestandtheil nach celtischen Ursprungs zu sein; aber er muß, in der romanischen Gestaltung wenigstens, die den Inhalt zu deutschen Gedichten hergegeben hat, noch manche andere, nicht unbedeutende Elemente einerseits aus südfranzösischer, spanischer und orientalischer, andrerseits aus niederländischer und vielleicht auch deutscher Sage [9]) in sich aufgenommen haben: darauf weisen fast noch mehr die örtlichen Anlehnungen und die Eigennamen, als die nähern und entlegnern Quellen, aus denen nach dem Zeugniß der Dichter die Geschichte vom Graal und seinen Pflegern ihnen zugeflossen sein soll. Auch wird man zugeben können, daß auf die dichterische Ausbildung des geistlichen Ritterthums die Einwirkungen des Templerordens einigen Einfluß geübt haben, ohne darum genöthigt zu sein, zwischen dem Mysterium vom Graal und der jenem Orden zur Last gelegten ketzerischen Geheimlehre einen Zusammenhang anzuerkennen [10]).

Gefäß, Schüssel, Becken bedeutet (s. *Roquefort*, gloss. de la langue rom., 1, S. 702 ff.), gleich dem celtischen per, daher Parzivals celtischer Name Peredur so viel ist als „Sucher des Gefäßes, des Beckens." — 9) Vgl. J. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, S. 7 ff. — 10) Die Geschichte des bretonischen Sagenkreises hat man erst in der allerneuesten Zeit gründlicher zu erforschen angefangen. Von ältern hier einschlagenden Schriften mögen neben den im vorigen §. Anmerk. 6 genannten hier noch erwähnt werden: die Einleitung von Görres zum Lohengrin; F. W. V. Schmidts Recension von Dunlop (the history of fiction) in d. Wien. Jahrb. d. Litt. Bd. 29, S. 73 ff. (die sich aber, wie die Fortsetzung im 31. Bde. S. 99 ff. über die Dichtung des kärlingischen Kreises, fast nur auf die spätern Prosaromane einläßt, wenig über die ältern Gedichte und noch weniger über die Bildung der ihnen zum Grunde liegenden Sagen gibt); *Fr. Michel*, Tristan; recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures etc. 1835; v. d. Hagen, MS. 4, S. 562 ff. Unter den neuesten vergleiche man S. Marte (a. a. O. 2, S. 359 ff.), der heil. Graal; Simrocks Uebersetzung des Parzivals und Titurels, 1, S. 481 ff., und besonders S. Marte, die Arthur-

§. 87.

c) **Besondere Ritter- und Liebesgeschichten romanischer Abkunft**, entweder in ihrer Unabhängigkeit von den großen Sagenkreisen gelassen, oder an einen derselben auf irgend eine Weise angeknüpft [a]). — d) **Antike Götter- und Heldensagen**, namentlich die Geschichten von dem Zuge der Argonauten, dem trojanischen Kriege, den Irrfahrten und Thaten des Aeneas, den frühzeitig mit dem Gewande der Fabel umkleideten Zügen Alexanders des Großen, endlich der in den ovidischen Verwandlungen bearbeitete Fabelkreis. Aber nur dieser letztere scheint durch unmittelbare Uebertragung aus der lateinischen Urschrift in die Poesie des Mittel-

---

Sage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest. Quedlinb. u. Leipz. 1842. 8. (die Märchen sind Uebersetzungen der drei ersten von Lady Ch. Guest in walisischer u. englischer Sprache mit lehrreichen Anmerkungen zu London 1838—42 herausgegebenen Mabinogion); so wie *Th. de la Villemarqué*, Essai sur l'origine des épopées chevaleresques de la Table-Ronde vor den Contes populaires des anciens Bretons (einer französ. Uebersetzung derselben Mabinogion). Paris 1842. 2 Voll. 8.; nebst den Anzeigen und Beurtheilungen beider Bücher von W. M(üller) in d. Götting. gel. Anz. 1843. Nr. 101—103., und von V. A. Huber in d. N. Jen. Litt. Zeit. 1843. Nr. 170—173.

a) Dieß letztere findet z. B. auf die liebliche Sage von Flos und Blanceflos, so wie auf die Erzählung von der guten Frau Anwendung, die mit dem kärlingischen Kreise in Verbindung gebracht sind, dem sie ursprünglich sicher eben so wenig angehörten, wie die longobardische Sage von Ruther (s. §. 83. u. J. Grimm, d. Myth. S. 258, Anmerk. 1). Ueber den muthmaßlichen Ursprung und die vielfachen Bearbeitungen der Geschichte von Flos und Blancflos vergl. F. Wolf, über d. neuest. Leistungen, S. 69 ff., und in d. altd. Blätt. 1, S. 19 ff.; Hoffmann, Horae Belg. 3, die Einleit. u. Gräße, a. a. O. S. 274 ff.; über die gute Frau s. F. Wolf, über d. neuest. Leist. S. 73 ff. und E. Sommer in Haupts Zeitschr. 2, S. 385 ff. (von dem auch daselbst das deutsche Gedicht, das Wolf a. a. O. nur auszugsweise bekannt gemacht hatte, zuerst herausgegeben ist); über den Zusammenhang beider Sagen mit altgermanischen Mythen vgl. J. Grimm, a. a. O. S. 400, Anmerk. 3.

hinübergespielt [1]). Manches muß auch wohl geradezu als absichtliche, vornehmlich von Geistlichen herrührende Erfindung betrachtet werden [2]). — β) in wirklicher Volks- und Personengeschichte, in einzelnen Begebenheiten der Vergangenheit und in Ereignissen des Tages. — γ) in Anecdoten und Schwänken, die mehr oder minder alt unter dem Volke fortlebten, wobei freilich, wenn dergleichen in Gedichten gefunden wird, oft nicht leicht zu unterscheiden ist, was dem deutschen Boden eigenthümlich angehören, was erst aus der Fremde eingeführt sein mag. — Endlich δ) in der Thiersage, doch nur in vereinzelten Fabeln, welche von uralter Zeit her durch lebendige Tradition sich erhalten hatten [3]), während die characteristische Gestaltung der Thiersage zum eigentlichen Thierepos nicht sowohl in Deutschland selbst, als vielmehr in den Niederlanden und dem nördlichen Frankreich zu Stande kam und von dort her erst wieder auf deutschen Boden verpflanzt wurde. Sie steht also gewissermaßen in der Mitte zwischen den einheimischen und den aus der Fremde eingeführten Stoffen.

---

1) Was auf diesem Wege aus ursprünglich deutschen Sagen im 12ten u. 13ten Jahrh. werden konnte, spricht sich wohl nirgend auffallender aus, als in den Dichtungen von Herzog Ernst; vgl. v. d. Hagens Einleit. zu Herz. Ernst in d. Ged. d. M. A. 1; altd. Mus. 1, S. 282 ff.; Gervinus, 1, S. 226 ff. (1. A. S. 188 ff.). — 2) Gervinus, 1, S. 210 ff. (1. A. S. 159 ff.). — 3) Am meisten spricht dafür die aus der alten Kaiserchronik entlehnte, mit einer echt deutschen Sage (d. Brüder Grimm d. Sagen, 2, S. 192—201) innig verwachsene Fabel bei J. Grimm, Reinh. Fuchs, S. 380 ff. (Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 205 ff.; 1. A. Sp. 141 ff.); vgl. auch S. XLIX ff. u. CVII; denn bei andern deutschen Thierfabeln des 13ten Jahrh. könnte man schon weniger gegen fremde Abkunft einwenden.

§. 85.

2. Fremde Stoffe wurden nach Deutschland besonders aus dem nördlichen Frankreich durch Dichtungen gebracht, welche in diesem Lande entweder unmittelbar aus volksthümlichen Sagen entstanden waren, oder deren Inhalt die Franzosen selbst erst auf verschiedenen Wegen, hauptsächlich durch gelehrte Bildung, durch die Kreuzzüge und durch anderweitige Berührungen mit benachbarten Völkerschaften, aus dem Alterthum und aus der Fremde empfangen hatten. Andere entlehnten die deutschen Dichter aus lateinischen Werken des Mittelalters, geistlichen und weltlichen Inhalts; mitunter benutzten sie auch wohl französische, oder wie es damals gemeiniglich hieß, welsche Bücher und lateinische zugleich, wenn jene einen Gegenstand behandelten, der erst aus diesen entnommen war [a]). Alle diese Stoffe lassen sich am schicklichsten in sieben Classen bringen [b]). — a) Fränkisch Kärlingische Sagen und Dichtungen, die, zum Theil sehr alt, sich über geschichtliche Ereignisse und Verhältnisse gebildet hatten, deren Mittelpunkt Karl der Große war. Als ein Gemeingut der fränkischen Eroberer des alten

---

a) Doch nicht immer entnahmen die deutschen Dichter die fremden Geschichten aus Büchern; öfter arbeiteten sie auch nach mündlicher Mittheilung; s. Benecke in Haupts Zeitschr. 1, S. 54. — b) Litterarischer Nachweisungen über die meisten der im Folgenden angedeuteten fremden Stoffe findet man die Menge in Gräße's Buch: die großen Sagenkreise des Mittelalters (Dresd. u. Leipz. 1842. 8.), welches aber, trotz der großen Belesenheit, die der Verf. darin an den Tag gelegt hat, nur mit der größten Vorsicht benutzt werden kann. Denn man glaube ja nicht, daß das Buch selbst erfülle, was der Titel verspricht, eine historische Entwickelung und kritische Beleuchtung seines Gegenstandes. Vorzüglich hat man Grund ihm zu mißtrauen, wo es auf die Geschichte der deutschen Dichtung eingeht: der Abschnitt über die deutsche Heldensage z. B. ist völlig verunglückt.

alters übergegangen zu sein [b]); die übrigen Sagen dieser Classe hatten ihre nächsten Quellen in lateinischen und griechischen Büchern, die während der mittlern Zeiten theils aus den Dichtungen des classischen Alterthums, theils aus volksmäßigen Traditionen in Griechenland und im Orient, theils aus mehr oder minder willkürlichen Erdichtungen entstanden waren [c]). Sie wurden von den Dichtern des Abendlandes, die sie der damals herrschenden Vorstellungsweise schon sehr angenähert überkamen, mit derselben Naivetät aufgefaßt und behandelt, wie alle andern aus dem Alterthum und dem Morgenlande benutzten Ueberlieferungen, d. h. die auf ihnen beruhenden Dichtungen erhielten, was die Schilderung der Sitten, die Denkart und äußere Ausstattung der dargestellten Personen betraf, ganz das Gepräge und die Farbe dieses Zeitalters. — e) Biblische und Profan-Geschichten,

---

b) Vgl. Diez, die Poesie der Troubad. S. 127 ff. — c) Für die Geschichte des trojan. Krieges waren vorzugsweise Dictys Cretensis und Dares Phrygius die Quellen (vgl. darüber Frommanns Einleit. u. Anmerk. zu Herborts trojan. Kriege; Gervinus, 1, S. 267 f.; 1. A. S. 216); für die Geschichte des Aeneas war es allerdings Virgilius, aber bei den Franzosen nicht unmittelbar, wie es scheint (vgl. Gervinus, 1, S. 290; 1. A. S. 238), und bei Heinrich v. Veldeke gewiß nicht; die früh entstandene, theils auf griechischer, theils auf morgenländischer Ueberlieferung beruhende Alexandersage wurde im Abendlande besonders durch die lateinischen Bearbeitungen des angeblichen Kallisthenes und den damit wahrscheinlich in irgend einer noch nicht gehörig ermittelten Verbindung stehenden Julius Valerius (aus dem 4ten Jahrh.) verbreitet. Daneben müssen aber auch schon früh andere Gestaltungen dieser Sage bestanden haben: eine der im Mittelalter bekanntesten ist die lateinische Alexandreis des Philippus Gualtherus de Castellione (Gautier de Lille oder de Châtillon), aus dem 12ten Jahrh.; vgl. hierüber Wecherlin, Beiträge, S. 1 ff.; F. Wolf in d. Wien. Jahrb. Bd. 57, S. 169 ff.; Jacobs und Uckert, Beitr. zur ält. Litterat. Bd. 1. (Leipz. 1835. 8.) S. 371 ff.; Gervinus, 1, S. 269 ff. (1. A. S. 217 ff.), und Gräße, a. a. O. S. 438 ff.

mehr oder weniger durch halb gelehrte, halb volksmäßige Ueberlieferung entstellt und mit Sagen der verschiedensten Art untermischt. — f) Legenden der Heiligen. — g) Vereinzelte größere und kleinere Sagen, Geschichten, Novellen, Schwänke, Fabeln, die theils aus dem Morgenlande [d]), theils aus dem griechisch-römischen Alter-

---

d) Hier ist gleich zweier Sammlungen großentheils aus dem Orient abstammender Novellen, Schwänke und Fabeln zu gedenken, die in diesem Zeitalter im Abendlande sich zu verbreiten anfiengen. Die eine, das berühmte Buch von den sieben weisen Meistern, deren Ursprung bis nach Indien zurückreicht, und von der es alte Bearbeitungen in mehrern morgenländischen Sprachen, so wie in der griechischen gibt, die alle mannigfaltig in ihrem besondern Inhalt von einander abweichen, beruht in den verschiedenen Gestaltungen, unter denen sie in den abendländischen Litteraturen Eingang und die weiteste Verbreitung gefunden hat, auf lateinischen Umbildungen, deren mehr vorhanden gewesen zu sein scheinen, als wir kennen, und die nicht, wie man wohl geglaubt hat, aus dem griechischen oder gar dem hebräischen Texte unmittelbar hervorgegangen sind. Französische, auch wieder von einander stark abweichende poetische Bearbeitungen der zu einem Ganzen verbundenen Geschichten von den sieben weisen Meistern heben bald nach dem Beginn des 13ten Jahrh. an; deutsche lassen sich erst in der folgenden Periode nachweisen; einzelne Geschichten daraus scheinen aber schon jetzt den Weg nach Deutschland gefunden zu haben. Von dem, was in Deutschland über die Geschichte dieser Novellensammlung geschrieben ist, vergl. besonders: Görres, die deutschen Volksbücher, S. 154 ff.; Götting. gel. Anz. 1830. Nr. 170—172.; A. Kellers Einleit. zu seiner Ausg. des roman des sept sages. Tübing. 1836. 8., und zu Diocletians Leben von Hans v. Bühel; Wien. Jahrb. d. Litt. Bd. 90.; Götting. gel. Anz. 1843. Nr. 73—77.; H. Sengelmanns Einleit. zu der Uebersetzung der hebräischen und griechischen sieben weisen Meister. Halle 1842. 8.; Hall. Litt. Zeit. 1843. Nr. 95.; Götting. gel. Anz. 1844. Nr. 54 f., und H. Brockhaus in den Blätt. für litterar. Unterhalt. 1843. Nr. 242 f. — Der Inhalt der andern Sammlung, der Disciplina clericalis, ward von Petrus Alfonsi, einem getauften spanischen Juden, in der ersten Hälfte des 12ten Jahrh. aus dem Arabischen geschöpft und nach der lateinischen Urschrift im 13ten Jahrh. in französische Verse gebracht: auf diesem Wege und vielleicht noch durch andre Mittelglieder scheint auch schon früh manches daraus

thum, theils von romanischen und celtischen Völkerschaften [e]) abstammten, theils endlich aus einer Mischung der verschiedenartigsten Bestandtheile hervorgegangen waren, und welche hauptsächlich in den Fabliaux und Lais der Franzosen den deutschen Dichtern bekannt wurden.

B. Art der Abfassung erzählender Dichtungen im Allgemeinen. — Erzählende Werke des zwölften Jahrhunderts, welche die neue Blüthe der epischen Poesie vorbereiteten.

§. 88.

Wenn bis zum zwölften Jahrhundert das Volksepos, allem Anschein nach, nur in äußerlich unverbundenen, einzelne Momente der lebendigen Sage darstellenden Liedern sich fortbildete, und bloß die von den Geistlichen geübte Dichtkunst sich erst in der planmäßigen, ausführlichen Erzählung versuchte, so wurden Darstellungen der letztern Art nicht nur die allein üblichen in der höfischen Poesie dieses Zeitraums, sondern es giengen nun auch aus dem epischen Volksgesange ähnliche Dichtungen hervor [1]), neben welchen aber noch immer

---

den Deutschen bekannt und von ihnen nachgebildet worden zu sein; vgl. F. W. V. Schmidts Ausg. der Disciplina clericalis. Berl. 1827. 4. — e) Besonders scheinen bretonische Lais der französischen Novellenpoesie zur Quelle gedient zu haben; F. Wolf in d. Berlin. Jahrb. 1834. Aug. Nr. 30. 31.; vgl. auch Gervinus, 1, S. 215 ff. (1. A. S. 166 ff.).

1) Die gewöhnlichste Benennung für erzählende Gedichte war in diesem Zeitalter maere; daneben auch liet (aber das Wort in dieser Bedeutung nur in der Einzahl gebraucht, vergl. §. 72., Anmerk. 11.) und âventiure, womit auch, jedoch nicht so früh, Theile großer Ge-

vereinzelte Lieder über Gegenstände der einheimischen Sage fortbestanden. Diese Erscheinung erklärt sich theils aus dem natürlichen Entwickelungsgange der epischen Dichtkunst überhaupt, indem dieselbe, sobald das subjective Bewußtsein in den Dichtern sich stärker zu regen anfängt, von der Hervorhebung und Gestaltung des Einzelnen zur Darstellung ganzer Sagen und Geschichten, so wie zum Zusammenfassen und Verarbeiten des früher Gesonderten zu großen Massen vorzuschreiten pflegt; theils aus der Einwirkung der französischen Poesie auf die deutsche. Denn indem die epischen Werke der erstern in der Regel schon in der Form gleichmäßig fortschreitender, sich zu größern oder kleinern Ganzen abschließender Erzählungen nach Deutschland herüberkamen, wurden sie hier immer in gewisser Weise Vorbilder für die gelehrten und höfischen Dichter, die daraus ihre Stoffe schöpften[2]); und je größern Beifall sich diese nun mit ihren Werken erwarben, desto mehr mußten auch die Volkssänger angereizt werden, ähnliche Darstellungen durch Zusammenfügung, Verschmelzung und Umgestaltung der zeither üblichen Heldenlieder hervorzubringen[3]), zumal diese, bei dem in der Nation und vornehmlich unter den höhern Ständen allmählig schwindenden Bewußtsein von dem Zusammenhange der heimischen Sagen, Gefahr liefen, nicht mehr so, wie früherhin, allgemein empfunden und verstanden zu werden.

---

dichte bezeichnet wurden (vgl. Lachmanns Wolfram, S. X). Ueber den sonstigen Unterschied von maere und âventiure vgl. Benecke in Haupts Zeitschr. 1, S. 53 ff. und J. Grimm, Frau Aventiure. — Auch der Ausdruck spel ist für Erzählung sehr alt; im 13ten Jahrh. drückte es den Begriff unsers Märchens aus, allgemeiner auch ein Geschwätz, eine Unwahrheit; s. J. Grimm, a. a. O. S. 24; Lachmann, üb. d. Leiche, S. 425. — 2) Vgl. §. 76. — 3) Lachmann, üb. Sing. u. Sag. S. 10. 17.

§. 89.

Den Uebergang von der ältern zu dieser neuen, gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts feste Form und individuelles Leben gewinnenden Darstellungsweise bilden nicht nur wegen ihrer Sprache [a]), ihres Stils und der Beschaffenheit ihres Versbaues und ihrer Reime, wovon schon oben die Rede gewesen ist, sondern auch durch ihren Inhalt, die ganze Art ihrer Abfassung und die innere, geistige Eigenthümlichkeit die meisten erzählenden Werke, welche im zwölften Jahrhundert entstanden, und entweder ganz oder bruchstücksweise auf uns gekommen sind. Durch ihren Inhalt, insofern derselbe nicht mehr auf das Gebiet der epischen Poesie des vorigen Zeitraums beschränkt bleibt, vielmehr schon aus allen den Kreisen Zuwachs erhält, in welchen die erzählenden Werke aus dem Blüthenalter der mittelhochdeutschen Dichtkunst wurzeln; durch die Art ihrer Abfassung, indem sie zwar bereits alle, so weit wir sie kennen, im Wesentlichen die Form der zusammenhängenden, geordneten Erzählung angenommen, diese aber noch nicht zur Kunstvollendung ausgebildet haben; durch ihre innere Eigenthümlichkeit endlich, weil namentlich in den weltlichen Gedichten die dargestellten Lebensverhältnisse, Sitten und Ideen zwischen der kräftigen Natürlichkeit und der kernhaften Gesundheit des alten Heldenthums einerseits und der bunt und phantastisch ausgebildeten, an conventionelle Vorstellungen und Formen gebundenen Ritterwelt andrerseits, so zu sagen, in der Mitte stehen. — Ueber die Verfasser vieler dieser Dichtungen befinden wir uns im

a) Die Dichter des 12ten Jahrh. fühlten selbst, daß die deutsche Sprache noch spröde und unfügsam wäre, aber durch fleißige Bearbeitung gewiß weich und schmiegsam werden könnte; vgl. den Eingang zum Pilatus bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 277 (1. A. Sp. 207), und J. Grimm in d. Götting. gel. Anz. 1838. S. 546.

Dunkeln. Zwar wird man die, welche religiöse Gegenstände behandeln, auch wenn sie namenlos auf uns gekommen sind, größtentheils Geistlichen beilegen dürfen, aber kaum ausschließlich, da bereits aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein bestimmtes Zeugniß vorliegt, daß eine Art theologischer Gelehrsamkeit sich auch unter den Dichtern aus dem Laienstande zu verbreiten anfieng [b]). Von den Werken ganz oder halb weltlichen Inhalts, deren Verfasser nicht genannt sind, können wir der höher stehenden Classe der fahrenden Leute, die das Volksepos in seiner reinern und edlern Gestalt dem dreizehnten Jahrhundert überlieferte, keins zuschreiben; einige dagegen, die mit vielen andern die Verwilderung der Form mehr oder weniger theilen, werden allerdings, noch mehr ihrer ganzen Darstellungsweise als des Inhalts wegen, einer rohern Gattung der Spielmannspoesie zuzuzählen sein, die sich schon nach Art der gelehrten Dichtung in der ausführlichen Erzählung sagenhafter Geschichten von sehr verschiedenem Ursprunge und sehr willkürlicher Behandlung versuchte [c]). Andre rühren wohl auch von geistlichen Verfassern her. Denn besonders unter den Weltgeistlichen, die in der Nähe der Fürsten lebten, hat man, so scheint es, die Dichter zu suchen, die vor dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts der Hofpoesie statt ihres ältern lateinischen Gewandes ein deutsches anlegten [d]). Sie waren schon durch die gelehrte Bildung ihres Standes am ersten befähigt, Stoffe jeder Art und Abkunft, zumal wenn

---

b) Der Oesterreicher Heinrich, Verf. des §. 69., d. erwähnten Gedichts von des tôdes gehügede (s. §. 118.), in welchem er eine Bibelkenntniß zeigt, die für sich allein genommen auf einen geistlichen Dichter würde rathen lassen, zählt sich selbst zu den Laien. — c) Vgl. Lachmann zur Klage, S. 290. — d) Auch in Frankreich hatte sich um diese Zeit der Stand der Clercs mit Eifer der Nationalpoesie angenommen.

sie zunächst in lateinischer Sprache überliefert waren, sich anzueignen und zu bearbeiten; auch besitzen wir wirklich ein Paar hierher gehörende Werke, von denen das eine unzweifelhaft von einem Weltgeistlichen abgefaßt ist [e]), das andere wenigstens schon gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts einem Dichter desselben Standes zugeschrieben wurde [f]). Indessen fehlt es auch nicht an Beispielen, daß schon vor Heinrich von Veldeke außer den Volkssängern und Spielleuten noch andere Dichter aus dem Laienstande, und insbesondere Adelige, erzählende Werke abfaßten [g]) und sogar für Lohn vortrugen [h]): Grundes genug, unter den ungenannten Verfassern solcher Dichtungen, die durch ihre Form, ihren Inhalt und die ganze Farbe der Darstellung der spätern ausgebildeten Erzählungspoesie am nächsten kommen, vorzugsweise arme Adelige zu vermuthen. — Zunächst sollen nun nach den beiden Hauptclassen, in welche sie zerfallen, die merkwürdigsten erzählenden Gedichte aus dieser Uebergangszeit aufgeführt werden, die daran gewiß einen viel größeren Reichthum besaß, als wir in dem noch Erhaltenen nachzuweisen vermögen.

§. 90.

1. Gedichte geistlichen Inhalts. Sie stehen hier den übrigen voran, weil unter ihnen sich die ältesten Werke befinden, die wir von der Poesie des zwölften Jahrhunderts überhaupt besitzen, namentlich die freie Bearbeitung

---

e) Das Rolandslied, s. §. 91. — f) Das Lied von Alexander, s. §. 91. — g) Heinrich der *Glichesaere*, der von dem Umarbeiter seines Gedichts Herr (in der Sprache jener Zeit immer adeligen Stand bezeichnend) genannt wird, und Eilhart von Oberg; über beide s. §. 91. — h) Wie der eben erwähnte Heinrich; vgl. die alten Bruchstücke des Reinhart in J. Grimms Sendschreiben, Z. 854 f.; 1791 f. und die Anmerkung zu Z. 855 der Umarbeitung in J. Grimms Reinh. Fuchs, S. 108.

mosaischer Geschichten, deren schon oben [1]) näher gedacht worden. Daran schließen sich eine Bearbeitung der evangelischen Geschichte [2]); das Marienleben von Wernher, Mönch zu Tegernsee, gedichtet 1173 und nachher überarbeitet, ein durch Sprache, Versbau und Darstellung hervorragendes Werk dieser Classe [3]); und zwei Bearbeitungen

---

1) §. 67., Anmerk. a.; vgl. auch J. Grimm in d. Götting. gel. Anz. 1838. Nr. 56. Im Allgemeinen verweise ich zu diesem und dem folgenden §. auf Hoffmanns Fundgr. 1, S. 205—256. — 2) Auch Görlitzer Evangelium oder Evangelienharmonie bezeichnet, und unter der Ueberschrift: Vom Leben und Leiden Jesu, vom Antichrist und jüngsten Gericht, herausgeg. von Hoffmann, a. a. O. S. 127—204. Der Abschnitt „vom Antichrist und jüngsten Gericht" (S. 192—274) scheint ursprünglich unabhängig von der voraufgehenden evangelischen Geschichte gewesen zu sein; Wackernagel, Baseler Handschr. S. 21, vermuthet dessen Verf. in Hartmann, der sich in seiner Rede vom heil. Glauben (s. §. 118.) auf eine von ihm selbst herrührende Bearbeitung dieses Gegenstandes beruft (vgl. auch Hoffmann, Fundgr. 1, S. 127; 2, S. 103). Dagegen führt Maßmann in Haupts Zeitschr. 2, S. 226 aus dem Schluß des Gedichts in der Vorauer Handschr., die gleichfalls „das Leben und Leiden Jesu, den Antichrist und das jüngste Gericht" enthalten soll, und die viel älter als die Görlitzer ist, woraus der Text in den Fundgruben rührt, eine in diesem fehlende Stelle an, wonach das Ganze (denn so muß man seine Worte verstehen) von einer Frau gedichtet wäre. Das könnte wohl nur eine Klosterfrau gewesen sein wegen des vielen Lateinischen, das im „Leben und Leiden Jesu" (nicht aber in dem andern Stücke) eingemischt ist: ihre beiden Kinder, die ihr disen sin sageten müßte sie dann natürlich vor ihrem Eintritt in den geistlichen Stand geboren haben. Vielleicht werden wir hierin klarer sehen, wenn der Inhalt der Vorauer Handschr. bekannter und zugänglicher geworden ist. — 3) Wernher, über den Hoffmanns Fundgr. 1, S. 242 ff.; 2, S. 145 f. nachzulesen sind (am letztern Ort ist auch der vollständige Titel von F. Kuglers Schrift de Werinhero zu finden), starb 1197. Sein Gedicht umfaßt nur das Leben der Jungfrau bis zur Rückkehr aus Aegypten, in drei Büchern oder Liedern. Von dem ältern Texte hat sich nur ein Bruchstück erhalten (bei Docen, Misc. 2, S. 103 ff. und bei Hoffmann, a. a. O. 2, S. 213 f.). Die vollständig erhaltene Ueberarbeitung, die auch noch aus dem 12ten

der berühmten Vision des Tundalus[4]), die ältere, nur aus Bruchstücken bekannte, von einem niederrheinischen Geistlichen verfaßt, die jüngere, vollständig erhaltene und in den Reimen schon fast genaue, von einem Priester Alber[5]). — Zwischen diese und die folgende Classe mitten inne stellen sich durch ihren Inhalt, der Heiligen- und Profan-Geschichten mit allerlei weltlichen Sagen und Fabeln verknüpft und umflicht, das sogenannte Annolied[6]), in sehr alterthümlicher Sprache und Versart, obgleich erst um 1183 von einem Geistlichen am Niederrhein gedichtet, der darin vieles entweder aus der alten uns erhaltenen Kaiserchronik selbst, oder aus einer auch dieser mit zum Grunde liegenden, aber, wie es scheint, verloren gegangenen poetischen Weltgeschichte[7]) abgeschrieben hat[8]); die

---

Jahrh. ist, hat Oetter herausgegeben, Nürnberg u. Altdorf 1802. 8.; einen genauern Abdruck der Handschr. aber findet man bei Hoffmann, a. a. O. 2, S. 145 ff., wo auch der Fundgr. 1, S. 244 ausgesprochene, von Lachmann, üb. d. Leiche, S. 426, unstatthaft befundene Zweifel über das höhere Alter des Bruchstücks aufgegeben ist. Den bedeutend erweiterten Schluß einer andern, auch noch alten Bearbeitung hat Mone im Anzeig. 1837. Sp. 156 ff. bekannt gemacht. Darnach wäre Wernher von einem Priester Mangolt zur Abfassung seines Gedichts aufgefordert und, wie es scheint, auch mit dem Stoffe dazu (der latein. Darstellung des Lebens der Jungfrau von Hieronymus, wie Gervinus, 1, S. 200; 1. A. S. 438, berichtet) ausgestattet worden. — 4) Die Geschichte eines irländischen Ritters, der nach langem Sündenleben i. J. 1149 in einen todähnlichen Schlaf verfällt und während desselben von einem Engel durch Hölle und Paradies geführt wird, worauf er erwacht und sich bekehrt; vgl. Lachmann, üb. drei Bruchstücke niederrhein. Gedichte, S. 161 f., wo auch S. 166 ff. die Ueberbleibsel der ältern Bearbeitung gedruckt sind. — 5) Gedr. bei Hahn, Gedichte des 12ten u. 13ten Jahrh. S. 41 ff. Auch Alber war von einem andern Geistlichen, einem Bruder Konrad zu Winnenberg, zu seinem Gedicht veranlaßt worden. — 6) Gedichtet zu Ehren des heil. Anno, Erzbischofs zu Cöln, der 1075 starb. — 7) Die Kaiserchronik beruft sich selbst auf ein solches älteres Werk: geheizen ist iz cronica, siehe Hoffmanns Fundgr. 1, S. 209, 4 ff.; Gervinus, 1, S. 205 (1. A. S. 154). — 8) Die erste Annahme trat zunächst an die Stelle

von einem Fahrenden oder Spielmann herrührende Bearbeitung der Legende von S. Oswald [9]) und die ihres geregelten Versbaues und der Genauigkeit ihrer Reime wegen schon mehrmals erwähnte [10]) vortreffliche, nur leider bis jetzt noch nicht vollständig aufgefundene Erzählung von Pilatus, die auch wohl ein Laie [11]), doch sicher kein Fahrender gedichtet hat.

---

der frühern, durchaus verwerflichen, der zufolge das Gedicht dem Ende des 11ten oder dem Anfange des 12ten Jahrh. angehören sollte; für die andere erklärte sich zuerst Hoffmann, a. a. O. 1, S. 251, worauf Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 177 ff. (1. A. Sp. 117 ff.) den Versuch machte, aus dem Annoliede und der Kaiserchronik einige Ueberreste jener alten Weltgeschichte auszuscheiden. Vgl. Lachmann zur Klage, S. 288, der auch, über Sing. u. Sag. S. 8, zuerst das Alter des Annoliedes, das er einem Kölner Geistlichen zuschreibt, näher bestimmt und Hoffmanns Meinung, dasselbe sei älter als die Kaiserchronik, verworfen hat. — Die erste Ausgabe, mit Anmerkungen, ist von M. Opitz, Danzig 1639. 8. (welche die Stelle der verloren gegangenen Handschr. vertreten muß); darnach in den Ausgaben von Opitzens Gedichten (am besten in der von Bodmer und Breitinger angefangenen, Zürich 1745), in Schilters Thesaur. I. Werthlos sind die neuesten Ausgaben: von Hegewisch, im d. Magaz. 1791. Juli, und von Goldmann, Leipz. 1816. 8. — 9) In dieser Auffassung sind einige Hauptzüge deutscher Heldensagen in die Legende eingedrungen, und in so weit wird man Mone, Anzeig. 1835. Sp. 414 ff. beistimmen können. Daß der Verf. des Gedichts (S. Oswalds Leben, herausgeg. von Ettmüller, Zürich 1835. 8., nach einer ziemlich jungen Handschr.; andere sollen von Schmeller nachgewiesen sein, wie Hoffmann in seinem Verzeichn. d. altd. Handschr. zu Wien, S. 180, berichtet), das auf ein noch älteres deutsches Buch zurückweist und ganz verschieden ist von der jüngern und rohern Bearbeitung der Legende von Oswald, die F. Pfeiffer in Haupts Zeitschr. 2, S. 92 ff. bekannt gemacht hat, zu den Fahrenden zu rechnen sei (Ettmüller suchte ihn noch in einem Benedictiner), wird man Lachmann (zur Klage, S. 290) glauben dürfen. — 10) Vgl. §§. 67., e.; 69., e. — 11) Zu den weltlichen Dichtern zählt den Verf. des Pilatus auch W. Grimm, Graf Rudolf, S. 13. — Da sich das deutsche Gedicht auf ein latein. Buch bezieht, so sind J. Grimm, lat. Ged. d. 10ten u. 11ten Jahrh., S. XLI, u. Gervinus, 1, S. 201, geneigt, dafür die in Mone's Anz. 1835.

§. 91.

2. **Gedichte weltlichen Inhalts.** Unter ihnen nimmt sowohl wegen ihres Alters, als wegen ihrer legendenartigen Bestandtheile, wodurch sie sich der vorigen Classe zunächst anschließt, jene so eben erwähnte **Kaiserchronik** die erste Stelle ein. Sie ist wahrscheinlich bald nach 1160 [a]) von einem Geistlichen abgefaßt und durch ihren aus wirklichen Geschichten, Sagen, novellenartigen Erzählungen, Legenden und Fabeln entlehnten Inhalt ein höchst merkwürdiges Zeugniß von dem schon damals statt gehabten Zusammenfluß der verschiedenartigsten Ueberlieferungen, deren halb gelehrter, halb volksmäßiger Auffassungs- und Behandlungsweise und dem Geschmack des Zeitalters, dem dieses Werk in hohem Grade zugesagt haben muß [b]). — Von den übrigen hier aufzufüh-

---

Sp. 425 ff. gedruckte vita Pilati in gereimten Herametern zu nehmen. Allein die Abweichungen zwischen der deutschen und der lateinischen Auffassung der Sage sind doch zu stark, als daß man an einen unmittelbaren Zusammenhang beider denken könnte. Viel eher dürfte die von Mone, Anzeig. 1838. Sp. 526 ff. theilweise bekannt gemachte latein. Prosalegende die Quelle des deutschen Dichters gewesen sein.

a) So verstehe ich wenigstens Lachmann, über Sing. u. Sag. S. 8, Note 1. Maßmann, zu Eraclius, S. 431 (vgl. S. 621, Note 2.), will freilich, daß sie bereits 1146—1147 „entstanden, d. h. zunächst abgeschlossen worden sei, wenn nicht schon 1139 mit Lothars Tode". Allein dann müßte mindestens die Geschichte der Crescentia erst später darin aufgenommen sein. Oder soll, da nach S. 618 zum Eraclius daran nicht gedacht scheint, der regelmäßige Versbau dieses Stückes in kurzen Reimpaaren (vgl. §. 67., d.) sich eben so gut mit dem Jahr 1147 oder gar 1139 vertragen, wie der Eraclius mit Otto von Freisingen und dem Jahr 1156? Die Antwort ertheilt Lachmann, Iwein, 2. A. S. 495, Note. — b) Der Faden der Erzählung ist die Geschichte der römischen und deutschen Kaiser von Julius Cäsar bis zu Konrad III., mit dessen Entschließung zum Kreuzzuge von 1147 das Gedicht in den ältesten Handschr. (der Heidelb. Nr. 361., der Vorauer u. a.) endigt; andere schließen schon mit Lothar II., wogegen wiederum andere eine bis zum Tode Friedrichs II. herabgehende

renden Dichtungen, die sich am bequemsten nach ihren Stoffen ordnen, gehört der volksthümlich-deutschen Heldensage an **König Ruther**, nach einem ältern Werke von einem Volksdichter oder Fahrenden c) abgefaßt, wie es scheint, erst nach 1181 d); — deutscher Personensage, in die aber viele

---

und bald nach demselben gefertigte Umarbeitung in strenge Verse und Reime geben. Gedruckt sind nur Bruchstücke: aus der Heidelb. Handschr. in Wilkens Gesch. d. Heidelb. Biblioth. S. 442 ff., vor Mone's Otnit, S. 57 ff. (vgl. Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 197 ff.; 177 ff. 1. A. Sp. 135 ff. 117 ff.), in Hoffmanns Fundgr. 1, S. 208 ff.; 251 ff., in den Anhängen zu Maßmanns Eraclius; aus andern Handschriften in v. Aretins Beiträgen, IX, S. 1063 ff., in v. Aufseß Anzeig. 1834. Sp. 95 ff., in Hoffmanns Verzeichn. der altd. Handschriften zu Wien, S. 4 ff., bei K. Roth, Bruchstücke aus der Kaiserchronik und dem jüngern Titurel, Landshut 1843. 8. und sonst; die schöne Erzählung von Crescentia, aber nach einer Umarbeitung aus dem 13ten Jahrh. im Koloczaer Coder, S. 245 ff. (vgl. auch §. 169., Anmerk.; die Sage scheint wiederzukehren in der Geschichte der guten Florentia von Rom, s. Gräße, a. a. O. S. 286 f.; 377). Vieles in prosaischer Auflösung enthalten der Br. Grimm d. Sagen, Bd. 2. Eine Uebersicht über den Inhalt des Ganzen gab Maßmann in der von ihm, Heidelberg 1825, erlassenen Ankündigung einer vollständigen Ausgabe, die noch immer nicht erschienen ist. Ueber die, wie K. Roth (a. a. O. S. XI) sagt, jetzt aufgefundene lateinische Quelle weiß ich noch nichts Näheres. — c) Vergl. Lachmann zur Klage, S. 290. — d) S. W. Grimm, die d. Heldens. S. 53, Note. Wackernagel scheint aber nach der Stelle, die er dem Ruther in seinem Lehrbuch anweist, denselben für älter zu halten, als das Rolandslied. Ueber den Character der Sage, die sich in zwar späterer, aber einfacherer und darum, wie es scheint, der ursprünglichen Gestaltung innerlich näher stehender Auffassung in der Vilkina Saga befindet (die Erzählung von Osantrix, Kap. 45—61.), so wie über das Alter des Gedichts vgl. das §. 83., Anmerk. d. Angeführte; über den Einfluß, den Bekanntschaft mit den Verhältnissen des byzantinischen Hofes zur Zeit des ersten Kreuzzuges darauf ausgeübt haben mag, Wilken, Gesch. d. Kreuzz. 1, Beil. 5. In dem ältern Buche oder Liede, worauf sich der Dichter beruft, war die einheimische Sage wahrscheinlich schon im Wesentlichen so umgebildet, wie sie sein Werk gibt. Gedruckt nach einer schlechten, zu Ende nicht ganz vollständigen Handschr. mit vielen Lesefehlern in den Ged. d. MA. 1 (vgl. Docen in Schel-

fremde Elemente aufgenommen sind, Herzog Ernst, vollständig bekannt aus spätern Bearbeitungen, während von der ältern, schon 1180 vorhandenen und bereits im dreizehnten Jahrhundert, gewiß mit Unrecht, dem Heinrich von Veldeke zugeschriebenen Abfassung nur ein Paar kleine Bruchstücke erhalten sind [c]); — der Thiersage Reinhart Fuchs, von Heinrich dem Glichesaere (Gleißner), einem Elsasser [f]), nach einem französischen Werke gedichtet, aber bis

lings Zeitschr. 1, S. 395 ff.); besser bei Maßmann, d. Ged. d. 12ten Jahrh. 2, S. 162 ff. mit den Bruchstücken zweier andern Handschriften, die das Gedicht in verschiedenen, auf genauere Reime gerichteten Ueberarbeitungen enthielten; das eine liefert auch den Schluß des Ganzen. — e) Abgedruckt in Hoffmanns Fundgr. 1, S. 228 ff. Daß H. von Veldeke der Verf. des alten Gedichts, das sich noch in den ersten Jahren des 13ten Jahrh. die Ritter zu Hofe vorlasen, auch nur sein könne, findet Lachmann, über Sing. u. Sag. S. 12, höchst unwahrscheinlich. Wenigstens aber wird des jüngern Bearbeiters Aussage zu dem Schlusse berechtigen, daß ein Werk, welches schon im 13ten Jahrh. einem so berühmten Dichter beigelegt werden konnte, nicht von einem Fahrenden herrühren kann. Dagegen dürfte auch die lateinische Quelle sprechen, die der alte Dichter benutzt haben soll (Z. 2049 ff. der gedruckten Bearbeitung; vgl. §. 35., 19; v. d. Hagen, MS. 4, S. 77, 2; Gervinus, 2. A. 1, S. 225). Außer der in den d. Ged. des MA. 1 (aus einer bald nach dem Anfang lückenhaften Handschr.) abgedruckten Bearbeitung, welche nach Docen zwischen 1230 und 1280 fallen dürfte, hat sich noch eine bis jetzt nicht gedruckte erhalten, die älter und dem ursprünglichen Text näher stehend scheint; vgl. Docen in der Jen. Litt. Zeit. 1810. Nr. 109.; im altd. Mus. 2, S. 245 ff. und in Schellings Zeitschr. 1, S. 231 ff. — f) Daß Heinrich noch im 12ten Jahrh. gedichtet haben müsse, wurde zuerst von Hoffmann, a. a. O. S. 240, bemerkt; näher suchte J. Grimm (Reinh. Fuchs, S. CVIII ff.; CCLV; altd. Blätt. 1, 417 ff.; d. Grammat. 4, S. 96, Note; Sendschreiben an K. Lachmann, S. 64 ff.) seine Heimath und sein Alter zu bestimmen. Daß er ein Elsasser gewesen, ist darnach nicht mehr zu bezweifeln (Maßmanns Muthmaßung über ihn, zu Eraclius, S. 555, Note 2; 624. wird wohl niemand theilen wollen); weniger sicher scheint es mir aber, die Abfassung des Gedichts nun noch in die Mitte des 12ten Jahrh. oder bald nachher zu setzen, zumal wenn man W. Grimm (Gr. Rudolf, 2. A. S. 13) beistimmt,

jetzt nur etwa zum dritten Theil in dem alten, vielleicht auch schon hier und da von dem ursprünglichen abweichenden Texte aufgefunden g), wogegen sich eine Umarbeitung aus dem dreizehnten Jahrhundert fast vollständig erhalten hat h). — Auf kärlingischer Sage beruht das durch seinen Gegenstand und die epische Kraft der Darstellung ausgezeichnete, in der Form aber noch wenig geregelte Gedicht von Kaiser Karls Zug gegen die spanischen Sarazenen, auch das Rolandslied genannt, von dem Pfaffen Konrad zwischen 1173 und 1177 nach einer von dem deutschen Dichter erst selbst gefertigten lateinischen Uebersetzung des französischen Vorbildes abgefaßt, dessen Inhalt er versichert weder verkürzt, noch erweitert zu haben i); — auf bretonischer der Tristant

daß die Verse Heinrichs viel regelmäßiger gebaut sind, als sie es zu sein scheinen. Ich meine, was Hoffmann (a. a. O. S. 241, Not. 1) und J. Grimm (Reinh. Fuchs, a. a. O.) von Beziehungen des Dichters auf geschichtliche Begebenheiten und Personen angemerkt haben, streitet nicht dagegen, und Sprache und Versbau eher dafür, daß der Reinhart erst um 1170 abgefaßt ist. Ueber Heinrichs Stand vgl. §. 89., g. Den Beinamen Gliehesaere führte er nach J. Grimms Ansicht (Sendschreib. S. 65) wahrscheinlich ohne Bezug auf seine Dichtung und vielleicht schon als einen ererbten (früher, Reinh. F. S. CIX, ließ er es mehr ungewiß, ob der Name nicht ein absichtlich gewählter sei, durch den der Dichter sich habe verstellen wollen). — g) Die einzelnen Bruchstücke sind herausgegeben und erläutert in J. Grimms Sendschreiben an K. Lachmann. Ueber Reinhart Fuchs, Leipzig 1840. 8. — h) Es fehlen in der Handschr. 140 Verse. Zuerst gedruckt im Koloczaer Codex; dann in besserer, der ursprünglichen (von der damals noch nichts aufgefunden war) so viel wie möglich angenäherten Gestalt in J. Grimms Reinh. F. S. 25 ff. — i) Dieß alles sagt er in dem Epilog, aus welchem sich auch ergibt, daß Konrad (vermuthlich als Capellan) in den Diensten eines Herzogs Heinrich stand, unter dem kaum ein anderer als Heinrich der Löwe gemeint sein kann, und daß dieser nach dem Wunsche seiner Gemahlin, der Tochter eines mächtigen Königs (Heinrich war durch seine zweite Vermählung Eidam Heinrichs II. von England), von dem in Frankreich geschriebenen Buche eine Uebersetzung verlangt habe; vgl. W. Grimms Einl. zu seiner Ausg. S. XXXI ff.

Eilharts von Oberg [k]), wahrscheinlich auch aus den Siebzigern des zwölften Jahrhunderts, nur bruchstücksweise in der ältern, doch vollständig in einer verjüngten, abkürzenden und ändernden Gestalt, so wie in einer prosaischen Bearbeitung erhalten [l]). — Einzelne, unter dem Namen Graf Rudolf herausgegebene Fragmente sind auch nur von einer

---

Maßmanns Meinung (zu Eraclius, S. 435; 559, Note 2), das Gedicht sei bereits vor Heinrichs Zug nach Palästina (1172) verfaßt worden, und der Dichter Konrad sei der gleichnamige Bischof von Lübeck, der den Herzog auf seiner Fahrt begleitete, hat W. Grimm gründlich widerlegt in Haupts Zeitschr. 3, S. 281 ff., wo auch der Epilog am besten zu lesen ist. Ein großes Bruchstück des Gedichts ist gedruckt in Schilters Thesaur. II.; das Ganze hat W. Grimm herausgegeben: Ruolandes Liet (mit den Bildern der pfälzischen Handschrift), Göttingen 1838. 8. Die lehrreiche Einleitung handelt u. a. auch ausführlich über die Geschichte der Sage, ihre verschiedenen Gestaltungen und die daraus hervorgegangenen Gedichte. Unter den französischen steht Konrads Werke am nächsten, ohne jedoch dessen unmittelbare Quelle sein zu können: la chanson de Roland ou de Roncevaux (publiée par *Fr. Michel*, Paris 1837. 8.), die gewöhnlich nach einem gewissen, am Schlusse erwähnten Turold benannt wird (ein Auszug bei Keller, altfranzös. Sagen, 1, S. 59 ff.); vgl. W. Grimm in d. Götting. gel. Anz. 1838. Nr. 50 f., u. die Einleit. zum Rolandsl. S. XXXVII ff. XCV ff. Ueber des Strickers Karl und sein Verhältniß zu Konrads Werk vgl. §. 95. — k) Ein Eilardus de Oberge (Dorf im Hildesheim.), Dienstmann Heinrichs des Löwen und Otto's IV., also ein Niederdeutscher und höchst wahrscheinlich mit dem Dichter eine Person, läßt sich zwischen 1189 und 1207 nachweisen. Vgl. Hoffmanns Fundgr. 1, S. 231; v. d. Hagen, MS. 4, S. 584 ff. Daß bereits vor diesem Tristant ein uns zur Zeit noch unbekannter Roman des Artuskreises verdeutscht sein mußte, und daß Eilharts Manieren Heinrich v. Veldeke im Anfange seiner Eneide schon vor Augen hatte, bemerkt Lachmann zur Klage, S. 290 und zu Iwein, 2. A. S. 405. — l) Die alten Bruchstücke gab Hoffmann heraus, Breslau 1823. 8. (auch in v. d. Hagens Ausg. des Gottfried v. Straßburg, 2, S. 313 ff.), besser in den Fundgr. 1, S. 231 ff. Von dem Inhalt der ungedruckten Ueberarbeitung, besonders sofern er von Gottfrieds Auffassung der Sage abweicht, stehen nähere Nachweisungen in der Einleitung zu v. Groote's Tristan, S. XLIV ff.; über den Prosaroman s. §. 168.

wahrscheinlich zwischen 1170 und 1173 abgefaßten Dichtung übrig [m]), die, wenn sie nicht ursprünglich deutsch ist, wofür mehreres spricht, noch am ersten auf einer südfranzösischen, dann aber sicher mit voller dichterischer Freiheit benutzten Grundlage beruhen dürfte, und die, schon sehr merkwürdig durch die Art, wie sie geschichtliche Begebenheiten und Zustände der nächsten Vergangenheit in sich aufgenommen hat, wegen ihrer lebenswarmen, gehaltenen und naturwahren Darstellung den vortrefflichsten Werken unserer ältern Poesie beigezählt werden muß. — Daß in dieser Zeit auch schon antike Heldensagen bearbeitet wurden, beweisen Anspielungen auf vorhanden gewesene Dichtungen vom trojanischen Kriege [n]) und das noch erhaltene, gewöhnlich einem deut-

m) Herausgegeben mit einer Einleit. von W. Grimm, Göttingen 1828. 4. (vgl. Götting. gel. Anz. 1828. Nr. 85.). Zweite Ausg. (die mehr als die erste von dem alten Gedicht, auch eine viel reichere Einleitung enthält), Götting. 1844. 4. Durch die darin vorkommenden Oertlichkeiten und die Schilderung der Sitten und öffentlichen Verhältnisse steht der Stoff der Dichtung in nächster Beziehung zu der Geschichte der Kreuzzüge und der christlichen Herrschaft in Palästina. Den Helden hat v. Sybel (Haupts Zeitschr. 2, S. 235 ff.) in dem jüngern Hugo v. Puiset, Grafen von Joppe (um 1130) gesucht, dessen Geschichte, wie W. Grimm meint, wirklich Einfluß auf die Dichtung gehabt haben kann; allein ein näherer oder unmittelbarer Zusammenhang sei nicht anzunehmen, und Beziehung auf die Grafen von Flandern, besonders Robert II. und Dietrich, werde dabei bestehen müssen. Der deutsche Dichter sei wahrscheinlich ein Adeliger gewesen, und er, wenn er der erste war, oder der Welsche, wenn er aus fremder Quelle schöpfte, möge wohl in Syrien gelebt und das Land und seine Sitten mit eigenen Augen angesehen haben. Vgl. hierüber, so wie über das Alter, die Sprache, den Character und den Werth des Gedichts, die Einleit. zur 2ten Ausg., wo auch über die merkwürdige Uebereinstimmung gehandelt wird, die sich zwischen dem Rudolf und dem jüngern Gedicht Crane (von Bertold v. Holle wahrscheinlich zwischen 1252 und 1260 verfaßt, und bruchstücksweise bekannt gemacht in Haupts Zeitschr. 1, S. 57 ff.) findet. — n) Maßmann, Denkm.

schen Pfaffen Lamprecht zugeschriebene Lied von Alexander o), das auch etwa in den Anfang des letzten Viertels dieses Jahrhunderts fallen dürfte. — Endlich ist hier noch des seinem Inhalte nach mit keinem der übrigen Sagenkreise zusammenhängenden strophischen Gedichts von Salman und Morolt zu gedenken, das von einem Volksdichter oder Fahrenden herrührt und diesen Ursprung weniger als irgend ein anderes Werk des zwölften Jahrhunderts in seinem Inhalt, seiner Behandlung und seiner Form verleugnet p).

---

d. Spr. u. Litt. 1, S. 11; Frommanns Einl. zu Herbort, S. XIV f. und Lachmann zu Iwein, 2. A. S. 526 f. — o) Abgedruckt bei Maßmann, a. a. O. S. 16 ff. und in dessen d. Gedichten d. 12ten Jahrh. 1, S. 64 ff. Die nicht weit vom Anfange befindliche Lücke kann nun aus der Vorauer Handschr. ergänzt werden; vgl. Haupts Zeitschr. 2, S. 225 f. Ausführlich gibt den Inhalt, stellt aber den Werth des allerdings in mehrfacher Beziehung vortrefflichen Gedichts etwas zu hoch, Gervinus, 1, S. 272 ff. (1. A. S. 220 ff.). Für das Werk eines deutschen Lamprechts hielt es schon Rudolf v. Ems in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh., und diese Annahme schien auch nach dem Eingange des Alexanders selbst unumstößlich. Indeß hat J. Grimm (Götting. gel. Anz. 1835. Nr. 66.) es wahrscheinlich zu machen gewußt, und Lachmann (zu d. Nibel. 104, 1) ist geneigt dem beizustimmen, daß unter Lamprecht wohl der französische Clerc Lambert zu verstehen sei, der wirklich in dieser Zeit auch eine Alexandreis gedichtet hat. Die nächste von dem deutschen Dichter angegebene Quelle, das welsche Buch eines Elberich v. Bisenzun (Aubri de Besançon, nicht Alberich von Vicenza, weshalb er wenigstens nicht in Folge italienischer Abkunft einen classischen Sinn geoffenbart haben kann, wie es Gervinus für möglich hält), der nach Maßmann, zu Eraclius, S. 390, Note 4, Mönch in Clugny schon i. J. 1138 (?) gewesen sein soll, dürfte dann erst aus dem Gedicht des französischen Lambert hervorgegangen sein. Ueber eine freie Ueberarbeitung des Alexanderliedes (oder vielleicht auch eine jüngere Verdeutschung von dessen Original, wobei das alte deutsche Gedicht benutzt wurde), die etwa dem Ende des 13ten Jahrh. angehört und später in einer der Prosa angenäherten Form einer Art Weltgeschichte eingefügt ward, vgl. Wackernagel, Baseler Handschr. S. 30 ff. — p) Nach J. Grimm, d. Mythol. S. 415 (1. A. S. 251) wäre der Grundbestandtheil der Dichtung echt deutsche

C. Blüthe und Verfall der höfischen erzählenden Poesie.

§. 92.

Die Blüthe der höfischen erzählenden Poesie kündigte sich nicht nur in der gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wahrnehmbaren Festsetzung und Verfeinerung der Sprache und Verskunst, sondern auch in der kunstmäßig angelegten und ausgeführten Erzählungsform an, welche um dieselbe Zeit aufkam und binnen Kurzem zur Vollendung gelangte. Zunächst verlor sich der schlichte, den Gang der Begebenheiten einfach verfolgende, oft trockene und nur bisweilen noch, wo der Inhalt dazu Anlaß bot, zur geflügelten Raschheit und gedrängten Kürze des alten Volksgesanges sich erhebende Ton, der mehr oder weniger abgestuft in den meisten erzählenden Werken der Uebergangszeit gefunden wird. An seine Stelle trat nun größere Gewandtheit und Wärme der Darstellung, ein farbigeres Ausmahlen von Situationen, von Haupt- und Nebenumständen der Fabel; zugleich fand sich mit dem stärkern Hervorheben

---

Sage; in ihrer Anknüpfung an Personen und Orte zeigt sich aber die seltsamste historische und geographische Verwirrung. An einer gründlichen Erforschung und Sonderung der hier in einander geschlungenen Sagenstoffe fehlt es noch. Man vgl. indessen v. d. Hagens Einleit. vor dem Abdruck, S. XX ff.; J. Grimm in d. Heidelb. Jahrb. 1809. Hft. 45. S. 253 ff.; Mone, Quellen u. Forsch. 1, S. 245 ff. Der Dichter beruft sich auf ein noch älteres deutsches Buch oder Lied. Ueber die Versart, worin das Gedicht abgefaßt ist, vgl. §. 73. Zeitalter und Stand des Dichters hat zuerst genauer bestimmt Lachmann, über Sing. u. Sag. S. 16. Gedruckt nach einer überaus verderbten Handschr. mit Einleit. in den d. Ged. des MA. 1 (vgl. Docen in Schellings Zeitschr. 1, S. 368 ff.), und schon früher auszugsweise in Eschenburgs Denkm. S. 147 ff.; ein alter seltner Druck, besser als diese Handschr., ist in Straßburg 1499 erschienen.

der sich aus Gemüthszuständen ergebenden Motive von Handlungen und Ereignissen eine reichere Entfaltung des innern Lebens der dargestellten Personen ein; der Spielraum für den Ausdruck der Empfindung erweiterte sich, und die Betrachtung warf sich zur Begleiterin sowohl der erzählten Begebenheiten, wie der geschilderten Empfindungen auf. Diese Richtung der Erzählungskunst gestattete viel eher, als die frühere Darstellungsweise, das Hervortreten der dichterischen Eigenthümlichkeit, führte aber auch eben so leicht auf Irrwege, wie sie die freie Entfaltung des wahren Talents begünstigte [1]). In ihrem Beginn kündigt sie sich bereits in einigen der vorhin namhaft gemachten Dichtungen an, von ihrer besten Seite besonders in den Ueberbleibseln des Grafen Rudolf. Entschiedener, wiewohl nicht überall und in jeder Beziehung gleich tadellos, zeigt sie sich in der zwischen 1184 und 1190 vollendeten, dem größern Theil nach aber bereits neun Jahre früher geschriebenen Eneide Heinrichs von Veldeke [2]) und in drei wohl auf die Scheide des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts

1) Vgl. Lachmann, üb. d. Hildebrandsl. S. 2 ff.; zu d. Nibel. S. 4; W. Grimm, Gr. Rudolf, S. 53 f. — 2) Dieser adelige Dichter, der den Spätern als der eigentliche Gründer der höfischen Kunst galt (vgl. die berühmte Stelle in Gottfrieds Tristan, Z. 4736 ff.), war von Geburt ein Westphale und hatte, nach einem französischen Buch, den größern Theil seiner Eneide am Clever Hofe gedichtet, als ihm sein Werk entwendet wurde; erst neun Jahre später erhielt er es wieder und beendigte es (nicht unwahrscheinlich schon vor 1189) am Hofe Hermanns von Thüringen zu Neuenburg an der Unstrut (dem jetzigen Freiburg). Als der Parzival gedichtet wurde, war er schon gestorben; s. Anmerk. zu Iwein, S. 371, Note (1. A. S. 407). An einer guten Ausgabe der Eneide fehlt es noch, sie darf aber von Lachmann erwartet werden, wenn ich eine Andeutung in der 2ten Ausg. des Iweins, S. 367, richtig verstehe; der Abdruck einer ziemlich jungen Handschr. befindet sich in der Sammlung von Müller, Bd. 1.; vgl. Docen, Miscell. 2, S. 54 ff.; Hoffmann, Fundgr. 1, S. 223 ff. und v. d. Hagen, MS. 4, S. 76.

fallenden Werken, Karlmeinet[3]), Athis und Prophilias[4]) und Eraclius[5]), die beiden ersten nur aus Bruchstücken bekannt, das dritte, dessen Verfasser Otto hieß, vollständig erhalten. Ihre Höhe erreichte sie erst in den Dichtern, die es verstanden in freier, selbstbewußter und maaßvoller Thätigkeit sich ihrer Stoffe zu bemeistern, dieselben nach einem klar durchdachten Plan zu ordnen, durch einen das Ganze tragenden und durchdringenden Grundgedanken Einheit in die Mannigfaltigkeit der vorgeführten Begebenheiten und Zustände

---

3) Die sagenhafte Jugendgeschichte Karls des Großen, nach einem französischen Werke von einem niederrheinischen Dichter abgefaßt, wie Lachmann meint, zwischen 1190 und 1210. Von dem einen, ältern Bruchstücke gab Lachmann, Wolfram, S. XXXVIII ff. zuerst Nachricht und eine Probe, dann einen vollständigen Abdruck in der Abhandlung über drei Bruchstücke niederrhein. Gedichte, S. 172 ff.; früher schon waren Ueberbleibsel einer jüngern Gestalt dieses Gedichts bekannt gemacht von Benecke, Beiträge, 1, S. 613 ff., und Maßmann, Denkm. 1, S. 155 ff.; vgl. auch W. Grimm, Rolandsl. S. CIV f. — 4) Auch noch in diesem Gedicht und nicht minder im folgenden zeigen sich Spuren des Niederdeutschen. Der Zusammenhang seines Inhalts mit andern Sagen läßt sich zwar aus den in Graffs Diutisk. 1, S. 1 ff. gedruckten Bruchstücken nicht erkennen; aber nach dem in der Histoire litt. de la France, T. XV. p. 179 ff. bekannt gemachten Auszuge aus dem französ. Werke des Alexander v. Bernay, das ihm höchst wahrscheinlich zum Grunde liegt, soll es zu den Dichtungen gehören, die sich als Fortsetzungen an die Geschichten vom trojanischen Kriege anschließen; vgl. Gräße, S. 128 f. — 5) Die theils novellen- und märchenartig, theils legendenhaft umgebildete und erweiterte Geschichte des griechischen Kaisers Heraclius, im Ganzen nach dem Französischen des Gautier v. Arras, neben welchem der deutsche Dichter aber auch noch andere Quellen benutzte, namentlich die Weltchronik Otto's v. Freisingen. Daß er jedoch mit diesem dieselbe Person gewesen sei, wie Maßmann in seiner Ausgabe (Eraclius, deutsches und französisches Gedicht des 12ten Jahrh. — nebst mittelhochd. griech. lateinischen Anhängen und geschichtlicher Untersuchung. Quedlinb. u. Leipz. 1842. 8.; vgl. Haupts Zeitschr. 3, S. 158 ff.) gern hat darthun wollen, wird wohl nicht leicht jemand glauben. Wir wissen nur, daß der Dichter ein gelèrter man war; s. S. 4b.

zu bringen, den Personen der Fabel ein individuelles, entwikkeltes Leben zu ertheilen, endlich den Gegenstand durch Tiefe und Fülle der Gedanken, durch Wahrheit und Wärme der Empfindung zu beseelen und durch angemessenen Schmuck der Rede zu heben. Dieß waren, jeder in einer sehr bestimmten, durch Persönlichkeit, Weltansicht und Kunstbegabung bedingten Weise, die drei großen, zunächst auf Heinrich von Veldeke folgenden Meister, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, der größte von allen, und Gottfried von Straßburg [6]). Ihnen kann aber auch unter ihren Zeitgenossen und Nachfolgern, die im Allgemeinen, bewußt oder unbewußt, ihnen nur nachstrebten, so daß man jene drei als die Häupter eben so vieler Schulen der deutschen Erzählungspoesie ansehen darf [7]), keiner mehr ganz gleich gestellt werden. Nur in einzelnen, mehr die äußere Form und den Stil betreffenden Eigenschaften kamen ihnen mehr oder weniger nahe einige der berühmtesten, von denen wir noch Werke besitzen [8]), als Ulrich von Zetzinkofen, Wirnt von Grafenberg, Konrad Flecke, der Stricker und Rudolf von Ems [9]), alle noch aus der ersten Hälfte des dreizehnten

6) Bereits Rudolf v. Ems rühmt in seinem Alexander (v. d. Hagen, MS. 4, S. 866) diese drei als diejenigen Dichter, welche die mit Heinrich v. Veldeke anhebende echte Kunst zu höchster Vollendung ausgebildet haben. — 7) Vgl. Sommer in Haupts Zeitschr. 2, S. 385. 389; Gervinus, Handb. S. 52. — 8) Unter den übrigen namhaften Dichtern in der erzählenden Gattung, deren Werke für uns, wie es scheint, verloren gegangen sind, gehört noch der besten Zeit an und stand bei seinen Kunstgenossen in hohem Ansehn Bleiker von Steinach. Schon Gottfried v. Straßburg (Trist. 4689 ff.) spendet seiner Kunst und seinem Gedicht, betitelt der umbehanc, ein glänzendes Lob; vgl. Docen im altd. Mus. 1, S. 139. und Lachmann zu Iwein, 2. A. S. 527. — 9) Ueber die Lebenszeit, die Aufeinanderfolge und die Werke der erzählenden Dichter von Heinrich v. Veldeke bis zu Rudolf sind zwei Stellen in des letzt genannten

ahrhunderts. Nach ihnen sank die erzählende Poesie, sofern : sich auf Gebilde von größerem Umfange einließ, schon sicht- her von ihrer ehemaligen Höhe herab; nur Konrad von Würzburg [10]) brachte noch Werke hervor, die, bei der ußersten Glätte der Form, an innerm Gehalt denen der zu- tzt genannten Dichter wenig oder gar nicht nachstanden.

§. 93.

Dreierlei ist es vorzüglich, worin sich das beginnende Sinken der Erzählungskunst kund thut. Fürs erste sind in en meisten umfangreichen Werken, die nicht von jenen drei roßen Meistern herrühren, die erzählten Begebenheiten und eschilderten Situationen nur mit mehr oder weniger Geschick ise an einander gereiht, ohne daß ein tiefer angelegter Plan,

---

lexander und Wilhelm v. Orlens von der höchsten Wichtigkeit die erste zugleich mit der zweiten und andern „gemeinsamen alten Zeugnissen von den altd. Liederdichtern", gebr. bei v. d. Hagen, MS. , S. 863 ff.; die zweite allein öfter, zuerst in einem lesbaren Texte ei Docen, Misc. 2, S. 150 ff. und dann noch besser bei Wacker- nagel, altd. Leseb. Sp. 601 ff., 1. A. Sp. 471 ff.). Mag der Alex- ander älter sein als der Wilhelm, was die gangbare Meinung ist, oder ünger, was F. Pfeiffer (Münchner gel. Anz. 1842. Nr. 70 f.) wahrscheinlich zu machen gesucht hat, so viel ist aus dem Wilhelm icher, daß, als er gedichtet wurde, d. h. gewiß vor 1241 und wahr- scheinlich nach 1238 (s. Pfeiffer, Barlaam, S. XI), alle oben im Text genannten Dichter von Heinrich und Hartmann bis zum Stricker nebst mehrern andern zu ihrer Zeit berühmten Erzählern, die wir aber nur zum Theil noch aus ihren Werken selbst kennen, schon gestorben waren. — Im Allgemeinen verweise ich über die Lebenszeit, das Vater- land und den Stand dieser und der im Folgenden genannten Dichter auf Docens Verzeichn. im altd. Mus. 1, S. 126 ff.; was noch Beson- deres über jeden einzelnen zu bemerken ist, wird weiter unten bei Aufführ- ung ihrer Werke seine Stelle finden. — 10) Er starb 1287, wahrschein- lich in vorgerücktem Alter, nach einer Nachricht zu Freiburg im Breisgau, nach einer andern zu Basel (s. §. 95., Anm. 3.). Als Rudolf seinen Wilhelm und Alexander dichtete, kann er noch nicht berühmt ge- wesen sein, sonst wäre er gewiß in jenen Stellen mit genannt worden.

oder ein den Character der Dichtung bestimmender Grundgedanke herausgefunden, ein „Einleben des Dichters in den Stoff" herausgefühlt werden könnte, und außerdem vermißt man schon oft nicht nur Neuheit und Originalität in den einzelnen Zügen der gewählten Fabel, sondern auch Schärfe und Kraft in der Zeichnung der Haupt- und Nebenpersonen. Fürs zweite hindern gemeiniglich eine zu große Breite der Darstellung und eine nicht müde werdende Redseligkeit, Fehler, deren sich mitunter selbst schon Hartmann und Gottfried, nicht aber der bei seinem Gedankenreichthum eher zu gedrängte Wolfram, schuldig machen, den raschen Fluß der Erzählung und werden um so lästiger, je mehr sich darin bloße hergebrachte Förmlichkeit und Manier verräth und eine dürftige, schwunglose Phantasie zu verstecken sucht. Hiermit hängt drittens aufs engste zusammen der Hang zum Reflectieren, zu Spitzfindigkeiten und Wortspielen, oder zum Allegorisieren, der auch schon bei den ausgezeichnetsten Dichtern, entweder nach der einen, oder nach der andern Seite, oder auch nach beiden zugleich hervorbricht [1]), bei ihren Nachfolgern aber sich unverholener äußert und der Geschlossenheit und Abrundung der Fabel selbst, so wie der natürlichen Wärme und sinnlichen Frische ihrer Darstellung Eintrag thut. — Rascher jedoch eilte die erzählende Poesie ihrem Verfall entgegen, als nach der Blüthezeit des eigentlichen Rittergedichts die geschichtlichen und legendenartigen Stoffe immer mehr in Aufnahme kamen, deren theils spröde und starre, theils düstere und ascetische Natur eine gewisse Trockenheit und Unbelebtheit der Behandlung, die

1) Auch von diesen Fehlern hält sich Wolfram freier, als irgend ein anderer: bei ihm glänzt uns, wie Haupt (Engelh. S. XIII) sich schön ausdrückt, das unmittelbare Hervorgehen des Gedankens aus dem Stoffe auf jedem Blatte entgegen.

allmählig auch in Dichtungen von anderm Inhalt übergieng, mit sich brachte, oder wo diese Mängel verdeckt werden sollten, leicht zu den entgegengesetzten verführte, zu einem bunten, aber rohen Zusammenhäufen von Abenteuern [2]), zu einer mit äußerem Schmuck und allerhand Gelehrsamkeit überladenen Darstellung und einem kostbaren und gespreizten Ausdruck [3]). Worin sich noch am längsten, bei lebendiger und characteristischer Auffassung der Gegenstände, gefällige Abrundung und gesunde Frische der Behandlung erhielt, das waren kleinere Erzählungen und Schwänke, obschon auch hierin früh genug eine Hinneigung zum Lehrhaften und Allegorischen wahrnehmbar ist. — Im Folgenden sollen nun wieder nach den Gegenständen, die sie behandeln, die durch inneren Werth oder in anderer Rücksicht merkwürdigsten Werke der erzählenden Poesie des dreizehnten Jahrhunderts und der nächsten Folgezeit, mit Ausnahme der aus der deutschen Heldensage hervorgegangenen Dichtungen, aufgeführt werden.

§. 94.

1. Unter den größern Werken der erzählenden höfischen Poesie nehmen als deren reinster und vollkommenster Ausdruck die eigentlichen Rittermären die erste Stelle ein. Den nächsten Anspruch auf diese Benennung haben α) die Dichtungen, welche dem bretonischen Fabelkreise in seiner zwiefachen Gestaltung angehören. Denn wenn auch die ihnen

---

2) Als eins der spätern Beispiele dieser Art kann, nach den in Haupts Zeitschr. 1, S. 214 ff. gegebenen Auszügen zu urtheilen, der i. J. 1314 vollendete Wilhelm v. Oesterreich, ein Werk Johanns v. Würzburg, gelten. — 3) An allen diesen Gebrechen und noch an vielen andern leidet u. a. in hohem Grade der schon im Mittelalter so hoch gestellte und auch in neuerer Zeit über alle Gebühr gepriesene jüngere Titurel, die Stücke ausgenommen, die in ihrer ursprünglichen Gestalt Wolfram gehören.

zum Grunde liegenden Sagen theilweise sehr alt und in einer Zeit entstanden sein mochten, die der Ausbildung des Ritterwesens lange vorhergieng, so hatten sie doch, wahrscheinlich in Folge der verschiedenen Durchgänge, die sie durch die Hände der bretonischen und walisischen Sänger und dann der Anglo-Normannen und Franzosen machen mußten, von ihrem ursprünglichen Character so viel eingebüßt, so sehr sich dem des ritterlichen Zeitalters angeschmiegt, daß sie bereits, als sie in französischen Gedichten nach Deutschland herüberkamen, durch ihr ganzes Gepräge und ihren ganzen Zuschnitt reinen, im Geist des abenteuernden Ritterthums und des Frauendienstes hervorgebrachten Erfindungen glichen. Darum sprachen sie auch so sehr den Geschmack der Zeit an, und da sich nun von unsern ältern höfischen Dichtern gerade die begabtesten vorzugsweise an ihnen versuchten, so entstanden Werke, welche nicht nur als die schönsten Blüthen der erzählenden Kunstpoesie gelten dürfen, sondern auch das treueste und farbenreichste Bild von dem ritterlichen und höfischen Leben zu Ende des zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gewähren. Dahin gehören aus der besten Zeit Erek und Iwein, jener das älteste, dieser das jüngste und vollendetste Werk Hartmanns v. Aue [a]), Wolframs v. Eschen-

a) Herr Hartmann, Dienstmann zu Aue, wahrscheinlich ein Schwabe (aber schwerlich, wie der Freiherr v. Laßberg angenommen hat, aus dem Geschlecht der Ritter von Wesperspül und Dienstmann der Abtei Reichenau), dem Gottfried, Trist. 4619 ff. unter den zu seiner Zeit lebenden Erzählern den Preis zuerkennt, und der im 13ten Jahrh. „neben Wolfram zwar nicht mehr bewundert, aber offenbar mehr geliebt worden ist, weil er die allgemeine Anschauungsweise der Zeit nur mit der leisen Färbung einer höchst anmuthigen poetischen Individualität darstellte" (Lachmann, üb. d. Eingang des Parziv. S. 1). Geboren etwa um 1170 und, weil er außer der französischen Sprache auch der lateinischen kundig war, wohl in einer Klosterschule gebildet,

h Parzival und der von ihm begonnene, aber nicht weit
hrte Titurel [b]), und Gottfrieds von Straßburg

---

n er an einem Kreuzzuge Theil, vermuthlich dem von 1197. 98,
ihn aber nicht einmal in das griechische Reich, geschweige denn wei=
gebracht zu haben scheint. Auf den Erek, dessen Abfassung zwischen
und 1197 gesetzt werden darf, ließ er seine beiden Büchlein (§. 120.)
den Gregorius (§. 96.) folgen, dann den armen Heinrich
98.) und zuletzt den Iwein, der aber auch schon vor 1204 bekannt
muste. Die Zeit, in welcher seine Lieder gedichtet sind, läßt sich
weiter bestimmen, als daß einige vor seine Kreuzfahrt und nach
Frühling d. J. 1193 fallen. Gestorben muß er sein zwischen 1210
1220. Vgl. J. Grimm in d. Götting. gel. Anz. 1838. S. 140;
upts Vorrede zu Hartmanns Liedern und Büchlein rc.; Lachmann
Walther, 2. A. S. 198 f.; zu Iwein, 2. A. S. 486; 526 f. — Der
k, nach Lachmanns Bemerkung die Grundlage der erzählenden
ie geringerer Dichter, ist nach einem französ. Werke, aber nicht nach
gleichnamigen des *Chrétien de Troyes* gedichtet und zeigt Hart=
ns Erzählungskunst noch mehr in ihren Anfängen. Aus der einzi=
schlechten und unvollständigen Handschr. hat Haupt gleichwohl
vortrefflichen (freilich noch immer lückenhaften) Text herzustellen
ocht: Erek, eine Erzählung von Hartmann v. A. (mit Einleit.
nmerk.). Leipz. 1839. 8.; vgl. dazu seine Zeitschr. 3, S. 266 ff.
Der Iwein, „das sauberste und regelmäßigste unter den höfischen
chten der mittelhochd. Periode", ist nach dem Chévalier au lion des
tien de Troyes gedichtet, der indeß, wie man jetzt aus dem Druck
Ganzen bei *Lady Ch. Guest* (the Mabinogion, 1, S. 134 ff.) und
bedeutenden Bruchstücke bei A. Keller (li romans don chevalier
on. Tübing. 1841. 8., und in seiner Romvart, S. 513 ff.) er=
kann, dem Deutschen nur den rohen Stoff gab (doch er nicht
ein, s. Lachmann zu Iwein, 2. A. S. 369, 22). Die älteren
gaben im 2. Bde. der Samml. von Müller und von Michaeler,
n 1786 u. 87. 8. sind jetzt werthlos; eine kritische mit höchst lehrrei=
Anmerkungen (wozu ein Nachtrag geliefert wurde) von Benecke u.
mann erschien zu Berlin 1827. 8. (dazu Benecke's treffliches
terbuch, Göttingen 1833. 8.); einen noch viel reinern Text und
reichere Anmerkungen liefert die 2te Ausgabe, Berlin 1843. 8. —
Herr Wolfram v. Eschenbach war ein Franke, oder, wie er
selbst nach dem Sprachgebrauch seiner Zeit nennt, ein Baier, wahr=
lich aus dem nordgäuischen, bei Anspach gelegenen Schloß und
tchen Eschenbach stammend. Obgleich er ein festes Besitzthum hatte,
er doch über seine Armuth; gleichwohl scheint er nie um Lohn ge=

dichtet, eher als Rittersmann im Dienste vornehmer Herren gestanden zu haben. Er gehörte zu den Dichtern, die sich längere oder kürzere Zeit am Hofe zu Eisenach aufhielten, und die Sagen und Lieder vom Sängerkriege auf der Wartburg lassen ihn in diesem eine Hauptrolle spielen. Ohne die eigentlich gelehrte Bildung seines Zeitalters, wie sie Hartmann und Gottfried besaßen, hatte er doch eine umfassende und gründliche Kenntniß heimischer und fremder Sagen; auch sprach er französisch. Die Gedichte in dieser Sprache, woraus er die Stoffe zu den seinigen nahm, hat er sich vorlesen lassen: denn er selbst konnte nicht lesen (Parziv. 115, 27; Wilh. 2, 19). Den Parzival, der wohl vorzugsweise am Thüringer Hofe abgefaßt ist, fieng er schon vor 1205 an, vollendete ihn aber wohl erst gegen 1215; später, zwischen 1215 und 1220, welches Jahr der Dichter nicht lange überlebt haben wird, fallen die Bruchstücke des Titurels und der auch nicht bis zu Ende geführte Wilhelm (§. 95.). Wolfram ist der tiefsinnigste, planvollste und sittlich wie künstlerisch großartigste unter allen altdeutschen Dichtern, die wir kennen. Seine weisheitsvolle Kunst war schon im 13ten Jahrh. sprichwörtlich, und sein Ruhm, früh von der Sage gehoben, dauerte länger, als der irgend eines seiner dichtenden Zeitgenossen, obgleich es ihm schon bei seinen Lebzeiten nicht an Tablern fehlte: auch der Angriff im Tristan, Z. 4636 ff. geht wohl sicher auf den Parzival, den Gottfried nicht einmal ganz gekannt haben dürfte. Vgl. hierzu und zum folgenden Schmeller, üb. Wolfr. v. E. Heimath, Grab und Wappen, in d. Abhandl. d. philos. philol. Classe d. Münchner Akadem. 1837. Bd. 2. S. 189 ff.; Lachmann, Vorrede zu Wolfr.; Auswahl, S. VI; Hall. Litt. Zeit. 1829. Nr. 238.; über d. Eingang des Parzivals; zu Iwein, 2. A. S. 486, Note; zu Walther, S. 139 f.; 146 (1. A. S. 139 f.; 145) und Simrock's Uebersetzung d. Parziv. u. Titur. 1, S. 473 ff. — Der Parzival, Wolframs Meisterstück, obgleich derselbe vielleicht durch den Titurel, hätte ihn der Dichter vollendet, noch übertroffen wäre, stand schon während des Mittelalters im größten Ansehen. Als seine Quelle nennt Wolfram einen Provenzalen Kyot (*Guiot*), aus dessen, auch dem Titurel zum Grunde liegenden, sicher den ganzen Sagenkreis vom Gral umfassenden Werke, das noch nicht aufgefunden ist, er die Sage von Parzival aussonderte. Es war nicht, wie man erwarten sollte, provenzalisch, sondern französisch, mußte also, wenn Kyot wirklich in jener und nicht in dieser Sprache gedichtet hatte, schon selbst Uebersetzung sein. Von dem erhaltenen Perceval des *Chrétien de Troyes* (1170—1190), den Wolfram allerdings auch gekannt hat, aber tadelt, muß es im Inhalt sehr abgewichen sein. — Von dem in einer vierzeiligen Strophe (§. 73.) abgefaßten Titurel wird W. schwerlich viel mehr gedichtet haben, als die beiden erhaltenen Bruchstücke, die zu den köstlichsten Ueberbleibseln unserer alten Poesie

auch unvollendet gebliebener Tristan c). — Ihnen reihen sich an, aber schon viel tiefer stehend, der Lanzelet Ul-

gehören. — Ausgaben: ein alter Druck des Parzivals, mit dem vollständigen jüngern Titurel, von 1477 gehört zu den Seltenheiten; nach einer vortrefflichen Handschrift, aber mit vielen Lese- und Druckfehlern, ward jener in Müllers Sammlung, Bd. 1. abgedruckt; die wolframschen Bruchstücke des Titurels gab zuerst Docen heraus: Erstes Sendschreiben über den Titurel, Berlin 1810. 8., und dann nach einer andern Handschr. Schottky, Wien. Jahrb. d. Litt. Bd. 8. Sämmtliche Werke in der vortrefflichen, des großen Dichters wahrhaft würdigen Ausgabe von Lachmann, Berlin 1833. 8. Eine Uebersetzung des Parzivals versuchte zuerst San Marte, Magdeb. 1836. 8.; bei weitem treuer wahrt den Sinn und die Form des Originals die auch den Titurel umfassende Uebertragung Simrocks, Stuttgart u. Tübing. 1842. 2 Bde. 8. Für ein durchgängiges Verständniß des Gedichts bleibt indeß noch unendlich viel zu thun übrig: über den sehr schwierigen Eingang vgl. außer der bereits angeführten Abhandl. Lachmanns auch Kläden im N. Jahrb. d. Berl. Gesellsch. f. d. Spr. 5, S. 222 ff. Von einer i. J. 1336 zu Stande gebrachten Erweiterung und vermeintlichen Ergänzung des wolframischen Gedichts gibt Nachricht, Kapitelüberschriften, Anfang und Schluß A. Keller in d. Romvart, S. 647—688. — c) Gottfried v. Straßburg scheint, da er von andern Dichtern niemals Herr, sondern nur Meister genannt wird, sein Bild in der Pariser Liederhandschrift auch ohne Wappenschild ist (v. d. Hagen, MS. 4, S. 558), bürgerlichen Standes gewesen zu sein. Er muß eine gelehrte Erziehung genossen haben; ob er sich an Höfen aufgehalten hat, wissen wir eben so wenig, wie wir den Dieterich kennen, dem, nach dem Akrostich im Anfange zu schließen, der Tristan gewidmet ist. Diesen dichtete er, als Hartmann noch lebte, um 1210 (vgl. Lachmann zu Iwein, S. 346 f. [1 A. S. 407 f.]; 486, Note, und zu Walther, 2. A. S. 146), offenbar nach einem französischen Werke, welches der Auffassung der Sage durch Thomas v. Bretagne folgte, die dem deutschen Dichter die echteste zu sein schien (v. d. Hagen, a. a. O. S. 590 ff.). Sie weicht von der Fabel bei Eilhart bedeutend, aber was die Festigkeit der innern Fügung betrifft, nicht zu ihrem Vortheil ab, so unendlich Gottfried auch dem ältern Dichter durch den Glanz der Darstellung, den Reichthum an Gedanken und die Tiefe und Innigkeit der Empfindung überlegen ist (vgl. J. Grimm, Götting. gel. Anz. 1835. S. 662, gegen Gervinus, 1, S. 207; 2. A. S. 254, der den Eilhart zu tief herabsetzt). Außer dem Tristan besitzen wir von Gottfried nur einige lyrische Stücke

richs von Zetzinkofen [d]), der Wigalois Wirnts von Grafenberg [e]), Heinrichs vom Türlein

---

(s. §. 113.), wissen auch nicht, daß er mehr gedichtet habe. Unter den Zeitgenossen hat der von ihm hart angegriffene Wolfram ihm die Gabe eines reichern Redeschmucks edelmüthig zugestanden (Wilh. 4, 19 ff.); unter den jüngern Dichtern ihn niemand mehr erhoben, als sein Nachahmer Rudolf v. Ems im Alexander (v. d. Hagen, a. a. O. S. 866). — Ausgaben des Tristan: im 2ten Bande von Müllers Samml. (wo aber die ersten 102 Zeilen fehlen), mit Heinrichs v. Freiberg Fortsetzung; besser durch E. v. Groote, mit Ulrichs v. Türheim Fortsetzung, zwei Einleitungen (die eine von Mone), Anmerkungen und Wörterbuch, Berlin 1821. 4.; und v. d. Hagen: Gottfrieds v. Straßburg Werke (nebst beiden Fortsetzungen des Tristan, einigen ausländischen Bearbeitungen der Sage, Einleit. u. Wörterb.), Breslau 1823. 2 Bde. 8.; zuletzt von Maßmann im 2. Bde. der Dichtungen d. Mittelalters, Leipzig 1843 (mit Ulrichs Fortsetzung). Eine Nachbildung ist von H. Kurtz erschienen, Stuttg. 1843. 8. — d) Nach Wackernagel (Verdienste d. Schweiz. S. 34) gehörte Ulrich einem baierischen Geschlechte an; Lachmann zu Iwein, 2. A. S. 495, hält ihn für einen Thurgäuer. Nach der gewöhnlichen Annahme, der auch noch Gervinus, 2. A. 1, S. 253, folgt, soll er seinen Lanzelet schon 1192 gedichtet haben; sie beruht aber, wie Lachmann zu Iwein, 2. A. S. 505, Note, gezeigt hat, auf dem Mißverstehen einer Stelle des Gedichts. Daß es alterthümlich in der Sprache und ärmlich in der Darstellung sei, könne nicht beweisen, daß es vor dem Erek abgefaßt worden; höchstens werde man es mit Hartmanns Erzählung gleichzeitig setzen können. Nach der Aufführung bei Rudolf v. Ems in beiden oben §. 92., Anmerk. 9. angezogenen Stellen scheint der Lanzelet sogar erst um 1210 bekannt geworden zu sein. — An einer Ausgabe fehlt es noch, sie darf aber von Hahn erwartet werden; einen modernisirten Auszug findet man im 1. Th. der altd. Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde, in die heutige Sprache übertragen von Hofstäter, Wien 1811. 8.; vgl. auch Gervinus, 1, S. 255 ff. (1. A. S. 208 ff.). — e) Wirnt, von einem adeligen, in Franken ansässigen Geschlechte abstammend, dichtete in seiner Jugend den Wigalois nach der mündlichen Erzählung eines Knappen oder Pfaffen zwischen 1206 und 1212 und nahm sich dabei ganz sichtlich Hartmann zum Muster; nur gegen das Ende hin hielt er sich mehr an Wolfram (vgl. den Vorbericht vor Benecke's Ausg. und Lachmann zu Iwein, 2. A. S. 418; 486, Note, und zu Walther, S. 146; über die Form §. 71., Anm. k.). Der Dichter erscheint selbst später als Held einer kleinen allegorischen

Krone [f]) und des Strickers Daniel von Blumenthal [g]). In der Mehrzahl dieser Gedichte sind die Sagen von Artus und andern bretonischen Helden unabhängig von dem Mythenkreise über den heil. Graal geblieben; nur die beiden wolframschen beruhen auf dieser doppelten Grundlage. — Die spätere Zeit brachte nichts Ausgezeichnetes auf diesem Gebiete hervor [h]); mehrere Dichter begnügten sich damit, das von

Erzählung Konrads v. Würzburg, der Welt Lohn, die eine sehr beliebte Vorstellung der mittlern Zeiten versinnlicht. Herausgegeben ist der Wigalois mit Einleitung, Anmerkungen und einem trefflichen Wörterbuch von Benecke, Berlin 1819. 8.; darin befindet sich auch die erwähnte Erzählung (so wie in Docens Misc. 1, S. 56 ff. und in v. Laßbergs Liedersaal, 1, Nr. 44.; besonders herausgeg. von F. Roth, Frankfurt a. M. 1843. 8.). — f) Heinrich war vermuthlich aus Steier und dichtete um 1220, wie er selbst angibt, nach einem Werke des *Chrétien de Troyes*; vgl. Lachmann zu d. Nibel. S. 7; üb. Sing. u. Sag. S. 13, und Haupt, Hartmanns Lieder, Büchlein ꝛc. S. XI. Gedruckt sind bisher nur Bruchstücke bei Lachmann, Wolfr. S. XXII f.; über den Eingang d. Parziv. S. 36 ff.; bei Gervinus, 1, S. 490 ff. (1. A. 2, S. 60 ff.); in d. altd. Blätt. 2, S. 148 ff. (vgl. Haupts Zeitschr. 3, S. 284); das größte, „die Sage vom Zauberbecher", herausgeg. von Hahn, bei F. Wolf, über die Lais ꝛc. S. 378 ff.; eine litterar-historisch wichtige Stelle bei v. d. Hagen, MS. 4, S. 263 f. 871, und besser bei Haupt, Hartmanns Lieder ꝛc. S. XII ff. Ueber die Form des Gedichts s. §. 71., Anm. k. — g) Der Stricker (wirklicher oder angenommener Name?), nach J. Grimm, Reinh. Fuchs, S. CLXXXI, ein österreichischer Dichter, der aller Wahrscheinlichkeit nach noch den Sommer 1236 erlebte (Lachmann zu Iwein, S. 508, Note), aber, wie §. 92., Anm. 9. bemerkt wurde, schon vor 1241 gestorben war. Der Daniel, gedichtet nach Alberich v. Besançon (vgl. §. 91., Anm. o.) und nur aus Bruchstücken bekannt (der Anfang ist gedruckt in Nyerups Symbol. ad Litt. Teuton.; vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 145 ff.), ist nach dem Urtheil derer, die ihn ganz gelesen haben (W. Grimm, Rolandsl. S. CXXVIII, u. Hahn, klein. Ged. v. d. Stricker, S. VIII), ein schwaches Werk; höher schon steht, zumal von Seiten der Sprachgewandtheit, sein Karl (§. 95.); im vortheilhaftesten Lichte aber zeigt sich sein Talent im Amis und in den kleinern Erzählungen und Beispielen (§§. 98. 120.). — h) Eins der bedeutendern Gedichte ist noch wohl der Gauriel v. Muntavel

ihren Vorgängern unvollendet Gelassene fortzusetzen und abzuschließen. So fand bereits vor 1241 Gottfrieds Tristan einen Fortsetzer und Vollender an Ulrich von Türheim[i]) und später einen andern an Heinrich von Freiberg[k]); so kam auch um 1270 der sogenannte jüngere Titurel zu Stande durch einen gewissen Albrecht, der darin Wolframs Bruchstücke überarbeitet einschaltete [l]), und noch später, kaum

Meister Kunharts v. Stoffel, der sich selbst einen werden frien man nennt und für den i. J. 1279 nachweisbaren Straßburger Domherrn Konrad, aus dem edlen Geschlecht von Hohen-Stoffeln gehalten wird (?). Die Quelle seines Werks will der Dichter in Spanien erlangt haben; vgl. Wackernagel, altd. Leseb. 1. A. Sp. 849; v. d. Hagen, MS. 4, S. 870 f. Eine Probe des noch nicht vollständig gedruckten Gedichts steht bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 507 ff.; 2. A. Sp. 643 ff.; aus einer andern Handschr. der Anfang in Mone's Anz. 1836. Sp. 339 ff. — i) Ulrichs wird von Rudolf v. Ems im Wilhelm als eines noch lebenden, ihm befreundeten Zeitgenossen gedacht. Er war ein Thurgäuer und vollendete Gottfrieds Gedicht auf Veranlassung desselben Konrads, Schenken v. Winterstetten, für den Rudolf auch seinen Wilhelm dichtete (Wackernagel, Verd. d. Schweiz. S. 12; v. d. Hagen, a. a. O. S. 206 f.; 611 ff.). Außer dieser Fortsetzung und der von Wolframs Wilhelm (s. §. 95.), hat er auch noch eine zu diesem Fabelkreise gehörende Erzählung abgefaßt, *Clies*, auf die Rudolf rühmend anspielt (vgl. Gräße, a. a. O. S. 251): sie scheint aber verloren gegangen zu sein. Weder Ulrich, noch der andere Fortsetzer des Tristans scheinen aus derselben Quelle, die Gottfried benutzte, geschöpft zu haben; vielmehr aus einem Buche, das Eilharts Quelle näher stand, als Gottfrieds; vgl. v. d. Hagen, MS. 4, S. 587; 616. Ueber die Ausgaben beider Fortsetzungen vgl. oben Anmerk. e. — k) Unter Freiberg ist wohl die sächsische Stadt zu verstehen; die Zeit, in der Heinrich dichtete, ist die Scheide des 13ten und 14ten Jahrh. Vgl. über ihn als Fortsetzer des Tristans und als Verf. anderer Gedichte v. d. Hagen, MS. 4, S. 613 ff. und N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. für d. Spr. 2, S. 92 ff. — l) Der Dichter, dem der größte Theil dieses vollständigen Titurels (s. §. 93., Anmerk. 3.) angehört, gibt sich bis gegen das Ende hin, wo er erst mit seinem wahren Namen hervortritt, für Wolfram v. Eschenbach aus, nicht, wie Simrock meint, um zu betrügen, sondern um den Eindruck des Werks zu verstärken. Höchst unbedacht hielt man ihn

vor dem Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts wurde durch einen unbekannten Dichter der auch bereits früher von anderer

---

ehemals mit Albrecht v. Halberstadt (§. 95., Anm. 12) für eine Person; besserer Grund ist, in ihm den von einem Dichter des 15ten Jahrh. hochgepriesenen Albrecht v. Scharfenberg zu vermuthen (vgl. Docen im altd. Mus. 1, S. 135 f., v. d. Hagen, MS. 4, S. 216); aber den strengen Beweis dazu liefern auch die Strophen nicht, die Lachmann (Wolfram, S. XXXI) vor der einen Heidelb. Handschr. vergeblich suchte, die nun aber, nach einer von S. Boisserée schon früher genommenen Abschrift gedruckt sind in seiner Abhandlung über die Beschreib. des Tempels des heil. Graals, S. 80 ff., und darnach bei San Marte, Leben u. Dichten Wolframs v. E. 2, S. 278 ff. Albrecht wählte statt Wolframs vierzeiliger Strophe eine siebenzeilige, die er aus jener durch Zerlegung der beiden ersten Zeilen und durch das Anbringen zweier neuen Reime in den Einschnitten erhielt (§. 73., Anm. f.). Daß alles, was in diesem Titurel nicht ursprünglich wolframsche Poesie ist, einem Dichter, eben jenem Albrecht, zuzusprechen sei, und daß derselbe nicht mehr, wie er sich das Ansehn geben möchte, die französ. Quelle für den Parzival und die ältern Titurelbruchstücke vor sich gehabt, vielmehr den Stoff seiner Dichtung zum größten Theil aus Andeutungen in diesen beiden Werken Wolframs herausgeklaubt habe, sucht Simrock (Parzival u. Titurel, 1, S. 499 ff.) gegen Lachmann zu erweisen, der (Wolfram, S. XXV; XXVIII ff.) Kyots Werk auch für den jüngern Titurel als die unmittelbare Grundlage annimmt und Gründe beibringt, daß die von Wolfram angefangene Dichtung zuerst unter dessen Namen von einem Unbekannten aufgenommen und wahrscheinlich schon beendigt, gleichwohl aber von einem Andern, Namens Albrecht, weiter fortgesetzt worden sei, worauf zuletzt, um 1270, ein Dritter noch die letzte Hand ans Werk gelegt und die eingefügten, dem neuen Versmaaß noch nicht durchweg angepaßten ältern Bruchstücke mit den fehlenden Mittelreimen (die nach Haupts Erörterung, Zeitschr. 4, S. 396 f. nun wohl nicht mehr mit Lachmann, Wolfr. S. XXVIII, in einer echt wolframschen Strophe angenommen werden dürfen) versehen habe. Die Abfassung des Titurels in das 14te Jahrh. herabzurücken (zwischen die Zwanziger und Funfziger), wie San Marte, a. a. O. S. 285 ff. gethan, verstößt schon gegen die Stelle aus dem Gedicht bei Bruder Berthold (Schmeller, baier. Wörterb. 2, S. 232; 4, S. 167; über Wolframs v. E. Heimath rc. S. 197); vgl. auch Simrock, a. a. O. S. 502 f. — Außer dem schon beim Parzival angeführten alten Druck, der das Gedicht aber in einer wenig lesbaren Gestalt gibt,

unbekannter Hand angefangene[m]) Lohengrin zu Ende geführt, der durch seinen Inhalt mit dem Schlusse des Parzivals und des jüngern Titurels sich berührend, den an niederrheinische Ueberlieferung gelehnten Theil der Sage vom Graal und seinen Pflegern zuletzt in die Geschichte der sächsischen Kaiser auslaufen läßt[n]).

§. 95.

Dem Geiste nach sind den Gedichten des bretonischen Sagenkreises zunächst verwandt b) die Bearbeitungen einzelner Ritter- und Liebesgeschichten nach welschen Vorbildern, wie Flore und Blanscheflur von Konrad Flecke[1]), Rudolfs von Ems Wilhelm von Or-

---

ist nun auch ein Abdruck der vollständigern Heidelb. Handschr. (keineswegs der besten überhaupt) erschienen: der jüngere Titurel, herausgeg. von Hahn, Quedlinb. u. Leipz. 1842. 8. In wie weit die zehn ersten Kapitel des alten Drucks von Hahns Ausgabe in ganzen Strophen, in Zusätzen und Auslassungen abweichen, ist nachgewiesen im N. Jahrb. d. Berl. Gesellsch. für d. Spr. 5, S. 81 ff. Den berichtigten Text der 86 ersten Strophen des Gedichts gibt Lachmann, üb. d. Eingang des Parziv. S. 18 ff. — m) Vgl. Lachmann in d. Jen. Litt. Zeit. 1820. Nr. 97. Sp. 305; 1823. Nr. 194. Sp. 106 f. — n) Das Gedicht, in einer zehnzeiligen Strophe abgefaßt, steht durch seinen Anfang in merkwürdigem, noch nicht hinlänglich aufgeklärtem Zusammenhange mit dem zweiten Theil des Wartburger Krieges (§. 78., Anmerk. b.); durch seinen Inhalt ist es dem Schwan-Ritter von Konrad von Würzburg verwandt (gedr. in den altd. Wäld. 3, S. 49 ff., aber aus einer lückenhaften Handschrift. Ueber den mythischen Ursprung der Sage s. J. Grimm, d. Myth. S. 343 [1. A. S. 218; 241 u. Anh. S. XVIII]; über ihre weitere Ausbildung Görres, Einleit. zu Lohengrin; Mone's Anzeig. 1834. Sp. 149 ff.; altd. Blätt. 1, S. 128 ff.; vgl. auch der Br. Grimm d. Sagen, 2, S. 286 ff.). Herausgegeben ist der Lohengrin mit einer Einleit. von Görres, Heidelb. 1813. 8., womit zu vergl. J. Grimm, Heidelb. Jahrb. 1813. Hft. 9. S. 849. Eine ausführliche Inhaltsanzeige der eigentlichen Erzählung (mit Bemerkungen über das Gedicht) gibt Lucas, üb. d. Krieg v. Wartburg, S. 209—259.

1) Vgl. §. 87., Anmerk. a. Herr Konrad Flecke dichtete etwa

lens [2]) und Konrads von Würzburg Engelhard [3]). — Etwas weniger, als diese beiden Classen, tragen die Farbe

---

um 1230; als seinen Gewährsmann nennt er einen Ruprecht von Orbent; sein Muster scheint Gottfried v. Straßburg gewesen zu sein. Gedruckt ist dieses schöne Gedicht, aber aus einer schlechten und lückenhaften Handschr., im 2ten Bde. von Müllers Sammlung; Ergänzungen zu diesem Druck und namentlich auch den bei Müller fehlenden Schluß hat aus einer Heidelb. Handschr. Hahn gegeben in Mone's Anzeig. 1837. Sp. 324 ff. — Nach der bekannten Stelle in Rudolfs Alexander (v. d. Hagen, MS. 4, S. 867, 11) scheint Konrad auch die Erzählung von *Clies* (s. §. 94., Anmerk. i.) bearbeitet zu haben. F. Pfeiffer (München. gel. Anz. 1842. Nr. 70.) bezieht freilich Rudolfs Worte auf den Türheimer; dieß dürften sie aber kaum anders vertragen, als unter Voraussetzung arger Verderbniß, auch abgesehen davon, daß Ulrich von Türheim dann zweimal aufgeführt wäre. — 2) Rudolf v. Ems, Dienstmann zu Montfort, ein Schweizer, aber sicherlich nicht, wie v. d. Hagen, MS. 4, S. 542 ff. annimmt, mit dem Liederdichter Rudolf dem Schreiber eine und dieselbe Person, war einer der gelehrtesten Dichter seiner Zeit. Von seinen untergegangenen oder noch nicht wieder aufgefundenen Werken mögen die frühesten in den Zwanzigern entstanden sein; unter den erhaltenen sind die ältesten die Erzählung von dem guten Gerhard (§. 98.) und die Legende von Barlaam und Josaphat (§. 96.), jene wohl bald nach 1229 gedichtet, worauf der Wilhelm, und der Alexander folgen (s. §. 92., Anm. 9.). Sein letztes Werk, die Weltchronik (§. 97.), ließ er unvollendet, als er in „welschen Reichen" (Italien), wohin er wahrscheinlich Konrad IV. gefolgt war, zwischen 1250 und 1254 starb. Vgl. Haupts Vorrede zum guten Gerhard, so wie F. Pfeiffers Recens. in den München. gel. Anz. 1842. Nr. 70 ff. und dessen Vorwort zum Barlaam. — Der Wilhelm, nächst dem Alexander Rudolfs schwächste Arbeit, hat die höchst willkürlich ausgeschmückte und der Wahrheit wenig entsprechende Geschichte Wilhelms des Eroberers zum Inhalt. Gedruckt sind davon nur Bruchstücke, unter andern vor Casparsons Ausg. des Wilhelm v. Oranse; vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 198, und §. 92., Anmerk. 9.; ein Auszug steht in Mone's Anzeig. 1835. Sp. 27 ff.; eine Ausgabe ist von F. Pfeiffer zu erwarten. — 3) Konrad war bürgerlichen Standes; er muß früh sein Vaterland verlassen und am obern Rhein, in Straßburg und Basel, gelebt haben. Auch er war ein fremder Sprachen kundiger und auch sonst kenntnißreicher Mann, so daß Hugo v. Trimberg seinen Gedichten selbst den Vorwurf machen konnte, sie

des ausgebildeten Ritterthums und des Hoflebens dieser Ze
c) die Gedichte des kärlingischen Kreises, inde
durch sie noch immer der Character einer zwischen dem gew
tigen Heroenzeitalter der germanischen Nationen und der sp
tern, seit den Kreuzzügen eingetretenen Verfeinerung der S
ten mitten inne liegenden Heldenperiode durchscheint, in welch
sich die alten französischen, nachher zu großen epischen Mass
zusammengefaßten Volksgesänge dieses Kreises gebildet hatte
Daher scheinen diese französischen Epen den deutschen höfisch
Dichtern der classischen Zeit auch nicht recht zugesagt zu hab
und von ihnen nur sparsam benutzt worden zu sein. Indess
gehört hierher, außer dem Karlmeinet[4]), noch eins der au
gezeichnetsten Werke der mittelhochdeutschen Erzählungspoes
Wolframs von Eschenbach Wilhelm von Oranse

---

seien, wenn auch meisterlich, doch für Laien zu gelehrt; wie Rudo
hatte er sich besonders Gottfried v. Straßburg zum Vorbild g
nommen. Bei den Zeitgenossen und auch späterhin stand er in hoh
Ansehn; seinen 1287 erfolgten Tod (s. §. 92., Anm. 10.) hat Hei
rich Frauenlob in einem eigenen Liede beklagt (s. §. 114., Anmerk
Unter seinen zahlreichen Werken war der trojanische Krieg, den
nicht selbst vollendete, sein letztes. Am meisten sind ihm Erzählung
von nicht zu großem Umfange gelungen, wie Otte (§. 98.) und E
gelhard. Nicht alles, was unter seinem Namen geht, rührt wirkl
von ihm her. Vgl. über seine Lebensumstände, seine Gelehrsamkeit, s
nen Kunstcharacter und die ihm untergeschobenen Gedichte Hahns V
rede zu Otte, W. Grimms Einleit. zur goldn. Schmiede und Haup
Vorrede zu Engelhard. — Der Engelhard ist nach einem lateinisch
Buche gedichtet; zum Grunde liegt ihm die in den kärlingischen Kr
einschlagende Sage von Amicus und Amelius, von der Konra
Gedicht aber in Personen und Begebenheiten sehr abweicht. Erhalten
es uns nur in einem alten, sehr schlechten Druck (Frankf. a. M. 157
woraus Eschenburg, Denkm. S. 39 ff. einen Auszug gegeben
Haupt mit gewohnter Meisterschaft einen vortrefflichen Text hergestellt h
Engelhard, eine Erzählung von K. v. W. (mit Einleit. u. Anmerkunge
Leipz. 1844. 8.; vgl. Haupts Zeitschr. 4, S. 555 ff. — 4) Vgl. §. 92.
5) Vgl. §. 94., Anm. b. Das französ. Werk, nach welchem Wolfr

den der Dichter aber leider nicht selbst vollendete. Dieß geschah erst etwa dreißig Jahre nach seinem Tode, freilich in wenig befriedigender Weise, durch Ulrich von Türheim[6]), worauf noch später und schlechter Ulrich vom Türlein den von Wolfram übergangenen Anfang von Wilhelms Sage aufnahm, aber nicht zum Abschluß brachte[7]). Zwischen Wolframs Gedicht und jene Fortsetzung Ulrichs fällt noch des Strickers Karl, eine erneute Bearbeitung des Rolandsliedes, der das alte Gedicht vom Pfaffen Konrad zwar zum Grunde liegt, bei der jedoch auch noch andere Quellen, wie es scheint, gleichfalls ältere deutsche Gedichte von Karl dem Großen, benutzt sein müssen[8]). — Zuletzt dürfen hierher noch ge-

---

dichtete, erhielt er durch den Landgrafen Hermann. Näheres ist über die unmittelbare Quelle noch nicht ermittelt. Obgleich dem Parzival an Tiefe und Fülle des Gehalts und an Interesse der Fabel nachstehend, kommt der Wilh. ihm doch gleich in der vortrefflichen Zeichnung der Charactere und übertrifft ihn sogar von Seiten der Darstellung des Einzelnen. Herausgegeben (mit dem sogenannten ersten Theil des Wilhelms von Ulrich v. Türlein, vgl. Eschenburgs Denkm. S. 77 ff.; Hoffmann, Verzeichn. d. Wien. Handschr. S. 38) nach einer sehr schlechten Handschr. von Casparson, Cassel 1782 u. 84. 4.; dann von Lachmann in Wolfr. Werken. — Bruchstücke einer andern, wie es scheint, niederrheinischen, aber noch sehr rohen Bearbeitung der Sage von Guillaume-au-court-nez, die älter als Wolframs Gedicht sein muß, hat zuerst F. A. Reuß unter dem (unpassenden) Titel: Fragmente eines alten Gedichts von den Heldenthaten der Kreuzfahrer im heil. Lande, Kitzingen 1839. 8. bekannt gemacht. Auch in K. Roths Denkm. der d. Spr. S. 79 ff. stehen sie. — 6) Diese Fortsetzung, auch unter dem Namen des starken Rennewarts bekannt, muß kurz vor 1250 und später, als die Fortsetzung des Tristans geschrieben sein: sie ist noch nicht gedruckt und soll äußerst langweilig sein (Lachmann, Wolfr. S. XXVII; XLII). — 7) Lachmann, a. a. O. S. XLII. Es ist dieser sogenannte erste Theil des Wilhelms ein höchst geistloses Werk, in einer gezierten, aufgedunsenen Sprache; über die Zeit der Abfassung und die Form vgl. §. 71., Anm. l. — 8) Vgl. W. Grimm, Einleitung zum Rolandsliede, S. LXV ff.; C ff. Gedruckt ist der Karl in Schilters Thesaur. II.

stellt werden d) die aus antiken Sagen hervorgegangenen Dichtungen, da sie nach dem, was oben[9]) über die allmählige Umwandlung dieser Art von Stoffen und deren Behandlung von Seiten der abendländischen Dichter gesagt ist, gleichfalls zu vollständigen Rittergeschichten geworden sind. Hierher gehören, außer der Eneide Heinrichs von Veldeke, mehrere Bearbeitungen der Sagen von Alexander dem Großen, unter andern die von Rudolf von Ems[10]), und ebenfalls mehrere von dem trojanischen Kriege, namentlich eine von Herbort von Fritzlar, noch aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts[11]), und die viel jüngere und berühmtere von Konrad von Würzburg[12]).

---

9) §. 87. — 10) S. Anmerk. 2. Bis auf einzelne Stellen, namentlich die §. 92., Anmerk. 9. angeführte und den strophischen Eingang (altd. Mus. 2, S. 268; v. d. Hagen, MS. 4, S. 546, Not. 6.), noch nicht gedruckt. — Ueber andere, theils verlorene, theils erhaltene Bearbeitungen der Alexander-Sage aus dem 13ten Jahrh. s. Docen im altd. Mus. 1, S. 137 f. unter Berchtold und Biterolf, in Schellings Zeitschr. 1, S. 244. und Gervinus, 2, S. 61 ff. (1. A. S. 21 ff.). — 11) Herbort, ein gelehrt gebildeter, wahrscheinlich dem geistlichen Stande angehöriger Hesse, verfaßte sein Gedicht, für welches er sich Heinrich v. Veldeke zum Muster nahm, den er aber lange nicht erreichte, wohl schon im ersten Zehntel des 13ten Jahrh. auf Veranlassung des Landgrafen Hermann von Thüringen. Seine Quelle war ein französ. Buch, entweder das Gedicht des Bénoît de Ste More, oder ein diesem sehr nah verwandtes. In der Sprache rührt er ans Niederdeutsche. Herausgegeben ist sein Liet von Troye (mit Einleit. u. Anmerk.) von G. K. Frommann, Quedlinb. u. Leipz. 1837. 8. — 12) Nach einem welschen Werke und dem latein. Dares Phrygius. Das äußerst weitläuftige Gedicht, wovon nur etwa die erste Hälfte im unvollendet gebliebenen 3ten Bande von Müllers Samml. und aus der zweiten ein ansehnliches Bruchstück, der Tod des Herkules, in Mone's Anzeig. 1837. Sp. 287 ff. gedruckt ist, von dem aber Frommann eine kritische Ausgabe vorbereitet, umfaßt auch den Argonautenzug und die frühere Geschichte einiger Hauptpersonen der Fabel. Von Herborts Gedicht weicht diese Darstellung in den Begebenheiten und deren Aufeinanderfolge wesentlich ab. Daß nicht

§. 96.

2. **Legenden** wurden nun nicht mehr vorzugsweise von Geistlichen, sondern schon häufig von Laien gedichtet, und wenn sie auch erst gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts und im vierzehnten recht in Aufnahme kamen, so fehlte es doch schon in der besten Zeit nicht an höfischen Dichtern, welche sich damit befaßten [a]). So bearbeitete bereits Hartmann von Aue die legendenartige Sage von Gregorius [b]); wenige Jahrzehnte später dichteten Konrad von

---

Konrad selbst, sondern ein Anderer sein Werk beendigt hat, ist bereits Anmerk. 3. erwähnt worden. — Auch Rudolf v. Ems hat ein Buch von Troja gedichtet (Lachmanns Auswahl, S. IV, Note); es scheint aber verloren zu sein. — Hier mag auch noch Albrechts v. Halberstadt gedacht werden, der am Hofe des Landgrafen Hermann v. Thüringen 1210 ein Gedicht abfaßte, dem die Verwandlungen des Ovidius (mittelbar oder unmittelbar?) zum Grunde lagen (vgl. altd. Mus. 1, S. 134). Wir besitzen es aber nur noch in der spätern Umarbeitung von Georg Wickram, bis auf die in die alten Drucke derselben (Mainz 1545, und nachher wiederholt mit Einfügung der bei Wickram fehlenden Fabeln) aufgenommene Vorrede, die nun auch in einem reineren Texte in Haupts Zeitschr. 3, S. 289 ff. zu lesen ist. Darin sagt Albrecht zwar, daß seine Quelle lateinisch gewesen, den Ovidius selbst aber nennt er nicht. Vgl. Lachmann zu Iwein, 2. A. S. 527, Note 2.

a) Daß schon Heinrich v. Veldeke einen heil. Gervasius dichtete, wird durch das, so viel ich weiß, einzige Zeugniß Jacob Püterichs (S. 23) nicht hinreichend beglaubigt. — b) Vgl. §. 94., Anmerk. a. Wahrscheinlich war Hartmanns Quelle das latein. Gedicht, wovon H. Leo in d. Blätt. für litterar. Unterhalt. 1837. Nr. 352. ein Bruchstück bekannt gemacht hat: so urtheilt wenigstens J. Grimm, lat. Ged. d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. XLV ff., wogegen Schmeller (bei Veröffentlichung einer andern latein. versificierten Bearbeitung in Haupts Zeitschr. 2, S. 486 ff.) das umgekehrte Verhältniß annimmt. — Gedruckt zuerst aus der vatican. Handschr. in Greiths Spicileg. Vatican.; in viel besserm Text herausgegeben von Lachmann, Berlin 1838. 8. Ueber die Sage handelt die Einleitung von Greith, wozu man halte J. Grimm in d. Götting. gel. Anz. 1838. Nr. 14 f.

Fußesbrunnen [c]) die Kindheit Jesu, Rudolf von Ems seinen Barlaam und Josaphat [d]), und um die Mitte dieses Jahrhunderts Reinbot von Durne den heil. Georg [e]). Unter den zahlreichen spätern Legenden [f]) verdienen hier noch besondere Erwähnung der heil. Alexius und der heil. Silvester, beide von Konrad von Würzburg [g]), die Marter der heil. Martina von Bruder

c) Ein Schweizer, den Rudolf im Wilhelm unter den berühmten verstorbenen Dichtern nennt. Er fand, wie er selbst sagt, die Legende in seiner Quelle nicht vollständig und vermochte sie auch anderswo nicht so aufzutreiben, daß er sie hätte weiter erzählen können. Gedruckt nach einer Wiener Handschr. mit einem Theil der Lesarten und Abweichungen der Handschr. v. Laßbergs in Hahns Ged. d. 12ten u. 13ten Jahrh. S. 67 — 102; 136 — 146. Bruchstücke aus andern Handschr. in v. Aufseß' und Mone's Anz. 1833. Sp. 96 ff.; 1839. Sp. 200 ff.; bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 541 ff. (1. A. Sp. 429 ff.) und in Haupts Zeitschr. 3, S. 304 ff. — d) Vergl. §. 95., Anm. 2. Der Barlaam ist zunächst nach einer lateinischen Legende gedichtet, die aber wieder Bearbeitung einer griechischen ist; vgl. Gräße, S. 460 f. Herausgegeben mit einem Wörterbuch von K. Köpke, Königsberg 1818. 8., und (nach bessern Handschr.) von Fr. Pfeiffer, Leipzig 1843. 8., der auch S. VIII Nachweisungen über zwei andere poetische Bearbeitungen des Barlaams aus dem 13ten Jahrh. gibt. — e) Reinbot war nicht, wie man sonst meinte, ein Niederdeutscher, sondern ein Bayer, der zur Abfassung seines Gedichts durch Otto den Erlauchten von Baiern (1231 — 1253) und dessen Gemahlin veranlaßt ward (vgl. Hoffmann, Verzeichn. d. Wien. Handschriften, S. 118, und Fr. Pfeiffer in d. N. Jen. Litt. Zeit. 1842. Nr. 243.). Sein Vorbild war Wolfram v. Eschenbach, seine Quelle vielleicht ein französ. Werk. Der Georg ist (nach einer stark verniederdeutschten Handschr.) mit einer Einleit. abgedruckt im 1. Bde. der Gedichte des MA. (vgl. Docen in Schellings Zeitschr. 1, S. 216 ff.); Bruchstücke aus andern Handschr. in Mone's Anz. 1835. Sp. 186 ff., und bei Hoffmann, a. a. O. S. 115 ff.; eine neue Ausgabe wird Fr. Pfeiffer liefern. — f) Vergl. v. d. Hagens Grundr. S. 251 ff. — g) Konrad dichtete beide nach latein. Legenden. Der Alexius (mit sieben andern deutschen Bearbeitungen, worunter auch eine von einer Frau des 14ten, nicht des 12ten Jahrh. [vergl. Haupt zu Engelh. S. 229], Nachweisung der Quellen rc.), heraus-

Hugo von Langenstein[h]), und von einem unbekannten Verfasser ein großes Passionale, in welchem mit der Geschichte der Maria die der Apostel, Johannes des Täufers, der Magdalena und der Engel vereinigt ist[i]).

§. 97.

3. Die erzählenden Dichtungen, die eigentlich geschichtliche, aber mitunter noch mit allerlei Sagen und andern Ueberlieferungen untermischte Gegenstände behandeln, theilen sich in Personengeschichten und Welt-, Landes- und Ortsgeschichten. Zu jenen muß das verlorene, zu seiner Zeit berühmte, etwa um 1230 abgefaßte Gedicht über Friedrich von Staufen[1]) gehört haben, so wie dahin auch die

---

gegeben von Maßmann, Quedlinb. u. Leipz. 1843. 8.; besser von Haupt, Zeitschr. 3, S. 534 ff.; der Silvester auszugsweise gedr. in Graffs Diut. 2, S. 3 ff., herausgeg. von W. Grimm, Göttingen 1841. 8.; vgl. Haupts Zeitschr. 2, S. 371 ff. — h) Er war ein Schwabe und Mitglied des deutschen Ordens; die Legende von Martina will er aus Rom zuerst nach Deutschland gebracht haben. Sein Gedicht ist vom J. 1293; Vorbilder sind ihm Reinbot und Konrad v. Würzburg gewesen, die er aber vorzüglich nur in ihren Fehlern nachahmt; vgl. Wackernagel, Baseler Handschr. S. 39 ff. Gedruckt sind von der Martina nur Bruchstücke in dem Auszuge bei Graff, Diut. 2, S. 116 ff., und bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 755 ff. (1. A. Sp. 589); Baseler Handschr. S. 47 ff. Ueber die Form vgl. §. 71., Anm. m. — i) Das Ganze zerfällt in zwei Bücher und einen Anhang; Näheres darüber bei Gervinus, 1, S. 523 ff. (1. A. 2, S. 114 ff.), und Mone, Anz. 1837. Sp. 143 ff. Gedruckt sind nur Bruchstücke bei Mone, Anzeig. 1837. Sp. 150—156; 400—418; 1838. Sp. 517—526.

1) Erwähnt von Rudolf im Wilhelm; der noch nicht ermittelte Dichter wurde sonst in dem dort genannten von Absalone gesucht, der aber nach einem von J. Grimm in der Berliner Akademie i. J. 1843 gehaltenen Vortrage aus der Reihe der mittelhochd. Dichter zu streichen sein wird; vgl. N. Jen. Litt. Zeit. 1843. Nr. 214., und Haupts Zeitschr. 3, S. 275. Der Held des Gedichts war unstreitig Kaiser Friedrich I.; vgl. Docen, Misc. 2, S. 138.

unbezweifelt auf geschichtlichem Grunde ruhende und vielleicht nur poetisch ausgeschmückte Selbstbiographie Ulrichs von Lichtenstein[2]) fällt, die er unter dem Titel Frauendienst 1255 gedichtet hat[3]). — Unter den sogenannten Weltchroniken, die lange die historischen Handbücher für die Laien blieben, ist die werthvollste ein unvollendetes Werk Rudolfs von Ems, das nach seinem Tode von verschiedenen Händen fortgesetzt, dann aber auch in vielen Handschriften, wahrscheinlich schon im dreizehnten Jahrhundert, mit einer ähnlichen, weit schlechtern Arbeit verbunden und verschmolzen wurde und gerade in dieser Gestalt den meisten Beifall fand[4]).

---

2) Ulrich war ein steierischer Ritter, geb. 1199 oder 1200, gest. 1275 oder 1276. Dem Frauendienst, der in Strophen aus vier Reimpaaren gedichtet ist, sind sämmtliche Lieder Ulrichs (§. 111.), sein Leich (§. 74.) und mehrere Büchlein oder Liebesbriefe (§. 71., Anm. k.) eingefügt, die also alle vor 1255 abgefaßt sind; sein Frauenbuch (§. 58., Anm. a.) dichtete er 1257. Den Frauendienst, dessen erzählender Theil eines tiefern dichterischen Gehalts entbehrt, uns aber mehr, als irgend ein anderes Werk dieser Zeit, den ritterlichen Minnedienst mit seinen Wunderlichkeiten und Verirrungen kennen lehrt, machte nach der einzigen, nicht ganz vollständigen Handschr. in einer prosaischen und abkürzenden Bearbeitung, Lieder, Leich und Büchlein aber in gereimter Uebertragung L. Tieck bekannt, Stuttg. u. Tüb. 1812. 8.; ein weitläuftiger Auszug daraus steht bei v. d. Hagen, MS. 4, S. 324; eine Ausgabe, die zugleich das Frauenbuch befaßt, mit Anmerkungen von Th. v. Karajan, lieferte Lachmann, Berl. 1841. 8. — 3) Ueber andere Dichtungen dieser Classe, die gegen das Ende dieses oder zu Anfang des folgenden Zeitraums geschrieben sind, in deren einigen sich aber schon mehr ungeschichtliche Zuthat zeigt, vgl. Gervinus, 2, S. 106 ff. (1. A. S. 108 ff.) und v. d. Hagens Grundr. S. 185—190 (wo aber der Verfasser von Albrechts von Oesterreich Ritterschaft rc. in den viel spätern Peter Suchenwirt zu verwandeln ist). — 4) Rudolf hatte sein Konrad IV. gewidmetes Werk, dem sowohl eine sinnige Anordnung des Stoffs, wie eine zwar schlichte, doch rasch fortschreitende und warme Darstellung nachgerühmt werden darf, bis zu Salomons Tode geführt, als er starb (§. 95., Anmerk. 2.). Den Hauptbestandtheil desselben bildet die biblische Ge-

Eine andere Weltchronik verfaßte auch schon um 1250 Johann oder Jansen der Enenkel[5]), der auch eine Art

---

schichte, deren einzelnen Hauptabschnitten die Geschichten der heidnischen Welt auf angemessene Weise angehängt sind. Quellen dafür waren außer der Bibel selbst die Historia scholastica des Petrus Comestor und für einzelne Stellen das Pantheon Gottfrieds v. Viterbo, vielleicht auch der Polyhistor des Solinus, die der Dichter aber alle mit Freiheit benutzt hat. Bei dem andern, jüngern Werk, welches wahrscheinlich von einem Geistlichen herrührt und dem Landgrafen Heinrich von Thüringen (schwerlich H. Raspe, eher H. d. Erlauchten) zugeeignet ist, ist das rudolfische wohl gebraucht und nachgeahmt, keineswegs aber ist es von diesem eine bloße Ueberarbeitung. Es bindet sich sclavisch an die Historia scholastica und an Gottfried v. V. und läßt gar nicht unmittelbare Benutzung der Bibel voraussetzen. Das Verhältniß beider Arbeiten zu einander zuerst durchschaut und in volles Licht gestellt, die der rudolfischen von ihren nächsten Fortsetzern angehängten und eingefügten Stücke bezeichnet und die Handschriften übersichtlich classificiert zu haben, je nachdem sie entweder den einen oder den andern Haupttext, oder beide absichtlich gemischt enthalten, oder endlich auch eine ins 14te Jahrh. fallende Ueberarbeitung des jüngern mit willkürlichen Beimischungen aus dem ältern, mit Zusätzen aus Enenkel und mit einer aus allen möglichen Kunst- und Volksepen zusammengeschriebenen Fortsetzung durch Heinrich v. München geben, ist das Verdienst Vilmars: Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs v. Ems, mit Auszügen aus den noch ungedruckten Theilen beider Bearbeitungen (Marb. 1839. 4.). Daselbst sind auch Nachweisungen über alles zu finden, was anderswo aus den hierher fallenden Handschr. gedruckt ist. (Was G. Schütze herausgegeben hat: die histor. Bücher des alten Testaments ꝛc. Hamburg 1779 u. 81. 2 Bde. 4., ist aus einer der schlechtesten Mischhandschriften.) — 5) Ein Wiener Bürger oder (nach Maßmann zu Eracl. S. 369, Note 1) Domherr, der zu Wien geboren ward und starb. Für den zweiten Theil seiner Weltchronik benutzte er die alte Kaiserchronik (§. 91.; vgl. Maßmann, a. a. O.); daß er wieder von Heinrich v. München ausgeschrieben wurde, ist bereits gegen Ende der vorigen Anmerkung angedeutet worden. Auszüge aus Enenkels Werk sind gedruckt bei Pez, Scriptt. Rer. Austr. II; Docen, Misc. 2, S. 160 ff.; in Maßmanns Anhängen zum Eraclius und sonst. Das Fürstenbuch, welches er nach Maßmanns Versicherung (Denkm. 1, S. 12) dem größern Werke hat anreihen wollen, ist zuerst herausgeg. von H. Megiser, Linz 1618. 8. (nachgedr. Linz 1740);

Specialgeschichte, Fürstenbuch von Oesterreich, in Reime brachte. — Gegen das Ende dieses Zeitraums mehren sich dergleichen gereimte Landes- und Ortsgeschichten in ober- und niederdeutschen Mundarten, die, weil sie wenig oder gar nicht mehr in das Gebiet der Sage hinüberstreifen, schon als historische Quellen angesehen werden dürfen [6]). Eins der umfangreichsten und wegen der ausführlichen, meist recht lebendigen Darstellung der Begebenheiten wichtigsten Werke dieser Art ist die österreichische Chronik des Ottacker [7]), die zwischen 1300 und 1317 geschrieben ist.

§. 98.

4. Die übrigen hier noch in Betracht kommenden Erzählungen von größerm oder geringerm Umfange sind von sehr mannigfaltigem Character, je nachdem der Gegenstand ernst, rührend, fromm, heiter, schalkhaft, komisch, satirisch und die Darstellung mehr rein erzählend, oder mit moralischen Betrachtungen und Nutzanwendungen ausgestattet, oder auch allegorisch ist. Hiernach stehen sie in näherer oder entfernterer Verwandtschaft mit dem Rittergedicht, der Legende, der historischen Novelle und Anecdote; oder sie behandeln Züge aus dem häuslichen und öffentlichen Leben aller Stände, besonders Ehestandsgeschichten, oft sehr leichtfertig, selbst schmutzig,

---

nach einer schlechtern Handschr. bei Rauch, Scriptt. Rer. Austr. I; vgl. Hoffmann, Verzeichn. d. Wien. Handschr. S. 111 f. — 6) Vgl. Gervinus, 2, S. 71 ff. (1. A. S. 18 ff.). — 7) Ottacker war ein Steiermärker; daß sein Geschlechtsname v. Horneck gewesen, hat man sonst mit Unrecht angenommen. Vor seiner österreichischen Chronik, die bei Pez, a. a. O. III. abgedruckt ist, und von der v. Karajan eine kritische Ausgabe vorbereitet, hatte er schon ein, wie es scheint, verloren gegangenes Buch der Kaiser (eine Weltchronik) geschrieben, das bis zum Tode Friedrichs II. herabgeführt war. Vgl. Th. Schacht, aus und über Ottocars v. Horneck Reimchronik. Mainz 1821. 8. und Th. Jacobi, de Ottocari chronico austriaco. Breslau 1839. 8.

Schelmstreiche, kitzliche Rechtsfälle, kurz Alles, was man mit dem Worte Schwank zu bezeichnen pflegt; oder sie berühren sich mit dem Märchen, der Fabel und dem Spruchgedicht [a]). Hierunter scheinen die kleinern, novellen- und schwankartigen Erzählungen besonders nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Aufnahme gekommen zu sein, als der Geschmack an dem eigentlichen Rittergedichte sich zu verlieren anfieng, und die Poesie, während sie auf der einen Seite sich stark dahin neigte, Mittel religiöser Erbauung, sittlicher Belehrung und geschichtlicher Ueberlieferung zu werden, auf der andern festen Fuß in der gemeinen Wirklichkeit, in dem Leben und Treiben der Gegenwart faßte, die sich ihrem ganzen Character nach in solchen kleinen Erzählungen am leichtesten und vielseitigsten abzuspiegeln vermochte. Sie können daher gewissermaßen als eine zwischen der vornehmen erzählenden Ritterpoesie und der volksthümlichen Heldendichtung stehende Mittelart angesehen werden, die sich vorzüglich mit und in dem zur Selbständigkeit erstarkenden Bürgerstande entwickelte und darum auch in der folgenden Periode unter allen andern Arten der erzählenden Gattung noch mit am besten gedieh. — Bei der außerordentlichen Menge dieser in ihrem Werthe allerdings sehr verschiedenen Dichtungen, von denen erst eine kleine Zahl gedruckt ist [b]), fällt es schwer, einzelne als vorzüglich gelun-

a) Vergl. Gervinus, 1, S. 144 f. (1. A. S. 444 f.). — b) Manches dieser Art ist vereinzelt, das Meiste aber in größern handschriftlichen Sammlungen auf uns gekommen; vergl. v. d. Hagens Grundr. S. 317 ff. Das Gedruckte steht theils auch in Sammlungen, wie in der von Müller, I. III, in Bragur, in den altd. Wäldern, im Kolocz. Codex, in v. Laßbergs Liedersaal I—III, in Graffs Diutisk, in Wackernagels altd. Leseb., in d. altd. Blättern u. sonst; theils ist es einzeln erschienen, wie: von den siben slâfaeren, herausgegeben von Th. G. v. Karajan, Heidelb. 1839. 8.; des steiermärk. Herrn u. Sängers Herant v. Wildon vier poet. Erzählungen

gene hervorzuheben. Unter denen, die am meisten den Character der historischen Novelle tragen, steht Hartmanns von Aue Armer Heinrich [c]) der Zeit, wie dem Werthe nach, oben an; ihm zunächst können Rudolfs von Ems Guter Gerhard [d]) und Konrads von Würzburg Otto mit dem Barte [e]) gestellt werden: alle drei erhal-

aus der Mitte des 13ten Jahrh. herausgegeben von Jos. Bergmann, Wien 1841. 8. (vgl. v. d. Hagen, MS. 4, S. 299); der Wiener mervart, herausgeg. (mit Anmerkungen) von K. Schädel, Clausthal 1842. 8. (auch im Kolocz. Cod. S. 55 ff.; den Dichter wird man aber wohl nicht in dem Stricker zu suchen haben). Andere Stücke sind in den folgenden Anmerkungen besonders aufgeführt. — c) Vgl. §. 94, Anm. a. Das Gedicht enthält die sagenhafte Geschichte eines Ritters aus dem Geschlechte von Aue (s. Lachmann zu Walther, 2. A. S. 198, Note 2), die Hartmann in einem Buche, wahrscheinlich lateinisch, aufgezeichnet fand; es ist oft herausgegeben: zuerst in Müllers Samml. I; dann mit Erklärungen durch die Brüder Grimm, Berlin 1815. 8.; durch Lachmann, Ausw. S. 1 ff.; Wackernagel, a. a. O.; W. Müller (mit einem Wörterb.), Göttingen 1842. 8.; (am besten durch) Haupt (sammt den Liedern und Büchlein), Leipz. 1842. 8. Abdruck einer überarbeiteten, in manchem Einzelnen, besonders am Schlusse abweichenden Handschr. im Kolocz. Cod. S. 425 ff. Auch ins Neudeutsche übertragen, am besten von Simrock, Berlin 1830. 8. — d) Vgl. §. 35, Anm. 18. Rudolf hat die Sage, deren Ursprung und Fortbildung noch nicht ermittelt ist, wahrscheinlich auch aus einem latein. Buche geschöpft. Der Gerhard ist, obgleich unter seinen uns bekannten Werken das älteste (s. §. 95, Anm. 2), doch das gelungenste. Herausgeg. (mit einer Lücke, die sich aus den Handschr. nicht ergänzen ließ) von Haupt, Leipz. 1840. 8; vgl. Fr. Pfeiffer in d. München. gel. Anz. 1842. Nr. 70—72; Haupts Zeitschr. 1, S. 199 ff.; 3, S. 275 ff. — e) Vgl. §. 35, Anm. 18. Der Dichter selbst sagt, daß er die Geschichte aus einem latein. Werke habe; das Gedicht (s. §. 95, Anm. 3) fällt wohl in seine frühere Zeit (etwa um 1260). Ausg. mit Einleit. u. Anmerk. von Hahn, Quedlinb. u. Leipz. 1838. 8. Von zwei andern kleinen Erzählungen Konrads ist die eine, der Welt Lohn, bereits §. 94, Anm. e. erwähnt, die andere, von der Minne oder das Herzmäre, ist gedruckt in Müllers Samml. I., in v. Laßbergs Liedersf. 2, S. 359 ff. und im Liederbuch d. Hätzlerin, herausgeg. v. Haltaus, S. 173 ff.

ten für uns noch dadurch ein höheres Interesse, daß sie zu den wenigen kunstmäßigen Dichtungen gehören, die auf heimischer Ueberlieferung beruhen. Einen durchaus deutschen, unmittelbar den Zeitverhältnissen entnommenen Gegenstand behandelt auch Wernhers des Garteners vortreffliche Erzählung von dem Meier Helmbrecht, die zwischen 1234 und 1250 gedichtet ist [f]). — Unter den viel zahlreicheren schwankartigen Geschichten verdient der eine ganze Reihe von Gaunerstreichen enthaltende Pfaffe Amis [g]) von dem Stricker wegen der ausgezeichneten Darstellung besondere Hervorhebung, wie dieser Dichter denn auch unter denen, welche moralische und allegorische Erzählungen abfaßten, einer der ersten und fruchtbarsten gewesen zu sein scheint [h]). — Vieles von dem, was unter der allgemeinen Benennung kleine Erzählungen verstanden zu werden pflegt, fand

f) Die Geschichte eines reichen und übermüthigen jungen Bauern, der das Vaterhaus verläßt, mit Rittern und Räubern ein zügelloses und verruchtes Leben führt und zuletzt kläglich endet. Der Schauplatz der Begebenheiten ist mit weniger Wahrscheinlichkeit in Oesterreich, als in Baiern zu suchen, wo auch wohl das Gedicht entstanden ist. Der Dichter bezeichnet sich als einen fahrenden Mann; der Beiname gartenaere ist wahrscheinlich appellativisch zu nehmen und nicht, wie v. d. Hagen, MS. 4, S. 299 glaubt, eine Bezeichnung seiner Herkunft von Garten am Garda See. Herausgeg. von J. Bergmann im 85. 86. Bande der Wien. Jahrb. d. Litt. 1839; besser von Haupt, Zeitschr. 4, S. 318 ff., wo auch das Nähere über den Schauplatz der Geschichte und den Dichter zu finden ist. — g) Vgl. §. 94, Anm. g. Benecke vermuthet, daß die Geschichte aus England stamme; aber wahrscheinlich kam sie dann erst durch französ. Vermittelung nach Deutschland. Außer einem alten Druck (Docen, Misc. 1, S. 76) im Kolocz. Cod. S. 293 ff., besser und vollständiger in Benecke's Beiträg. 1, S. 493 ff. Manches, was in diesem Gedicht von Amis erzählt wird, ist späterhin auf den Eulenspiegel übertragen worden. — h) Sehr gut ist seine Erzählung vom klugen Knecht, die sich in den „kleineren Gedichten von dem Stricker", herausgeg. von Hahn, Quedlinb. u. Leipz. 1839. 8. S. 9 ff. findet.

mit der Zeit dem Stoffe nach Eingang in größere Sammelwerke, namentlich in didactische Dichtungen [i]), woraus es dann zum Theil wieder in noch späterer Zeit herausgelöst und vereinzelt bearbeitet ward.

D. Neue Gestaltung des volksthümlichen Epos.

§. 99.

Daß in der Uebergangsperiode von der ältern Dichtweise zu der ausgebildeten höfischen die deutsche Heldensage nicht mehr bloß im epischen Gesange fortlebte, sondern auch auf freiere Art in die Form ausführlicher Erzählung gebracht wurde, beweist der König Ruther [1]), dem auch wohl das ältere Werk geglichen haben wird, auf das er sich als auf seine Quelle beruft. Dergleichen freieren Bearbeitungen einheimischer Heldensagen in den gewöhnlichen kurzen Reimpaaren begegnen wir auch während der Blüthezeit der höfischen Dichtkunst und späterhin bis ins vierzehnte Jahrhundert herein. Wahrscheinlich giengen auch schon gegen das Ende des zwölften aus dem epischen Volksgesange ausführliche Erzählungswerke in Strophenform hervor; die ältesten erhaltenen Gedichte dieser Gattung aber, die in der sogenannten Heldenstrophe [2]) und einigen Variationen derselben abgefaßt sind, fallen erst in den Beginn des dreizehnten; noch viel später die Darstellungen in andern, künstlichern Strophenarten. Bei allen diesen Dichtungen, mag ihre metrische Form in Reimpaaren oder in Strophen bestehen, kann, wenn nach ihren Urhebern gefragt wird, nur an Volkssänger oder Fahrende gedacht werden, ungeachtet

i) Wie in den Renner des Hugo von Trimberg.

1) Vgl. §. 91. — 2) Es ist die volksmäßige, aus vier Langzeilen gebildete, die oben §. 72 näher beschrieben ist.

des gänzlichen Mangels ausdrücklicher Zeugnisse dafür. Denn nicht einmal dem Namen nach kennen wir einen der Dichter, die bei Abfassung oder Bearbeitung der uns aus der guten Zeit erhaltenen Werke dieses Kreises betheiligt gewesen sind, und von den in einigen jüngern Stücken vorkommenden Dichternamen ist der eine gewiß [3]), der andere höchst wahrscheinlich [4]) untergeschoben, der dritte [5]) aber gibt über den Stand und die Verhältnisse seines Eigners keine Auskunft. Die Persönlichkeit der Dichter trat bei Gegenständen zurück, die sie nicht erst einführten, die vielmehr schon längere oder kürzere Zeit allgemein bekannt waren. Ihr Antheil an der eigentlichen Abfassung dieser Werke in der Gestalt, worin wir sie allein kennen, ist sehr ungleich gewesen. Während einige darunter gleich den erzählenden Werken der höfischen Poesie als freie, von einzelnen Dichtern unternommene Bearbeitungen volksmäßiger Stoffe angesehen werden dürfen, kann bei andern von Dichtern in dem Sinne, wie dort, zunächst entweder gar nicht, oder nur unter Beschränkungen die Rede sein. Im Allgemeinen spricht sich die Verschiedenheit ihrer Entstehungsart schon in der Form aus, nach der sie sich auch für die besondere Betrachtung am bequemsten in drei Classen ordnen lassen.

§. 100.

1. Volksmäßige Dichtungen in der Heldenstrophe und deren Variationen. Unter diesen befindet sich vielleicht nur ein Werk, das in seiner gegenwärtigen Gestalt als freiere Dichtung eines Einzelnen angesehen werden darf. Die übrigen nämlich, über deren Entstehung schon jetzt

---

3) Vgl. §. 102, Anm. d. — 4) Vgl. §. 104, Anm. zum Laurin. — 5) Vgl. §. 104.

mit einiger Sicherheit geurtheilt werden kann, sind entweder aus mehr oder minder unmittelbarer Zusammensetzung epischer Volkslieder von ganz verschiedenen Verfassern hervorgegangen, oder sie lassen wenigstens bald in ihren Bestandtheilen, bald in mehrern von einander abweichenden Bearbeitungen erkennen, daß mehr als eine Hand bei der uns überlieferten Abfassung thätig gewesen ist. — Von der ersten Art war höchst wahrscheinlich schon das ältere Gedicht, welches der Dichter der auch noch vor den Schluß des zwölften Jahrhunderts fallenden Klage als seine nächste Quelle angibt [a]). Ohne alles Bedenken aber hat man der Nibelunge Noth [b]) als eine um 1210 [c]) zu Stande gekommene Sammlung von zwanzig, bis auf zwei [d]), vollständigen Liedern anzunehmen, die, sehr verschieden an Ton und Werth und auch nicht alle

---

a) Vgl. §. 104. — b) Lachmann gebührt das Verdienst, zuerst in seiner Schrift über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibel. Noth und dann noch überzeugender in den Anmerkungen zu den Nibelungen und zur Klage dargethan zu haben, daß es thöricht ist, nach dem einen Dichter zu fragen, dem wir etwa das Werk, wie es auf uns gekommen ist, zuschreiben könnten. Alles was darüber früher vermuthet worden, hat bei unbefangener Betrachtung nicht einmal den Schein der Möglichkeit retten können. (Wer es kennen lernen will, der lese F. Schlegels d. Mus. 2, S. 1 ff. oder die Einleit. zu v. d. Hagens größerer Ausg. des Gedichts von 1820, S. XXVIII ff. nach). Kaum glaublich wird es daher erscheinen, daß noch in neuerer Zeit v. d. Hagen (MS. 4, S. 186) auf den Einfall gekommen ist, Walther von der Vogelweide könne der Nibelunge Noth gedichtet haben! Er will aber einmal nichts von der Wahrheit wissen, das zeigt deutlich genug sein Aufsatz im N. Jahrb. d. Berl. Gesellsch. f. d. Spr. 4, S. 103 ff. — c) Die Beweisgründe für diese Zeitbestimmung, so wie für alles, was sonst von der Entstehungsgeschichte des Gedichts in diesem §. angedeutet ist, sind in den beiden angeführten Büchern Lachmanns, besonders in dem zweiten, zu finden, womit man noch vgl. W. Grimms d. Heldens. S. 63 ff. — d) Diese beiden Lieder, die bei der Einreihung in die Sammlung um ihren Anfang gekommen, sind das siebente und das zwölfte; vgl. Lachmanns Anmerk. S. 110 u. 189.

von gleichem Alter, zwischen den Jahren 1190 und 1210, wo der Volksgesang seine Höhe erreicht hatte und seinem Verfalle entgegen gieng, ungefähr in der Gestalt, wie sie aus dem ältesten Text unsers Gedichts haben ausgeschieden werden können, abgefaßt und, wenn man etwa das letzte ausnimmt, das wohl schon vor seiner Anreihung an die übrigen niedergeschrieben wurde [e]), einzeln umhergesungen sein müssen [f]). Schon während dieser Zeit und vor ihrer Aufzeichnung erhielten einige Fortsetzungen von andern Verfassern, als den ersten Dichtern, alle aber, und gerade die alterthümlichsten mit am meisten, größere und kleinere Zusätze. Welche Theile des obern Deutschlands die Heimath der einzelnen Lieder gewesen, läßt sich den allermeisten nicht absehen: nur eins und mit ihm die Fortsetzung eines andern, weist bestimmt nach Oesterreich [g]). Schwerlich aber kann dort ihre Vereinigung mit den dadurch veranlaßten Zusätzen und Abänderungen von Einzelnheiten vor sich gegangen sein; eher ist es erlaubt, den Sammler [h]), der sich ohne sonderliches Geschick dieser Arbeit unterzogen hat,

---

e) Daselbst S. 254 und oben §. 81, Anm. 1. — f) Daß es im 12ten u. 13ten Jahrh. auch noch andere, von unsern verschiedentlich abweichende Lieder über die Sage von den Nibelungen sowohl in Ober- als Niederdeutschland gab, kann besonders aus dem Inhalt des Gedichts von der Klage und aus der Vilkina-Saga geschlossen werden. — g) Das zwölfte und die Fortsetzung des eilften; s. Lachmann zu Nibel. 1231, 1; 1244, 1 und S. 164. — h) Früher (Auswahl, S. XVII ff. u. Jen. Litt. Zeit. von 1820, Erg. Bl. Nr. 70 ff.), wo er freilich noch eine stärkere Veränderung auf die Gestalt der Lieder bei ihrer Aufnahme in die Sammlung voraussetzte, sprach sich Lachmann bestimmt für zwei Sammler oder Ordner aus: der erste hätte nur den zweiten Theil der ganzen Dichtung zusammengefügt, und erst dem zweiten verdankten wir das noch vorhandene Werk mit seinem neu hinzugekommenen ersten Theile. In den Anmerkungen zu d. Nibel. dagegen redet er gewöhnlich nur von dem Sammler; vgl. jedoch S. 149 zu 1124—1128.

am Thüringer Hofe zu suchen [i]). Was bei Anordnung der Lieder leitete, der in der lebendigen Volkssage selbst sich kund gebende Zusammenhang, oder ein schon länger vorhandenes kurzes, das Ganze der Sage oder einen großen Theil des Ganzen umfassendes Gedicht, läßt sich nicht mehr ausmachen. Daß aber die Dichtung in der Gestalt, worin sie durch die Ordner gebracht war, dem Geschmack der Zeitgenossen nicht vollkommen genügte, und daß man sie daher noch vor dem J. 1225 zwei bedeutenden Ueberarbeitungen unterwarf, die nicht bloß das Sprachliche und Metrische betrafen, beweisen die Abänderungen und Erweiterungen, die sie in den nicht den ältesten Text überliefernden Handschriften darbietet [k]).

---

i) S. Anmerk. zu d. Nibel. 1277, 1. — k) Den ältesten Text hat die zweite Hohenemser, jetzt Münchener Handschr. (A) aufbewahrt; die erste, im 13ten Jahrh. am meisten gelesene Ueberarbeitung gibt am besten die St. Galler (B), die andere ist in der nicht ganz vollständigen ersten Hohenemser, jetzt v. Laßbergischen (C), enthalten. Anschaulich zeigt das Verhältniß, in welchem die schon in A vorfindlichen Einfügungen und die Zusätze in B und C zu einem alten Liede stehen, der bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 467 ff. (1. A. Sp. 369 ff.) abgedruckte Abschnitt des Gedichts. — Ausgg. Das letzte Drittel, nach der jüngsten Bearbeitung, von Bodmer, unter dem Titel: Chriemhilden Rache (wobei auch Bruchstücke aus dem vordern Theil), Zürich 1757. 4.; vollständig zuerst, aber aus den beiden sich am entferntesten stehenden Recensionen, nämlich die beiden ersten Drittel aus der zweiten, das letzte aus der ersten Hohenemser Handschr. 1782, in Müllers Samml. Bd. 1; vier von v. d. Hagen, mit Benutzung verschiedener Handschr. Berlin 1810, Breslau 1816 u. 1820, Berlin 1842. 8.; und von Zeune, Berlin 1815. 12. Alle diese Ausgaben sind mehr oder weniger unzuverlässig. Ein genauer Abdruck der jüngern Ueberarbeitung, mit Ergänzung der Lücken aus der St. Galler Handschr. im 4. Bde. des vom Frhrn. v. Laßberg herausgegebenen Liedersaals, 1821. 8. (darnach von Schönhuth, Tübing. 1834, auch 1840. 16., und von H. Leyser, mit Holzschnitten nach Originalzeichn. von Bendemann und Hübner, Leipz. 1840. kl. fol.). Erste kritische Ausgabe des Gedichts in der ältesten Gestalt mit den Abweichungen der gemeinen Lesart (in der ersten Ueberarbeitung) von Lachmann, Berlin 1826. 4; (die Anmer-

§. 101.

Nicht so augenscheinlich, als die Entstehung der Nibelungen, kann die der Gudrun bis ins Einzelne nachgewiesen werden. Was sich in diesem Gedicht zunächst deutlich herausstellt, ist die Verknüpfung dreier, ursprünglich gewiß nicht zu einander gehöriger Theile, deren erster, nach seinem mehr märchenhaften Inhalt und seiner Darstellung zu schließen, vielleicht gar nicht auf heimischer, im Volksgesang lebender Ueberlieferung beruhte, während die beiden andern sicher echte Volkslieder wenigstens zur Grundlage hatten. Diese alle aus dem erhaltenen Texte des Ganzen auszuscheiden, ist zwar versucht [1]), der Angemessenheit und Richtigkeit des Verfahrens

---

lungen, Berl. 1836. 8) die zweite (worin die verschiedenen Bestandtheile des ganzen Gedichts durch Zahlen, Lettern und Druckzeichen so kenntlich gemacht sind, daß die ursprünglichen Lieder sich deutlich aus dem Uebrigen herausheben), Berl. 1841. 8, nachdem Lachmann schon vorher zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst die zwanzig alten Lieder von den Nibelungen prachtvoll hatte drucken lassen (Berl. 1840. gr. fol.). Die neueste Ausg. von Vollmer ist in den Dichtungen des d. Mittelalters erschienen, Leipz. 1843. 8; über sie vgl. E. Sommer in d. Berlin. Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. Novbr. 1843. Nr. 82. — Von den verschiedenen Uebertragungen ins Neudeutsche ist die beste von K. Simrock in verschiedenen Ausgg., die erste Berlin 1827. 2 Bde. 12.; die 20 Lieder allein, Bonn 1840. 8. — Ueber andere Bearbeitungen und die sonstige auf die Nibelungen bezügliche Litteratur vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 89 ff.; Mone, Einleit. in der Nibel. Lied, Heidelb. 1818. 8. S. 6 ff.; K. Rosenkranz, das Heldenbuch und die Nibelungen, Halle 1829. 8. S. 55 ff., und einen Aufsatz über die Geschichte und Bedeutung des Nibel. Liedes in der deutschen Vierteljahrsschrift für 1840. Hft. 2; über den poetischen Werth dieser und der übrigen Dichtungen dieses Sagenkreises besonders noch W. Grimm, a. a. O. S. 368 ff.

1) Von L. Ettmüller: Gudrunlieder, Zürich u. Winterthur 1841. 8. Er zerlegt, nach Ausscheidung von mehr als der Hälfte sämmtlicher Strophen, das, was von dem Gedichte noch übrig bleibt, in dreizehn Lieder, wovon das erste und zweite auf die beiden ersten Theile, die eilf folgenden auf den dritten Theil kommen.

aber begründeter Zweifel entgegengesetzt worden[2]). Jedenfalls muß die Hand, welche die Dichtung, auch noch in den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts, in die Gestalt brachte, die sie vor ihrem Durchgang durch mehrere, besonders auch in der verschiedenen Behandlung der Strophenform[3]) sich verrathende Ueberarbeitungen und Erweiterungen hatte, eine geschicktere gewesen sein, als die, welche die Nibelungenlieder zu einem Ganzen verband. Denn zumal der letzte Theil, in welchem sich „die Blüthe des Gedichts öffnet", zeigt nach Aussonderung der jüngern Zusätze, eine so feste Geschlossenheit der Fabel und eine so gleichmäßige Darstellungsweise, daß hier viel eher, als bei der Nibelunge Noth, an ein aus einem Gusse hervorgegangenes Werk gedacht werden könnte[4]). — Mit dem Gehalt dieser beiden, auch in der äußern Form

2) In den Götting. gel. Anz. 1842. Nr. 140. 141. von W. M(üller). — 3) Die echten Strophen unterscheiden sich darin von der Nibelungenstrophe (s. §. 72.), daß ihre zweite Hälfte klingend gereimt ist, und daß die letzte Halbzeile fünf Hebungen enthält. Strophen, die diesen Theil nur viermal gehoben haben, erregen Verdacht, später eingeschoben zu sein; der Verdacht wird zur Gewißheit, wenigstens für die beiden letzten Langzeilen, wenn diese, wie in den Nibelungen gebaut und gereimt sind. Mittelreime, die sich in der Gudrun viel häufiger, als in dem andern Gedichte finden, bald in der ersten, bald in der zweiten Strophenhälfte, bisweilen auch durch alle vier Langzeilen durchgeführt, scheinen hier weniger sichere Kennzeichen von Einfügung zu sein, als in den Nibelungen. — 4) Vgl. W. Grimm, d. Heldens. S. 370 f. — Die Untersuchung über die Geschichte dieser Dichtung ist dadurch sehr erschwert, daß sie bis jetzt nur in einer einzigen, sehr jungen Handschr. aufgefunden ist, wonach sie zuerst in v. d. Hagens und Primissers Heldenbuch, Bd. 1. gedruckt wurde (mit Anmerkungen und Verbesserungen zu Ende des 2ten Bdes.). Auf diesem Druck allein beruht die Ausgabe A. Ziemanns: Kutrun, Quedlinb. u. Leipz. 1835. 8: er wollte den überlieferten Text in reines Mittelhochd. zurückführen, verfuhr aber dabei mit zu großer Willkür. Besser ist der Text in Ettmüllers Gudrunliedern behandelt. Zu beiden Ausgg. vgl. Hahn in d. Hall. Litt. Zeit. v. 1837. Ergänz. Bl. Nr. 12. und

vollendetsten Dichtungen dieser Classe läßt sich nichts, auch nur entfernt, vergleichen, was sonst noch von der epischen Volkspoesie dieses Zeitraums erhalten ist; ihr durchaus deutscher Character erhebt sie aber zugleich zu den kostbarsten Ueberbleibseln unsers poetischen Alterthums überhaupt, woraus uns der Geist, die Gesinnung, die Sitten, das ganze innere und äußere Leben des deutschen Mittelalters viel reiner und unmittelbarer entgegentreten, als selbst aus den vortrefflichsten Werken der höfischen erzählenden Poesie [5]).

§. 102.

Von den übrigen Gedichten dieser Classe gehören Walther und Hildegunde, so wie der Alphart noch der bessern Zeit an. Jenes, uns nur aus spärlichen Bruchstücken bekannt [a]), läßt in die Art seiner Abfassung nicht tiefer einblicken: dieses trägt allerdings in der Gestalt, worin es sich allein erhalten hat, unverkennbare Spuren nachlässiger und ungeschickter Zusammenfügung von ursprünglich nicht zusam-

---

Haupt in den Hall. Jahrb. 1839. Nr. 133., auch in d. Zeitschr. 2, S. 380 ff.; 3, S. 186 f. — Uebersetzt von A. Keller, Stuttg. 1840. 8. und K. Simrock, Stuttg. u. Tübing. 1843. 8; frei bearbeitet von G. Marte, Berlin 1839. 8. — 5) Vgl. Gervinus, 1, S. 380 f. (1. A. S. 283).

a) Sie gehören dem Schlusse des Gedichts an, das auf derselben Sage, wie der §. 34. angeführte lateinische Walther beruht. Seine Strophe ist wieder eine Variation der Nibelungenstrophe, von der aber nur darin abgewichen ist, daß hier der vorletzten Halbzeile fünf Hebungen ertheilt sind, die vierte Langzeile also deren neun enthält. Der Mittelreim scheint häufig angewandt gewesen zu sein, wenn man aus den Bruchstücken auf die Form des Ganzen schließen darf. Diese wurden zuerst bekannt gemacht durch v. Karajan in der Frühlingsgabe für Freunde älterer Litteratur, Wien 1839. 8. S. 1 ff.; wieder abgedruckt aus der Handschr. mit einigen Besserungen und Ergänzungen von Maßmann und darunter gesetzten Bemerkungen von Haupt in dessen Zeitschr. 2, S. 216 ff.; auch im N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. für d. Spr. (durch v. d. Hagen) 5, S. 114 ff.

mengehörigen Bestandtheilen an sich; woher sie aber stammen, und wie sie zusammengekommen sind, kann aus dem zerrütteten und dabei auch noch lückenhaften Texte höchstens gemuthmaßt werden b). — Jünger, sich aber, wie Gudrun und Alphart, auf ältere niedergeschriebene Darstellungen berufend c), sind Ortnit, Wolfdieterich und der große Rosengarten, von denen jedoch der erste auch noch etwa um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gesetzt werden kann, während dieß bei den beiden andern, die uns die Volkspoesie schon in ihrer vollen Verwilderung zeigen, nur von ihrer ursprünglichen Abfassung, kaum aber von den Gestaltungen wird gelten können, in denen sie uns, auch ganz abgesehen von den Sprachformen, die Handschriften geben. Alle drei scheinen am wenigsten unmittelbar aus epischen Liedern zusammengesetzt zu sein, vielmehr wird man wohl nicht irren, wenn man sie sich durch starke Umgestaltung, willkürliche Erweiterung und Nachbildung der Volksgesänge entstanden denkt, die ihnen, oder ihren schriftlichen Quellen zum Grunde lagen und wahrscheinlich gar nicht einmal sehr alt waren. Besonders dürfte dieß mit dem Ortnit der Fall sein, der in der besten Darstellung, die wir von ihm kennen, unter den Werken von gleicher Form den meisten Anspruch zu haben scheint, für eine freie, von einem einzelnen Volksdichter herrührende Umdichtung

---

b) Vgl. das §. 83, Anm. o. in Bezug auf den Alphart Angeführte. Die einzige Handschr. ist noch nicht herausgegeben; eine Bearbeitung in v. d. Hagens Heldenbuch, Berlin 1811. 8.; eine Uebersetzung (mit Ausfüllung einiger Lücken) von Simrock in seinem kleinen Heldenbuch, Stuttg. u. Tübing. 1844. 8. (enthält außerdem den übersetzten latein. Walther, eine Bearbeitung des Rosengartens und, auch in Uebersetzungen, den hörnenen Siegfried, das jüngere Hildebrandslied und den Ortnit). — c) Die Nibelungen sind das einzige Gedicht dieser Classe, das sich nur auf mündliche Ueberlieferung beruft.

älterer Lieder angesehen zu werden; wogegen bei dem Rosengarten schon die verschiedenen, selbst in der Fabel ganz von einander abweichenden Bearbeitungen die starke Umbildung und Erweiterung darthun, die ein verlorenes, ihnen allen zum Grunde liegendes Gedicht durch mehrere Hände erfahren hat [d]).

---

d) Der Ortnit (oder, wie der Name sonst geschrieben wurde, Otnit) ist nach der besten, das Gedicht bis zu seinem Schluß selbständig fortführenden Handschr. herausgegeben von L. Ettmüller: Künec Ortnides mervart unde tôt, Zürich 1838. 8. In den jüngern, spätere Ueberarbeitung verrathenden Handschriften, so wie in den alten Drucken des sogenannten Heldenbuchs, ist dieser Schluß in den Wolfdieterich hineingezogen. Nach solchen Handschr. ist Mone's Otnit herausgegeben, Berlin 1821. 8, den Lachmann in d. Jen. Litt. Zeit. 1822. Nr. 13 ff. beurtheilt hat. Ueber spätere Umbildungen dieses Gedichts, wie anderer aus dem deutschen Sagenkreise, und ihre Aufnahme in jene alten Drucke s. §. 145. — Der Wolfdieterich ist vollständig bis jetzt allein im alten Heldenbuch, aber nach einer noch jüngern Bearbeitung, als der aus den Handschr. bekannten gedruckt. Von den in der Wiener Handschr. befindlichen 526 Strophen, welche die Geschichte von Hugdieterich, dem Vater Wolfdieterichs, ganz und von der Geschichte des Sohnes den Anfang geben, sind die 24 ersten im altd. Mus. 1, S. 618 ff. und alle in Haupts Zeitschr. 4, S. 401 ff. abgedruckt. Hugdieterichs Geschichte, die in dieser Abfassung etwas weniger Armuth an Reimen zeigt, als das Stück des Wolfdieterichs, so daß beide nicht von vorn herein mit einander verbunden gewesen zu sein scheinen, ist nach einer andern Handschr. auch durch F. F. Oechsle bekannt gemacht: Hugdieterichs Brautfahrt und Hochzeit, Oehringen u. Stuttgart 1834. 8. Die ganze Dichtung dem Wolfram v. Eschenbach beizulegen, wird jetzt wohl niemand mehr einfallen, obschon sein Name darin eingeschwärzt ist; vgl. W. Grimm, d. Heldens. S. 229. — Vom Rosengarten sind im Ganzen vier Bearbeitungen zu unterscheiden: eine, die noch in einigen Handschr. vorhanden ist, liegt dem Text im alten Heldenbuch zum Grunde; nach einer zweiten, verloren gegangenen hat Caspar von der Röhn (s. §. 145.) seinen Rosengarten gedichtet; die dritte hat W. Grimm (nach einer nicht lückenlosen Handschr. des 15ten Jahrh.) herausgegeben: der Rôsengarte, Götting. 1836. 8; endlich die vierte, die in einem aus der Vermischung zweier Handschr. gebildeten Texte in v. d. Hagens und Primissers Heldenbuch, Bd. 1. gedruckt ist. Nach keiner der erhaltenen

— Ob endlich schon in diesem Zeitraum der Hörnen Siegfried aus einzelnen Liedern zusammengetragen ward, läßt sich nicht mehr bestimmen: die uns bekannte, äußerst rohe, aber wieder sehr augenfällig Zusammensetzung beurkundende Gestalt dieser Dichtung rührt offenbar von jüngerer Hand her [e]).

§. 103.

2. Volksmäßige Gedichte in andern Strophenarten. Hierunter sind zwei, die auch noch ihrer ältesten uns bekannten Gestalt nach in das dreizehnte Jahrhundert, aber wohl erst gegen dessen Ende fallen, das Eckenlied und der Riese Siegenot, in einer dreizehnzeiligen Strophe, der sogenannten Berner Weise [1]) und in dem Tone der rohern Volkspoesie abgefaßt. Schon die künstliche, gewiß nicht sehr weit zurückreichende Form deutet darauf hin, daß sie in anderer Weise, als die ältern Gedichte der vorigen Classe, entstanden sind. Das erste beruft sich zwar schon in dem ältesten Texte auf frühere Ueberlieferung [2]), und für diese sprechen

---

Handschriften der ersten, dritten und vierten Bearbeitung läßt sich die strophische Eintheilung der Texte ganz durchführen; nur stückweise ist sie in den beiden letzten herstellbar, und auch da erscheint das alte Maaß der Nibelungenstrophe roh und fehlerhaft behandelt. Zwei Stücke aus der vierten Bearbeitung, die zugleich als einzelne Lieder gelten können, hat W. Grimm in möglichst reinem Texte seiner Ausgabe angehängt; ein drittes gibt gleichfalls in gesäubertem Texte Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 797 ff. (1. A. Sp. 621 ff.). Ueber die Entstehung des Rosengartens, seine verschiedenen Bearbeitungen und deren Form vgl. W. Grimms Einleit. zu seiner Ausg. — Uebrigens muß es auch von Ortnit und Wolfdieterich andere Bearbeitungen, als die ältesten bekannten gegeben haben (vgl. W. Grimm, d. Heldens. S. 227; 235). — e) W. Grimm, a. a. O. S. 258. Das Gedicht ist nur in alten Drucken vorhanden und daraus aufgenommen in v. d. Hagens und Primissers Heldenb. Bd. 2.

1) Vgl. §. 73, Anm. f. — 2) Vgl. Str. 106, 3, wo offenbar lieden statt lieben zu lesen ist, und 179, 7.

auch andere Zeugnisse[3]); allein so wie es vor uns liegt[4]), ist es sicher das Werk eines einzelnen Volkssängers, der etwa ein älteres, in einer einfachern Strophe abgefaßtes Lied erweiternd umarbeitete. Das andere, kürzere und in seinem Gehalt viel dürftigere Gedicht[5]) aber, welches in der für uns ältesten Abfassung dem Eckenliede vorangestellt und mit ihm durch eine Uebergangsstrophe formell verbunden ist[6]), dürfte sogar, da es das einzige dieses Sagenkreises ist, in dem nirgend auf frühere Behandlung desselben Gegenstandes hingewiesen wird, und da überdieß seines Inhalts während des dreizehnten Jahrhunderts an keinem Orte Erwähnung geschieht, zum großen Theil für freie Erfindung seines Verfassers zu halten sein. — Aehnlich, wie mit dem Eckenliede, verhält es sich mit dem letzten und auch wohl jüngsten Werke dieser Classe, der in einer sechszeiligen Strophe gedichteten Rabenschlacht[7]): sie ist freie, sehr erweiterte und auch sehr weit-

---

3) W. Grimm, a. a. O. S. 214. — 4) Eggenliet, bekannt gemacht (aber nach einer den Schluß entbehrenden Handschr.) durch Meister Seppen von Eppishusen (d. i. den Frhrn. v. Laßberg), 1832. 8.; vgl. v. Aufseß' Anzeig. 1832. Sp. 149 ff., wo, wie auf dem Titel des Abdrucks, der Verfasser mit Unrecht in dem bei Rudolf v. Ems genannten höfischen Dichter Heinrich von Leinaue gesucht wird. — 5) Aus derselben Handschr. durch v. Laßberg in Druck gegeben: Ein schön und kurzweilig Gedicht von einem Riesen, genannt Sigenot ꝛc. 1830. 8. Beide Gedichte (mit der Klage) nach dem Text v. Laßbergs herausgeg. von Schönhuth, Tübing. 1839. 12. Ueber die alten Drucke, worin jüngere Bearbeitungen von ihnen stehen, vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 24 ff. — 6) Aus diesem Umstande möchte ich aber noch nicht mit v. Laßberg (im Anzeig. a. a. O.) schließen, daß beide Gedichte denselben Verfasser haben. Allerdings hat der Siegenot alle Reimungenauigkeiten, die sich im Eckenliede vorfinden, dabei aber noch ihm eigenthümliche. Ich glaube daher eher, daß er von einem Fahrenden zu dem bereits vorhandenen Eckenliede als eine Art von Einleitung hinzugedichtet ist. — 7) Sie schließt sich durch ihren Inhalt an Dieterichs Flucht an (vgl.

schweifige Umarbeitung eines ältern Gedichts, über dessen Form und Entstehungsart wir nichts mehr wissen können, als daß ihm echte Volkslieder zum Grunde gelegen haben müssen.

§. 104.

3. **Gedichte über deutsche Heldensagen in kurzen Reimpaaren.** Sie bilden, obschon in anderer Beziehung, als die kleinen Erzählungen, wieder eine Art von Mittelglied zwischen dem eigentlichen Volksepos und den höfischen Dichtungen. Die ältesten Werke dieser Classe nach dem **Ruther** sind die **Klage** und der **Biterolf**. Jene [a]), durch ihren Inhalt eine Art von Fortsetzung der Nibelunge Noth, für welche sie aber gewiß nicht gedichtet ward, obgleich sie die Handschriften ihr beigefügt haben [b]), ist die schon im letzten Zehent des zwölften Jahrhunderts vorgenommene Umdichtung eines ältern, wahrscheinlich strophischen und aus der Zusammensetzung von Liedern [c]), die theils einen unsern Nibelungenliedern ähnlichen, theils davon abweichenden Inhalt hatten [d]), hervorgegangenen Werks [e]). Der Biterolf, unstreitig

---

§. 104.), ist aber sicher von einem andern Verfasser, als die uns erhaltene Darstellung der letztern, und wahrscheinlich aus dem 14ten Jahrh. W. **Grimm**, a. a. O. S. 208 ff. Herausgegeben in v. d. **Hagens** und **Primissers** Heldenb. Bd. 2.

a) Vgl. über die Klage im Allgemeinen **Lachmanns** Anmerkungen zu den Nibel. und zur Klage, S. 287 ff. und W. **Grimm**, d. Heldens. S. 108 ff. — b) Daß erst bei dieser Vereinigung beider Gedichte verschiedene Einfügungen in dieselben gekommen sind, hat **Lachmann** a. a. O. S. 163 sehr wahrscheinlich gemacht. — c) Sie mochten nach **Lachmann**, S. 290. aus den Achtzigern, höchstens aus den Siebzigern des 12ten Jahrh. und ihr Vaterland Oesterreich sein. — d) Vgl. außer den hierauf bezüglichen Nachweisungen bei W. **Grimm** und **Lachmann** auch E. **Sommer**: die Sage von den Nibelungen wie sie in der Klage erscheint, nebst den Abweichungen der Nibelunge Noth und des Biterolf, in **Haupts** Zeitschr. 3, S. 193 ff. — e) Anders

von demselben Verfasser [f]) und aus derselben Zeit ist gleichfalls Erneuerung einer schon früher niedergeschriebenen Dichtung, die auch gewiß aus Liedern entstanden war [g]); doch darf man, wie bereits oben [h]) bemerkt wurde, in ihrem Inhalt weniger einen nachgewachsenen Zweig echter Heldensage, als eine willkürlichere Weiterbildung einzelner Bestandtheile derselben sehen; und Gleiches wird sich auch von dem Inhalt der eigentlichen Klagelieder behaupten lassen [i]). — Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dürfte der Laurin oder der kleine Rosengarten zu setzen sein, der wohl aus einer in Tyrol heimischen Zwergsage hervorgegangen ist, und wovon es vielleicht schon im zwölften Jahrhundert eine Bearbeitung gab [k]). — Das jüngste Gedicht in dieser Form, wel-

---

steht W. Grimm, a. a. O. S. 118 f. die Sache an: nach ihm war die nächste Quelle der Klage ein älteres Gedicht, welches von einem Meister abgefaßt war und, wie zum großen Theil durch seinen Inhalt, so auch wahrscheinlich durch seine strophische Form unseren Nibelungen glich. Von diesem Gedicht nahm der Verf. der Klage dann das Ende zum Hauptgegenstande einer besondern Darstellung. — Auch die Klage hat, wie der Nibelunge Noth, in der ersten Hohenemser Handschr. starke Ueberarbeitung und zwar von derselben Hand erlitten. In der ältesten Gestalt, mit den gemeinen Lesarten, ist sie zu finden hinter Lachmanns beiden Ausgg. der Nibel. Noth und (weniger zuverlässig) hinter Vollmers Nibelungen; die Ueberarbeitung hinter Chriemhilden Rache; in Müllers Samml. Bd. 1. und am besten in v. Laßbergs Liedersaal, Bd. 4. (und darnach auch von Schönhuth, s. §. 103., Anm. 5); ein gemischter Text in v. d. Hagens Ausg. der Nibelungen von 1810. — f) Vgl. W. Grimm, a. a. O. S. 150 ff. Er dürfte nach Wackernagel (v. d. Hagens MS. 4, S. 440, Note 9) ein Landsmann Neidharts, also ein Baier gewesen sein. — g) W. Grimm, a. a. O. S. 123; Lachmann zu den Nibel. 1141, 4. — h) S. §. 83. — Abgedruckt ist der Biterolf in v. d. Hagens und Primissers Heldenb. Bd. 1. — i) Vgl. Lachmann, a. a. O. S. 291. — k) Derselbe, üb. Sing. u. Sag. S. 6; 15. — Nach einer Handschr. herausgeg. (aber nicht zuverlässig) von L. Ettmüller: Kuneck Luarin, Jena 1829. 8.; auch in den alten Drucken des Heldenbuchs. Ein Auszug,

ches wieder auf eine ältere, theilweise vielleicht aus Liedern zusammengesetzte Darstellung hinweist l), ist Dieterichs Flucht m), worin ein Heinrich der Vogler so genannt wird, daß man ihn für den Verfasser halten kann n).

E. Vortragsart der erzählenden Dichtungen.

§. 105.

Auch in diesem Zeitraum sind die technischen Ausdrücke für den Vortrag der Gedichte Singen und Sagen geblieben; sie werden nun aber oft einander entgegengesetzt, und dann darf das Sagen (wofür auch Sprechen und Lesen gebräuchlich) nicht mit Gesang verbunden gedacht werden. Das Singen erhielt sich vornehmlich in der lyrischen Poesie, wogegen es in der erzählenden sehr zurücktrat. Alle Dichtungen nämlich in kurzen Reimpaaren ohne strophische Abtheilung,

---

der auf die muthmaßliche ältere, ins 12te Jahrh. fallende Behandlung der Fabel deutet, mit einer Fortsetzung, in Nyerups Symbol. ad Litt. Teuton. — Daß der Verf. des Laurins, wie zu Ende desselben erzählt wird, Heinrich von Ofterdingen geheißen habe, hat so gut wie gar keine Begründung. Wir wissen von diesem Heinrich weiter nichts, als daß er nach den Liedern und Sagen vom Wartburger Kriege in diesem eine Hauptrolle gespielt haben soll, und daß er einem Meister aus dem Schlusse des 13ten Jahrh. (v. d. Hagen, MS. 4, S. 872) für einen der ältern und berühmtern Liederdichter galt. — l) W. Grimm, a. a. O. S. 184. — m) Abgedruckt in v. d. Hagens und Primissers Heldenb. Bd. 2. Dem Hauptgedicht (welches die Wien. Handschr. allein gibt, vgl. Hoffmanns Verzeichn. d. altd. Handschriften zu Wien, S. 19 f.) geht bis gegen Z. 2320 eine kurze Geschichte von Dieterichs Ahnen voraus; s. W. Grimm, a. a. O. S. 185. — n) Von einem andern Gedicht aus der Dieterichssage in kurzen Reimpaaren, das sich neben Biterolf und die Flucht stellt und noch dem 13ten Jahrh. angehört, sind zeither nur Bruchstücke aufgefunden und von Wackernagel in den altd. Blätt. 1, S. 329 ff. bekannt gemacht worden.

mochte der Inhalt sein, welcher er wollte, waren nur zum Sagen und Lesen bestimmt, und eben so verhielt es sich während der bessern Zeit mit allen kunstmäßigen Erzählungen in Strophenform. In dem Volksepos hörte zwar der Gesang nie ganz auf, doch trat schon frühzeitig, wenigstens in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, daneben die andere Vortragsweise ein, wie das Gedicht von Salman und Morolt lehrt, das von einem Fahrenden für Lohn vorgelesen wurde; ja in der Blüthezeit der höfischen Poesie scheinen die Volksdichter, die damit gewiß eher Beifall und Lohn von den Höfen erwarten konnten, sogar viel mehr gesagt, als gesungen zu haben. Denn nur ein einziges Mal geschieht in dieser Zeit des epischen Gesanges Erwähnung, und daher wird man auch annehmen dürfen, daß Werke, wie unsere Nibelungen und Gudrun, gleich von vorn herein zum Vorlesen bestimmt und niemals gesungen worden seien. Später jedoch, mit dem Verfall der höfischen Poesie, kommt das Singen wieder häufig vor, und nun waren es nicht bloß einzelne rhapsodische, auf deutsche Heldensagen bezügliche Lieder[1]), die auf diese Weise vorgetragen wurden, sondern selbst größere Dichtungen in Strophenform[2]).

---

1) Daß dergleichen in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrh. noch wirklich vorhanden waren und theilweise der Nibelungen Sage angehörten, beweist außer der Vilkina Saga vorzüglich der Marner, MS. 2, S. 176a; v. d. Hagen, 2, S. 251b; vgl. Lachmann, über Sing. u. Sag. (worauf ich überhaupt zu diesem §. verweise), S. 9. und W. Grimm, a. a. O. S. 161. — 2) So sang z. B. der Dichter der Rabenschlacht; und auch einzelne Stücke aus dem jüngern Titurel scheint man so vorgetragen zu haben; s. Lachmann, a. a. O. S. 18. und v. d. Hagen in d. N. Jahrb. der Berlin. Gesellsch. für d. Spr. 2, S. 269 f.

Vierter Abschnitt.

Lyrische und didactische Poesie. — Prosa.

A. Lyrische Poesie.

§. 106.

Eigentlich lyrische Gedichte in deutscher Sprache lernen wir erst in diesem Zeitraum kennen, und kaum ist es glaublich, daß es deren schon in frühern Jahrhunderten gegeben habe, die für uns verloren gegangen sein könnten; vielmehr wird wohl Alles, was vor dem zwölften Jahrhundert von Laien, wie von Geistlichen gedichtet und gesungen wurde, im Ganzen epischer Natur gewesen sein [a]), wie es die nicht untergegangenen Werke des fränkischen Zeitalters wirklich sind, selbst die ältesten Ueberbleibsel des sich schon damals bildenden religiösen Volksgesanges [b]) nicht ausgeschlossen. Streift doch noch sogar die Darstellungsweise der frühesten lyrischen Gedichte häufig an die Form der Erzählung, oder geht geradezu in diese über [c]), worin zugleich ein Beweis vorliegt, daß die neue Gattung sich nicht auf einmal, sondern erst allmählig von der alten abzulösen und frei zu gestalten vermochte. Indessen einzelne Keime zu einem lyrischen Gesange mag die deutsche Dichtkunst schon in sehr früher Zeit gehegt, wenn auch erst in diesem Zeitraum, seit dem stärkern Heraustreten des subjectiven Princips, entwickelt haben. Von der geistlichen ist es sogar ausgemacht, da in Otfrieds Krist genug lyrische Stellen von größerem und kleinerem Umfange vorkom-

a) Vgl. §. 37. — b) Vgl. §. 43. Die dort erwähnte Bearbeitung eines Psalms hat wenigstens einen epischen Eingang erhalten. — c) Vgl. Lachmann, über Otfried, S. 279.

men. Von weltlichen verlorenen Liedern dürften sich vielleicht diejenigen am weitesten von dem Character des rein epischen Gedichts entfernt und dem des lyrischen am meisten genähert haben, die an Volksfesten zum Tanz, oder bei Umzügen zur Begrüßung einzelner Jahreszeiten gesungen wurden [d]). Es wäre möglich, daß sich gerade aus solchen Elementen einige besondere Arten der lyrischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts herausgebildet hätten, die auch noch in ihrer kunstmäßigen Gestaltung am meisten einen volksmäßigen Ursprung verrathen [e]), obschon die ältern Ueberbleibsel der ganzen Gattung vor ihrer höfischen Ausbildung keine Mittelglieder gewähren, die hierin zur Ueberzeugung führen könnten.

§. 107.

Wenn die erzählende Poesie dieses Zeitraums von Seiten ihrer Stoffe nur in einem sehr beschränkten Maaße auf Originalität Anspruch machen kann, so darf dagegen die lyrische auch in dieser Beziehung als ein einheimisches Gewächs betrachtet werden. Ihre kunstmäßige Gestaltung verräth zwar, besonders in einer ihrer Hauptarten, dem Minneliede, eine gewisse, sich selbst bis auf viele einzelne Züge erstreckende Verwandtschaft mit der provenzalischen und nordfranzösischen Kunstpoesie [1]): diese rührt aber in der Regel nicht von eigentlicher Nachbildung her, sondern hat ihren Grund in der Natur des Gegenstandes dieser Dichtungsart und in der eigenthümlichen Farbe, die er durch den Character der Zeit erhielt; wobei immerhin in der Ausbildung von Haupt- und Nebenzügen die fremde Kunst auf die heimische eingewirkt haben

d) Vgl. §. 37. — e) Die Frühlings-, Herbst- und Winterlieder, Tänze und Reien, besonders die der höfischen Dorfpoesie; vgl. §. 112.

1) Vgl. Görres, altd. Volks- und Meisterlieder, S. XLI ff. Diez, d. Poesie der Troubad. S. 235—238; 261 die Note.

mag[2]). Unmittelbare Uebertragung des Inhalts romanischer Lieder ins Deutsche[3]) zeigt sich eben so ausnahmsweise, als Nachahmung ihrer Form[4]). Ein großer Reichthum von Gegenständen läßt sich aber dieser poetischen Gattung nicht nachrühmen. Die ältesten, in ihrer Form noch ganz volksmäßigen Ueberbleibsel bestehen in Liebesliedern, religiösen Gesängen, gnomischen Stücken und einem Lob- und Klagelied auf Verstorbene. Von diesen vier Arten bleiben auch in der kunstmäßigen Lyrik die drei ersten die vornehmsten. Daneben finden sich noch Preis- und Klaggesänge beim Empfang oder Abschied der Jahreszeiten, Darstellungen aus dem Dorfleben, Lob- und Straflieder an einzelne lebende Personen, oder an ganze Stände und Geschlechter gerichtet, politische, satirische und allegorische Gedichte, deren meiste sich indeß mehr oder weniger nahe mit einer oder der andern jener drei Hauptarten berühren. Was die Dichter anbetrifft, so haben sich im Ganzen nur wenige in mehreren Richtungen zugleich versucht: die fürstlichen und adeligen beschränkten sich in der Regel nur auf die Abfassung von Minnepoesien, die daher auch während der Blüthezeit des höfischen Gesanges entschieden vorherrschen; wogegen später durch die bürgerlichen Meister den religiös- und sittlich-betrachtenden und den allegorischen Dichtungen das Uebergewicht verschafft ward[5]). Am weitesten hat noch Walther

---

2) Diez, a. a. O. S. 262 ff. — 3) Bodmer (neue kritische Briefe, 13. 14.) hat zuerst auf das einzige unbestreitbare Beispiel der Art, die Lieder des Grafen Rudolf von Neuenburg (in der Schweiz), aufmerksam gemacht, die großentheils Nachahmungen der provenzalischen Folquet's von Marseille sind. Vgl. über das Nähere der Uebertragung, so wie über das, was dem deutschen Dichter eigenthümlich zugehören dürfte, Diez, a. a. O. S. 267 ff., Wackernagel, d. Verd. d. Schweiz. S. 31 und v. d. Hagen, MS. 4, S. 50 ff. — 4) Vgl. §. 76. — 5) Näheres über den Character dieser Dichter enthält ein trefflicher

von der Vogelweide die Grenzen seiner Kunst ausgedehnt, der überhaupt der reichste und tiefste unter allen Lyrikern dieses Zeitraums ist. Ihm haben die Liebe, die Religion, die großen öffentlichen Verhältnisse der Zeit, Ereignisse des Tages, die sein Gemüth mehr oder weniger unmittelbar berührten, die Verbindung, in welcher er mit den Oberhäuptern und den Großen des Reichs stand, sein Bestreben, die Zeitgenossen von dem Verkehrten und Schlechten abzuhalten und zum Rechten, Guten und Ehrenvollen hinzuleiten, in früherer Zeit seine Freude an vaterländischer Zucht und Sitte, in späterer seine Trauer über deren Verfall, sein Schmerz über das Verschwinden deutscher Größe und Herrlichkeit, sein Zorn über die Anmaßung der Hierarchie — den Stoff zu Gedichten von dem verschiedensten Character und den mannigfaltigsten Formen gegeben [6]).

Aufsatz von Docen: Ueber die deutschen Liederdichter seit dem Erlöschen der Hohenstaufen bis auf die Zeiten Kaiser Ludwigs des Baiern, abgedr. im Archiv für Geogr., Histor., Staats- u. Kriegskunst, Jahrg. 1821. Nr. 50—54. — 6) Man lese über diesen Dichter die schon öfter angeführte geistreiche und gehaltvolle Schrift nach: Walther v. d. Vogelweide, ein altd. Dichter, geschildert von Uhland, Stuttg. u. Tübing. 1822. 8., so wie die Anmerkungen zu Lachmanns Ausgaben und zu Simrocks Uebersetzung. Sein Geburtsjahr muß etwa zwischen 1165 und 1170 fallen; über seine Heimath sind die Ansichten getheilt: früher hielt man, ohne hinlänglichen Grund, die Schweiz dafür (vgl. Uhland, S. 5 ff.); Wackernagel (bei Simrock, 2, S. 194) räth auf Franken, W. Grimm (Vridanc, S. CXXX, vgl. mit XLI) auf Schwaben; aber Lachmann weist (zu Walther, 2. A. S. 221) nach, daß Walther von Kind auf für einen Oesterreicher gegolten hat; daß er in Oesterreich singen und sagen lernte, berichtet er selbst. Er war adeligen Standes, führte ein Wanderleben, stand mit König Philipp, den Kaisern Otto IV. und Friedrich II. (von dem er ein Reichslehn erhielt), dem Landgrafen Hermann, mehrern österreichischen Herzogen und andern weltlichen und geistlichen Herren in Verbindung, lebte wenigstens bis 1227 und über dieß Jahr hinaus, wenn er die Kreuzfahrt Friedrichs II. mit machte, wie Wackernagel (a. a. O. S. 190 ff.)

§. 108.

Rücksichtlich dieser letztern überhaupt ist noch das Verhältniß im Allgemeinen anzugeben, das zwischen ihren verschiedenen Arten und den Gegenständen, zu deren Einkleidung sie dienten, wahrgenommen werden kann, wobei, außer der bereits oben [a]) näher bezeichneten Entgegensetzung zwischen der eigentlich strophischen und der Leichform, auch der Unterschied zu erwähnen ist, der, wo jene statt findet, zwischen Liedern und Sprüchen gemacht werden muß. Ein Lied nämlich besteht gewöhnlich aus mehrern Strophen, ein Spruch dagegen meist nur aus einer einzigen; dort ist das Maaß der Verse in der Regel kürzer, der Bau leichter schwebend, das Ganze musikalischer, als hier, wo alles mehr auf eine gemessenere Vortragsweise berechnet zu sein scheint [b]). Daher dient

---

und W. Grimm (a. a. O. S. CXXIX), im Widerspruch mit Lachmann (Walther, S. 137), meinen. Zu Würzburg soll er begraben sein (vgl. Haupts Zeitschr. 1, S. 33). Diejenigen seiner Lieder, deren Zeit sich bestimmen läßt, reichen von 1198—1227; angefangen zu singen hat er etwa 1187. Wie hoch er von seinen Zeitgenossen gehalten wurde, geht unter andern aus Gottfrieds Tristan 4791 hervor. Ob er je andere, als lyrische Gedichte verfaßt, wissen wir nicht. Vgl. jedoch weiter unten (§. 119.) W. Grimms Vermuthung über Freidank. Vortreffliche Ausgaben von Walthers Gedichten, mit Anmerkungen, hat Lachmann besorgt, die erste Berlin 1827. 8. (vgl. W. Grimm in d. Götting. gel. Anz. 1827. Nr. 204. und J. Grimm in Seebode's kritisch. Biblioth. 1828. Nr. 5.); die zweite, bereicherte, Berl. 1843. 8. Ein sorgfältig gearbeitetes Glossar zu Walthers Gedichten nebst einem Reimverzeichniß hat A. Hornig, Quedlinb. 1844. 8. geliefert. Was früher aus ihnen übersetzt worden, ist bei weitem übertroffen durch K. Simrock: Gedichte Walthers v. d. Vogelweide (nebst lehrreichen Erläuterungen von dem Uebersetzer und von W. Wackernagel), Berlin 1833. 2 Thle. 8.

a) §. 74. — b) Also etwa derselbe Unterschied, der in neuerer Zeit zwischen dem eigentlichen Liede und dem Sonett statt findet. Vgl. Simrocks Walther, 1, S. 175 f. Lachmann (üb. Sing. u. Sag.

ewirkt haben; daher herrscht jene auch in der Minne-
c), diese in den gnomischen, politischen, satirischen, alle-
)en und in Lob- und Strafgedichten entschieden vor,
nd sich in die religiöse Lyrik beide Formen ziemlich gleich-
; getheilt haben. Die eigentlichen **Leiche**, d. h. die
hte, die diesen Namen wirklich führen, sind meist religiö-
nd verwandten Inhalts; doch ist diese Form auch zu
gedichten gebraucht worden [d]). Die im Aeußern davon
icht unterscheidbaren **Reien** und **Tänze**, neben denen
Tanzlieder gefunden werden, haben gemeiniglich das
)es Frühlings und Sommers und die Freuden und Lei-
der Liebe zum Gegenstande. — Daß alle Lieder, Leiche
Reien zum Gesange bestimmt waren, darf als gewiß
ehen werden, und daß es sich auch mit den Sprüchen,
wenigsten in der besten Zeit, so verhielt, ist sehr wahr-
lich [e]). Deshalb hatte ein lyrisches Gedicht außer seinem
ı (Maaß) auch seine **Weise** (Melodie); beide wurden

) läßt es übrigens noch dahin gestellt sein, ob man die Sprüche
ne besondere Gattung betrachten dürfe. — c) Mehrere Arten von

dem Wort (dem Ausdruck der Empfindungen und Gedanken in Worten, dem Texte) entgegengesetzt [f]).

§. 109.

Die Verwandtschaft des Inhalts und der Form zwischen der kunstmäßigen Lyrik und dem ältern Volksgesange beweist noch hinlänglich, daß jene aus diesem erwachsen ist [1]). Beide bestanden nachher gewiß neben einander; ihr gegenseitiges Verhältniß läßt sich aber weit weniger aufhellen, als das, welches zwischen der höfischen erzählenden Poesie und dem Volksepos statt fand. Was darüber im Allgemeinen vermuthet werden darf, ist schon oben [2]) vorgebracht worden. Wir würden genauer urtheilen können, wenn sich mehr eigentliche Volkslieder erhalten hätten: allein außer einigen der ältesten, vor Friedrich von Hausen fallenden Reste des lyrischen Gesanges und einer Anzahl namenlos auf uns gekommener Stücke aus dem dreizehnten Jahrhundert, die großentheils wirkliche Volkslieder gewesen zu sein, oder solchen angehört zu haben scheinen [3]), findet sich nichts, was vollen Anspruch auf diese Benennung hätte, wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß die Werke der höfischen und meisterlichen Dichter nicht selten einen ganz volksmäßigen Character an sich tragen, viele auch sicherlich in die Liederbücher der fahrenden Leute aufgenommen [4]), von diesen

f) Doch wird von den Dichtern selbst gewöhnlich dem Wort die Weise allein entgegengesetzt, als Maaß und Melodie umfassend; Simrock, a. a. O. 1, S. 167. Daß wort, gleich dem romanischen mot, wirklich in der Bedeutung Vers gebraucht worden sei, wie Diez (d. Poesie d. Troubad. S. 263 f.) aus einer Stelle bei Frauenlob (Ettmüllers Ausg. 172, 12) folgert, ist mir nicht wahrscheinlich.

1) Vgl. §. 78., Anm. a. — 2) §. 79. — 3) Gedr. in Docens Misc. 2, S. 197 ff. (auch bei v. d. Hagen, MS. 3, S. 443 ff.; mehrere darunter, und gerade nicht die züchtigsten, mischen lateinische und deutsche Zeilen; vgl. §. 35. u. §. 158. die Anmerkungen), bei Hoffmann, Gesch. d. d. Kirchenl. 2c.; vgl. §. 113. die Anmerk. — 4) Docens

gesungen und so durch weite Verbreitung zu einem wahren Volkseigenthum geworden sein werden[5]). Es kann demnach, wie sie schon in dem bisher Gesagten vorzugsweise berücksichtigt werden mußte, auch in dem Folgenden fast nur von der kunstmäßigen Lyrik dieses Zeitraums die Rede sein; das wenige Besondere, was noch über das Volkslied zu bemerken ist, wird sich füglicher dabei gleich mit anbringen, als abgesondert aufführen lassen.

§. 110.

1. Minnepoesie. Die besondere Scheu und Ehrfurcht, welche die Deutschen von jeher dem weiblichen Geschlecht bewiesen haben[a]), nahm unter dem Einflusse des Ritterthums einen eigenthümlich schwärmerischen Character an: es entstand jener Frauendienst, der, zugleich auf die Verherrlichung des ganzen Geschlechts ausgehend, im Besondern einer einzelnen Geliebten gewidmet war und der ideelle Träger der Liebespoesie dieser Zeit wurde. Indeß darf diese keineswegs als der ausschließliche Ausdruck einer bloß geistigen Leidenschaft gefaßt werden, vielmehr tritt in einer sehr großen Anzahl von Minnegedichten die Sinnlichkeit mächtig genug hervor, ja in vielen hat sie das Uebergewicht und geht bisweilen selbst über das

---

Vermuthung (a. a. O. S. 193), daß eben die Handschrift, woraus er jene Reste hat abdrucken lassen, in den Händen solcher wandernden Sänger gewesen, ist später von ihm selbst gegen eine wahrscheinlichere vertauscht worden; vgl. Lachmanns Walther, S. IX f. — 5) So mußte das schöne Lied Walthers (Lachmann, S. 56. 57) in einigen Gegenden des südlichen Deutschlands ganz gangbar sein; vgl. Frauendienst, S. 240 und dazu Uhlands Walther, S. 88 f. Von einem andern (Lachmann, S. 14 ff.) befindet sich die erste Strophe unter den Volksliedern bei Docen, S. 207; des Schenken Ulrich von Winterstetten Lieder führte alles Volk im Munde. Wackernagel, Verd. d. Schweiz. S. 13. 30.

a) Vgl. J. Grimm, d. Mythol. S. 369 ff. (1. A. S. 225 u. Note 2).

erlaubt Natürliche und Derbe hinaus. — Was den Inhalt und die Behandlung der Gedichte dieser Classe im Besondern betrifft, so beschränken sie sich nicht bloß auf Bitten um Liebeserwiederung, auf Ausbrüche der Freude oder des Schmerzes über das Glück oder Unglück in der Liebe. Viele haben das Lob der Frauen im Allgemeinen oder der besondern Herzensgebieterin, die Verherrlichung der Minne, oder Hülferuf und Vorwurf, die an sie gerichtet werden, auch Klagen über die Merker oder Aufpasser zum Gegenstande. Andere sind voll Scherz und heiterer Laune u. s. w. Oefter werden Lieder Frauen in den Mund gelegt, oder es sind Wechselgesänge zwischen dem Liebenden und der Geliebten; Boten singen vor Frauen und suchen ihnen Neigung für ihre Herren einzuflößen; oder die Lieder werden selbst als Boten gesandt, bisweilen nur als Grüße aus der Ferne. Manche sind ganz dramatisch, sie schildern Scenen, wie sie zwischen Liebenden und denen vorfallen, die ihre heimlichen Zusammenkünfte bewachen und vor der Gefahr der Ueberraschung warnen: die sogenannten Tage- und Wächterlieder [b]). Andere sind dazu bestimmt ge-

b) Für den Erfinder dieser lange in Gebrauch gebliebenen Liederart hält Lachmann (Wolfram, S. XIII) den Wolfram von Eschenbach, gibt aber zu, daß er darauf durch die provenzalischen Gedichte ähnlicher Art, die sogenannten albas (Diez, d. Poesie d. Troubad. S. 115; 151; 265) geführt sein könne. Diesen in der Anlage näher stehende Gesänge, die nur das morgenliche Scheiden der Liebenden schildern, ohne den von der Zinne warnenden und zur Trennung auffordernden Wächter mit einzuführen, seien allerdings schon vor Wolfram in Deutschland gedichtet worden, wie sich aus einem von der Pariser Handschr. dem Dietmar von Eist zugeschriebenen Liede (am besten zu lesen bei Lachmann, a. a. O. und bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 214; 1. A. Sp. 150) genugsam ergebe. — Man wird diesem Urtheil eines so gründlichen und umsichtigen Forschers wohl beipflichten müssen, nachdem er es im Wesentlichen auch noch in der 2ten Ausg. des Walthers, S. 204 f. wiederholt hat; sonst könnte das alt-

wesen, im Freien, öfter wohl von ganzen Chören, gesungen zu werden, wie die Reien und Tänze, deren schon näher gedacht ist; und solche Stücke sind es, in denen mehr noch, als in andern, ein Hauptzug dieser gesammten Liebespoesie, die Empfänglichkeit des Gemüths für die Eindrücke der Natur und die Entfaltung der innern Empfindung gegenüber der Frühlingslust und der Sommerwonne, hervorzutreten pflegt. — Bei alle dem läßt sich diese Minnepoesie im Allgemeinen von einer gewissen Beschränktheit und Einförmigkeit des Gehaltes und der Behandlung nicht ganz freisprechen; und ungeachtet der sehr beträchtlichen Zahl der erotischen Dichter c)

---

französische Tage- und Wächterlied, das A. Keller in der Hall. Litt. Zeit. 1838. Nr. 52. S. 415 beschreibt, zu der Vermuthung verleiten, Wolfram habe diese Liederart, deren Anlage Ulrich von Lichtenstein (Frauendienst, S. 509, 14 ff.) verbessern zu müssen glaubte, nicht sowohl erfunden, als nordfranzösischen Vorbildern zuerst nachgeahmt. — c) Die reichste, aber nicht älteste Quelle für die mittelhochdeutsche Lyrik, die Pariser Handschr. (C), lehrt uns allein schon über 130 lyrische Dichter dieses Zeitraums kennen, von denen bei weitem die meisten nur Liebespoesien abgefaßt haben. („Diese Handschr. führt ohne allen Grund den Namen der manessischen; denn wir wissen nicht einmal, ob die Manessen in Zürich [zwischen 1280 und 1328] ein Liederbuch geschrieben oder schreiben lassen: Johann Hadlaub sagt in der bekannten Stelle, MS. 2, S. 187a. [bei v. d. Hagen, 2, S. 280, N. III; in Ettmüllers Ausg. S. 17 ff.] nur, daß sie Liederbücher sammelten." Lachmanns Walther, S. VI f.; 1. A. S. IV. Was v. d. Hagen, MS. 4, S. 627 f. zur Rechtfertigung der lange gebrauchten Benennung anführt, überzeugt nicht.) — Hier mögen auch gleich die vornehmsten Sammelwerke aufgeführt werden, in denen lyrische Gedichte aus dem 12ten bis 14ten Jahrh. gedruckt sind. 1) Aus der Pariser Handschr. von Bodmer zuerst bekannt gemacht: Proben der alten schwäbischen Poesie, Zürich 1748. 8.; dann der größte Theil der Handschr. (er ließ mehr als 800 Strophen und Leichsätze aus) unter dem Titel: Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpuncte ꝛc. Zürich 1758. 59. 2 Bde. 4. (MS.). Ergänzungen dazu aus demselben Codex von Raßmann, im altd. Mus. 1, S. 313—444, und aus dem goldastischen, zu Bremen aufbewahrten, einer theilweisen

sind ihrer doch nicht gar viele, deren Werke sich durch einen Reichthum an individuellen Zügen auszeichnen. Es muß indeß in Anschlag gebracht werden, daß in der lyrischen Poesie

---

Abschrift des Pariser, von Benecke, im 1. Thl. des ersten Bandes seiner Beiträge zur Kenntniß der altd. Sprache und Litteratur, Göttingen 1810. 8. (Eine Bearbeitung von 220 Liedern gab Tieck: Minnelieder aus dem schwäb. Zeitalter, Berlin 1803. 8., mit einer noch immer lesenswerthen Vorrede.) — 2) Aus der Weingartener (jetzt in Stuttgart befindlichen) Handschr. (B): Einzelnes, was in MS. nicht steht, in Müllers Samml. Bd. 2. 3. bei Graff, Diut. 1, S. 76 ff. (wo außer einer Anzahl vollständiger Strophen die Anfänge aller übrigen stehen), und zuletzt alle Stücke in dem von Fr. Pfeiffer (als vierte Lieferung der von dem litterar. Verein zu Stuttgart herausgegebenen alten Drucke und Handschr.) besorgten genauen Abdruck der Handschrift, mit Beigabe der darin befindlichen Bilder, 1843. — 3) Aus der Jenaer: Mehreres bei Wiedeburg, ausführl. Nachricht von einigen altd. Manuscripten, Jena 1754. 4.; das Meiste aber in Müllers Samml. Bd. 2.: Ein alt Meistergesangbuch, und auch vereinzelt. Ergänzungen in Docens Miscell. 1, S. 96—100; 2, S. 278—286. — 4) Aus den Pfälzer oder Heidelberger Handschriften, worunter Nr. 357. (A) die älteste von allen ist: Mehreres bei F. Adelung, Nachrichten von altd. Gedichten, und fortgesetzte Nachr. Königsberg 1796. 99. 8.; bei Görres in den altd. Volks- und Meisterliedern, Frankf. a. M. 1817. 8., aber nur in modernisirender Bearbeitung. — 5) Aus der schon für verloren gehaltenen, aber, wie es jetzt heißt (Ettmüllers Frauenlob, S. XI), von dem gegenwärtigen Besitzer nur abgeläugneten Kolmarer: Einzelnes im altd. Mus. 2, S. 146—225. — 6) Aus andern Handschr. verschiedene Lieder und Strophen in Graffs Diutiska, in den altd. Blättern und in Haupts Zeitschrift, wo auch 3, S. 308 ff. die Strophenanfänge der Heidelberger und anderer Handschr. zuverlässig abgedruckt sind. — 7) Die vollständigste Sammlung der lyrischen Gedichte dieses Zeitraums, die sowohl das bereits früher Gedruckte, als das bis zu ihrem Erscheinen nur aus Handschr. Bekannte mit den Lebensbeschreibungen der Dichter umfaßt, hat v. d. Hagen in seinen Minnesingern, Leipz. 1838. 4 Bde. 4. geliefert (daselbst ist auch 4, S. 895 ff. gehandelt von den „Handschriften, Ausgaben, Erläuterungen und Erneuerungen der Minnesinger"). — Nach diesen allgemeinen Nachweisungen werde ich im Folgenden nur noch in besondern Fällen bei den einzelnen Dichtern Abdrücke und Ausgaben ihrer Lieder, Leiche 2c. anführen.

geringes Talent und bloße Liebhaberei sich eher, als in andern Gattung zu versuchen pflegen, und dieß wird ders in einem Zeitalter der Fall gewesen sein, wo das ten von Liebesliedern mit zu den Moden der vornehmen gehört zu haben scheint.

§. 111.

Die ältesten, etwa von der Mitte des zwölften Jahr- erts anhebenden Liebeslieder [1]) im Volkston sind theils nlos auf uns gekommen, theils werden sie dem von nberg zugeschrieben [2]). Diese letztern reichen aber wohl über das Jahr 1170 zurück, und in diese Zeit oder z später wird man auch die Lieder des Burggrafen Regensburg und des Meinlo von Seflingen zu haben [3]), von denen, wie schon oben bemerkt wurde,

1) Daß es schon vor 1163 sehr üblich sein mußte, den Frauen lieder, oder wie es damals hieß, trûtliet zu singen, ergibt sich einer Stelle in Heinrichs Gedicht von des Todes Erinnerung 69., Anm. d. und §. 118.), Z. 568—573. Vgl. auch das §. 72., 6. erwähnte Liedchen.. — 2) Ueber die ältesten namhaften Lyriker aupt s. Lachmanns Walther, 2. A. S. 198 f., womit zu ver- en Haupts Vorrede zu Hartmanns Liedern, Büchlein ꝛc. S. XIV ff. es von Kürnberg Heimath war wahrscheinlich der Breisgau. hm beigelegten Lieder und Strophen sind, nebst einer andern alten, den Handschr. verschiedenen Dichtern zugeschriebenen Strophe, am t zu lesen in dem von Wackernagel Hoffmanns Fundgr. 1, 63 ff. eingerückten Texte (vgl. aber auch §. 72., Anm. 5). Ueber r hierher gehörige alterthümliche Strophen von Wernher von ernsee und (angeblich) von Dietmar von Eist vgl. §. 72., 1. — 3) Vgl. §. 72., Anm. 5; 8; 10. — In dem sonst unbe- en Burggrafen von Regensburg vermuthet v. d. Hagen, 4, S. 155; 480 ff. denselben Dichter, dem die Pariser Handschr. dem Namen des Burggrafen von Rietenburg eine Anzahl hen beilegt. Allein die verschlungenen, gehäuften und fast durch- zinen Reime des letztern (MS. 1, S. 96; v. d. H. 1, S. 218) über den ungenauen und nur unmittelbaren Bindungen des erstern m diese Vermuthung wenig zu begünstigen. — Meinlo von

Dietmar von Eist [4]) den Uebergang zu den Dichtern bildet, welche die eigentliche Kunstform in die deutsche Lyrik eingeführt haben: Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldeke [5]). Die Lieder des erstern sind gewiß, die des andern vielleicht, alle noch vor 1190 abgefaßt. Ihnen schließen sich unter den berühmtesten Sängern, von denen wir in dem feinern und vornehmern Ton der eigentlichen Hofpoesie gedichtete Minnelieder besitzen, zunächst an Heinrich von Rucke [6]), Heinrich von Morungen [7]), Hartmann

---

Seflingen war aus einem in der Nähe von Ulm ansäßigen Geschlechte, aber sicher kein Dichter vom Jahr 1240, wie v. d. Hagen meint, MS. 4, S. 156; 911. — 4) S. §. 72. Dietmar war ein Oesterreicher und wahrscheinlich derselbe, der in einer Urkunde von 1170 vorkommt (v. d. Hagen, MS. 4, S. 473, Note 6). — 5) S. §. 72. Friedrich v. H. nach Lachmann, üb. d. Leiche, S. 426, aus der Gegend von Trier, ist von Haupt, Hartmanns Lieder ꝛc. S. XVI ff. mit besserm Grunde einem Pfälzer, in der Nähe von Mannheim seßhaften Geschlechte zugewiesen worden. Er wurde als Kreuzfahrer 1190 getödtet (Lachmann zu Iwein, S. 316; 1. A. S. 373); funfzehn Jahre früher war er mit Kaiser Friedrich in Italien: in dieser Zeit sind ein Paar Strophen von ihm gedichtet; vgl. Lachmanns Walther, 2. A. S. 199, Note. — Ueber Heinrich v. V. s. §. 92., Anm. 2. — 6) Vermuthlich ein Thurgäuer; die wenigen Minnelieder, die ihm mit Sicherheit zugeschrieben werden können, sind unbedeutender, als sein Leich (§. 113.). — 7) Nach seiner Sprache ein Niederdeutscher, muthmaßlich aus der Nähe von Göttingen (s. J. Grimm, d. Gramm. 2. A. 1, S. 455). Wackernagel, altd. Leseb. 1. A. S. XIV. möchte ihn für einen Zeitgenossen des v. Veldeke halten, wenn sich nicht Walther v. d. V. deutlich auf ihn bezöge (vgl. Simrocks Walther, 2, S. 160, Note). Diese vermeintliche Beziehung ist nun durch Lachmann zu Walth. (2. A.) 111, 22 ff. beseitigt; man könnte also den Dichter gleich neben Heinrich v. Veldeke stellen. Allein es fällt auf, daß ein so ausgezeichneter Lyriker, wenn er schon vor 1220 gestorben war, von Heinrich v. Türlein (bei Haupt, Hartmanns Lieder ꝛc. S. XV) unerwähnt bleiben konnte, und erst sehr spät von Hugo v. Trimberg (v. d. Hagen, MS. 4, S. 873) und von Seifried Helbling (Haupts Zeitschr. 4, S. 23) genannt wird. Ueberlebte er wirklich jenes Jahr, so dürfte er in der Zeit Hartmanns

von Aue[8]), Reinmar (der Alte)[9]), Walther von der Vogelweide[10]) und Wolfram von Eschenbach[11]). Auch noch der besten Zeit gehören an Graf Otto von Bodenlaube[12]) und Ulrich von Singenberg[13]). Aus der großen Zahl der jüngern Minnesänger mögen hier nur einige der vorzüglichsten oder merkwürdigsten herausgehoben werden, und zwar von denen, die noch vor oder in der

---

und den nächstfolgenden Sängern eher nach, als voranzustellen sein. v. d. Hagen, 4, S. 911 setzt zu seinem Namen die Jahreszahl 1225; aus welchem Grunde, ist mir unbekannt. — 8) Vgl. §. 94, Anm. a; die Lieder am besten in der mehr erwähnten Ausg. von Haupt. — 9) Einer der ausgezeichnetsten Minnesänger, von dem sehr viele Lieder erhalten sind. Seine Heimath ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen; nach Docens Vermuthung, die Lachmann noch immer für begründet hält, wäre unter ihm die von Gottfried im Tristan 4777 ff. so hoch gerühmte, aber schon verstummte Nachtigall aus Hagenau zu verstehen (v. d. Hagen hat sie MS. 4, S. 487 ff.; 757 in dem viel zu früh gesetzten Leutold von Seven gesucht und stützt sich dabei mit auf die irrige Voraussetzung, die bereits §. 108, Anm. c. angezogene Strophe sei von Reinmar dem Fiedeler und enthalte ein Lob Leutolds; vgl. Lachmanns Walther, S. 199; 205, Note): dann müßte Reinmar, der nur in der Pariser Handschr. der Alte in Beziehung auf Reinmar von Zweter heißt, schon vor 1211 gestorben sein; daß er 1220 nicht mehr lebte, ist gewiß; s. Lachmann zu Walth. 83, 14; 20, 4; S. 198, Note 1. — 10) Vgl. §. 107. — 11) Vgl. §. 94, Anm. b. Von ihm sind nur wenige Lieder vorhanden, der Mehrzahl nach Tagelieder (s. §. 110, Anm. b); die echten in berichtigtem Text in Lachmanns Ausg. von Wolframs Werken; daselbst S. XII auch ein ihm in der Pariser Handschr. mit Unrecht zugeschriebenes. — Daß auch Kaiser Heinrich VI. Liebeslieder beigelegt werden, ist bereits §. 57, Anm. 2. erwähnt. — 12) Otto IV., Graf von Henneberg; eins seiner Lieder muß bereits 1208 oder 1218—19 gedichtet sein (Lachmanns Walth. S. 132, Note; vgl. S. 205, Note); er starb 1254; s. v. d. Hagen, MS. 4, S. 62 ff. — 13) Truchseß zu St. Gallen, ein Schüler Walthers v. d. Vogelweide, dessen Tod er beklagt (s. die Strophe in Lachmanns Walth. S. 108); aus Urkunden läßt er sich bereits von 1209 an nachweisen; vgl. v. d. Hagen, MS. 4, S. 230 ff. und Wackernagel, die Verd. d. Schweiz. S. 30, 30.

Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dichteten, Christian von Hamle[14]), Gottfried von Neifen[15]), Burkart von Hohenfels[16]), Rudolf von Rothenburg[17]), Heinrich von Sax[18]), Ulrich von Lichtenstein[19]), Schenk Ulrich von Winterstetten[20]), Hildebold von Schwanegau[21]), Walther von Metz[22]) und Reinmann von Brennenberg[23]); von den spätern,

---

14) Von seinen Lebensumständen wissen wir nichts; v. d. Hagen setzt ihn MS. 4, S. 911 um 1225. — 15) Ein Schwabe, der von 1235 an in Urkunden erscheint; vgl. v. d. Hagen, MS. 4, S. 80 und Mone's Anz. 1835. Sp. 136. — 16) Auch ein Schwabe, aus der Nähe des Bodensees. Sein Name findet sich in Urkunden von 1228 und 1229; vgl. v. d. Hagen, MS. 4, S. 145 und Mone's Anz. 1835. Sp. 139. — 17) Wie andere vor ihm, so hält auch v. d. Hagen (MS. 4, S. 106) diesen Rudolf, der besonders als Leichdichter berühmt war, für einen Schweizer und für denselben, der in einer Urkunde von 1257 auftritt. Wackernagel dagegen scheint seine Heimath anderswo zu suchen; wenigstens hat er ihn bei Aufzählung der Schweizer Dichter (üb. d. Verd. d. Schweiz. S. 12 ff.) ausgelassen. Das Wappen in der Pariser Handschr. stimmt nicht zu dem der Rothenburger aus der Schweiz. — 18) Aus dem alten Hause Hohen-Sax in Rhätien; von mehrern Heinrichen dieses Geschlechts scheint der, welcher mit zwei Brüdern in einer Urkunde v. J. 1258 erscheint, den meisten Anspruch zu haben, für den Dichter zu gelten; vgl. v. d. Hagen, MS. 4, S. 98 ff. und Wackernagel, a. a. O. S. 31, 35. — 19) Vgl. §. 97, Anm. 2. Seine Lieder heben mit 1222—1223 an; der beste Text in Lachmanns Ausg. des Frauendienstes. — 20) Ein Schweizer, vermuthlich der Bruder des §. 94, Anm. 1. erwähnten Schenken Konrad; vgl. auch §. 109, Anm. 5. — 21) Am obern Lech heimisch, wahrscheinlich der in Urkunden von 1221—1263 erscheinende Hildebold; vgl. v. d. Hagen, MS. 4, S. 190; 763. — 22) Wenn dieser Dichter wirklich mit dem Gautier de Metz, der ein weitläuftiges Gedicht in nordfranzösischer Sprache 1245 abgefaßt hat (Roquefort, de l'état de la poésie française, p. 255), dieselbe Person ist, bleibt es immer wahrscheinlicher, ihn für einen Lothringer, als mit v. d. Hagen, MS. 4, S. 243 ff. und Gervinus, 2. A. 2, S. 12, Note, für einen Tyroler zu halten. — 23) Ein Baier, aus der Gegend von Regensburg. Docen (altd. Mus. 1, S. 140) hält

deren mehrere schon in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts herübergreifen, Konrad Schenk von Landeck[24]), Herzog Heinrich von Breslau[25]), Markgraf Otto von Brandenburg[26]) und Meister Johann Hadlaub[27]).

§. 112.

Eine besondere Abtheilung in dieser Classe bilden die Lieder und Reien, welche nicht das Liebesleben der höhern, sondern der niedern Stände, so wie deren Freuden überhaupt, Tanz, Spiel, allerlei Muthwill, der oft mit Schlägerei endigt, zum Inhalt haben, deren Scene meist das Dorf oder der Anger ist, und worin Bauern und Bäuerinnen, Hirten, Knechte und Mägde, gewöhnlich aber auch der Dichter selbst, der sein Herz einer ländlichen Schönen zugewandt hat, die Hauptrollen spielen. In Rücksicht der Form unterscheiden sie sich

ihn für den Reinmann, der um 1324 erwähnt wird und mit dem sein Geschlecht erlosch, doch schienen ihm die Lieder des Dichters einer etwas frühern Zeit anzugehören; auch Wackernagel (altd. Leseb. Sp. 791) setzt ihn in den Anfang des 14ten Jahrh. Nachdem aber v. d. Hagen eine sonst von Wackernagel (d. Verd. d. Schweiz. S. 30, 30) ohne Angabe des Grundes (vgl. Lachmann, üb. Sing. u. Sag. S. 8, Note 2) dem Marner beigelegte Strophe (v. d. H. MS. 3, S. 334 a), deren Verfasser den Walther v. d. Vogelweide seinen Meister nennt, richtig dem Brennenberger zugewiesen hat (MS. 3, S. 451 b; 4, S. 280), wird man mit ihm in dem Dichter den ältern Reinmann oder Reinmar v. B. sehen dürfen, der schon vor 1276 auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen war. — 24) Ein Thurgäuer, dichtete wohl schon 1276, kommt aber noch um 1304 vor; Wackernagel, d. Verd. d. Schweiz. S. 13, 32, Uhlands Walther, S. 8, v. d. Hagen, MS. 4, S. 307 ff. — 25) Höchst wahrscheinlich Heinrich IV. (1266—1290); v. d. Hagen, MS. 4, S. 20 ff. — 26) Otto IV. (mit dem Pfeile), starb 1308; v. d. H. MS. 4, S. 25 ff. — 27) Lebte zu Zürich um 1300 und war, wie mit andern Herren der Schweiz, so auch mit den Manessen befreundet; vgl. Wackernagel, a. a. O. S. 35, 58. Seine Gedichte sind auch besonders herausgegeben von L. Ettmüller, Zürich 1840. kl. 8.

gar nicht von andern kunstmäßigen Gedichten der ganzen Gattung; auch waren sie gewiß in der besten Zeit nicht zur Unterhaltung der Bauern, sondern des Hofes gedichtet, da die vornehme Welt hier und da schon frühzeitig ein großes Wohlgefallen an dergleichen derb-kräftigen, oft sehr ausgelassenen Darstellungen fand, die von dem weichen, zarten und sentimentalen Ton der eigentlichen Minnelieder scharf abstachen. Man darf aber vermuthen, daß diese Dichtungsart, die ihrem Ursprung und ihrer nächsten Bestimmung gemäß mit dem Namen der höfischen Dorfpoesie bezeichnet worden ist [a]), in einem nahen Verwandtschaftsverhältniß zu dem ältern ländlichen Volksgesange stand und darin ihre Grundlage hatte [b]). Für ihren Erfinder muß man einen adeligen Sänger, Neidhart, halten, der bereits um 1217 berühmt war, und von dem auch die meisten und vorzüglichsten der hierher gehörigen Lieder auf uns gekommen sind [c]).

---

a) Von Lachmann zu Walther, S. 65, 32. — b) Wackernagel zu Simrocks Walther, 2, S. 170 und in v. d. Hagens MS. 4, S. 439. — c) Die Heimath des schon von Wolfram im Wilhelm, 312, 12 erwähnten Dichters war Baiern (nach J. Grimm, d. Gramm. 3. A. I, 1, S. 203. Oesterreich), von wo er einen Kreuzzug mitmachte. Nachdem er die Huld des Herzogs von Baiern verloren hatte, wandte er sich um 1230 nach Oesterreich, dessen Fürst, unstreitig Friedrich der Streitbare, ihn gütig aufnahm. Den Tod desselben (i. J. 1246) scheint er nicht mehr erlebt zu haben; wenigstens reichen die geschichtlichen Spuren in seinen Liedern nur bis zum Jahre 1234. Diese sind nicht sämmtlich auf uns gekommen, und die erhaltenen sind häufig verfälscht und mit einer großen Menge untergeschobener Stücke vermischt; ja seine eigene geschichtliche und dichterische Persönlichkeit entgieng nicht der gröbsten Entstellung und Verrückung aller Zeitverhältnisse. Daß Walther v. d. Vogelweide, wie Uhland, a. a. O. S. 99 vermuthet hat, mit seiner Klage über das Emporkommen des unhöfischen, bäuerischen Gesanges auf den Burgen (Walther 64, 31—65, 32) auf Neidharts Poesien anspiele, scheint unbegründet. Vgl. über sein Leben und seine Gedichte Wackernagel in v. d. Hagens MS. 4, S. 436 ff., der in

In gleichem oder ähnlichem Geschmack gedichtete Lieder haben sich unter Goeli's [d]) Namen, von Stamheim [e]), Burkart von Hohenfels [f]) u. a. erhalten; auch der Tanhäuser [g]) rührt in einigen seiner meist aus Tanzweisen sehr verschiedenen Inhalts bestehenden Gedichte an diesen Geschmack. Im niedrigsten Stil abgefaßt sind Lieder dieser Art von Steinmar [h]) und Johann Hadlaub [i]), die

---

dem angeblichen Hofnarren Otto's des Fröhlichen von Oesterreich (starb 1339) Neidhart Fuchs nur den ältern, von der Sage in diese Zeit herabgerückten Liederdichter sieht, während Gervinus, 2, S. 333 (1. A. S. 329) wirklich einen jüngern Neidhart am Hofe Otto's anzunehmen scheint, mit dem der ältere späterhin vermischt worden sei (vgl. auch Blätt. für litterar. Unterhalt. 1838. Nr. 139 f.). — Aus einer guten Handschr. gab Benecke in den Beiträgen, S. 303 ff. 58 Lieder von Neidhart heraus; eine viel größere Anzahl von Stücken, worunter aber sehr viele dem Dichter gar nicht angehören, sind aus jener und aus andern Handschriften, so wie aus einem alten Drucke in v. d. Hagens MS. 2, S. 98 ff.; 3, S. 184 ff.; 468d ff. aufgenommen, wo auch 4, S. 753 f. über die sich in beiden Ausgaben entsprechenden Lieder Auskunft gegeben ist. — d) Wackernagel, a. a. O. S. 439, Note 1. findet es mehr als wahrscheinlich, daß dieser Name aus der Reihe der altdeutschen Dichter ganz zu streichen ist, und daß die ihm zugeschriebenen Gedichte gleichfalls dem Neidhart zugehören. — e) Seine Heimath und Lebenszeit läßt sich nicht genauer bestimmen; v. d. Hagen, MS. 4, S. 911 setzt ihn um 1230; vgl. S. 418 f. und Wackernagel, d. Verd. d. Schweiz. S. 33, 53. — f) S. §. 111, Anm. 16. — g) Muthmaßlich aus Salzburg oder aus Baiern, hielt sich auch an den Höfen Friedrichs des Streitbaren (den er überlebte) und anderer Fürsten auf; er scheint viel gewandert zu sein; vergleiche darüber, so wie über den Tanhäuser der Volkssage, v. d. Hagen, MS. 4, S. 421 ff. — h) Nach v. d. Hagen, MS. 4, S. 468 ff. einer der beiden Brüder Konrad und Berthold aus dem edlen Geschlechte Steinmar im Thurgau, die in Urkunden von 1251—1270 vorkommen. Nach einer Stelle in seinen Liedern machte der Dichter unter König Rudolf die Belagerung von Wien 1276 mit. Daß er noch 1294 ein Lied, wie das 12te bei v. d. Hagen, gedichtet haben sollte (Wackernagel, d. Verd. d. Schweiz. S. 32, 42), ist kaum anzunehmen, wenn er wirklich einer von jenen beiden Brüdern war. — i) S. §. 111, Anm. 27.

uns auch die ältesten, in nicht höherm Ton gehaltenen Ernte-, Herbst- und Schmauselieder[k]) hinterlassen haben.

§. 113.

2. Religiöse lyrische Gedichte. — Daß im zwölften und auch im dreizehnten Jahrhundert ein religiöser Volksgesang, die Fortbildung jener frühen Ansätze dazu im fränkischen Zeitalter[1]), bestand, unterliegt keinem Zweifel, obschon an Einführung desselben bei dem Haupt-Gottesdienst in der Kirche wohl noch gar nicht gedacht wurde. Man sang geistliche Lieder auf Bittgängen, Wallfahrten, beim Antritt und im Verfolg von Seereisen, vor, während und nach der Schlacht, auch wohl bei Umzügen an Kirchenfesten, bei Aufführung geistlicher Schauspiele und andern zur Andacht auffordernden Gelegenheiten. Für alle solche Lieder scheint der Name Leise oder Leisen üblich gewesen zu sein, der sich auch noch später lange erhielt[2]). Mit dem Aufkommen ketzerischer Secten im dreizehnten Jahrhundert entstanden auch Ketzerlieder, die gewiß in ganz volksmäßigem Tone abgefaßt waren. — Von diesen oder ähnlichen alten Gesängen in den einfachen Formen der Volkspoesie haben sich aber in der ursprünglichen Gestalt nur wenige erhalten: unter den namenlosen unter andern das Loblied und der alterthümliche Leich auf die Jungfrau Maria,

---

k) Ein ähnliches Lied, das unter Neidharts Namen geht (v. d. Hagens MS. 3, S. 309 ff.; 798 ff.; Liederbuch der Hätzlerin, S. 69 ff.) ist ihm untergeschoben; vgl. Wackernagel in v. d. Hagens MS. 4, S. 439, Note 2.

1) S. §. 43. — 2) Nach Hoffmann, Gesch. d. d. Kirchenl. S. 35 muß man den Namen für eine Verkürzung von dem uralten Ruf Kyrie eleison halten; W. Wackernagel, Wörterb. unter leich, läßt ihn aus dem altfranzös. lais entstehen; Ph. Wackernagel (das d. Kirchenl. S. XIII f. gibt Hoffmanns Herleitung des Namens zu, läßt ihn aber nur für eine bestimmte Classe geistlicher Gesänge in deutscher Sprache gelten.

deren schon oben [3]) gedacht wurde, verschiedene Weihnachts-, Oster- und Pfingstlieder rc., mitunter freilich bloße Liederanfänge; und von namhaften Dichtern einige Stücke ähnlichen Inhalts von dem Spervogel, einem der ältesten Lyriker des zwölften Jahrhunderts [4]). — Unter den religiösen Gedichten in eigentlich kunstmäßigen Formen, Leichen, Liedern und Sprüchen, sind Lobgesänge auf die Jungfrau Maria und die Dreieinigkeit die vornehmsten und zahlreichsten; die Verehrung der ersten war in diesem Zeitraum erst recht in Aufnahme gekommen [5]), und zu schwärmerischer Liebe gesteigert, rief sie eine geistliche Minnepoesie hervor, in welcher sich jener weltliche Frauendienst, so zu sagen, nur verklärt zeigte. Andere schildern Scenen aus der Leidensgeschichte, oder suchen das Geheimniß der Menschwerdung Gottes zu versinnlichen. Manche haben den Character des Gebetes oder nähern sich ihm: öfter werden darin die Gottheit und die Jungfrau um die Befreiung und Beschützung des heiligen Grabes, oder um das Wohl und den innern Frieden der Christenheit und des Vaterlandes angefleht. Noch andere enthalten Aufforderungen zu einem Kreuzzuge, oder die Dichter drücken das sie beseelende Gefühl aus, wenn sie selbst im Begriff stehen, eine Gottesfahrt anzutreten, oder wenn sie schon auf dem geheiligten Boden wandeln. — Das Streben, alles zu allegorisieren und mystisch zu deuten, zeigt sich auch in vielen dieser Gedichte, besonders seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; später drängt sich

---

3) S. §. 68, Anm. 19 u. 10. — 4) Hierüber das Nähere bei Hoffmann, a. a. O. S. 20—62, wo auch die meisten der erhaltenen Reste abgedruckt sind; andere findet man bei Ph. Wackernagel, a. a. O. S. 72 ff. — Ueber Spervogel (s. §. 72.), bei dessen Namen v. d. Hagen, MS. 4, S. 911 sehr unpassend das Jahr 1230 setzt, vgl. Hoffmanns Fundgr. 1, S. 268 und Lachmanns Walther, S. 199. — 5) Vgl. W. Grimms Einleit. zu Konrads goldener Schmiede.

dann noch eine seltsam prunkende Gelehrsamkeit und ein, w
es scheint, absichtliches Haschen nach Dunkelheit im Ausdru
und nach entlegenen Bildern und Anspielungen in sie ein
so daß nun freie Ergüsse wahrhaft religiöser Empfindunge
wie sie sich in der bessern Zeit nicht selten finden, imm
sparsamer werden. — Unter den ältern Dichtern besitzen w
religiöse Gesänge von Heinrich von Rucke [7]), Hartman
von Aue, Walther von der Vogelweide und Got
fried von Straßburg [8]); unter den jüngern von Reinm
von Zweter [9]), dem Hardecker [10]), Konrad vo

---

6) Namentlich gilt dieß, wie von den meisten, so insbesondere v
den geistlichen Gedichten Frauenlobs. — 7) Vgl. §. 111, Anm.
Sein zuerst von Docen in Schellings Zeitschr. 1, S. 445 ff., da
in v. d. Hagens MS. 3, S. 468a ff. herausgegebener Leich, 1
gleich auf die Nachricht von Friedrichs I. Tode (1190) gedichtet ist u
zu einer neuen Kreuzfahrt auffordert, ist schon §. 74. als das drittält
aller uns bekannten mittelhochd. Gedichte in dieser Form erwähnt word
Ueber den ihm zunächst voraufgehenden zu Ehren der Jungfrau Maria, v
einem unbekannten Verfasser, vgl. §. 68, Anm. 10. — 8) Vgl. §. 9
Anm. c. Sein Lobgesang auf Maria und Christus, den Konr
von Würzburg bei dem zu Anfang der golden. Schmiede Gottfried
ertheilten Preise im Auge hatte, ist von keiner Handschr. ganz überliefe
was B. und C. enthalten, gibt v. d. Hagen, MS. 3, S. 454 ff.;
S. 266 ff.; wie er die einzelnen Strophen geordnet wissen will, sagt
3, S. 706b. Nach Auffindung eines Bruchstücks in einer dritten Handsc
hat ihn am besten und vollständigsten, obgleich wohl noch immer ni
in seinem ganzen ursprünglichen Umfange, Haupt herausgegeben
der Zeitschr. 4, S. 513 ff. — 9) Von adeligem Stande, geboren
Rheine, erwachsen in Oesterreich und später in Böhmen lebend, wie
selbst sagt (v. d. Hagen, MS. 2, S. 204b). Er muß schon um 12
gedichtet haben (vgl. meine Abhandl. über den Wartb. Krieg, S. 25
und v. d. Hagen, MS. 4, S. 492 ff.); daß er aber noch in ein
unmittelbaren Verhältniß zu Walther v. d. Vogelweide gestanden, fo
nicht so zweifellos aus einer Strophe Reinmars, wie v. d. Hag
(4, S. 184; 505) glaubt; vgl. Lachmanns Walther, S. 151. Me
würdig ist er auch dadurch, daß er fast alle seine Gedichte, der Gegens
mag sein, welcher er wolle, in einer und derselben Strophenart abgef
hat. — 10) v. Laßberg und v. d. Hagen (MS. 4, S. 44

Würzburg[11]), Raumsland[12]), Bruder Eberhard von Sax[13]), Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob[14]), und vielen andern.

---

suchen ihn in dem Schweizer Heinrich von Harbecke, der in Urkunden von 1227—1264 gefunden wird. Ueber sein (wenigstens vor Jahren) von Lachmann gemuthmaßtes Zusammenfallen mit dem sagenhaften Klinsor in dem Wartburger Kriege und bei Hermann dem Damen s. Jen. Litt. Zeit. 1823. Nr. 194. S. 108. — 11) Vgl. §. 95, Anm. 3. Ueber seine etwa nur dem Inhalte, nicht der Form nach hierher zu rechnende goldene Schmiede s. §. 71, Anm. h. u. §. 120; andere religiöse Gedichte von ihm in lyrischen Versarten bei v. d. Hagen, wo aber 3, S. 337 ff. das Ave Maria dem Dichter fälschlich zugeschrieben ist; vgl. W. Grimms Einleit. zur gold. Schmiede, S. XII, Note, und Haupts Engelhard, S. VIII. Ueber die unter Konrads Namen im altd. Mus. 2, S. 202 ff. aus der Kolmarer Handschr. abgedruckten Lieder s. v. d. Hagen, MS. 4, S. 728; 906. — 12) Oder Raumeland, ein Sachse, der über d. J. 1286 hinaus lebte; er war bürgerlichen Standes und führte ein Wanderleben. (Ist er von dem gleichnamigen Schwaben, dem die Jenaer Handschr. einige Strophen zutheilt, wirklich verschieden, wie v. d. Hagen, MS. 4, S. 716 annimmt?) — 13) Ein Dominicaner, ohne Zweifel aus demselben Hause mit Heinrich von Sax (§. 111, Anm. 18); v. d. Hagen, MS. 4, S. 911 setzt ihn an von 1212—1236, obgleich er S. 99 bemerkt hat, daß die Predigermönche erst in der Mitte des 13ten Jahrh. in der Schweiz feste Sitze gewannen; Docen im altd. Mus. 1, S. 204 hatte richtiger seine Lebenszeit um 1260 vermuthet; denn als wahrscheinlicher Nachahmer der goldenen Schmiede (W. Grimms Einleit. dazu, S. XIX) muß er eher dem Ende, als dem Anfange des 13ten Jahrh. nahe gerückt werden. — 14) Vgl. §. 78. Heinrich von Meißen, in der Pariser Handschr. zweimal aufgeführt, als Meister Heinrich Frauenlob und als der junge Meißner (s. §. 115, Anm. 5), war, wie Raumsland, ein fahrender Sänger und gewiß nicht, wozu ihn seiner Gelehrsamkeit wegen die spätere Zeit gemacht hat, Doctor der Theologie. Seinen Beinamen Frauenlob erhielt er nach der gangbarsten Meinung daher, daß er, im Widerspruch mit andern Dichtern älterer und seiner Zeit (J. Grimms d. Mythol. S. 276; 1. A. S. 189), von den beiden Benennungen Frau und Weib jene über diese erhob; vgl. v. d. Hagen, MS. 4, S. 735; Gervinus, 2, S. 42, Note 43 und §. 78, Anm. d. Er soll 1317 oder 1318 zu Mainz, wo er zuletzt sich niedergelassen zu haben scheint, gestorben und von Frauen zu Grabe

§. 114.

3. Die an einzelne Fürsten und Edle gerichteten Lob- und Strafgedichte, so wie die Klaggesänge auf berühmte Verstorbene a), giengen theils aus den besondern Verhältnissen der Dichter zu den von ihnen gefeierten oder getadelten Personen, theils aus dem Antheil hervor, den mehrere unter ihnen an den öffentlichen Angelegenheiten der Zeit nahmen. Aus diesem Antheil entsprangen auch die politischen Gedichte, worin die Verfasser die Gegner der Meinung bekämpften, die sie für die richtige und dem öffentlichen Wohl zuträglichste erkannten, oder worin sie die Zeitgenossen zu dem ermahnten, was ihnen nöthig schien, um die Ehre des Vaterlandes und das Ansehen der Kirche aufrecht zu erhalten. Mit dem Verfall des Reichs verlieren sie das individuelle Interesse, beschränken sich meist nur auf allgemeine Klagen über die politische Verwirrung Deutschlands und über die Ausartung der Geistlichkeit, der Fürsten, des Adels und des Volkes und werden allmählig immer seltener. Dagegen

---

getragen sein. Von seinen zahlreichen lyrischen Gedichten, die er wohl zumeist seit 1280 verfaßt hat, sind sehr viele, aber sicher noch nicht alle aufgefunden; unter den geistlichen sind die Prachtstücke frauenlobischer Manier zwei Leiche, einer auf die Jungfrau Maria, dem das hohe Lied zum Grunde liegt, der andere vom heiligen Kreuze. Vgl. hierzu v. d. Hagens MS. 4, S. 730 ff. und L. Ettmüllers Vorrede zu seiner Ausgabe (der vollständigsten) von Heinrichs v. M. Leichen, Sprüchen, Streitgedichten und Liedern. Quedlinb. u. Leipz. 1843. 8.

a) Auch berühmter Dichter Tod ist zuweilen Gegenstand von Klageliedern, vgl. z. B. das schöne Gedicht Walthers auf Reinmar den Alten (bei Lachmann, S. 83, 1 ff.), das Ulrichs von Singenberg auf Walther (vgl. §. 111, Anm. 13) und das höchst gezierte Frauenlobs auf Konrad von Würzburg (bei v. d. Hagen, MS. 3, S. 155, 10; bei Ettmüller, S. 180, 313). Andere, die mehrere Dichter zugleich als verstorben aufführen und rühmen, findet man bei v. d. Hagen, MS. 4, S. 871 f.

häufen sich gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die an weltliche und geistliche Herren gerichteten Lobgedichte, die nun aber immer gezierter, schmeichlerischer und manierirter ausfallen, und denen man es nur zu oft ansieht, daß sie ihren Verfassern die sich im Geben erweisende Gunst der Großen erwerben oder bewahren sollen, wie auf der andern Seite jetzt nicht leicht etwas strenger von den Sängern gerügt wird, als wenn ein Machthaber sich karg gegen sie gezeigt hat[b]). — Das älteste Gedicht dieser Classe ist ein Klagelied Spervogels[c]); ein anderes, recht schönes, besitzen wir von Reinmar dem Alten[d]); die vortrefflichsten hierher fallenden Lieder und Sprüche hat aber Walther von der Vogelweide gedichtet. Unter den jüngern Dichtern findet sich noch manches Werthvolle oder wenigstens Characteristische von dieser Art bei Reinmar von Zweter, Bruder Wernher[e]), dem Marner[f]), Friedrich von

b) Vgl. hierzu Docen, über d. d. Liederdichter seit dem Erlöschen der Hohenstaufen ꝛc. S. 203 ff. — c) MS. 2, S. 227b; v. d. Hagen, MS. 2, S. 374. — d) v. d. Hagen, MS, 1, S. 182a; besser bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 373; 1. A. Sp. 283. 284. Es ist wahrscheinlich i. J. 1195 gedichtet; denn Leopold VI. von Oesterreich, dessen Tod darin beklagt wird, starb in den letzten Tagen des Jahres 1194; vgl. Lachmanns Walther, S. 198. — e) In der Jen. Handschr. Bruder Wirner genannt, nach v. d. Hagen, MS. 4, S. 514 wahrscheinlich aus Oesterreich; gewiß ist, daß er sich dort aufgehalten hat. Er rechnet sich selbst zu den Laien; ob aber v. d. Hagen, S. 516 die Bezeichnung Bruder vor seinem Namen richtig deutet, weiß ich nicht. Von seinen Gedichten, deren Abfassungszeit sich bestimmt angeben läßt, ist das älteste schon von 1220, das jüngste von 1248. Walthern v. d. Vogelweide hat er mehrfach nachgeahmt; vgl. Lachmann zu Walther, S. 84, 20. — f) Fahrender Sänger aus Schwaben, der, da er Walthern seinen Meister nennt, schon gegen 1230 gedichtet haben muß. Er hat auch lateinische Gedichte verfaßt (s. Hoffmann, d. d. Kirchenl. S. 159, Note 160 und v. d. Hagen, MS. 2, S. 257 f. u. 3, S. 333; die Stelle des Renners, welche seine

Sunburg[g]), Konrad von Würzburg, dem Schulmeister von Esselingen[h]), Raumsland, Hermann dem Damen[i]), und Frauenlob.

§. 115.

4. Wenn schon nicht wenige Gedichte der beiden vorigen Classen in das Gebiet der didactischen Poesie hinüberstreifen, so gehören im Allgemeinen die gnomischen Lieder und Sprüche durch ihren Inhalt ganz dieser Gattung an, und nur ihre Form und Vortragsweise kann es rechtfertigen, wenn sie als eine besondere Art der lyrischen Dichtkunst aufgeführt werden. Sie sind theils rein betrachtend und moralisierend, theils belehrend und zurechtweisend, theils satirisch und strafend, und die bessern und besten enthalten eine Fülle echter Lebensweisheit. Zuweilen gleichen sie in der Behandlung schon

Sangeskunst in beiden Sprachen erwähnt, steht ebendas. 4, S. 873). Als ein alter blinder Mann ward er ermordet, wahrscheinlich schon vor Beendigung des Interregnums, sicher vor 1287; s. Lachmann, über Sing. u. Sag. S. 8, Note 2 und zu Iwein, S. 347 f.; 1. A. S. 408. — g) Sunburg schreibt Lachmann zu Walther, S. 5, 29; so lautet der Name auch nach der Würzb. Handschr.; in andern weicht er von dieser Form mehr oder weniger ab, und darnach ist die Heimath dieses Meister Friedrichs, der schon vor 1253 und wenigstens bis gegen die Mitte der Siebziger dichtete, aber auch bereits vor 1287 starb, und der in besonders nahem Verhältniß zum baierischen Hofe gestanden haben muß, in sehr verschiedenen Landschaften, zuletzt in Tyrol gesucht worden (v. d. Hagen, MS. 4, S. 647 ff.). Allein mir scheint auch dieses tyrolische „Suoneburg, Suonenburg" noch immer etwas zweifelhaft, wenn ich die heutige Form Sonnenburg dazu halte. — h) Ein Zeitgenosse Rudolfs von Habsburg, über dessen Unmilde er bittere Klage führt; v. d. Hagen, MS. 4, S. 448 vermuthet nicht ohne Grund, daß dieser namenlose Schulmeister der Magister Henricus, rector scholarum seu doctor puerorum in Ezzelingen war, der in einer Urkunde von 1280 vorkommt, neun Jahre später aber gestorben sein mußte. — i) Wahrscheinlich, wie Frauenlob, dessen älterer Zeitgenosse er war, aus Obersachsen. Auch er gehörte zu den wandernden Sängern.

ganz der Dichtart, die späterhin mit dem Namen Priamel[1]) bezeichnet wurde; öfter auch sind es wahre Beispiele[2]) oder Fabeln, die in die Spruchform gefaßt sind[3]); oder der darzulegende Gedanke ist durch Gleichniß versinnlicht und nicht minder häufig ganz in das Gewand der Allegorie gekleidet. — Mit der Zeit tritt auch hier eine ähnliche Ausartung wie in der religiösen Lyrik ein. — Von den Gnomikern ist wieder der älteste bekannte Spervogel; unter seinen Nachfolgern gehören die meisten der in der dritten Classe aufgeführten Dichter auch hier zu den ausgezeichnetsten, neben welchen noch besonders genannt zu werden verdienen: Stolle[4]), der Meißner[5]),

1) Das Wort gilt für eine Entstellung von Präambel, weil in diesen kleinen Gedichten „zur Erregung größerer Erwartung erst lange präambuliert wird, bis endlich im letzten Verse der Aufschluß erfolgt" (s. Oberlins Glossar, S. 1241, Eschenburgs Denkm. S. 390 f. und Weckherlin, Beiträge, S. 55); vgl. indeß Docen, über d. d. Liederdichter ꝛc. S. 201, Note 11. Lessing war geneigt, darin das ursprünglich deutsche Epigramm zu sehen. Nach W. Grimm, Vridanc, S. CXXII, dürfte diese eigenthümlich volksmäßige Form in Deutschland höher hinauf gehen, als er zur Zeit nachzuweisen vermochte: sie findet sich schon bei Spervogel. Wo sie sonst im 13ten Jahrh. vorkommt, hat Grimm angegeben. — 2) Mittelhochdeutsch bispel (auch bischaft), eigentlich jede Gleichnißrede und Erzählung, worin es auf Belehrung abgesehen war, auch für Spruch- und Sprichwort gebraucht; vgl. W. Grimm, a. a. O. S. LXXXIX. — 3) Dergleichen finden sich namentlich unter den Gedichten Spervogels (über spätere Umschreibungen einiger seiner Beispiele und Sprüche s. v. d. Hagen, MS. 4, S. 691 f.), Reinmars von Zweter, des Marners und Konrads von Würzburg, späterer Meister zu geschweigen. — 4) Er lebte unter Rudolf von Habsburg, dichtete aber schon 1256. — 5) Frauenlobs älterer Zeitgenosse und Landsmann, dessen dichterische Thätigkeit vornehmlich zwischen 1260 und 1280 fällt. Der Meißner und Konrad von Würzburg werden nach dem Tode des Marners von Hermann dem Damen als die vorzüglichsten damals lebenden Dichter genannt. Er ist wohl zu unterscheiden von dem jungen und dem alten Meißner der Pariser Handschr. (bei Bodmer, MS. 2, S. 155b—157b; bei v. d. Hagen, MS. 2, S. 222—224).

Poppo[6]), der Kanzler[7]), Meister Alexander[8]) und Regenbogen[9]). — Endlich ist hier noch der Hafte oder Räthsel in lyrischer Form, so wie der zwischen verschiedenen Dichtern geführten Liederstreite zu gedenken, von welchen letztern jene, obgleich sie auch vereinzelt vorkommen[10]), gewöhnlich einen Hauptbestandtheil ausmachen. Ihrem Inhalte nach verschieden, berühren sich diese Dichtungen bald mit dieser, bald mit einer der beiden zunächst vorhergehenden Classen. Der berühmteste unter den poetischen Wettkämpfen ist der Krieg auf Wartburg[11]).

Ueber jenen s. §. 113, Anm. 14; dieser verdankt sein Dasein wohl nur einem alten Mißverständniß; vgl. Docen im altd. Mus. 1, S. 186; v. d. Hagen, MS. 4, S. 513. — 6) Lebte noch 1287, da er in einem seiner Sprüche (v. d. Hagen, MS. 2, S. 383 b) von Konrad von Würzburg wie von einem Verstorbenen spricht; vgl. auch Haupts Zeitschr. 3, S. 239. — 7) Die Nachricht, daß er aus Steiermark gewesen, beruht bloß auf den Ueberlieferungen der spätern Singschulen; über seine wirkliche Heimath sind wir im Dunkeln. Gedichtet hat er erst gegen Ende des 13ten Jahrh. — 8) Auch der wilde Alexander genannt, von Docen, altd. Mus. 1, S. 136; über d. d. Liederdichter rc. S. 199 f. und Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 695 sicher viel richtiger gegen den Ausgang des 13ten Jahrh., als bei v. d. Hagen, MS. 4, S. 911 (vgl. S. 665 ff.) um 1239 gesetzt. — 9) Er war anfänglich ein Schmid, verließ aber sein Handwerk aus Liebe zur Dichtkunst und begab sich nach Mainz, wo er mit Frauenlob, den er überlebte, zusammentraf und im Gesange wetteiferte; vgl. v. d. Hagen im altd. Mus. 2, S. 168 ff. und in MS. 4, S. 633 ff. — 10) Das Räthsel ist eine der volksthümlichsten Formen lehrhafter Dichtung in Deutschland. „Die deutsche Poesie," sagt W. Wackernagel in einem hier einschlagenden Aufsatze (Haupts Zeitschr. 3, S. 25 ff.) „zeigt sich ganz durchdrungen von einem Zuge nach räthselhafter Anschauung und Rede." Ueber die Räthsel bei den Lyrikern vgl. Mone's Anz. 1838. Sp. 372 ff. — 11) Vgl. §. 78, Anm. a. d.

B. Didactische Poesie.

§. 116.

Wie die lyrische, so entwickelt sich die didactische Poesie als besondere Gattung erst in dieser Periode, obgleich Ansätze zu derselben in den geistlichen Dichtungen früherer Zeiten wieder ganz unverkennbar sind [a]), ja in Otfrieds Krist den epischen Bestandtheilen von den didactischen schon so ziemlich das Gleichgewicht gehalten wird. Auch ist der Zusammenhang zwischen den ältern geistlichen Werken und einigen der frühesten Denkmäler der neuen Gattung noch insofern nachweisbar, als diese nur selbständigere Fortbildungen dessen sind, was in jenen schon vorbereitet war. Eben so ist gewiß, lange bevor es einzelnen Dichtern einfiel, daraus einen Hauptbestandtheil des Lehr- und Sittengedichts zu entlehnen, unter dem Volke eine Spruchweisheit in kurzen gereimten Sätzen lebendig gewesen [b]); und in der heimischen Thiersage müssen seit uralter Zeit schon genug Elemente der eigentlichen Fabelpoesie gelegen haben, mag diese letztere, wie wir sie in diesem Zeitraum kennen lernen, auch nur zum geringsten Theil aus ihnen unmittelbar erwachsen sein. Denn, um dieß gleich hier zu bemerken, die mittelhochdeutsche didactische Poesie hält rücksichtlich der Herleitung ihrer Stoffe gewissermaßen die Mitte zwischen der epischen und lyrischen. Wo sie mehr objectiv ist, also in die erstere hinübergreift, wie namentlich in der Fabel und dem

a) Wie schon im Muspilli und im Heliand; vgl. Lachmann, über Otfried, S. 278b. — b) Vgl. W. Grimm, Vridanc, S. LXXXVIII ff.; sehr alter Sprichwörter in deutscher Sprache ist §. 51, gedacht (sie stehen auch in den altd. Blättern, 2, S. 135 f.), und daß viele, die erst später vorkommen, wohl schon in heidnischer Zeit im Gebrauch waren, darf man aus dem nordischen Hâvamâl schließen; s. Dietrich in Haupts Zeitschr. 3, S. 385 ff.

damit Verwandten, beruht sie vorzugsweise auf fremder Ueberlieferung c); wo sie dagegen eine mehr subjective Farbe trägt, in ihr sich Gesinnung, Erfahrung, practische Klugheit, Ermahnung, Vorschrift, Reflexion, Empfindung aussprechen, kurz, wo sie mehr auf unmittelbare Darlegung und Einschärfung einer populären Lebensphilosophie ausgeht, ist sie großentheils als volles Eigenthum des deutschen Volks anzusehen. Denn Einschränkungen muß man allerdings auch hier machen, die sich hauptsächlich nach dem größern und geringern Maaße der einzelnen Dichtern eigenen Gelehrsamkeit richten d), obschon

---

c) So schwer es auch fallen dürfte, hier überall das Einheimische von dem Eingeführten zu sondern, so tragen doch unter den Beispielen und fabelartigen Erzählungen dieses Zeitraums, selbst wenn sie sich nicht zunächst mit der deutschen Thiersage berühren, mehrere eine so volksmäßige Farbe, daß sie kaum fremden Ursprungs sein können. Anderes der Art scheint hingegen durch vielfache Mittelglieder aus dem Orient nach Deutschland gelangt und hier neu bearbeitet zu sein (vgl. J. Grimm, Reinh. F. S. CCLXXII ff.); meistens aber liegen den deutschen Beispielen die ältern und jüngern lateinischen Umarbeitungen und Nachbildungen der äsopischen Fabeln zum Grunde, die seit dem 12ten und 13ten Jahrh. zuerst in Frankreich und dann auch in Deutschland bekannt wurden (J. Grimm, a. a. O. S. CCLXIX); vgl. auch Lessings sämmtliche Schriften, Ausgabe von Lachmann, 9, S. 50. — d) Unter den Verfassern der größern und berühmtern Spruch- und Sittengedichte scheint Freidank am wenigsten mit fremder Gelehrsamkeit ausgestattet gewesen zu sein (vielleicht konnte er gar nicht einmal lesen), und darum schon müssen wir sein Werk als das reinste Abbild der damaligen Volksweisheit betrachten. Bei weitem unterrichteter ist der Verfasser des welschen Gastes: er zeigt Bekanntschaft mit der alten Geschichte und mit den Lehren der griechischen Philosophen; vielleicht war er auch nicht unbewandert in der Rechtskunde. Er bekennt selbst, daß er sich nicht gescheut habe, zum Ausbau seines Werkes fremdes Material zu benutzen (vgl. Gervinus, 1, S. 461; 1. A. S. 400. W. Grimm, Götting. gel. Anz. 1835. Nr. 42). Noch viel mehr gelehrte Kenntnisse und eine sehr große Belesenheit verräth Hugo von Trimberg. Unter seinen Quellen nennt er nebst der Bibel eine Reihe von Kirchenvätern und Theologen des Mittelalters, und dabei zeigt er

manches der Art, was aus dem römischen Alterthum oder anderswoher geborgt scheinen möchte, eben so gut ursprünglich deutsch sein, oder sich, wie so viele kirchliche, auch unter den Laien allmählig gäng und gäbe gewordene Lehren, Bilder und Gleichnisse, früh das Heimathsrecht erworben haben kann.

§. 117.

Der didactische Character, dem sich die mittelhochdeutsche Poesie überhaupt schon in der Zeit ihrer schönsten Blüthe zuneigt, und den sie im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts immer entschiedener annimmt, gestattet es nicht, die Grenzen ihrer drei Hauptgattungen so genau abzustecken, daß bis hierher Alles hätte verspart werden können, was seinem Inhalte nach mehr oder weniger der dritten zufällt. Es werden demnach hier insbesondere nur noch diejenigen Dichtungen zu berücksichtigen sein, die sich durch eine ganz entschieden erbauliche und lehrhafte Tendenz, oder durch den festgehaltenen Ton der Betrachtung und Ermahnung von den mehr rein erzählenden, und durch ihre Form und Vortragsweise von den lyrisch-didactischen absondern, d. h. in kurzen Reimpaaren abgefaßte und unstreitig allein zum Lesen [1]) bestimmte ascetische und Spruchgedichte, Beispiele, mystisch-allegorische Werke und Sendschreiben; woran sich dann auch noch einige größere Lehrgedichte in Strophenform anschließen, die man wahrscheinlich auf gleiche Weise vorgetragen haben wird. — Uebrigens berechtigt weder der Inhalt noch die Form der uns aus der

---

nicht bloß genauere Bekanntschaft mit den Dichtern und Prosaisten des classischen Alterthums, sondern hat auch viele von ihnen bei Abfassung eines Gedichts benutzt (Gervinus, 2, S. 122 ff.). Ueber Wernher von Elmendorf vgl. §. 118, Anm. i.

1) Vgl. indeß §. 120, Anm. m u. n.

bessern Zeit erhaltenen Gedichte dazu, einzelne, als der eigentlichen Volkspoesie angehörig, den übrigen gegenüberzustellen [2]).

§. 118.

Zu den frühesten, bereits in das zwölfte Jahrhundert fallenden Werken dieser Gattung, die sich durch ihren Inhalt zunächst an einige geistliche Dichtungen des vorigen Zeitraums [a]) anschließen und die Erzählungspoesie gleichsam in die didactische hinüberführen, gehören mehrere Gedichte, die theils auf Belehrung über geistliche Dinge, theils auf erbauliche Ermahnung und fromme Warnung ausgehen, wie Schilderungen des jüngsten Gerichts [b]) und der Ankunft des Antichrists [c]), Heinrichs Gedicht von des Todes Erinnerung [d]), Hartmanns Rede von dem heiligen

---

2) Was etwa hierher gezogen werden könnte, das Uhlands Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder eröffnende Traugemundes- oder Tragemundeslied, das allerdings der Spielmannspoesie angehört (Lachmann zu d. Nibel. S. 290) und mit seinen Fragen und Antworten, seinen aufgegebenen und gelösten Räthseln das volksmäßige Gegenbild zu dem meistersängerischen Räthselspiel im Wartburger Kriege abgibt (Wackernagel in Haupts Zeitschr. 3, S. 26), ist erst, wenigstens der uns bekannten Gestalt nach, in eine spätere Zeit zu setzen, etwa in den Anfang des 14ten Jahrh.; vergl. Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 831 ff.; (1. A. Sp. 639 ff.)

a) Vgl. §. 44. — b) Ein sehr alterthümlich aussehendes Bruchstück, das diesen Gegenstand behandelt, ließ zuerst Lappenberg in v. Aufseß' Anzeig. 1834. Sp. 35 ff. abdrucken, dann genauer Hoffmann, Fundgr. 2, S. 135 ff. Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 173 ff. stellt es der Zeit nach gleich hinter die Bearbeitung mosaischer Geschichten (§. 90.). — c) Ueber den Abschnitt „vom Antichrist und jüngsten Gericht" hinter der Görlitzer Evangelienharmonie vgl. §. 90, Anm. 2. Einen andern Entecrist, den Hoffmann für etwas jünger hält, findet man in den Fundgrub. 2, S. 106 ff. — d) S. §. 69, Anm. d. und §. 89, Anm. b. Dieses vorzügliche Gedicht ist herausgegeben in Maßmanns d. Ged. d. 12ten Jahrh. 2, S. 343 ff., aber mit Auslassung von 38 Versen, die J. Grimm in d. Götting. gel. Anz. 1838. Nr. 56. S. 556 f. nachgeliefert hat. Auf den Hauptgegenstand kommt

Glauben [e]) und ein halb erzählendes Lehrgedicht von der Weltschöpfung, dem Sündenfall und der Erlösung, das Anegenge [f]) genannt. — Auch das eigentliche Sittengedicht, das strafende, wie das belehrende, war dem zwölften Jahrhundert nicht mehr fremd, wie dieß durch die jenem ascetischen Werke Heinrichs vorausgeschickte, in sich selbst abgeschlossene und fast die Hälfte des Ganzen umfassende Einleitung vom gemeinen Leben [g]), dann durch einige Stücke Wernhers vom Niederrhein [h]), das zum großen Theil aus Sittensprüchen alter Classiker geschöpfte Lehrgedicht Wernhers von Elmendorf [i]) und mehrere Bruchstücke moralischen und belehrenden Inhalts [k]) bewiesen wird,

---

Heinrich erst mit Vers 451; bis dahin reicht, einige Uebergangszeilen abgerechnet, die Einleitung vom gemeinen Leben; vgl. Anm. g. — e) Der Verfasser, der sich selbst den armen Hartmann nennt, scheint ein Geistlicher gewesen zu sein und später als Heinrich gedichtet zu haben. Sein Werk ist aus der einzigen bekannten (gegen das Ende hin lückenhaften) Handschr. herausgegeben von Maßmann, a. a. O. 1, S. 1 ff. — f) Gedruckt in Hahns Gedichten d. 12ten u. 13ten Jahrh. S. 1 ff. — g) Vgl. Anmerk. d. Deute ich Haupts Worte in d. altd. Blätt. 1, S. 237 f. nicht falsch, so ist er geneigt, diesem Heinrich auch das von ihm unter der Ueberschrift „Pfaffenleben" bekannt gemachte Bruchstück eines andern Sittengedichts, dessen bereits §. 71, Anm. i. gedacht wurde, zuzueignen. — h) Er war ein Geistlicher (Pfaffe) und dichtete allem Anscheine nach im letzten Viertel des 12ten Jahrh. Seine Gedichte sind herausgegeben von W. Grimm, Götting. 1839. 8.; vgl. Haupts Zeitschr. 1, S. 423 ff. — i) Auch er war ein Geistlicher, der die Bibliothek Dieterichs von Elmendorf, Probstes zu Heiligenstadt zu seiner Rede (so nennt er das Gedicht) benutzte. Er führt darin oft als Gewährsmänner Autoren des Alterthums, wie Cicero, Horatius, Ovidius, Seneca ꝛc. an. Herausgegeben ist sie (bis auf den fehlenden Schluß) nach einer Handschr. des 14ten Jahrh. von Hoffmann in Haupts Zeitschr. 4, S. 284 ff.; Bruchstücke aus einer ältern Handschr. waren schon früher in d. altd. Blätt. 2, S. 207 ff. erschienen. — k) Unter andern das in Maßmanns Denkm. 1, S. 80 ff. abgedruckte, woraus es zum Theil Wackernagel in sein altd. Leseb. Sp. 271 ff. (1. A. Sp. 201 f.) aufgenommen hat.

unter denen eins aus einem poetischen Sendschreiben rührt [1]) und also auch diese Dichtart schon dem zwölften Jahrhundert sichert. — Eben so weit reicht auch die Fabel oder das Beispiel zurück, worüber das Nähere weiter unten angegeben werden soll.

§. 119.

Die bedeutendsten und berühmtesten Spruch- und Sittengedichte fallen erst in das dreizehnte Jahrhundert. Unter ihnen stehen durch Inhalt, Form und Behandlungsart in der nächsten Verwandtschaft der welsche Gast Thomasins von Zerclar [1]), gedichtet 1215—1216, Freidanks Bescheidenheit [2]), 1229 abgefaßt, und der Renner des Hugo

1) Es gibt Lehren über die Minne und ist bei Docen, Misc. 2, S. 306 f. abgedruckt; vgl. Lachmann, über den Eingang des Parz. S. 3; Haupt, die Lieder, Büchlein ꝛc. von Hartmann v. A. S. VIII f.

1) Der Dichter, dessen Beiname in den Handschriften verschieden lautet (die Form im Text braucht Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 501; in d. 1. A. stand Zerclaere), war kein Deutscher, sondern aus Friaul gebürtig, daher der Titel seines Gedichts, das er in 10 Bücher abgetheilt hat (vgl. §. 68, Anm. 23). Vor Abfassung desselben hatte er schon ein welsches Buch über höfisches Leben und höfische Sitten geschrieben, das aber verloren gegangen zu sein scheint. An einer Ausgabe des welschen Gastes fehlt es noch (versprochen ist eine von Frommann): einzelne Stellen daraus sind zu finden in Eschenburgs Denkm. S. 121 ff., Lachmanns Walther, S. 135 f.; 160 ff. (1. A. S. 135 f.; 155 ff.), v. Aufseß' Anz. 1834. Sp. 260 ff., J. Grimms Reinh. F. S. 383 ff. und Wackernagels altd. Leseb. a. a. O. (1. A. Sp. 407 ff.). Eine ausführliche Analyse des Gedichtes bei Gervinus, 1, S. 457 ff. (1. A. S. 396 ff.), der dessen Werth aber zu hoch stellt; vgl. W. Grimm, Götting. gel. Anz. 1835. Nr. 42. — 2) Bescheidenheit bedeutet in der alten Sprache so viel als Verständigkeit, Einsicht, richtige Beurtheilung der Dinge. Das Gedicht ist, wenigstens zum Theil, in Syrien abgefaßt, wohin Freidank in dem Kreuzheere Friedrichs II. gekommen war. Ob der Verfasser den Namen Freidank wirklich führte, oder bloß angenommen hatte, ist ungewiß: W. Grimm hat die Vermuthung, er möge mit Walther v. d. Vogelweide dieselbe Person sein, durch nicht unerhebliche Gründe zu

von Trimberg[3]), der auf der Scheide des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts vollendet ward. Moralische Lehr=

unterstützen gesucht (vergl. auch zum Rolandsliede, 3, 23; Lachmann [Walther, S. 137, Note] schwankt, ob er sich für oder gegen Grimms Ansicht entscheiden soll). Ueber ein vorgebliches Grabmal Freidanks in Italien und den Bernhard Freidank, den Seifried Helbling öfter anführt, vergl. Haupts Zeitschr. 1, S. 30 ff.; 4, S. 246. — Die Bescheidenheit stand lange in hohem Ansehn und wurde noch Jahrhunderte nach ihrer Entstehung in den damit von Sebastian Brant vorgenommenen Bearbeitungen fleißig gelesen (die 1508 gedruckte ist bis zum J. 1583 siebenmal aufgelegt worden; vgl. hierüber Eschenburg, a. a. O. S. 83 ff., Eberts bibliogr. Lexicon, Nr. 7915. und W. Grimms Ausg. S. X u. CVIII). Unter den zahlreichen Handschr., deren eine in Müllers Samml. II. abgedruckt ist, gibt wohl keine das Gedicht in seiner ursprünglichen Anordnung, Begrenzung und Vollständigkeit. Eine vortreffliche Ausgabe mit einer Vorrede über das Verhältniß der Handschr. unter einander, einer sehr lehrreichen Einleitung über den Dichter, seine Zeit, die von ihm verarbeiteten Stoffe und den Gesichtspunkt, von welchem sein Werk aufzufassen ist, den Lesarten der Handschr. und erklärenden Anmerkungen hat W. Grimm geliefert: Vrîdankes Bescheidenheit, Göttingen 1834. 8. Vgl. auch Gött. gel. Anz. 1835. Nr. 41. 42. und Haupts Zeitschr. 4, S. 398. — 3) Hugo von Trimberg, wahrscheinlich aus dem Würzburgischen, war ein Laie und zwischen 1260 — 1309 Magister und Rector der Schulen an dem Collegiatstift der Theuerstadt, einer Vorstadt Bambergs. Er hatte bereits vor dem Renner mehrere deutsche (auch lateinische) Bücher geschrieben, wovon eins, im J. 1266 abgefaßt, den Titel der Sammler führte und mit jenem von gleichem Inhalt war. Den Namen Renner gab der Dichter seinem Werke, wie er selbst in dem Eingange sagt, „weil es durch alle Lande rennen sollte," erläutert ihn aber besser an einer andern Stelle, vs. 13860. Der einzige, sehr selten gewordene alte Druck dieses im Mittelalter viel gelesenen Gedichts nach einer Bearbeitung Sebastian Brants, worin der ursprüngliche Text außerordentlich erweitert und andrerseits wieder verstümmelt ist, erschien 1549 zu Frankfurt a. M. Anstalten zu einer neuen Ausgabe traf schon Lessing. Aber erst neuerlich ist von dem historischen Verein zu Bamberg der Abdruck einer alten Handschr. besorgt worden, Bamberg 1833. 1834. 3 Hefte. 4. In den Vorreden stehen Nachrichten über des Dichters Leben; außerdem sind die zahlreichen Handschr., von denen man Kunde hat, und das, was daraus früher einzeln gedruckt worden (worüber auch zu vergleichen sind Jördens Lexic. 2, S. 480 ff.; 6, S. 353 ff.

gedichte im heutigen Sinne des Worts darf man sich unter diesen Werken nicht vorstellen. Im Allgemeinen besprechen sie, jedes in eigenthümlicher, mehr oder minder freier Weise, bald einen deutlicher hervortretenden, bald einen versteckter liegenden Faden verfolgend, der mitunter auch wohl ganz fallen gelassen zu sein scheint, die Verhältnisse und Erscheinungen des geistigen, sittlichen und leiblichen Lebens in ihrer Vielgestaltigkeit, handeln von Tugenden und Lastern, von Weisheit und Thorheit, theils die allgemeine Menschennatur, theils die Eigenthümlichkeiten einzelner Völker, Geschlechter und Stände, oder die großen öffentlichen Angelegenheiten des Tages dabei berücksichtigend; knüpfen daran Lehren, Ermahnungen und Warnungen, die sowohl die Sicherung des Seelenheils der Menschen, als die Förderung ihrer irdischen Wohlfahrt und die Sittigung ihres wechselseitigen Verkehrs bezwecken. Im welschen Gast ist der Ton des Ganzen mehr trocken moralisierend und abhandelnd, woher dieß Werk in seiner Hauptmasse auch noch am ersten eine gewisse systematische Anlage und Ausführung zeigt, die ihm einige Aehnlichkeit mit dem modernen Lehrgedicht verleiht. Freidanks Bescheidenheit dagegen scheint, so zu sagen, zum größten Theil aus der von einem poetischen Geiste gesammelten und in ihm geläuterten Spruchweisheit des Volkes erwachsen zu sein, so daß die einzelnen Theile des Gedichts in der Regel nur aus ganzen Reihen ähnlicher und verwandter, mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit an einander gefügter Sprichwörter

---

und v. d. Hagens Grundr. S. 384 ff.), aufgeführt. Für ein letztes Heft sind Nachweisungen über das Verhältniß der Handschr. zu einander, Erörterungen über das Gedicht und dessen Sprache, so wie ein Wörterbuch versprochen, aber bisher noch nicht erschienen. Auch von dem Renner gibt Gervinus, 2, S. 118 ff. eine ausführliche Analyse.

stehen, die einen bestimmten Hauptgedanken von verschiede-
n Seiten versinnlichen und eindringlich machen sollen: selbst
, wo der Dichter sich mehr der eigentlichen Betrachtung
er Schilderung hingibt, behält seine Darstellung immer den
uchartigen Character bei. Der Renner endlich läßt sich
ner ganzen Anlage nach am füglichsten mit einer weit aus-
sponnenen, bei einzelnen Haupt- und Nebenpartien oft über-
ßig lange verharrenden und dann wieder in häufigen Ab-
weisungen sich ergehenden Strafpredigt vergleichen, die gegen
s in Sittenverderbniß aller Art versunkene Zeitalter gerichtet
d durch viele eingewebte, meist gut und natürlich erzählte
beln, Geschichtchen, Schwänke und Anecdoten belebt ist.
Rücksicht des poetischen Werthes, so wie der Vollendung
r äußern Form nimmt unter allen dreien unstreitig die Be-
eidenheit den ersten Platz ein. — Von andern Lehr-
d Sittengedichten des dreizehnten Jahrhunderts verdienen
r noch besonders hervorgehoben zu werden der Winsbecke
d die Winsbeckin 4), beide Lehren und Ermahnungen

4) Der Winsbeckin fehlt in den bekannten Handschr. (die Wein-
rtener vielleicht ausgenommen? vgl. v. d. Hagen, MS. 4, S. 313)
Schluß. Der oder die Verfasser beider Gedichte sind unbekannt; nach
ackernagel, altd. Blätt. 2, S. 129 hat die Winsbeckin schwerlich
n jeher mit zum Winsbecken gehört. Zuerst, mit einem dritten ähn-
hen strophischen Werke: König Tyrol und sein Sohn Friede-
and (vgl. J. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, S. 7 ff., wo auch
s einer größern gleichnamigen Dichtung erzählender Art das einzige
kannte Bruchstück mitgetheilt ist), herausgegeben (nach der alten Ab-
rift der Pariser Handschr.) und erläutert in Golbasts Paraenet.
iter. 1604. und darnach (mit Zusätzen und Besserungen aus der Ur-
hrift von Scherz) in Schilters Thesaur. II.; die bloßen Texte
nach der Pariser Handschr. selbst) in MS. 2, S. 248 ff. Nach einer
andern Handschr. der Winsbecke und die Winsbeckin in Benecke's
Beitr. 1, S. 455 ff., wo das erste Gedicht nicht alle Strophen enthält,
welche die andern Drucke geben, dafür aber wieder eigene, diesen feh-

enthaltend, die ein ritterlicher Vater seinem Sohne und ei[illegible] adelige Mutter ihrer Tochter auf den Weg durchs Leben mi[illegible] geben. Sie sind strophisch abgefaßt und wahrscheinlich geg[illegible] die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstanden. Dur[illegible] ihre Einkleidung erinnern sie einerseits an einzelne didactisc[illegible] Stellen in einigen der berühmtesten Rittergedichte, andrersei[illegible] an ähnliche ältere, in fremden Sprachen geschriebene und d[illegible] mals in Deutschland bekannt gewordene Werke[5]). Beid[illegible] besonders aber der Winsbecke, gehören zu den schönst[illegible] Ueberbleibseln unserer ältern didactischen Poesie. Geringer [illegible] Kunstwerth, aber sehr wichtig für die Sittengeschichte der zw[illegible] ten Hälfte dieses Jahrhunderts sind Ulrichs von Lichte[illegible] stein Frauenbuch und die Gedichte Seifried Hell[illegible] lings, deren schon oben mehrmals gedacht ist[6]).

§. 120.

Die Beispiele[a]), die hier besonders in Betracht kom[illegible] men, sind entweder wirkliche Thierfabeln, oder kleine weltlic[illegible] und geistliche, märchenhafte und allegorische Erzählungen, den[illegible]

---

lende liefert; auch ist die Ordnung der Strophen nicht dieselbe. B[illegible] necke vermuthet, daß das, was nicht in beiden Recensionen steht, d[illegible] ursprünglichen Texte fremd sein dürfte. Die Winsbeckin dageg[illegible] stimmt hier fast ganz mit den frühern Drucken überein. Nach ei[illegible] Berliner Handschr. buchstäblicher Abdruck im N. Jahrb. d. Berlin. G[illegible] sellsch. für d. Spr. 2, S. 182 ff.; 240 ff.; vgl. 1, S. 271 ff. Ein[illegible] Text beider Gedichte, dem aus den übrigen Handschr. das eingefügt i[illegible] was der Pariser mangelt, gibt v. d. Hagen, MS. 1, S. 364 f[illegible] vgl. 3, S. 465 f.; 468 d. (Ueber noch andere Abdrücke des von Bo[illegible] mer gelieferten Textes mit Erläuterungen und Uebersetzungen s. v. Hagens Grundr. S. 370 und dessen MS. 4, S. 314). — 5) N[illegible] mentlich an die Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi und de[illegible] französ. Bearbeitungen; vgl. §. 87, Anm. d. und Gervinus, S. 402 (1. A. S. 341). — 6) Vgl. §. 58, Anm. a; §. 97, Anm. — §. 58, Anm. c; §. 71, Anm. q.

a) Vgl. §. 115, Anm. 2. und Gervinus, 1, S. 483 (1. S. 423).

eine bestimmte, daran in gedrängterer oder umständlicherer Ausführung angeschlossene Moral abgewonnen ist. Von solchen Stücken ist außer denen, die in größere Dichtungen, wie in die Kaiserchronik [b]), die Rede Wernhers von Elmendorf [c]), den welschen Gast [d]), die Bescheidenheit und den Renner eingefügt sind, und denen, welche sich, wie oben bemerkt wurde, bei den lyrischen Dichtern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts finden [e]), noch eine beträchtliche Anzahl, entweder vereinzelt oder gesammelt, auf uns gekommen, die theils von bekannten, theils von unbekannten Verfassern herrühren. Unter den ersten nehmen diejenigen, welche dem Stricker zugeschrieben werden müssen und von ihm unter dem allgemeinen Titel die Welt zusammengestellt worden waren, eine vorzügliche Stelle ein. Diese Sammlung scheint aber in ihrer ursprünglichen Gestalt verloren gegangen zu sein. Die Handschriften, worin sich mehr oder weniger Beispiele dieses Dichters beisammen finden, geben sie mit andern, ihm nicht angehörigen Stücken untermischt [f]). Eine andere, in neuerer Zeit sehr berühmt ge-

---

b) Wo die darin vorkommende Thierfabel zu finden ist, gibt §. 84, Anm. 3. an. — c) Das Beispiel von Xerxes, Z. 153 ff. — d) Eine Fabel daraus bei J. Grimm, Reinh. F. S. 383 ff. und bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 505 ff. — e) Vgl. §. 115, Anm. 3. Besonders abgedruckt aus MS. und erläutert von C. P. Conz ist eine Anzahl dieser Fabeln in Bragur IV, 1, S. 92 ff.; 2, S. 131 ff. — f) Beispiele des Strickers (vgl. §. 94, Anm. g) und anderer unbekannter Dichter des 13ten und 14ten Jahrh. (meist eigentliche Fabeln) sind gedruckt in Docens Miscell. 1, S. 51; 2, S. 209 ff., der Brüd. Grimm altd. Wäld. 2, S. 1 ff.; 3, S. 169 ff., v. Laßbergs Liedersaal, J. Grimms Reinh. F. S. 291 ff., Wackernagels altd. Leseb. Sp. 559 ff. (1. A. Sp. 447 ff.); 585 ff.; 649 ff., N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. für d. Spr. 2, S. 85 ff., altd. Blätt. 1, S. 14 f.; 108 ff., Haupts Zeitschr. 1, S. 393 ff. und in Hahns kleinern Gedichten von dem Stricker. Vgl. über Beispiele, welche außer den bei Hahn gedruckten dem Stricker mit Gewißheit zugeschrieben werden können, Lachmann, Ausw. S. VI, Anm. 2. und J. Grimm,

wordene, mit dem poetischen Vor- und Nachwort ihres Verfassers uns erhaltene Sammlung von hundert Beispielen ist der Edelstein des Bonerius g), aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. — Von den jüngern ascetischen, symbolischen und mystisch-allegorischen Dichtungen, die besonders gegen das Ende dieses und während der ersten Hälfte des folgenden Zeitraums in Aufnahme kamen, verdienen als einige der merkwürdigsten, noch zwischen der Mitte des dreizehnten und dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts entstandenen besonders hervorgehoben zu werden

---

a. a. O. S. CLXXXI f. — g) Ueber sein Zeitalter sind sehr verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Neuere Untersuchungen haben dargethan, daß Boner ein Predigermönch, mit Vornamen Ulrich, aus Bern in der Schweiz war, der zwischen 1324—1349 in einer Menge von Urkunden genannt wird; vgl. Götting. gel. Anz. 1820. S. 717 ff. und Docen in den Wiener Jahrb. d. Litt. 1821. Bd. 15. Art. 6. Daß er sein Buch (der bei weitem größte Theil desselben besteht aus eigentlichen Fabeln) aus dem Lateinischen ins Deutsche gebracht habe, sagt er selbst im Epilog. Ueber das Nähere der Quellen, woraus er schöpfte, vgl. Lessings sämmtliche Schriften (herausgeg. von Lachmann) 10, S. 349 ff., Docen, a. a. O. und in v. Aretins Beitr. 1807. S. 1235 ff. Eine gute Anzahl Sprüche hat er, ohne seine Quelle zu nennen, aus Freidank in seine Fabeln eingefügt; W. Grimm, Götting. gel. Anz. 1835. Nr. 41. Von einem alten Druck, Bamberg 1461, der 85 Fabeln enthält, sind, so viel bekannt ist, nur zwei Exemplare vorhanden. Aus Handschr. sind herausgegeben von Scherz, in Philosophiae moral. Germ. med. aevi Specim. I—XI, Straßb. 1704 ff. die ersten 51 Fabeln mit Commentar; durch Breitinger, Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, Zürich 1757. 8. (94 Stück); alle hundert (mit den bemerkenswerthesten Abweichungen der Lesarten und einem guten Wörterbuch) von Benecke, der Edel Stein, Berlin 1816. 8. und von Fr. Pfeiffer (als vierter Band d. Dichtungen d. d. Mittelalters), Leipzig 1844. 8. In der Sprache erneuert sind auch alle Fabeln beisammen in Boners Edelstein von Eschenburg, Berlin 1810. 8. Weitere litterarische Nachweisungen findet man bei v. d. Hagen, Grundr. S. 379 ff. und Jördens, Lexic. 1, S. 161 ff.; 5, S. 769 ff.; 6, S. 282.

Heinrichs von Krolewiz[h]) Umschreibung des Vater Unser, Konrads von Würzburg lehrhaftes Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, genannt die goldene Schmiede[i]), des Bruders Lamprecht von Regensburg Tochter von Syon[k]), die eine mit der Zeit immer beliebter werdende Vorstellung, der Seele Vermählung mit Gott, versinnlicht, und Gottes Zukunft, ein zwischen Erzählung und Lehrgedicht mitten inne stehendes Werk Heinrichs von der Neuenstadt[l]). — Endlich sei hier auch noch der in kurzen

---

h) Aus Meißenland; er dichtete das Vater Unser in den Jahren 1252—1255; vgl. §. 71, Anm. k. — i) Vgl. §. 71, Anm. h. W. Grimm, Einleit. zur gold. Schmiede, S. XI f. hält das Gedicht für eins von Konrads spätesten, das er wohl erst in den Achtzigern des 13ten Jahrh. abfaßte (dann aber kann der Dichter des jüngern Titurels es nicht schon gekannt haben; vgl. W. Grimm, a. a. O. S. XII f.). — k) Wohl noch kurz vor dem Schlusse des 13ten Jahrh. abgefaßt; der Dichter war Franciscaner und erhielt von dem Provinzial Gerhard den Stoff zu seinem Werke. Nachrichten darüber und Stellen daraus (das Ganze ist noch nicht gedruckt) in den Heidelb. Jahrb. 1816. 1. Hälfte, S. 714 ff. und Hoffmanns Fundgr. 1, S. 307 ff. Es gehört dieses Gedicht zu denen, welche die kurzen Reimpaare in den Abschnitten durch eine andere Art der Reimbindung unterbrechen. — Ein jüngeres Gedicht von ähnlichem Inhalt ist gedruckt in Graffs Diut. 3, S. 1 ff.; vgl. Hoffmann, a. a. O. S. 316, Note. Gervinus, 2, S. 149 legt es aus mir unbekannten Gründen dem Herman von Fritzlar bei (s. §. 169.). — l) Er war ein gelehrter Wiener Arzt, der sich nach seinem Geburtsort von der Neuenstadt nannte und in den letzten Jahrzehnten des 13ten und den ersten des 14ten Jahrh. lebte; vgl. F. Wolf in d. Wien. Jahrb. Bd. 56. (1831) S. 257 und Hoffmann, Verzeichn. d. Wien. Handschr. S. 149 f. Sein im Text genanntes Gedicht, das bis auf einzelne Stellen (vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 460 und Wilkens Gesch. d. Heidelb. Biblioth. S. 467) noch nicht gedruckt ist, dessen Inhalt aber Gervinus, 2, S. 151 ff. (1. A. S. 155) näher angibt, ist nach dem Anticlaudianus des Alanus ab Insulis (aus dem 12ten Jahrh.) verfaßt. Außerdem hat Heinrich, auch nach einem latein. Buche, die aus Griechenland stammende, in Deutschland aber schon früher bekannt gewordene Sage von Apollonius von Tyrland oder Tyrus gedichtet. Auch aus dieser sehr

Reimpaaren abgefaßten Liebesbriefe oder Büchlein gedacht, die bisweilen sehr ausführlich und sinnreich die Angelegenheiten des Herzens besprechen. Die ältesten, die wir von namhaften Dichtern besitzen, sind von Hartmann von Aue [m]) und von Ulrich von Lichtenstein [n]); die jüngern, die zeither bekannt worden sind [o]), rühren zumeist erst aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert her.

C. Prosa.

§. 121 a.

In welchem allgemeinen Verhältniß die deutsche Prosa während dieses Zeitraums zu der Poesie stand, ist bereits oben [1]) angedeutet worden. Was von prosaischen Schriften, entweder vollständig oder bruchstücksweise aufgefunden und bekannt gemacht ist, besteht hauptsächlich theils in Werken von geistlichem oder dem verwandten Inhalt, theils in Aufzeichnungen und Sammlungen von Rechtsformeln, Rechtsgewohnheiten, Gesetzen und Urkunden. Andere Gattungen ungebundener Darstellung tauchen daneben erst in einzelnen Anfängen auf. — a) Die Denkmäler der ersten Classe sind vornehmlich

---

weitschichtigen Erzählung sind nur einzelne Stellen gedruckt; vgl. v. d. Hagen, a. a. O. S. 206; Maßmanns Denkm. 1, S. 10; Hoffmann, a. a. O. und Gräße, d. gr. Sagenkr. S. 459. — m) Vgl. §. 94, Anm. a. Beide Büchlein befinden sich in Haupts Ausg. von Hartmanns Liedern ꝛc. Der Leich, womit das erste schließt, ist gesungen worden; vgl. das §. 71, Anm. q. Angeführte. — n) Vgl. §. 97, Anm. 2. Auch von dem dritten dieser Büchlein war der lyrische Schluß bestimmt gesungen zu werden; vgl. §. 71, Anm. k. die darauf bezüglichen Citate. — o) S. die Nachweisungen bei Haupt, a. a. O. S. VIII und Sechs Briefe und ein Leich, herausgeg. von L. Ettmüller, Zürich 1843. 8.

1) Vgl. §. 52.

übersetzte und erläuterte Psalmen [2]), die Uebertragungen einer religiös-moralischen Abhandlung [3]) und des sogenannten Lucidarius [4]) aus dem Lateinischen, Gebete, Homilien, Predigten [5]) und andere erbauliche Schriften [6]). Indem sie alle zu-

2) Vgl. §. 50, Anm. k. und Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 249 ff. (1. A. Sp. 183 ff.), wo die Windberger Psalmen erst in die zweite Hälfte des 12ten Jahrh. gesetzt sind; vgl. Graffs Ausg. S. VI. — 3) Des Tractatus Nortperti (starb 1134) de virtutibus. Von der Uebersetzung, die etwa um die Mitte des 12ten Jahrh. entstanden sein mag, sind die bisher allein aufgefundenen Abschnitte, die sich durch Reinheit der Sprache und eine freie Weise der Uebertragung auszeichnen, in Graffs Diut. 1, S. 281 ff. abgedruckt. — 4) Eine Weltbeschreibung, an welche eine Glaubenslehre geknüpft ist, in dialogischer Form und aus dem 12ten Jahrh., in welches auch noch die älteste bekannte deutsche Bearbeitung fällt, von der Bruchstücke in Mone's Anz. 1834. Sp. 311 ff. gedruckt sind. Ueber das latein. Buch und andere Bearbeitungen oder Nachbildungen desselben s. Wackernagel, Basel. Handschr. S. 19 ff.; Hoffmanns Fundgr. 2, S. 103, Note 6. und v. Karajan in d. altd. Blätt. 2, S. 5 f. — 5) Homilien, Predigten und Gebete aus dem 12ten Jahrh. zum Theil bruchstücksweise, zum Theil ganz abgedruckt in Graffs Diut. 2, S. 277 ff.; 288 ff.; 380 ff.; die an der letzten Stelle stehenden Bruchstücke vollständiger bei Hoffmann, Fundgr. 1, S. 66 ff., wo dann noch andere aus demselben Jahrh. folgen. Anderes bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 191 ff.; 275 ff.; 297 ff. (1. A. Sp. 127 ff. [vgl. Sp. 830]; 205 ff.; 219 ff.) und in Haupts Zeitschr. 1, S. 285 ff. — Predigten aus dem 12ten und 13ten Jahrh. auch entweder ganz oder stellenweise bei Hoffmann, a. a. O. 1, S. 70 ff. (sie sind von einem Geistlichen zum Muster für andere geschrieben und wahrscheinlich auch wirklich gehalten worden, Lachmann, üb. Sing. u. Sag. S. 1 f.), bei H. Leyser (d. Predigten des 13ten u. 14ten Jahrh. Quedlinburg u. Leipzig 1838. 8.), K. Roth (d. Predigten des 12ten u. 13ten Jahrh. Quedlinb. u. Leipz. 1839. 8.), in den altd. Blätt. 2, S. 32 ff.; 159 f.; 167 ff.; 376 ff., in Haupts Zeitschr. 2, S. 227 ff., bei Grieshaber (Aeltere noch ungedruckte d. Sprachdenkmale religiösen Inhalts, Rastatt 1842. 8.) und in Mone's Anz. (wo Predigten theils namhafter Verfasser, theils namenlos an verschiedenen Orten abgedruckt sind). — 6) Dahin gehört ein in nicht ungewandter Rede abgefaßtes ascetisches Werk des 13ten Jahrh. die Fittiche der Seele, wovon Bruchstücke in den altd. Blätt. 1, S. 353 ff. stehen.

nächst von der ältesten deutschen Prosa zu der dieser mittlern Zeiten herüberleiten, zeigen sie das allmählige Losringen von früherer Gebundenheit und Unselbständigkeit der prosaischen Darstellungsweise zu ihrer ersten lebensvollen und freien Bewegung. Zumal gilt dieß von den Predigten. Während die ältern Homilien aus dem zwölften und dem ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts noch zum größten Theil, wenn auch nicht als eigentliche Uebersetzungen, doch als Nachbildungen lateinischer Muster aus den frühern Zeiten der Kirche angesehen werden dürfen, hebt gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine freiere und volksmäßigere Art deutscher Predigten an, die wohl vorzüglich von den Predigermönchen, welche sich seit ihrer Festsetzung in Deutschland mit regem Eifer der religiösen Bildung des Volks annahmen, ausgegangen ist [7]). Aus ihrer Mitte giengen auch die besten geistlichen Volksredner hervor, wie die Minoriten Bruder David und dessen Schüler, Bruder Berthold, der berühmteste von allen. Beider Wirksamkeit begann bereits vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und dauerte bis in den Anfang der Siebziger: die uns von ihnen erhaltenen Predigten gehören zu dem Besten, was die altdeutsche Prosa-Litteratur aufzuweisen hat [8]). Nach ihnen sank die geistliche Beredsamkeit

7) Vgl. hierzu Leysers Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Predigten. — 8) B. David, genannt Teutonicus, war gleich bei der Ankunft der Minoriten in Augsburg (1243) ihrem Orden beigetreten, wurde Lehrer der Theologie und starb als Novizenmeister im J. 1271. Eine wörtliche Uebertragung einer seiner Predigten steht im Morgenblatt, 1843. Nr. 307—309; eine geistliche Lehre oder Abhandlung in Klings Ausg. von Bertholds Predigten, S. 98 ff.; zwei andere Stücke in der d. Litteraturgesch. rc. von G. Scholl und F. Scholl, 1, Sp. 297 ff. F. Pfeiffer hat versprochen, Davids Reden und Abhandlungen demnächst herauszugeben. — B. Berthold, mit dem Familiennamen Lech, gebürtig aus Winterthur in der Schweiz,

wieder von der Höhe herab, zu der sie besonders Berthold erhoben hatte[9]), bis sie durch Meister Eckart[10]) und seine Schüler und Nachfolger im vierzehnten Jahrhundert einen neuen Schwung erhielt.

§. 121 b.

b) Unter den Rechtsverhältnisse betreffenden Denkmälern, deren gegen das Ende dieses Zeitraums immer häufiger werdende Abfassung die Ausbildung der deutschen Prosa von einer

Bruder des Ordenshauses zu Regensburg, wo auch sein Geschlecht ansässig war, durchzog Deutschland nach allen Seiten und predigte auf freiem Felde von Bäumen herab, oft vor vielen Tausenden (eine alte Nachricht über ihn in Haupts Zeitschr. 4, S. 575 f. nennt ihn den Landprediger). Seine Wirksamkeit fällt zwischen 1247—1272, in welchem Jahre er starb. Seinen großen Ruhm, der ihn noch lange überlebte (auf ihn geht das uns nur überarbeitet und ziemlich entstellt erhaltene, dem Frauenlob beigelegte Gedicht in v. d. Hagens MS. 3, S. 356 und in Ettmüllers Ausg. des Frauenlobs, S. 42 f.), bezeugen zahlreiche Erwähnungen seiner und der Wirkungen, die er hervorbrachte, bei gleichzeitigen Schriftstellern. Ueber ihn und seine Predigten, die wahrscheinlich nicht von ihm selbst, sondern von einem seiner Zuhörer aufgeschrieben wurden, und in mehrern, doch nicht gar alten Handschr. (vgl. altd. Blätt. 2, S. 161 ff. und Leyser, a. a. O. S. XVI f.) auf uns gekommen sind, s. die ausführliche und treffliche Recension J. Grimms in den Wien. Jahrb. d. Litt. 1825. Bd. 32. S. 194—257 und Wackernagel, Verd. d. Schweiz. S. 14 ff.; 35 ff. Eilf seiner Predigten mit Auszügen aus den übrigen, welche die benutzte Heidelb. Handschr. enthält, hat Ch. F. Kling, Berlin 1824. 8. herausgegeben (vorher schon Proben in Neanders Denkwürdigkeiten rc. 2, S. 303 ff.); aus derselben Handschr. ein Stück einer Predigt, von der Kling (S. 310 ff.) nur den Inhalt mittheilt, v. G. und F. Scholl, a. a. O. Sp. 311 ff.; aus andern Handschr. ist Einzelnes gedruckt im N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. für d. Spr. 2, S. 313 und in den altd. Blätt. 2, S. 120. — 9) Ueber einige Prediger aus dem Anfange des 14ten Jahrh. und ihre Reden vgl. Leyser, a. a. O. S. XVIII und altd. Blätt. 2, S. 163 ff. — 10) Er scheint schon vor 1329 gestorben zu sein und gehört also noch in diesen Zeitraum; ich halte es aber für angemessener, ihn von den Mystikern des folgenden nicht zu trennen; vgl. §. 171.

andern, aber auch, wie die Predigt, den nächsten Interessen des Volkslebens zugekehrten Seite förderte, fallen einige kleinere, wie das schwäbische Verlöbniß und der Erfurter Judeneid [a]), die durch Inhalt und Form gleich merkwürdig sind, noch in das zwölfte Jahrhundert. Aus dem dreizehnten sind die bedeutendsten und wichtigsten die beiden großen, unter den Namen Sachsen- und Schwabenspiegel bekannten Rechtsbücher [b]): das erste von dem sächsischen Ritter Eike oder Ecko von Repgow zwischen 1215 und 1235 wahrscheinlich in einer niederdeutschen Mundart aus den im nördlichen Deutschland gültigen Gesetzen und Rechtsgewohnheiten zusammengestellt, dann auch ins Oberdeutsche umgeschrieben und in beiden Gestalten vielfach überarbeitet, abgeändert und durch Zusätze erweitert; das andere nach dem noch unerweiterten Sachsenspiegel, als seiner Hauptgrundlage, und mit Benutzung anderer, fremder und heimischer Quellen, wie es scheint, von einem oberdeutschen Geistlichen noch vor 1276 abgefaßt, aber auch allmählig immer mehr durch Umbildungen und Einschaltungen um seine Urgestalt gebracht. Neben und nach diesen beiden Gesetzbüchern werden dann viele einzelne Land- und Stadtrechte, so wie die sogenannten Weisthümer [c]) noch im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts

---

a) Beide Stücke sind zu finden bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 189 f. u. 303 f. (1. A. Sp. 127 f. u. 225 ff.). — b) Im Allgemeinen verweise ich über diese, so wie die übrigen Rechtsbücher und ihre Litteratur auf Eichhorns deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Thl. 2, §. 277 ff. Die neueste kritische Ausgabe vom Sachsenspiegel (und den verwandten Rechtsbüchern) hat Homeyer, Berlin 1835—1844, 3 Bde. 8.; vom Schwabenspiegel (bisher aber nur das Landrecht in der ältesten Gestalt) W. Wackernagel, Zürich und Frauenfeld 1840. gr. 8. geliefert. — c) Eine reiche Sammlung deutscher Weisthümer hat (mit Beihülfe Dronke's und Beyers) J. Grimm veranstaltet, Göttingen 1839—1842. 3 Bde. 8.

und in der ersten Hälfte des folgenden aufgezeichnet. Auch wird es gegen das Ende dieses Zeitraums immer üblicher, sich in Urkunden statt der lateinischen Sprache der deutschen zu bedienen [d]). — c) Daß die Anfänge geschichtlicher Darstellung in deutscher Prosa in diesen Zeitraum fallen, beweisen, außer einer Stelle bei einem Dichter [e]) des dreizehnten Jahrhunderts, die sogenannte repgowische oder Sachsenchronik, die in nieder- und oberdeutscher Sprache auf uns gekommen ist [f]), so wie das St. Galler Geschichtsbuch [g]) Christians des Küchemeisters. — Eben so fand bereits jetzt der Prosaroman bei uns Eingang, wie sich aus dem Bruchstück eines wahrscheinlich aus dem Französischen ins Niederdeutsche übersetzten Werkes dieser Gattung ergibt [h]). — Eine Art wis-

d) Eine deutsche Urkunde vom J. 1272 steht (aus Hoefers Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im Archiv zu Berlin, 1835) bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 725 ff.; über eine viel ältere vgl. §. 48. den Schluß der Anmerk. — e) Herant von Wildon (vgl. §. 98, Anm. a) beruft sich auf eine deutsche ungereimte Chronik als Quelle einer seiner Erzählungen; die Stelle steht bei v. d. Hagen, MS. 4, S. 303, Note 5. — f) Die ältesten Handschr. sind niederdeutsch und noch aus dem 13ten Jahrh. Nähere Nachweisungen über dieses Werk und die davon veranstalteten Drucke finden sich bei Hoffmann, Verzeichn. d. Wien. Handschr. S. 208 f., in Menzels Litteraturblatt, 1842. S. 507 und in der Beilage zur Augsb. allgem. Zeit. 1843. Nr. 85. In Eike von Repgow darf man schwerlich den Verfasser der Chronik suchen, vielmehr wird Homeyer (Sachsenspiegel, 1, S. 4) Recht haben, wenn er die Erwähnung Repgow's in der gereimten Vorrede nur als eine Anspielung auf eine Stelle in der gleichfalls gereimten Vorrede des Sachsenspiegels angesehen wissen will. — g) Die Neuen *Casus monasterii S. Galli* aus dem Anfang des 14ten Jahrh. Eine Stelle daraus bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 837 ff. (1. A. Sp. 643 ff.). — h) Es gehört durch seinen Inhalt zu den Rittergeschichten des bretonischen Kreises; die Handschr., wovon Docen das Bruchstück fand und in Büschings wöchentl. Nachrichten, 2, S. 109 ff. bekannt machte (daraus aufgenommen von Wackernagel, a. a. O. Sp. 773 ff.), setzte er ungefähr in das J. 1300.

senschaftlicher Auffassung der Natur begegnet uns gleichf
schon am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts in der Me
auer Naturlehre[i]), — und endlich finden sich ne
den häufiger vorkommenden gereimten Briefen auch einige
ungebundener Rede bei Ulrich von Lichtenstein
Frauendienst[k]).

---

i) Bruchstücke daraus bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 76
(1. A. Sp. 603 ff.; vgl. S. XIV und Basel. Handschr. S. 50).
k) Ein Schreiben von Frauenhand, S. 32, ein offener Brief von
rich selbst, S. 162 ff. (der erste auch bei Wackernagel, altd. L
Sp. 623 f.).

Vierte Periode.

Von der Mitte des vierzehnten bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

Allgemeinster Character der deutschen Litteratur in diesem Zeitraum; Andeutung der denselben bedingenden Ursachen; politische Lage des Landes und Umgestaltung seiner innern Verhältnisse, Wendung des sittlichen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens der Nation. — Begünstigungen, welche die Wissenschaften fanden.

§. 122.

Je größer der Umschwung ist, den die gesammte geistige, sittliche und religiöse Bildung der Deutschen in dieser Uebergangsperiode von dem Mittelalter zu der neuern Zeit nimmt, und je bedeutender das, was von der bildenden Kunst hervorgebracht, in der Wissenschaft begründet und ausgeführt wird, in einem desto unvortheilhafteren Lichte erscheint daneben und im Verhältniß zu ihren frühern Entwickelungsstufen die vaterländische Poesie. Wo sie auf dem alten Wege fortgeht, auf den sie besonders nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gerathen war, da zeigt sich im Allgemeinen nur zunehmender Verfall und Ausartung; wo sie neue Richtungen einschlägt, offenbart sich zwar ein frischer, lebenskräftiger Geist, doch vermag dieser noch nicht sich nach allen Seiten hin frei zu entwickeln und noch weniger zu kunstmäßiger Gestaltung zu gelangen, da diese Jahrhunderte allen Sinn für Angemessen-

heit und Schönheit der dichterischen Formen verloren zu haben scheinen. — Dagegen tritt die deutsche Prosa nunmehr viel selbständiger hervor, als in früherer Zeit: indem sie ihr Gebiet ausdehnt und darin überall festen Fuß faßt, erlangt sie, bei aller Verwilderung der Sprache, schon vor dem sechzehnten Jahrhundert einen bedeutenden Grad von Gefügigkeit und Bestimmtheit und erstarkt dann während der Reformationszeit mit der Festigung und neuen Beseelung der hochdeutschen Sprache zu noch viel höherer Tüchtigkeit. — Manches, was in den Verhältnissen dieser Zeit ungünstig auf die Poesie wirken mußte, oder sie wenigstens nicht förderte, trug zur schnellern und reichern Entwickelung der prosaischen Litteratur bei.

§. 123.

1. Die Grenzscheide zwischen diesem und dem vorigen Zeitraum bezeichnet eine Reihe großer Unglücksfälle, die über Deutschland einbrachen. Die feindliche Stellung Ludwigs des Baiern zum Pabste hatte dem Reiche das Interdict zugezogen; auf wiederholte Ueberschwemmungen, Mißwachs und Hungersnoth folgte eine furchtbar verheerende Pest. Je ernster und trüber die Stimmung war, die dadurch unter allen Ständen erzeugt wurde, um desto mehr mußte auf eine Zeit lang die Neigung zum Dichten, so weit sie noch vorhanden war, unterdrückt, oder, wenn sie dennoch durchbrach, zur Ergreifung düsterer Gegenstände und zum Ausdruck peinlich-ängstigender, in schwerer Buße Beruhigung suchender Gefühle gedrängt werden. Als diese schwere Zeit vorübergegangen, hob allerdings wieder eine größere und vielseitigere poetische Regsamkeit an, ja sie steigerte sich nach und nach bis ins Unglaubliche, wenn man bloß die Zahl der Dichter, die in allen Theilen Deutschlands und unter allen Ständen aufstanden, so wie die Menge ihrer uns erhaltenen Werke in Anschlag bringt; allein

ein eigentliches Blüthenalter trat für die Poesie darum noch nicht ein. Was sich dem bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in den Weg stellte, soll nun zunächst angedeutet werden.

§. 124.

Durch die politische Lage Deutschlands konnte unmöglich ein neuer, großartiger Aufschwung in die Poesie kommen. Es gab keine Unternehmungen mehr nach außen, welche entweder alle, oder doch mindestens die bevorzugten Stände und Classen im Reich zu einmüthigem Handeln verbunden und zur Entwickelung der im Volke ruhenden Kräfte angeregt hätten, keine, durch welche das Nationalgefühl geweckt und erhoben, die Phantasie befruchtet worden wäre; und auch im Innern fehlte es bis zur Reformation an jedem großen, den Volksgeist neu belebenden, die allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmenden Ereigniß, ohne daß das Land in ruhig stätiger Entwickelung seiner Zustände hätte vorschreiten können. Denn die innere Zerrüttung, die unter dem Interregnum so weit um sich gegriffen, und der Rudolfs Nachfolger bis auf Ludwig den Baiern nie ganz hatten Einhalt thun können, dauerte noch immer fort. Was Karl IV. that, um die Verfassung des Reichs festzustellen, brachte nichts weniger, als einen lebendigen Zusammenhang unter den verschiedenen Gliedern des großen Verbandes hervor. Die Kaiser besaßen nicht mehr das Ansehen und die Macht, die stets weiter reichenden Ansprüche der Großen zu beschränken und den Fehden vorzubauen, welche, seitdem das Faustrecht die Stelle des Gesetzes eingenommen zu haben schien, von den Fürsten, dem Adel und den Städten unaufhörlich geführt wurden. Alles, was bis auf Maximilian I. geschah, unter dem endlich, aber nur auf kurze Zeit, nach Einführung des ewigen Landfriedens und

Einsetzung des Reichskammergerichts Ruhe im Innern eintrat, wirkte zusammen, die politische Kraft des Reichs zu zersplittern und zu brechen, das Zerfallen der von der Vorzeit überkommenen Einrichtungen zu beschleunigen, die freie Gestaltung sich neu bildender zu erschweren, der Nation das Bewußtsein ihrer Würde und innern Einheit zu rauben, endlich mit der Herrschaft der niedrigsten Leidenschaften Rohheit und Verwilderung der Sitten in allen Ständen und allen Lebensverhältnissen bis zum Uebermaaß zu steigern. Wie hätte daran eine höhere dichterische Begeisterung sich entzünden und wahrhaft Großes und Schönes schaffen können? Die Fehden und Kriege im Innern und an den Grenzen des Reichs konnten nur eine Reihe historischer Volkslieder hervorrufen, die immer, sei es durch ihre Form, oder durch Gehalt und Form zugleich, von einem beschränkten Werthe blieben. Im Allgemeinen mußte das öffentliche Leben dieser Zeiten, wenn es auf die poetische Thätigkeit einwirken sollte, sie nur zur Didactik und Satire hinlenken, und zwar um so mehr, je fühlbarer, vorzüglich in den mittlern Volksclassen, das Bedürfniß nach einer gründlichen und durchgreifenden Sittenverbesserung wurde.

§. 125.

Unterdessen änderte sich die Stellung der einzelnen Stände in Deutschland, die schon in der zweiten Hälfte des vorigen Zeitraums nicht mehr dieselbe war, die sie in der ersten gewesen, noch viel sichtlicher. Immer mehr arbeiteten sich die mittlern und untern Volksclassen zu freierer Geltung und größerer Unabhängigkeit empor. Insbesondere erhoben sich die Städte ungeachtet des herrschenden Faustrechts und der mannigfaltigen Bedrückungen und Störungen, welchen sie durch den raub- und beutelustigen Adel ausgesetzt waren, unter dem begünstigenden Schutze der Kaiser und Fürsten durch Handel,

Gewerb- und Kunstfleiß und durch den tüchtigen, tapfern Sinn ihrer Bewohner zu stets wachsender Macht und höherem Ansehen im Reich. Dagegen nahm ganz unverkennbar mit dem um sich greifenden Verderbniß in der Kirche und mit dem Verfall des Ritterthums die innere Schwächung der beiden bevorrechteten Stände zu. Natürlich mußten sich diese Veränderungen auch in dem Character der sittlichen und geistigen Bildung des deutschen Volks immer bemerklicher machen: Alles deutete darauf hin, daß dieselbe nun nicht mehr, wie in frühern Jahrhunderten, von der Hierarchie und der Adelsaristokratie, sondern von dem Bürgerthum getragen werden sollte. Es war also nicht anders zu erwarten, als daß auch die Poesie je länger, je mehr aus den höhern Kreisen der Gesellschaft in die mittlern und untern herabstieg. Indem sie hierbei das Gewand conventioneller Standessitte, das ihr die adeligen Dichter des vorigen Zeitraums angelegt hatten, abstreifte, gewann sie allerdings im Allgemeinen wieder den Character und die Farbe größerer Volksmäßigkeit; allein ihre Erhebung und kunstmäßige Gestaltung konnte damit, wenigstens fürs erste, nicht herbeigeführt werden. Denn je ausschließlicher noch der Bürgerstand bloß praktische Richtungen im Leben verfolgte, je weniger frei und mannigfaltig sich die in ihm ruhenden ideelleren Bildungselemente erst entwickelten, je geringere Anregung die Phantasie jedes Einzelnen in seiner unmittelbaren Umgebung und in den Zeitverhältnissen fand, je allgemeiner endlich schon das Gefühl für die Schönheit der Form durch die ausgeartete Sprache und Verskunst der alten Dichtweise abgestumpft war; desto weniger waren die bürgerlichen Dichter dieser Zeit zu einer umfassenden und durchgreifenden Regeneration der Poesie in Gehalt und Form berufen. Nur da, wo der dem Volke inwohnende dichterische Geist, um sich frei zu regen, weniger

von der Gunst allgemeiner äußerer Bedingungen, als von Stimmungen des Gemüthes durch einzelne Ereignisse und Verhältnisse, durch besondere Neigung und Leidenschaft abhieng, und wo er nicht erst aus einem reich und fein gebildeten Leben Nahrung zu ziehen brauchte, trieb er wieder frische Blüthen. Daher konnten wohl einige Arten des epischen und lyrischen Volksliedes gedeihen, aber die in den Städten neu aufkommende dramatische Poesie sich nicht über die ersten rohen Anfänge erheben; und was in andern Dichtungsarten entstand, die bereits während des vorigen Zeitraums zur Blüthe gelangt waren, deren Formen nun aber oft zur Einkleidung der allerprosaischesten Stoffe dienten, mußte fast ohne Ausnahme weit hinter dem zurückbleiben, was darin die frühere Zeit hervorgebracht hatte.

§. 126.

Auch die in dieses Zeitalter fallende Wiederbelebung des classischen Alterthums, so sehr sie auch die wissenschaftliche Bildung der Deutschen beförderte und der bevorstehenden Reform in der Kirche vorarbeitete, konnte auf die Nationalpoesie noch keinen Epoche machenden Einfluß ausüben. Eine verständige Reinigung und Regelung des in ihr herrschenden, verwilderten Geschmacks nach dem Muster der Alten, die dem Volksmäßigen keine Gewalt anthat, hätte zunächst von den eigentlichen Gelehrten ausgehen müssen. Allein schon daß die meisten lieber lateinisch, als deutsch schrieben, und daß sich gerade die ausgezeichnetsten und mit dem classischen Geiste vertrautesten unter ihnen am allerwenigsten um die vaterländische Litteratur bekümmerten, konnte nicht dahin führen; und was einzelne andere thaten, um durch Uebersetzungen [1]) die

1) Dergleichen erschienen schon nicht sparsam vor dem 16ten Jahrh.

Alten und die durch das Studium derselben schon genährten und gebildeten Italiener dem Volke näher zu bringen, erweiterte zwar dessen Ideenkreis und beförderte die Ausbildung der deutschen Prosa, bereicherte auch die Dichtkunst mit neuen Stoffen, wirkte aber in keiner Weise auf die Veredelung und Verfeinerung ihrer Formen ein. Eben so wenig trugen dazu die deutschen Gedichte bei, die hin und wieder von Mitgliedern des Gelehrtenstandes abgefaßt wurden; denn wenn sie auch auf einer breitern Unterlage von positiven Kenntnissen ruhten, und eine tiefere und vielseitigere Verstandesbildung durch sie durchblickte, unterschieden sie sich doch im Ton und in der Einkleidung so gut wie gar nicht von den übrigen ihnen durch Inhalt verwandten Werken dieser Zeit. Endlich war in Deutschland der Gegensatz zwischen der eingeführten classischen und der bis dahin herrschend gewesenen volksthümlichen Bildung zu groß, als daß beide sich so bald hätten durchdringen und versöhnen können. So lange sich aber die Mischung so verschiedenartiger Elemente noch nicht abgeklärt hatte, konnte sich auch keine neue Blüthe der Poesie entwickeln [2]).

§. 127.

Zuletzt ist hier noch als eine der allgemeinen Ursachen, aus welchen sich der in so vielen Beziehungen dürftige und rohe Character der poetischen Litteratur der Deutschen bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erklären läßt, die geringe

---

und wurden nach Erfindung der Buchdruckerkunst schnell nach allen Seiten hin verbreitet. — 2) Anders war es in den romanischen Ländern, wo, abgesehen von andern die Zeitigung neuer National-Litteraturen begünstigenden Umständen, schon die Sprachen der lateinischen bei weitem näher standen, und wo zum Theil, wie namentlich in Italien, die eifrigsten Beförderer der classischen Studien als Musterschriftsteller in der Volkssprache auftraten.

Aufmunterung zu erwähnen, welche die Dichter bei den höhern Ständen fanden [a]). Denn so wie nun viel seltener, als im dreizehnten Jahrhundert, einer von Adel getroffen wurde, der sich selbst mit dem Dichten befaßte, so hatte auch die Liebe zu poetischen Genüssen auf den Ritterburgen und an den Fürstenhöfen im Vergleich mit frühern Zeiten sehr abgenommen [b]). Die Ritter dachten meist nur an Fehden, Wegelagern, Turniere, Jagden und Trinkgelage, und die Fürsten hatten in der Regel zu viel mit ihren landesherrlichen Angelegenheiten zu thun, um sich als besondere Beschützer und Begünstiger

---

a) Daher beschuldigte Aeneas Sylvius im 15ten Jahrh. vorzüglich die Fürsten wegen des Verfalles der Poesie. Man vgl. die von Gervinus, 2, S. 241 (1. A. S. 232) in den Noten citierte Stelle aus seinen Werken. — b) Daß es indeß in den höhern Ständen noch immer viele Freunde und Liebhaber der alten höfischen Dichtungen und namentlich der berühmteren Rittermären gegeben, darf man schon aus den zahlreichen Handschriften davon aus dem 14ten und 15ten Jahrh. folgern (vgl. auch die alte Buchhändleranzeige in Haupts Zeitschr. 3, S. 191 f.). Denn die meisten derselben sind doch wohl im Besitz fürstlicher und adeliger Herren oder Frauen gewesen. Hier und da suchte man auch dergleichen schon so vollständig wie möglich zusammenzubringen. Ein solcher Sammler war der baierische Ritter Jacob Püterich von Reichertshausen: er führt die Ritterbücher, die er besaß, in einem poetischen Ehrenbriefe auf, den er im J. 1462 schrieb und der verwittweten Erzherzogin von Oesterreich Mathildis übersandte, klagt darin aber zugleich über den Spott, den er seiner Liebhaberei wegen von den Hofleuten dulden müsse. Die für die Litteraturgeschichte wichtigen Stellen dieses Ehrenbriefes sind mit Anmerkungen herausgegeben von J. C. Adelung: Jac. Püterich v. Reicherzhausen. Leipzig 1788. 4. (vgl. dazu Docens Bemerkungen in v. Aretins Beiträgen, 1807, S. 1198 ff.) und auch bei v. d. Hagen, MS. 4, S. 883 ff. zu finden. Im 16ten Jahrh. muß aber das Interesse für die alten Rittergedichte ganz geschwunden sein, sonst würden sie, wie das Heldenbuch und andere Stücke des deutschen Sagenkreises, die das Volk noch nicht so bald fahren ließ, öfter gedruckt worden sein. (Der Druck des Parzivals und des Titurels gehört noch dem 15ten Jahrh. an.) Man las nun statt ihrer in den höhern Kreisen die prosaischen Ritter- und Liebesromane.

der Dichtkunst zu zeigen: blieben doch selbst die dramatischen Spiele bis gegen das Ende des Zeitraums so gut wie ganz von den Lustbarkeiten der Höfe ausgeschlossen und den Bürgern der Städte überlassen. Einzelne große Herren gewährten zwar noch immer den wandernden Dichtern Schutz und Unterhalt; jedoch die Kunst der letztern war schon so tief gesunken, daß sie wieder zu heben selbst größeren Talenten schwer gefallen wäre, und solche waren unter ihnen nicht mehr zu finden. Allmählig wurden die Fahrenden auch von den Hofnarren verdrängt, wenn sie anders nicht selbst deren Rolle übernahmen. Hier und da erwachte wohl schon an den Höfen ein höheres geistiges Interesse, besonders durch den Einfluß einiger kunstliebenden fürstlichen Frauen; es kam aber weniger der vaterländischen Poesie, als der diese in ihren bisherigen Rechten schmälernden prosaischen Litteratur zu Gute [c]). Anderswo wurden selbst kurz vor dem völligen Untergange des Ritterthums von oben herab Versuche gemacht, dasselbe wieder aufzurichten und damit zugleich die alte ritterliche Dichtung zu Ehren zu bringen; allein was auf diesem Wege entstand, ermangelte durchaus aller innern Wärme und geistigen Frische, und so gewann die deutsche Dichtkunst im Grunde nicht viel mehr durch diese ihr namentlich von Maximilian I. gewährte Aufmunterung [d]), als durch

c) Vergl. Gervinus, 2, S. 240 ff. (1. A. S. 231 ff.). — d) Ueber Maximilians unmittelbaren und mittelbaren Antheil an einigen berühmt gewordenen Werken dieser Zeit s. §. 147. und die Anmerkungen zu §. 168. Daß er ein Freund der ältern Poesie war, erhellt u. a. aus den Abschriften, die er für sich von mittelhochd. erzählenden Werken nehmen ließ; vgl. N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. für d. Spr. 1, S. 265 f. und Haupts Erec, S. IV. Von andern Fürsten, welche auf Wiederbelebung des Ritterthums ausgiengen und auch die Wiederaufnahme der alten epischen Stoffe begünstigten, ist noch besonders Albrecht IV, Herzog von Baiern, zu erwähnen.

die Ehre, die den Meistersängern schon früher Karl IV. erwiesen haben soll [e]), der außerdem nichts für sie that, so sehr er auch nach dem Namen eines Freundes und Beförderers der Künste und Wissenschaften geizte [f]).

§. 128.

Auch das sechzehnte Jahrhundert war der Poesie im Allgemeinen nicht günstig. Gleich in den Anfang desselben fiel die Reformation, ein Ereigniß, bei dem allerdings wieder einmal die ganze Nation und jeder Einzelne betheiligt war, und das die Geister vielfach aufregen mußte. Was lange und von verschiedenen Seiten vorbereitet worden, das kam jetzt zu vollem Ausbruch und zur Entscheidung: der Kampf um Gewissens- und Glaubensfreiheit. Aber so viel herrliche Früchte daraus auch gleich unmittelbar erwuchsen, in die Poesie, wenn man das Kirchenlied ausnimmt, brachte er an und für sich keinen höhern Schwung. Der Geist des deutschen Volks, in die religiöse Bewegung unwiderstehlich hineingezogen, blieb zu sehr auf das gerichtet, was allein wünschenswerth schien, die Erhaltung der alten Kirche von der einen, und die Begründung und Sicherung der neuen von der andern Seite, als daß noch andere geistige Bestrebungen daneben hätten aufkommen können, wenn sie nicht gleichsam Stützen und Beförderungsmittel für das werden mochten, was man zu erhalten oder aufzubauen suchte. In demselben Grade, in welchem dabei der Verstand in Anspruch genommen wurde und sich

---

e) Er soll ihnen ein eigenes Wappen gegeben, oder ein schon vorhandenes vervollkommnet haben. Wagenseil von d. Meisters. holdsel. Kunst. S. 515. — f) Karl war zu sehr zum Böhmen geworden, als daß er überhaupt hätte Sinn und Achtung für deutsche Eigenthümlichkeit haben können; vgl. Bouterwek, 9, S. 179 und Gervinus, 2, S. 178.

energisch Bahn brach, ward die Phantasie zurückgedrängt und gelähmt. Zwar veranlaßten die kirchlichen Streitigkeiten eine fast unübersehbare Masse religiöser und moralischer, satirischer und polemischer Gedichte; allein diese Producte, soweit sie sich erhalten haben, sind meist so rohe und armselige Reimereien, daß sie mehr, als alles Andere, den tiefen Verfall der deutschen Poesie in diesem Jahrhundert beurkunden. — Auch die Begebenheiten, welche mit der Kirchenverbesserung zusammenfielen oder auf sie folgten, waren nicht geeignet, der poetischen Thätigkeit einen neuen und kräftigen Anstoß zu geben. Denn die Bauernaufstände und die zwischen Karl V. und den protestantischen Ständen, von jenem zum Theil mit fremden nach Deutschland gezogenen Heeren, geführten Kriege erschütterten bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wieder vielfach das Innere des Reichs und ließen die Nation nicht frei aufathmen. Der Religionsfriede im Jahre 1555 brachte zwar eine scheinbare Ruhe in den Reichskörper, aber die Spannung der Gemüther ließ darum nicht nach, und wenn man nicht mehr mit dem Schwerte stritt, so bekämpften sich um so heftiger in ihren Schriften Protestanten und Katholiken, ja jene selbst wieder unter einander in ihrer Trennung als Lutheraner nnd Calvinisten. Aus jenen Aufständen und Kriegen hatte doch noch das historische Volkslied einige Nahrung gezogen; diese theologischen Zänkereien verschlangen aber so sehr alle andern Interessen und führten den Geist in so dürre Wüsten, daß sich alle Lust am Dichten aus dem Volke verlieren zu wollen schien. — Dann nahmen sich auch Fürsten, Adel und Gelehrte in diesem Jahrhundert der vaterländischen Poesie nicht viel mehr an, als in den beiden vorhergehenden. Die letztern namentlich beharrten, wenn sie nicht unmittelbar auf das Volk wirken wollten, — und dieß geschah doch fast nur

in Glaubenssachen, — im Allgemeinen bei der Verachtung der Muttersprache und dichteten lateinisch *). So konnten, außer dem Kirchenliede, nur diejenigen poetischen Richtungen mehr oder weniger gedeihen, die unter den ungelehrten mittlern und niedern Ständen aufgekommen, oder von ihnen aus älterer Zeit beibehalten waren, vornehmlich das Volkslied, das Drama und die novellen- oder schwankartige Erzählung. An eine eigentliche Wiederbelebung oder kunstmäßige Umgestaltung der ältern deutschen Dichtung war dagegen jetzt weniger als je zu denken, da die Protestanten, die sich schon das Recht erobert hatten, der neuern deutschen Bildung die Bahn vorzuzeichnen, sich immer mehr von allem dem abwandten, was das Mittelalter im Gebiete des Geistes hervorgebracht hatte, weil es ihnen, wie jene Zeit überhaupt, in Finsterniß und Aberglauben gehüllt erschien.

§. 129.

2. Die Entwickelung der prosaischen Litteratur mußte schon im Allgemeinen dadurch begünstigt werden, daß in dem geistigen Leben der Nation der Verstand ein so großes Uebergewicht über die Phantasie erhielt, und daß der frühere poetische Enthusiasmus vor den practischen Tendenzen der Zeit zurücktrat. Denn wenn in die alten poetischen Formen, für welche die Vorliebe nicht aufhörte, auch fortwährend Stoffe gezwängt wurden, deren ganze Natur sich dagegen sträubte,

*) „Was hätte nicht die poetische Eingebung eines Eobanus Hessus, Petrus Lotichius, Nicodemus Frischlin und vieler Anderer auferbauen mögen, wenn sie der Muttersprache zu Statten gekommen wäre! Diese Dichter zogen das Scheinleben einer vollendeten, unnachahmlichen Form dem wahren vor, das sich auf verwildertem, aber fruchtbarem Boden des Vaterlandes selbständig und schöpferisch erzeugt hätte." J. Grimm, lat. Ged. des 10ten u. 11ten Jahrh. S. VI.

so konnte es doch nicht fehlen, daß dergleichen, sobald sie sich häufiger zur Darstellung drängten, auch immer mehr sich der gebundenen Rede entzogen und die ihnen allein angemessene Behandlungsart suchten. Außerdem waren aber auch mehrere besondere Umstände wirksam, die Ausbildung einzelner Gattungen der Prosa und des prosaischen Ausdrucks überhaupt zu fördern. Dahin gehört der Eifer, womit die Predigermönche, aus deren Mitte ja schon im vorigen Zeitraum die vorzüglichsten deutschen Prosaisten hervorgegangen waren, auch im vierzehnten Jahrhundert sich der religiösen Bildung des Volks annahmen, gerade zu der Zeit, wo der traurige Zustand Deutschlands so sehr zur Abkehr von der Welt aufforderte. Das Mangelhafte der Befriedigung fühlend, welche dem religiösen Bedürfniß einerseits in dem bloßen Ceremoniendienst, andrerseits in den trockenen und unfruchtbaren Grübeleien der Scholastik geboten wurde, erstrebten insbesondere diejenigen unter ihnen, die gemeiniglich Mystiker genannt werden, in Predigten und ascetischen Schriften die Erweckung eines innern geistlichen Lebens durch die Erwärmung und Läuterung des Herzens und die Ergründung des Zusammenhanges der Seele mit Gott. Durch sie ward die rednerische Prosa, wenn auch kaum mit gleicher Gewandtheit, wie von Bruder Berthold gehandhabt, doch aufs Neue gehoben und in lebendiger Wirksamkeit erhalten und dabei, wie der unter ihren Händen und ihrem Einfluß sich selbständig entwickelnde Lehrstil, zur Darstellung von Gedanken und Empfindungen geschickt gemacht, die entweder ganz neu waren, oder für die man bis dahin andere Einkleidungen gewählt hatte [a]). So war schon im

---

a) Eine interessante Stelle über die mit Absicht und Bewußtsein gewählte prosaische Form für übersinnliche und heilige Gegenstände hat

vierzehnten Jahrhundert die Bahn für die geistliche Prosa breiter gebrochen und den Kanzelrednern und prosaischen Didactikern der Folgezeit vorgearbeitet. — Zu der Ausbildung der weltlichen Prosa trug vor dem sechzehnten Jahrhundert besonders dreierlei bei: fürs erste das allmählige Uebergehen der Geschichtschreibung aus den Händen der Geistlichkeit in die der Laien, womit immer mehr die lateinische Sprache in ihrem frühern ausschließlichen Rechte auf rein historische Darstellungen beschränkt wurde; dann die mit ältern poetischen Werken, namentlich Rittergedichten, novellen- und schwankartigen Erzählungen, halb historischen Dichtungen und Legenden vorgenommenen Auflösungen in ungebundene Rede, wozu wahrscheinlich der erste Anstoß von Frankreich ausgieng, von wo auch viele ähnliche Umbildungen nach Deutschland herüberkamen und hier übersetzt wurden, so daß nun jene eigene, bereits im vorigen Zeitraum auftauchende Mittelgattung, poetische Stoffe in prosaischer Form [b]), die eben dieser ihrer Natur wegen dem Character und Geschmack des Zeitalters vorzüglich zusagte, in der Unterhaltungslitteratur ein weites Feld gewann; endlich die Uebersetzungen der alten Classiker und der Italiener, deren schon oben [c]) gedacht ist. — Inwiefern im sechzehnten Jahrhundert vor Allem Luther höchst erfolgreich auf die Bildung und Festigung des prosaischen Ausdrucks im Allgemeinen einwirkte, und inwiefern er einzelne Gattungen der Prosa noch besonders in ihrer Entwickelung förderte, wird sich schicklicher in dem folgenden Abschnitt andeuten lassen.

Gervinus aus einem in die Mitte des 14ten Jahrh. fallenden Werke, 2, S. 115 f. Note 153 (1. A. S. 143 f. Note 184) mitgetheilt.

b) Vgl. §. 121 b. über das Bruchstück eines prosaischen Ritterromans. — c) S. §. 126.

§. 130.

3. Für die Wissenschaften begann in dieser Periode ein neues Leben. Das Beispiel, welches Karl IV. durch Stiftung der Universität Prag (1348), nach dem Muster der Pariser, gegeben hatte, fand unter den deutschen Fürsten bald Nachahmung. Noch vor Ablauf des vierzehnten Jahrhunderts erhielten Wien, Heidelberg, Cöln und Erfurt Hochschulen, und in den ersten Decennien des funfzehnten folgten Würzburg, Leipzig, Ingolstadt und Rostock. Indeß beschränkten sich die Vorträge auf diesen Lehranstalten anfangs meist nur auf positive Theologie und Jurisprudenz, auf Medicin und scholastische Philosophie [1]), bis in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts durch Männer, wie Rudolf Agricola, Konrad Meißel, genannt Celtes, und Johann Reuchlin, das zunächst in Italien wiederbelebte Studium der alten classischen Litteratur auch in Deutschland Eingang fand und bald mit Begeisterung auf Universitäten und Schulen betrieben wurde. Auf die letztern hatte besonders die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens eingewirkt, die Gerard Groote [2]) zu Deventer schon im vierzehnten Jahrhundert gestiftet hatte. Schnell breitete sie sich über die Niederlande und Deutschland aus, und überall legten ihre Mitglieder Schulen und Gymnasien an, welche wieder die ersten Pflanzstätten der Wissenschaften und namentlich des Sprachstudiums in Deutschland wurden [3]). Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die ältere, Papier aus Lumpen zu bereiten, erleichterten

1) Eichhorn, Gesch. d. Litt. II, 1, S. 133; Bouterwek, 9, S. 195 f. — 2) Geb. zu Deventer 1340, gest. 1384. — 3) Vgl. hierzu Schäfers Handbuch d. Geschichte d. deutschen Litteratur. 1, S. 200 ff., wo auch die Schriften nachgewiesen sind, die hierüber ausführlich handeln.

die Verbreitung der wissenschaftlichen Bildung und die
legung von Bibliotheken an den Universitäten und Schu
und die Fürsten ließen es nicht an Aufmunterungen und
günstigungen fehlen, um die unter ihrem Schutze stehen
gelehrten Anstalten in Aufnahme zu bringen. — Im sechz
ten Jahrhundert konnte die wissenschaftliche Bildung durch
Geist, den die Reformation erweckte, auch nur gewinnen.
Zahl der Universitäten mehrte sich, und mehrere Klöster
den in gelehrte Schulen verwandelt. Hier wie dort studi
man gründlich die alten Sprachen, zunächst als Schlüssel
tiefern Erforschung der heiligen Schriften, dann aber auch
ihrer selbst und um der Meisterwerke willen, die in ih
abgefaßt waren. Das Studium der Geschichte, der Ma
matik und der Naturwissenschaften, wenn auch nicht glei
Schritt mit den philologischen Bestrebungen haltend, w
doch keineswegs in Deutschland vernachlässigt [4]). — Auch
Volksunterrichts, für den bis dahin nur noch wenig gesch
war, nahm sich Luther mit Eifer an, und er besonders
als Begründer der Bürger- und Landschulen anzusehen, w
sich bald im protestantischen Deutschland neben den geleh
Anstalten erhoben [5]).

---

4) Eichhorn, III, 1, S. 251 ff. Wachler, Vorles. 1, S.
— 5) Wachler, a. a. O. S. 173. 188. Die ersten Volkssch
wurden jetzt freilich nicht eingerichtet; denn schon im 13ten und 1
Jahrh. waren hie und da eigene Kirchspielschullehrer bestellt.

Zweiter Abschnitt.

Sprache. — Verskunst. — Dichterclassen; Singschulen.

§. 131.

1. Einen nur einigermaßen befriedigenden Umriß von der Gestaltung der deutschen Schriftsprache in diesem Zeitraum zu geben, ist mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden und gegenwärtig noch fast unmöglich. Denn da man es nun nicht mehr, wie im dreizehnten Jahrhundert, mit einer grammatisch fest begrenzten, fast in der gesammten Litteratur sich wesentlich gleich bleibenden Sprachniedersetzung, vielmehr mit allen möglichen in die Poesie wie in die Prosa eingedrungenen Dialectverschiedenheiten zu thun hat, unter denen überdieß, besonders bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, so vielfache Uebergänge und Mischungen statt gefunden haben, daß sie sich noch viel weniger scharf gegen einander abgrenzen lassen, als die vornehmsten Unterdialecte, welche vom siebenten bis zum zwölften Jahrhundert gesprochen und geschrieben wurden: so müßte die Sprachforschung hier nothwendig erst auf das Einzelnste eingegangen sein, bevor das Verwandte der verschiedenen Mundarten in allgemeine Uebersichten zusammengestellt und das von einander Abweichende nach Zeitabschnitten, Landschaften und den merkwürdigsten Autoren in Hauptgruppen gesondert werden könnte. Aber gerade dieses Zeitalter der Geschichte unserer Sprache ist bis jetzt am allerwenigsten zum Gegenstand gelehrter Untersuchungen gemacht worden, ja, in Vergleich mit den übrigen, so gut wie ganz unberücksichtigt

geblieben *). Hiernach sind die folgenden sehr dürftigen und nur das Allgemeinste berührenden Andeutungen zu beurtheilen.

§. 132.

Von den beiden in Deutschland gesprochenen Hauptmundarten blieb die hochdeutsche nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zwar die vorherrschende in der Litteratur, doch that sich daneben die niederdeutsche bei weitem mehr auf, als in dem vorigen Zeitraum, so daß jetzt wieder eine nicht unbeträchtliche Zahl poetischer und prosaischer Werke in ihr entstand. In so weit also stellte sich das Verhältniß, in welchem beide Dialecte während der zweiten Periode zu der Litteratur gestanden hatten, wieder her; es änderte sich aber dadurch, daß sie sich nicht mehr in der Unabhängigkeit von einander erhielten, wie damals. Einerseits nämlich hatte schon, wie oben bemerkt wurde, in der Uebergangszeit vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen der nördliche auf den südlichen durch Zuführung von Wörtern, Formen und Wendungen eingewirkt, und wenn die höfische Dichtersprache des dreizehnten Jahrhunderts dergleichen fremdartige Bestandtheile auch wieder zum größten Theil ausgestoßen hatte, so waren ihr doch noch immer einzelne Züge geblieben, welche auf jene Einflüsse zurückwiesen. So wie nun aber der Norden Deutschlands wieder einen thätigeren Antheil an der Litteratur zu nehmen anfieng und seine Dichter und Prosaisten in der ihnen angebornen Mundart häufiger schrieben, trat auch eine erneute Einwirkung der niederdeutschen auf die hochdeutsche Schriftsprache ein, die in demselben Verhältniß zunehmen mußte, in welchem der Verkehr zwischen den nördlichen und südlichen

*) Warum diese Zwischenperiode in J. Grimm's d. Grammatik leer ausgeht, ist in der 2ten Ausg. 1, S. X. XI nachzulesen.

Landschaften durch Handel, Reisen rc. wuchs, die litterarische Betriebsamkeit der Nation sich vermehrte und die Mittel zu leichter und schneller Verbreitung schriftlicher Werke vervielfältigt wurden. Auf der andern Seite hatte sich gewiß auch schon in der Zeit, wo es in Deutschland eine allgemeine Dichtersprache gab, das Niederdeutsche des Eindringens mannigfacher hochdeutscher Elemente nicht erwehren können. Noch weniger vermochte es dieß seit dem Anfange dieses Zeitraums, da die Umstände, welche seinen Einfluß auf das Oberdeutsche vermittelten, es wenigstens in gleichem Grade den Einwirkungen dieses letztern aussetzten, wozu noch kam, daß im vierzehnten nnd funfzehnten Jahrhundert Vieles, was ursprünglich hochdeutsch geschrieben war, ins Niederdeutsche übertragen wurde, und je weniger genau man es dabei mit der Unterscheidung der jeder Hauptmundart allein zukommenden Ausdrücke, Formen und Fügungen nahm, desto mehr schlich sich von den Eigenthümlichkeiten derjenigen, woraus übersetzt wurde, in die ein, worein man übersetzte. Indeß darf man sich die Wechselwirkung beider Dialecte auf einander nicht so tief in ihre Natur eingreifend denken, daß dadurch die Verschiedenheit ihres Grundcharacters aufgehoben worden wäre; selbst in allem Einzelnen ihrer Gestaltung blieb noch immer der sichtlichste Abstand zwischen ihnen, wo sie nicht, wie in den einzelnen Untermundarten des mittlern Deutschlands, sich unmittelbarer berührten und eben dadurch sich auch gegenseitig stärker modificierten. — In der besondern Betrachtung eines jeden Hauptdialects verdient nun wieder der hochdeutsche die meiste Berücksichtigung, theils wegen seiner ungleich größern Wichtigkeit für die Litteratur dieses Zeitraums, theils und vorzüglich, weil er in den folgenden Jahrhunderten als Schriftsprache zu voller Alleinherrschaft in Deutschland gelangte und zwar hauptsächlich

in Folge der neuen Belebung, die er bereits im sechzehnten Jahrhundert empfieng.

§. 133.

a. Wenn die hochdeutsche Schriftsprache nach der hohen Ausbildung, welche sie besonders durch die höfischen Dichter erhalten hatte, schon gegen den Ablauf des vorigen Zeitraums sehr merkliche Kennzeichen der beginnenden Ausartung an sich trug, so verwilderte sie völlig von der Mitte des vierzehnten bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Denn nicht allein daß mit dem Herabsteigen der Litteratur aus den höhern Classen der Gesellschaft in die mittlern und niedern das Gefühl für Adel, Zierlichkeit, Einstimmung und Angemessenheit der Rede fast ganz erlosch, so drangen nun auch, da kein Stand, keine Provinz oder Stadt in ihr den Ton angab, in die Poesie, wie in die Prosa immer mehr die roheren Volksmundarten ein, und da sich keine eigentlich selbständig ausbildete, vielmehr die ältere Dichtersprache noch immer mehr oder weniger der Grundbestandtheil der Schriftsprache des obern Deutschlands blieb, so schritt in dem Maaße, in welchem die Mischung oft weit von einander abliegender Wortformen um sich griff, auch die Vergröberung des ganzen Sprachorganismus vor. In Allem, vom Größten bis in das Kleinste herab, gerieth der Sprachgebrauch ins Schwanken und verwirrten sich die früher herrschend gewesenen grammatischen Regeln. — Was zunächst den Gebrauch der Buchstaben in den Wurzeln der Wörter anbetrifft, so galt darin, auch abgesehen von der barbarischen Schreibung, die allmählig einriß, durchaus keine Gleichförmigkeit mehr, besonders schwankten nach Landschaften und Zeiten die Vocale. Dabei verlor sich nach und nach, zunächst allerdings wohl in Folge des einseitigen Drucks, den der Ton auf die Stammsilben

seit der Zeit ausübte, daß ihm in vollklingenden Endungen kein Gegengewicht gehalten wurde, dann aber auch sicherlich durch die Nachlässigkeit der Dichter im Reimen, die noch im dreizehnten Jahrhundert fast durchgehends streng beobachtete Unterscheidung organischer Kürzen und Längen in den Wortstämmen, indem nun die erstern zum allergrößten Theil entweder durch Dehnung des Vocals, oder durch Verdoppelung des darauf folgenden Consonanten verschwanden, und damit fielen noch mehr ursprünglich ganz verschiedene Wortformen, als im Mittelhochdeutschen, zusammen. Die Endungen der Wörter hatten schon vor dem vierzehnten Jahrhundert so große Einbußen erlitten, daß sie in und nach demselben nicht viel weiter abgestumpft werden konnten; indeß verwischte sich auch in ihnen noch mancher Unterschied, den die Sprache zu ihrem Vortheil in der mittelhochdeutschen Zeit festgehalten hatte, um so schneller, je willkürlicher und roher gerade Ableitungen und Flexionen von Dichtern und Prosaisten behandelt wurden. Natürlich ward mit dieser einbrechenden Verwirrung der einfachsten Elemente der Sprache der ganze etymologische Theil der Grammatik vielfach zerrüttet: die Verschiebungen und Uebergänge in den verschiedenen Declinations- und Conjugationsweisen, die zwar schon in frühern Zeiten, aber immer noch sehr mäßig angehoben hatten, häuften sich und benahmen der Gliederung des Sprachbaues unglaublich viel von seiner ehemaligen Geschlossenheit und Durchsichtigkeit [1]). Im

1) Wie vergröbert die poetische Sprache schon in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrh. war, lehren unter andern die Gedichte von dem Oesterreicher Peter Suchenwirt, der gewiß nicht zu den schlechtesten Dichtern seines Zeitalters gehörte (vgl. meine Abhandlungen: Ueber die Sprache des österreichischen Dichters P. Suchenwirt, und Quaestiones Suchenwirtianae, Naumburg 1828 u. 1842. 4.). Und doch erscheint seine Sprache sogar noch rein und edel, wenn man sie gegen die um hundert

Wortreichthum dürfte freilich das Hochdeutsche dieser Jahrhunderte kaum dem des zwölften und dreizehnten nachstehen, vielleicht eher überlegen sein, da der Sprachgeist die ihm durch Abschleifung der Endungen entweder ganz entzogenen, oder doch sehr beschränkten Mittel zur Wortbildung dadurch zu ersetzen wußte, daß er einen ausgedehnteren Gebrauch von der Zusammensetzung machte, und überdieß aus den Volksmundarten eine große Anzahl sonst nicht üblicher Ausdrücke in das Schriftdeutsch Eingang fand: allein der Zuwachs der ersten Art mußte die Sprache in ihrer Bewegung schwerfälliger machen, und das, was sie auf dem andern Wege erhielt, ihre Verbauerung befördern. Was endlich den Satz- und Periodenbau anlangt, so verlor derselbe in der Poesie unendlich viel von der Geschmeidigkeit, Leichtigkeit, Rundung und kunstgerechten Haltung, die er unter den Händen der vorzüglichsten mittelhochdeutschen Dichter erlangt hatte; wogegen er in der Prosa im Ganzen sich weniger roh und ungewandt zeigte, wenngleich in Uebersetzungen der Sprache manche Wortfügung und Ausdrucksweise aufgezwungen wurde, die ihrer Natur widerstrebte [2]). Ueberhaupt machte sich die Gesunkenheit der Sprache viel fühlbarer in der Poesie, als in der Prosa, wie denn auch im Allgemeinen der prosaische Stil im Vortheil gegen den poetischen stand. Denn jener, wenn auch noch oft holperig, hart, auch wohl geschraubt und nirgend eigentlich kunstgerecht, war doch meist lebendiger und natürlicher, als dieser, der bald zur

Jahr jüngere hält, wie sie z. B. in den Werken Michael Beheims, namentlich in seinem gleichfalls in Oesterreich abgefaßten Buch von den Wienern gefunden wird. — 2) Schon im 15ten Jahrh. fieng die Unart an, daß man die deutsche Prosa, besonders in Uebersetzungen, nach der lateinischen zu modeln suchte. Selbst ein so vorzüglicher Schriftsteller, wie Niclas von Weyl, verfiel in diesen Fehler; vgl. Gervinus, 2, S. 262 (1. A. S. 255).

niedrigsten Plattheit herabsank, bald in den geschmacklosesten Ueberladungen sich gefiel und nur selten sich eine gesunde Frische bewahrte.

§. 134.

Das Verdienst, die hochdeutsche Sprache zuerst dieser Verwilderung entrissen zu haben, gebührt Luthern. Er bediente sich des zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts üblichen Schrifthochdeutsch in der besondern Färbung, die es im mittlern Deutschland und namentlich in Obersachsen empfangen hatte [a]). Allein nicht nur brachte er in dasselbe grammatische Festigkeit und Einstimmung, er hauchte ihm auch einen neuen lebensfrischen Geist dadurch ein, daß er in die Tiefen des Sprachgeistes eindrang, sich des Reichthums der in ihm ruhenden Mittel bemächtigte, sie individuell beseelte und mit bewundernswürdiger Umsicht, Sicherheit und Geschicklichkeit handhabte. So schuf er wieder eine Sprache, die, wenn ihr äußerer Organismus auch in vielfacher Beziehung im Nachtheil zu den ältern gebildeten Mundarten stand, sich doch durch Reinheit, Kraft, Verständlichkeit und Schärfe der Bezeichnung, so wie durch Fülle, Wärme, Innigkeit und Adel auszeichnete und vermöge des gewaltigen Einflusses, den seine

a) Er selbst sagt in seinen Tischreden (Ausgabe von 1723. fol.) S. 699 a: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzelei, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache." (Vgl. auch Kinderling, Geschichte d. niedersächs. Sprache, Magdeburg 1800. 8. S. 390 ff.) Die Canzeleien galten auch noch zu der Zeit, da Opitz seine Poeterey schrieb, „für die rechten Lehrerinnen der reinen Sprache;" s. M. Opitzens Gedichte in der Ausg. der Schweizer, S. 50.

Schriften auf die Zeitgenossen und die Nachwelt ausübten, „Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung wurde" [b]). — Indeß kam es noch nicht so bald dahin, daß Luthers Sprache zur alleinherrschenden in der deutschen Litteratur wurde. Nicht nur sträubten sich lange die katholischen Schriftsteller gegen ihre Annahme, auch in den Werken der Protestanten dauerten neben ihr das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch jene ältere hochdeutsche Mischsprache in ihren verschiedenen Schattierungen oder niederdeutsche Mundarten fort. Vornehmlich zeigte sich dieß in der Poesie dieser Zeit, auf welche Luther, da er hauptsächlich nur als Dichter von Kirchenliedern aufgetreten war, nicht so unmittelbar und so vielseitig eingewirkt hatte, als auf die Prosa. Daher erhob sich die hochdeutsche Sprache in den meisten Gedichten nicht über die Stufe, auf welche sie in den beiden letztverflossenen Jahrhunderten herabgesunken war: sie blieb im Ganzen roh und ungeschlacht. Selbst in Luthers Liedern muß sie oft rauh und hart genannt werden, und in den Werken Hans Sachsens, des ausgezeichnetsten Dichters dieser ganzen Periode, kann sie, bei allen ihren sonstigen Vorzügen, mindestens nicht für rein und feingebildet gelten. Daß dabei der poetische Stil keine bemerkenswerthen Fortschritte machen konnte, versteht sich von selbst: nur selten zeichnet sich darin ein Dichter durch eine gewisse Leichtigkeit, Gefügigkeit und natürliche Anmuth, fast nie durch Zartheit, Ebenmaaß, Würde und Adel aus.

---

b) Vgl. J. Grimm, d. Gramm. 2te Ausg. 1, S. XI. Eine Abhandlung über Luthers Verdienste um die Ausbildung der hochdeutschen Schriftsprache von Grotefend steht in den Abhandl. des Frankf. Gelehrten Vereins für deutsche Sprache, St. 1, S. 24—152. — Auch die Rechtschreibung, die Luther in seiner frühern Zeit sehr vernachlässigte, suchte er später zu regeln; vgl. darüber Hupfeld in d. N. Jen. Litt.-Zeit. 1842. Nr. 254 f.

Dagegen hatte schon Luther selbst ein allgemeines Muster reiner und edler Prosa in seiner unvergleichlichen Bibelübersetzung aufgestellt, die nach ihrem Erscheinen c) im protestantischen Deutschland bald zum überall gelesenen Volksbuch und zum Canon der protestantischen Kirchensprache wurde, und außerdem noch durch seine eigenen deutschen Schriften d), namentlich durch seine Sendschreiben und Ermahnungen an Fürsten, Edle und Städte, seine Erbauungsbücher und Predigten, den Brief- und Lehrstil, so wie den oratorischen ausnehmend vervollkommnet. Um so natürlicher war es, daß diejenigen seiner Zeitgenossen, die sich seinen Bestrebungen zunächst anschlossen, wenn sie deutsche Prosa schrieben, sich ihn zum Vorbild nahmen, sich seine Sprache und seinen Stil anzueignen suchten, und daß dann seine Schreibart auch auf solche Prosawerke protestantischer Schriftsteller Einfluß erlangte, die gerade

---

c) Sie entstand und wurde nach und nach herausgegeben zwischen den Jahren 1522—1534 (das Neue Testament wurde schon 1522 in Wittenberg gedruckt; mit dem ganzen Alten zusammen zuerst Wittenberg 1534); eine Revision des ganzen Bibelwerks unternahm Luther dann 1539 mit Zuziehung von Melanchthon, Creuziger, Bugenhagen, Justus Jonas u. a. Die letzte unter seinen Augen gedruckte Ausgabe ist die von 1545. Nach dieser beabsichtigt Niemeyer eine kritische Ausgabe mit den Lesarten und Varianten der frühern Ausgaben, wovon ein Probebogen zu Halle 1841. 4. erschienen ist. Auch ins Niederdeutsche wurde Luthers Uebersetzung umgeschrieben und in dieser Gestalt bis in den Anfang des 17ten Jahrh. herein häufig gedruckt. — Vgl. Geschichte der deutschen Bibelübersetzung D. Mart. Luthers &c. von H. Schott, Leipzig 1835. 8. Ueber die Bibelübersetzungen vor Luther vgl. Panzers Annalen der deutschen Litteratur, Götzens Historie der gedruckten niedersächsischen Bibeln, Halle 1775. 4. und Ebert's bibliogr. Lexic. N. 2162 ff. Die älteste dürfte die handschriftlich in Leipzig aufbewahrte Uebertragung der Vulgata von Matthias von Beheim (1343) sein. S. Wachler, Vorlesungen, 1, S. 128. — d) Die erste Sammlung derselben erschien Wittenberg 1539—59. fol. Ueber andere und ihr Verhältniß zu einander vgl. Wachler, a. a. O. S. 176 und Schäfers Handb. &c. 1, S. 219.

nicht mit den unmittelbarsten Zwecken der Reformatoren zusammenhiengen. Auf diese Weise zog die prosaische Litteratur bereits in der Reformationszeit den größten Gewinn aus dem, was durch Luther für die Festigung und Veredlung der Sprache geschah. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als in ihr die freieren und lebendigeren Richtungen, welche die Begeisterung der Reformatoren hervorgerufen hatte, immer mehr von einer starren Dogmatik und zelotisch-finstern Polemik verdrängt wurden, sank sie freilich im Allgemeinen zusammt der Sprache wieder tief von der Höhe herab, zu der sie sich erst kurz zuvor erhoben hatte; indeß fällt in diese Zeit noch Johann Fischart, ein Schriftsteller, der nächst Luther wohl der merkwürdigste, originellste und sprachgewaltigste Prosaist dieser Periode ist, ihm jedoch in der Einwirkung auf die Sprache und Litteratur der Mit- und Nachwelt auch nicht entfernt verglichen werden kann.

§. 135.

b. Die niederdeutsche Sprache hatte in der Zeit vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert ungefähr dieselben Veränderungen, wie die hochdeutsche erlitten: von der ehemaligen Fülle ihres äußern Organismus war durch Abschleifen und Zusammenfallen der Wortendungen immer mehr verloren gegangen. Was aber ihrer fernern Entwickelung zum besondern Nachtheil gereichte und sie verhinderte, ihre Einbuße an leiblicher Vollkommenheit durch innere, geistige Ausbildung zu ersetzen, war ihr fast gänzliches Zurücktreten in der poetischen Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts [1]). Das vierzehnte

1) Die poetische Blüthe, die sich gegen Ende des 13ten und in der ersten Hälfte des 14ten Jahrh. in den Niederlanden entwickelte (Hoffmann, Horae Belg. 1, S. 7 ff. und Mone's Uebersicht der niederländischen Volks-Litteratur älterer Zeit, Tübingen 1838. 8.) darf nicht

überkam sie daher nur in einzelnen, mehr oder minder von einander abweichenden Volksmundarten, die zwar damals gewiß auch noch von den höhern Ständen des nördlichen Deutschlands gesprochen wurden, von denen aber keine die Regelung und Verfeinerung erlangt haben konnte, die der mittelhochdeutschen Dichtersprache zu Theil geworden war. Sie blieben nun auch in der poetischen und prosaischen Litteratur dieses Zeitraums neben einander bestehen, doch so, daß außer der stärkern oder schwächern Einwirkung, die sie vom Hochdeutschen und dann auch vom Niederländischen erfuhren [2]), woraus besonders poetische Werke übersetzt wurden, unter ihnen selbst vielfache Berührungen und Mischungen statt fanden. Daß eine dieser Untermundarten in einer hervorstechenden Weise vor den übrigen vervollkommnet wäre und über sie ein entschiedenes Uebergewicht gewonnen hätte, läßt sich eben nicht behaupten [3]). — Vergleicht man im Allgemeinen die niederdeutsche Sprache dieses Zeitraums mit der hochdeutschen, so steht die letztere in Rücksicht des Vorrathes an grammatischen Formen und auch wohl an Wörtern im Vortheil gegen die erstere; auch ist jene, was sie schon früher war, die vollere, kräftigere, männlichere geblieben, Vorzüge, die durch die größere Weichheit und Naivetät der andern nicht aufgewogen werden können [4]). — Nach der Mitte des sechzehnten

mehr als der Geschichte der deutschen Litteratur im engern Sinne angehörig betrachtet werden, wenngleich die niederländische Sprache ursprünglich nur eine besondere Mundart der niederdeutschen war. — 2) Wie sehr sich der niederländische Einfluß zum Nachtheil der rein niederdeutschen Sprache gerade in dem ausgezeichnetsten und berühmtesten Gedicht, das in ihr abgefaßt ist, dem Reineke Vos, kund gibt, hat Hoffmann in der Einleitung zu seiner Ausgabe desselben auf eine lehrreiche Weise dargethan. — 3) Beiträge zur Kenntniß des Mittelniederdeutschen hat K. Regel in Haupts Zeitschr. 3, S. 53—94 geliefert. — 4) Dagegen ist, dem nahverwandten Mittelniederländischen

Jahrhunderts fieng das Niederdeutsche wieder an aus der Litteratur zu verschwinden [5]); seit dem Anfang des siebzehnten wurde es so gut wie ganz daraus verdrängt und sank, je ausgedehntere Geltung sich nach und nach das Hochdeutsche auch außer dem Schriftgebrauch unter den gebildeteren Classen verschaffte, um so mehr zur bloßen gemeinen Volkssprache in Norddeutschland herab.

§. 136.

2. Daß die mittelhochdeutsche Verskunst bereits gegen das Ende des dreizehnten und besonders in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sich sichtlich zu vergröbern anfieng, ist oben*) bemerkt und zugleich angedeutet worden, worin sich dieß vorzüglich kund that. Weit entfernt nun, daß der Ausartung der alten metrischen Formen in dieser Periode ein Ziel gesetzt, sie wieder gefestigt und verfeinert worden wären, griff vielmehr im Allgemeinen ihre Verwilderung immer weiter um sich, so daß sie zuletzt zu einer Rohheit herabsanken, die der, aus welcher sie sich in den ersten Jahrzehnten des vorigen Zeitraums glücklich herausgearbeitet hatten, nicht nur nichts nachgab, sondern in vielen Stücken sie noch überbot. Die allgemeinen Ursachen dieser Erscheinung waren die, welche auch den Verfall der Sprache, des Stils und Gehaltes der Poesie während dieser Jahrhunderte herbeiführten, worauf schon im Vorhergehenden hingewiesen ist. Eine besondere muß in der oben**) berührten Verlängerung fast aller ursprünglich kurzen Wurzelsilben gesucht werden, die auch eine Veränderung

---

gegenüber, in den lautlichen, grammatischen und etymologischen Erscheinungen das Mittelniederdeutsche nicht selten im Vortheil, indem es deutlichere Wortformen und durchgebildetere Gesetze darbietet; vgl. Regel, a. a. O. S. 55. — 5) Vgl. Kinderling, a. a. O. S. 393 ff.

*) S. §. 75. — **) §. 133.

in dem alten Verhältniß zwischen tonlosen und stummen Silben und in der damit zusammenhängenden Bestimmung der Nebenaccente mehrsilbiger Wörter bewirkte †), und, weil sie nicht auf einmal, sondern erst allmählig eintrat, zuerst ein Schwanken und dann, bei zunehmender Verwilderung der Sprache, eine rohe Willkür in der Veranschlagung des Silbenwerthes nicht nur beim Reimen, sondern auch bei dem ganzen Versbau zur Folge hatte.

§. 137.

a) Versmessung. — Der Versbau dieses Zeitraums erscheint zwar überhaupt äußerst ungeschlacht im Vergleich mit dem mittelhochdeutschen, indessen beruht er wenigstens immer noch auf dem alten Grundgesetze, zumal wie es seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts angewandt zu werden pflegte [a]), so lange sich in den Verszeilen eine Unterscheidung stärker und schwächer betonter Silben wahrnehmen läßt. Dieß ist im Allgemeinen wirklich noch der Fall in Gedichten, die vor dem sechzehnten Jahrhundert entstanden sind, mögen die Verse durch harte Wortkürzungen und durch fehlerhafte oder ganz unstatthafte Betonung auch oft noch so rauh und holperig gerathen sein, oder gar, wenn durch Häufung oder Uebergewicht der Silben in den Auftacten und Senkungen das richtige Verhältniß der letztern zu den Hebungen zu grob verletzt ist, ganz aus einander zu fallen drohen [b]). Völlig entartet zeigt

---

†) Vgl. Wackernagel, Leseb. 2, S. XVI.

a) §. 68, S. 134. — b) Wie für die wissenschaftliche Behandlung der Sprachgeschichte dieses Zeitraums bis jetzt so gut wie gar nichts geschehen ist, so liegt auch noch die Geschichte der Veränderungen, welche in ihm die alten metrischen Formen erlitten haben, völlig im Argen. Man wird hier gleichfalls erst den Vers- und Reimgebrauch vieler einzelnen Dichter, so wie die Art, wie sie in unstrophischen Gedichten die Zeilen an einander gereiht, in strophischen zu wiederkehrenden

sich die Versmessung erst da, wo keine andere Regel in il
waltet, als die bloße Zählung der Silben ohne alle Beach
tung ihres Tonwerthes. Zu dieser tiefsten Stufe eines rohe
Mechanismus finden wir sie vornehmlich im sechzehnten Jahr
hundert herabgesunken c), jedoch auch hier nicht in allen poe
tischen Werken auf gleiche Weise. Vielmehr macht sich noc
ein Unterschied bemerkbar, je nachdem sie entweder in meh
volksmäßigen und einfacher geformten Dichtungen zur Anwen
dung gekommen, oder in den auf größere Künstlichkeit An
spruch machenden Stücken, die in dem engern Bereich de
meisterlichen Singschulen entstanden und darauf beschränkt ge
blieben sind. Dort nämlich ist im Durchschnitt noch imme
viel mehr von der Nachwirkung des alten Grundgesetzes zu
spüren, ja der Versbau einzelner Dichter steht an äußere
Regelmäßigkeit kaum dem ihrer bessern Vorgänger aus dem
vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert nach; wogegen hie
an eine verschiedene Veranschlagung der Silben nach der
Stärke oder Schwäche ihres Tons so gut wie gar nicht

Gliedern zusammengefaßt haben, erforschen müssen, bevor man zu allge-
meinern Ergebnissen gelangen kann; und diese werden sich dann gewiß
wieder sehr mannigfaltig von einer noch immer anerkennenswerthen
Höhe der Kunstübung bis zur äußersten Tiefe des rohen Handwerks
abstufen. Denn daß insbesondere der Theil der metrischen Kunst, der
mit der Zeit am meisten ausartete, der eigentliche Versbau, in der zwei-
ten Hälfte des 14ten Jahrh. bei einzelnen Dichtern sich noch ziemlich
genau an die hundert Jahr früher beobachteten Regeln hielt, zeigen
Suchenwirts Gedichte; vgl. meine Quaestion. Suchenwirtianae,
S. 3—5, und meinen Beitrag zum Pförtner Jubiläums-Programm:
Ueber die Betonung mehrsilbiger Wörter in Suchenwirts Versen, Naum-
burg 1843. 4. — c) Ich sage vornehmlich; denn stark dazu hin
neigte bereits der Meistergesang des 15ten Jahrh. Man lese z. B. die
in der Sammlung für altd. Litt. u. Kunst, S. 37 ff. abgedruckten
Stücke von Mich. Beheim, worin die Rohheit des Versbaues fast
noch mehr in die Augen fällt, als in seinem Buch von den Wienern.

gedacht ist [d]). — Dieser äußersten Entartung den deutschen Versbau zu entreißen und ihn überhaupt wieder durch bewußte Anwendung des Betonungsgesetzes zu Regelmäßigkeit und Festigkeit zurückzuführen, gelang erst den Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts und namentlich Opitzen, mit dem daher auch in der Geschichte der deutschen Metrik ein neuer Zeitraum anhebt. Wenn bereits im sechzehnten Jahrhundert von einigen Männern [e]) der Weg, den er und seine Nachfolger einschlugen, gefunden wurde, und sie theils durch Beispiel, theils durch Lehre die beiden dem Character der neudeutschen Sprache am meisten zusagenden, in der Folgezeit auch vorherrschend gebliebenen regelmäßigen Versarten, die jambische und die trochäische [f]), mit diesen aus der antiken Metrik entlehnten

---

d) Vgl. Wagenseil, von d. Meisterſ. holdsel. Kunst, S. 518 f. Belege dazu kann man unter andern in den gedruckten Meisterliedern von Hans Sachs finden, wenn man sie mit seinen nicht strophisch abgefaßten Dichtungen vergleicht. Man sehe nur die Strophen, welche in der Samml. f. altd. Litt. u. Kunst, S. 212—217 stehen, oder die Strophen von Valentin Voigt, die er in einzelnen frauenlobischen Tönen gedichtet hat, in Ettmüllers Ausg. von Frauenlobs Gedichten, S. XIII ff. — e) Besondere Erwähnung verdienen in dieser Hinsicht Paul Rebhun, in dessen Schauspielen Susanna (aufgeführt 1535, gedr. 1536 u. 1544) und die Hochzeit zu Cana (gedr. 1538) genau jambische und trochäische Verse unterschieden werden (vgl. Gottsched, Nöthig. Vorrath zur Gesch. d. deutschen dramat. Dichtkunst, 1, S. 66 ff.; 78 f.), und der Grammatiker Joh. Clajus (geb. 1533, gest. 1592), der in seiner 1578 zu Leipzig gedruckten (bis 1720 oft aufgelegten) Grammatica Germanicae linguae eine mit Beispielen begleitete Reihe prosodischer Regeln gegeben hat, die theils von den Griechen und Römern, theils aus der Natur der deutschen Sprache entnommen sind. Vgl. Gottscheds deutsche Sprachkunst (Ausg. v. 1762) S. 559 ff. u. 574 ff. und Wackernagel, Geschichte d. deutsch. Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock, S. 27 ff. Auf andere Vorgänger Opitzens werde ich weiter unten zu sprechen kommen. — f) Etwas eigentlich Neues waren dergleichen Verse in deutscher Sprache freilich nicht: alle alt- und mittelhochdeutschen Zeilen, in denen Hebungen und Senkungen nach der jetzt üblichen Weise regelmäßig wechseln, können, vom neudeutschen

Benennungen in unsere Litteratur einzuführen suchten [g]), so wurden dergleichen Bemühungen theils von den Anhängern am Alten geradezu bekämpft [h]), theils standen sie zu vereinzelt da und wurden auch nicht gleich allgemein genug beachtet, um in dem deutschen Versbau schon vor Ablauf dieser Periode eine Reform im Ganzen und Großen zu bewerkstelligen.

§. 138.

b) Reime. — Wie in der mittelhochdeutschen Zeit blieben gereimte Versarten die einzig üblichen [1]), und reim-

---

Standpunkte angesehen, jambisch und trochäisch genannt werden. Aber damals war dieser regelmäßige Wechsel noch in die Willkür des Dichters gestellt, der seit der Zeit, wo man die Namen jener antiken Versarten in der deutschen Metrik allgemeiner zu gebrauchen anfieng, in deren Nachbildungen nothwendig wurde. — g) Außer jambischen und trochäischen Versen finden sich auch im 16ten Jahrh., ja schon weit früher, Nachbildungen anderer antiker Versarten, insbesondere des Hexameters und des Pentameters, theils gereimt, theils reimlos. In ihnen ist aber durch mehr oder minder folgerechte Anwendung der Regeln der antiken Prosodie auf die deutsche Sprache dieser Gewalt angethan, was in jambischen und trochäischen Versen niemals der Fall gewesen, da im 16ten wie im 17ten Jahrh. und späterhin ihr Bau allein durch das Gesetz der Betonung bestimmt worden ist. Die in deutscher Sprache vom 14ten bis 16ten Jahrh. gedichteten Hexameter und Pentameter findet man zum größten Theil, so weit sie bekannt sind (die merkwürdigsten rühren von K. Gesner, Fischart und Joh. Clajus her) in Wackernagels lehrreicher, so eben angeführter Schrift, S. 6 ff.; vgl. dessen Leseb. 2, Sp. 117 f.; 135 ff.; wo auch Sp. 27 ff. Beispiele früher Nachbildung von antiken lyrischen Versarten mitgetheilt sind. Alle diese Versuche, so fern sie sich über jambische und trochäische Maaße verstiegen, können nur als eine Curiosität in unserer Litteratur gelten; auf die Reform der Metrik haben sie so wenig in diesem Zeitraum, als im 17ten Jahrh. einen Einfluß von nur einigem Belang ausgeübt. — h) Vgl. die Stellen aus den Vorreden von P. Rebhun zu der neuen Ausgabe seiner Susanna und von Ab. Puschmann zu der „Comedia von dem Patriarchen Jacob ꝛc." (gebr. 1592) bei Gottsched, a. a. O. S. 88; 129 ff. und Gervinus, 3, S. 88 f.

1) Die wenigen Beispiele von reimlosen, welche antiken Metren nachgebildet sind, können hierbei gar nicht in Anschlag kommen.

loser Zeilen oder sogenannter Waisen bediente man sich auch jetzt nur noch in der Art, daß man sie zwischen gebundene einschob. Aber in dem Reimgebrauch trug sich eine wesentliche Veränderung mit dem Wegfall aller Kürzen in den Stämmen mehrsilbiger Wörter zu: denn dadurch giengen alle zweisilbig stumpfen und alle dreisilbig klingenden Reime der zweiten mittelhochdeutschen Art [2]) verloren, und es blieben nur noch einsilbig stumpfe, zweisilbig klingende und dreisilbig gleitende übrig [3]), von denen die letzte Art jedoch wenig benutzt wurde [4]). Diese Beschränkung der alten Reimarten scheint im funfzehnten Jahrhundert schon völlig durchgedrungen zu sein; in der zweiten Hälfte des vierzehnten zeigt sich noch ein schon früher hier und da wahrnehmbares Schwanken in der Verwendung mehrsilbiger, insbesondere zweisilbiger Wörter, indem dieselben, wenn die Wurzel ursprünglich kurz war, bald zu stumpfen, bald zu klingenden Reimen dienen [5]). — Doch auch in an-

---

2) Vgl. §. 70. — 3) So wurden z. B. die früher stumpfen Reime tagen: sagen; site: rite zu den klingenden tâgen: sägen; sitte: ritte, und die dreisilbig klingenden edele: wedele; sigelte: rigelte zu zweisilbig klingenden, êdel: wêdel, oder zu gleitenden, sigelte: rigelte. — 4) Die Tabulaturen der Meistersänger führen sie nicht mit auf (vgl. Puschmann, in d. Samml. f. altd. Litt. S. 175 f., der nur von einsilbig stumpfen und zweisilbig klingenden Reimen spricht); sie waren also wohl dem Schulgesange versagt. In kurzen fortlaufenden Reimpaaren aber bedient sich Hans Sachs noch bisweilen solcher Bindungen, wie doderer: ploderer; beleydigen: verteydigen. — 5) Ziemlich frühe Beispiele sind zu finden bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 689, 10. 16; 790, 9 (1. A. Sp. 545, 32; 546, 5 u. 617, 20), wo die eigentlich nur zum Stumpfreim tauglichen Formen habe, rabe, loben, toben, geschehen, sehen klingend gebraucht sind; vgl. auch v. d. Hagen, MS. 1, S. 70 (wo sogar schon imme = ime, im vorkommt) und 4, S. 632, Note 4; 723, Note 4. Aus der zweiten Hälfte des 14ten Jahrh. führe ich besonders den Peter Suchenwirt an, in dessen Reimen sich dieses noch nicht über gewisse Grenzen hinausgehende Schwanken zeigt, wie ich ausführlich in meiner Abhandlung

derer Beziehung ist ein großer Abstand zwischen dem Reimgebrauch dieses Zeitraums und dem des dreizehnten Jahrhunderts. Das Gesetz genauer Bindung nämlich ward nun bei weitem nicht mehr so streng beobachtet; vielmehr brach auch hierin, wie in der Versmessung, eine mit der Zeit stets wachsende Willkür ein. Nicht nur daß das Volkslied sich statt des Reimes oft mit der bloßen Assonanz begnügte und selbst diese aufgab, wenn sie sich nicht gleich darbot, auch in allen übrigen Dichtarten, sogar in der Liederpoesie der Meistersängerschulen, deren Tabulaturen doch so sehr auf Reinheit und Correctheit der Reime drangen [6]), reichte häufig eine größere oder geringere Aehnlichkeit des Klanges zum Zusammenhalten der Zeilen hin. Am wenigsten genau nahm man es mit der Uebereinstimmung der Vocale: lagen sie etwa in Reimwörtern, wie sie die gemeine Dichtersprache gab, zu weit aus einander, so half man sich mit provinziellen Formen dafür, die nun freilich den Mißklang verdeckten, aber auf Kosten der Sprachreinheit. Nicht minder suchte man durch falsche Betonung, durch gewaltsames Zusammenpressen und Verstümmeln, oder durch sprachwidriges Ausrecken und Anflicken von Silben passende Reimwörter zu erlangen [7]), und je mehr die Abgestorbenheit des Gefühls für grammatische Richtigkeit hier-

über diesen Dichter, 1, S. 6 ff. dargethan habe. — 6) Man lese nur Puschmann, a. a. O. S. 184 ff. nach, wo er erklärt, was ein halbes Wort, ein Laster, ein Anhang, Milben-seien, und vgl. damit die Strafartikel S. 181 ff. und 193 ff. — 7) Belege zu diesen verschiedenen Arten schlechter Reime, wie **Praun: stann (= stân), zaber (= zauber): aber, Traun: fann (= von), tuon: fun (= von), hiener: giener (= hüener: jener); swertérn: wern; turne: wurne (= wâren), Hans: lans (= landes), künk (= künig): dünk; ere (= er): mêre, iste (= ist): wiste, dase: wase (= daz: was)** 2c. können u. a. in Mich. Beheims Buch von den Wienern auf jeder Seite gefunden werden.

bei Vorschub leistete, desto weniger nahm man Anstand, die Sprache auf diese Weise zu mißhandeln und den Reimgebrauch von aller grammatischen Fessel zu entbinden. Zwar machten sich nicht alle Dichter dieser Nachlässigkeiten und Rohheiten in gleicher Art und Ausdehnung schuldig, ganz frei davon ist aber keiner zu sprechen [8]).

§. 139.

c) Versreihen; Strophen; Leiche. — Der alte Vers von vier Hebungen in seiner größern oder geringern Entartung blieb auch während dieses Zeitraums bei weitem der vorherrschende in nicht strophisch gegliederten Dichtungen. In den poetischen Gattungen, für welche er schon in früherer Zeit vorzugsweise verwandt wurde, behauptete er noch immer sein Vorrecht, obschon, wegen des häufiger gewordenen Gebrauchs der Strophe, nicht mehr in derselben Ausdehnung. Außerdem wurde er für die neu aufkommende dramatische Poesie die üblichste metrische Form. Seine Behandlung jedoch änderte sich zunächst insofern, als die Verlängerung der klingend ausgehenden Zeilen um eine Hebung, die schon früher vorbereitet war, aber bei den Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts erst mehr ausnahmsweise eintrat [a]), nun zur Regel wurde. Zu allgemeiner Geltung scheint sie ungefähr um dieselbe Zeit gekommen zu sein, wo sich mit dem geschwundenen Gefühl für die ursprüngliche Kürze vieler Wortstämme die zweisilbig stumpfen Reimwörter in klingende umsetzten, also

8) Gewiß war Peter Suchenwirt auch als Reimer nicht der schlechtesten einer zu seiner Zeit, und kaum dürften ihm unter den Dichtern der beiden folgenden Jahrhunderte viele durch größere Feinheit der Reimkunst überlegen sein, und wie oft und gröblich verletzt er schon das mittelhochdeutsche Reimgesetz!

a) Vgl. §. 68, S. 136 f. und §. 71 zu Anfang.

bald nach dem Eintritt des funfzehnten Jahrhunderts; denn bis dahin trifft man noch auf einzelne Dichter, die dem alten Gebrauch treu bleiben [b]). Dann aber gelangen auch jene andern, bereits im vorigen Zeitraum hier und da vorfindlichen Paarungen von nur dreimal gehobenen Versen mit stumpfem Reim [c]) jetzt zu ausgedehnterem Gebrauch, indem sie, bald stumpf, bald klingend gebunden, bisweilen durch ganze Gedichte durchgeführt werden [d]). Endlich ist unter den auffallenderen Abweichungen von der frühern für die kurzen Reimpaare gültigen Regel noch die besonders zu erwähnen, daß die Reime nun nicht mehr ausschließlich je zwei unmittelbar auf einander folgende Zeilen binden, sondern daß sie auch überschlagend oder sich kreuzend gebraucht sind [e]), jedoch mit der Einschränkung, daß diese Bindeart, so viel ich weiß, sich nie mit der ältern und noch immer viel üblichern in einem und demselben Gedichte zugleich angewandt findet [f]). — Daß die feinern Mittel, wodurch die ältern Dichter Mannigfaltigkeit des Ausdrucks in diese Versart brachten und das gleichmäßige und eintönige Zusammenklappen der Reime vermieden [g]), in dieser Zeit selbst denjenigen ganz verloren gegangen waren, die noch

b) So namentlich Peter Suchenwirt, der sich fast noch nie klingende Zeilen mit vier starken Hebungen erlaubt (vgl. meine Abhandl. 1, S. 15 ff.), während sein Zeitgenosse und Landsmann, der Teichner, schon der neuen Regel folgt. — c) Vgl. §. 68 zu Ende. — d) Vgl. z. B. das Liederbuch der Hätzlerin, S. 252, und ein Gedicht von Hans Sachs in Wackernagels Leseb. 2, Sp. 107 ff. — e) Das älteste mir bekannte Beispiel der Art findet sich unter Suchenwirts Gedichten, S. 112 ff. Denn hier möchte ich nicht, wie wohl in andern seiner Stücke mit überschlagenden Reimen, strophisch abtheilen, weil die stumpfen und klingenden Zeilen nicht so regelmäßig, wie dort, abwechseln. Auch Hans Rosenblüts Erzählung von dem Siege bei Hempach hat diese Form; s. §. 147. — f) Ausgenommen in solchen Dichtungen, in die einzelne lyrische Stellen eingeschoben sind, wie in dramatischen Werken. — g) Vgl. §. 71.

das meiste Geschick in der äußern Technik des Dichtens bewähren [h]), bedarf kaum der Erinnerung.

§. 140.

Was den Bau der Strophen betrifft, so dauern dafür die in der mittelhochdeutschen Poesie aufgekommenen und ausgebildeten Gesetze im Ganzen fort, namentlich das der Dreigliedrigkeit, und zwar entzieht sich demselben nie das eigentliche Kunstlied der Singschulen [1]), wogegen es in manchen

---

h) Treffend bemerkt Vilmar (die zwei Recensionen der Weltchronik, S. 23, Note), erst ganz am Ende der alten Zeit finde sich ein Ohr, welchem das gewöhnliche Geklapper der kurzen Reimpaare zuwider gewesen: Fischarts. „Er bedient sich in allen seinen Dichtungen eines und desselben sinnreichen und zweckmäßigen Mittels, um die tödtende Einförmigkeit der kurzen Reimpaare durch Abwechselung des Tones zu beleben, und an diesem Mittel sind Fischarts Verse unter Tausenden auf der Stelle zu erkennen."

1) Für den Inbegriff aller Strophen eines Liedes findet sich seit dem 16ten Jahrh. die Benennung Bar, vgl. J. Grimm, üb. d. altd. Meisterges. S. 77, Anm. 61. und S. 193, und Wagenseil, von d. Meisters. holdsel. Kunst, S. 521 f. Wenn jetzt auch Lieder angetroffen werden, in denen zu Ende des Abgesanges noch ein viertes, das Maaß eines Stollen wiederholendes Glied folgt, so ist dieß wenigstens nicht Regel; J. Grimm, a. a. O. S. 46. Ueber andere scheinbar abnorme Fälle vgl. daselbst, S. 68 f.; über das Voranstellen von drei Stollen vor den Abgesang, wie es sich in einigen ins Deutsche übersetzten geistlichen Gesängen der böhmischen Brüder findet, s. K. E. P. Wackernagel, d. deutsche Kirchenl. S. XXXIII f. — Merkwürdig ist das, was die Limburger Chronik (von der unten mehr) über eine Abänderung berichtet, welche i. J. 1360 in der deutschen Liederpoesie erfolgt sei. Bis dahin, heißt es, habe man lange Lieder gesungen mit fünf oder sechs Gesätzen; in jenem Jahre aber seien von den Meistern neue Lieder mit drei Gesätzen gemacht, auch die Musik vervollkommnet worden (Koch, Compend. 2, S. 71). Diese Nachricht ist noch immer nicht befriedigend gedeutet (vgl. J. Grimm, a. a. O. S. 133, Anm. 122); denn was auf der Hand zu liegen scheint, es seien von jener Zeit an zuerst dreistrophige Lieder in Gebrauch gekommen, dem widersprechen unzählige ältere Beispiele; vgl. J. Grimm, a. a. O. S. 46 f. und v. d. Hagen, im altd. Mus. 2, S. 175 f.; MS. 1, S. XXXIII f.

volksmäßigen Tönen, zumal wenn die Strophe nur wenige Zeilen zählt und zu den einfachen Formen des ältern Volksgesanges zurücklenkt, weniger deutlich heraustritt, mitunter auch gar nicht mehr äußerlich nachweisbar ist, wo es dann, wenn auch nicht immer, durch den musikalischen Vortrag hervorgehoben werden mochte [2]). Im Besondern ist noch Folgendes zu bemerken. In den Singschulen erhielten sich zum Theil die Töne älterer Meister, oft jedoch mehr oder weniger verändert [3]); dazu wurden aber fortwährend neue erfunden, da niemand, wenigstens in der spätern Zeit, ohne Aufstellung eines ihm eigenthümlichen den Grad der Meisterschaft erlangen konnte [4]). Eine Folge davon war, daß an die Stelle der Kunst immer mehr Künstelei und damit auch Geschmacklosigkeit trat, die sich vornehmlich in übermäßiger Erweiterung der Zeilenzahl für die Glieder der Strophen, im häufigen Gebrauch überkurzer Verse, oder sogenannter Schlagreime und Pausen, und in Häufung und Stellung der Reime kund gab [5]). Daß einige verwickeltere Töne auch schon ziemlich

2) J. Grimm, a. a. O. S. 41 f. u. 175. Man wird jedoch dem eigentlichen Volksliede neben dem in ihm, sei es in der Strophengliederung selbst, sei es in der Melodie, noch immer vorwaltenden dreitheiligen Bau auch noch eine zweigliedrige Grundform zugestehen müssen, besonders wo die Gesätze vier- oder gar nur zweizeilige sind; vgl. d. deutsche Volkslied, in d. deutschen Vierteljahrsschrift, 1843, Hft. 4. S. 147 ff. — 3) J. Grimm, a. a. O. S. 108 ff.; Ettmüllers Frauenlob, S. XIII—XVIII. und v. d. Hagen, MS. 4, S. 907a oben. — 4) Wagenseil, a. a. O. S. 533. Doch ist dieß wohl nicht so zu verstehen, daß ein Ton nur dann für neu gelten konnte, wenn es die metrische Zusammensetzung und die Melodie zugleich waren: denn bei dem großen Gewicht, welches gerade auf die letztere gelegt wurde, (Wagenseil, S. 532) genügte es gewiß schon oft, wenn nur sie neu erfunden und einer schon bekannten Strophenart angepaßt war. — 5) Unter den 222 Tönen des spätern Meistergesanges, die Wagenseil kennt und S. 534 ff. aufführt, sind nur einer von 5, einer von 6, acht von 7 und sieben von 8 Reimen, dagegen dreißig, die deren 20, und

früh für volksmäßige Dichtungen benutzt worden, ist bereits oben[6]) erwähnt: in diesem Zeitalter hat es noch häufiger statt gefunden, doch herrschen die einfachen, theils ältern, theils neuaufgekommenen Strophenarten in dem eigentlichen Volksliede, sowohl dem epischen wie lyrischen, und auch in den übrigen mehr volksmäßigen, als meisterlichen Dichtarten entschieden vor[7]). Dabei erlaubt sich das Volkslied manche Freiheiten, die dem Kunstliede versagt sind; denn außer der vorhin erwähnten Sorglosigkeit im Binden der Verse läßt es auch, wenn es aus mehreren Strophen besteht, schon oft willkürlich stumpfe durch klingende Reime vertreten und umgekehrt. Uebrigens sind gegen den Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts hin nicht mehr alle Strophenarten von rein deutscher Erfindung: schon damals hob die Nachbildung welscher Versarten mit den Uebertragungen der Canzonetten, Villanellen, Motetten, Madrigalen, Galliarden ꝛc. an[8]).

---

sechzehn, die 21 zählen. Aber er kennt noch Strophenarten von viel mehr Reimen und zwar sechs und siebenzig, die darin von 22 bis zu 34 steigen; ja es hat deren von 97 bis 122 gegeben. J. Grimm, a. a. O. S. 74; vgl. auch S. 71, Note. Man pflegte die Töne nach ihren Erfindern zu benennen und durch characteristische, oft lächerliche und geschmacklose Beisätze noch näher zu bezeichnen. Diese Namengebung geschah, wenigstens in der spätern Zeit, unter Zuziehung von zwei Gevattern; Wagenseil, a. a. O. S. 533 ff. Besondere Namen für einzelne Töne finden sich übrigens schon hin und wieder in der vorigen Periode; vgl. J. Grimm, a. a. O. S. 106 ff. — 6) Vgl. §§. 73 u. 79. — 7) Einige der beliebtesten Strophenarten der Volkspoesie führt J. Grimm auf, a. a. O. S 135 f.; 179 f.; vgl. damit altd. Mus. 1, S. 119, die Note. — 8) Sie war zunächst eine Folge der zu dieser Zeit aufkommenden großen Vorliebe für italienische Musik. Mit der Einführung der fremden Melodien verband man die Uebersetzung ihrer Texte, oder ahmte beides nach; vgl. Hoffmann, d. deutschen Gesellschaftslieder des 16ten und 17ten Jahrh. S. VIII ff. Ueber andere bereits in das 16te Jahrh. fallende Nachbildungen romanischer Formen, wie Alexandriner, Terzinen, Sonette ꝛc. vgl. den zweiten Ab-

Doch waren dieß, dem gegenüber, was in ähnlicher Art im folgenden Jahrhundert eintrat, nur vereinzelte, eben keinen bedeutenden Einfluß auf die deutschen metrischen Formen im Ganzen ausübende Erscheinungen. — Die Leichform scheint in der weltlichen Kunstlyrik während dieses Zeitraums nicht mehr in Anwendung gekommen zu sein; der geistliche Gesang aber hielt sie, selbst unter den Protestanten, noch bis ins sechzehnte Jahrhundert in den Sequenzen fest [9]).

§. 141.

3. Die Faßlichkeit und allgemeine Verbreitung der im dreizehnten Jahrhundert beliebtesten volksmäßigen Dichtformen auf der einen, und die rohe Willkür, die sich in deren Fortgebrauch die Folgezeit gestattete, auf der andern Seite erleichterten das Dichten ganz außerordentlich. Schon deshalb darf es nicht Verwunderung erregen, daß in diesem Zeitraum so überaus Vieles und Verschiedenartiges, von der Poesie oft weit Abliegendes, von Leuten aus allen Volksclassen zusammengereimt wurde [a]), und daß noch viel weniger, als in

---

schnitt der folgenden Periode. — 9) Was Lachmann (über die Leiche, S. 419) sagt, die Leiche hätten im 14ten Jahrh. schon aufgehört, könnte eben nur von weltlichen Gedichten dieser Art gelten. Von geistlichen führe ich hier beispielsweise an aus der Mitte des 14ten Jahrh. den Leich oder Leis der Geiselbrüder (K. E. P. Wackernagel, a. a. O. S. 605—610; vgl. W. Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 931 ff.), der in der alten Magdeburger Schöppenchronik (N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. für d. Spr. 4, S. 124) auch ein reye genannt wird, und von dem es in Closeners Chronik (K. E. P. Wackernagel, a. a. O. S. 606) heißt, die Brüder hätten ihn gesungen, „also man zu Tanze noch singet;" aus dem 15ten Jahrh. die geistlichen Leiche Heinrichs von Laufenberg (vgl. F. Wolf, üb. d. Lais, S. 151 und v. Aufseß' Anz. 1832. Sp. 45; 1833. Sp. 270), aus dem 16ten die Sequenzen von Erasmus Alberus (bei K. E. P. Wackernagel, a. a. O. Nr. 305 u. 306).

a) Vgl. Gervinus, 2, S. 8; 178 f. u. 428 (1. A. S. 423 f.).

n Jahrhunderten die Dichter, im Allgemeinen einen eige-
in sich geschlossenen Stand bildeten. Indessen lassen sich
der großen Zahl derer, welche die Dicht- und Sanges-
in mehr freier Weise zu eigener und fremder Lust oder
ung übten, in zwei Hauptclassen diejenigen absondern,
ie als ausschließliches oder mithelfendes Erwerbsmittel
ten, und die, welche zu besondern Vereinen zusammen-
en eine Art von Lyrik trieben, die vorzugsweise für kunst-
 gelten sollte, d. i. die Meistersänger. — Was nun
hst die Dichter von Gewerbe betrifft, so läßt sich
eren Fortdauer während dieser ganzen Periode gar nicht
eln, wenn sie zum Theil auch in ein anderes Verhältniß
en übrigen Ständen der Nation traten, als ihre Vor-
r in der alt- und mittelhochdeutschen Zeit [b]). Mitunter
en sie sich noch Eingang und Unterhalt an den Höfen zu
affen, und selbst in eine oder die andere Art von ehren-
n Verhältniß zu den Fürsten zu treten, gelang einzelnen
ihnen [c]). Vielen Beifall scheinen insbesondere, so lange

) Noch ganz jenem alten Volksdichter, dem wir den Salman und
lt verdanken (§. 91.) gleichen die Leser, die sich in den nieder-
en, wahrscheinlich in den Anfang dieses Zeitraums fallenden Ge-
 von Flos und Blanceflos (bei Bruns, romant. u. a. Ge-
c.) und von Valentin und Namelos (s. §. 146.) an mehrern
n zu erkennen geben. Vielleicht war auch Caspar v. d. Röhn
ten Jahrh. ein solcher wandernder Volksdichter, der seine rohen
eitungen deutscher Heldensagen selbst las oder sang, wenn er sie
vielmehr für andere Bänkelsänger verfertigt hat; vgl. altd. Wäld.
156 und W. Grimm, d. deutsch. Heldens. S. 372 f. — c) Wie
ielgewanderten Sänger Michael Beheim (geb. 1416 in der
von Weinsberg, gest. nach 1474), der, nachdem er das bei seinem
erlernte Weberhandwerk aufgegeben, als Kriegsmann und Dichter
Dienste mehrerer Fürsten und Herren, namentlich auch Kaiser
ichs III. trat und selbst außerhalb Deutschlands, am dänischen
eine ehrenvolle Aufnahme fand; vgl. v. Karajans Einleit.
Beheims Buch von den Wienern, S. XXVI ff.

die Turnierlust sich lebendig erhielt, bei großen Herren und angesehenen Rittern die sogenannten Wappendichter gefunden zu haben [d]), denen in mancher Beziehung die mit den Schützenfesten aufkommenden Pritschenmeister ähnelten [e]), wie sich mit diesen wiederum von einer andern Seite die zuerst an den Fürstenhöfen und späterhin vornehmlich bei dem Bürgerstande beliebten Spruchsprecher [f]) berührten. In

---

d) Sie verfertigten gereimte Wappenbeschreibungen, die gewöhnlich mit poetischen Lob- und Ehrenreden auf die Träger der geschilderten Wappen verknüpft waren, und scheinen in der Regel der besondern Classe von Knappen angehört zu haben, aus welcher auch die Herolde genommen wurden. Die berühmtesten sind Peter Suchenwirt (s. §. 147; sein Beiname ist gewiß ein angenommener, der auf seinen Beruf hindeutete, wie andere Fahrende in diesem Zeitraum Suchensinn, Suchendank etc. hießen; vgl. v. Fichards frankfurtisches Archiv, 3, S. 199; v. Aufseß' Anz. 1832. Sp. 213; v. d. Hagen, MS. 4, S. 618, Note 7; Schmellers baier. Wörterb. 3, S. 588) und aus späterer Zeit Hans Rosenblüt (s. §. 147). Beide haben jedoch keineswegs ihre Kunst bloß auf dergleichen Ehrenreden und Wappenbeschreibungen beschränkt, sondern auch andere Dichtarten geübt. Vgl. über sie, sofern sie hierher gehören, und die Wappendichter und deren Geschäft überhaupt Primissers Einleit. zu P. Suchenwirts Werken, besonders S. XII ff. und Gervinus, 2, S. 206 f. — e) Der Pritschenmeister verwaltete bei den Schützenfesten ungefähr dasselbe Amt, zu welchem bei den Turnieren der Herold bestimmt war; nur war er zugleich Lustigmacher der Gesellschaft. Zu seinen Obliegenheiten gehörte auch die Anfertigung von Spruchgedichten auf die Festlichkeiten, bei denen er Dienste geleistet. Der bekannteste, von dem noch Beschreibungen von Freischießen in Reimsprüchen vorhanden sind, ist Lienhard Flexel aus dem 16ten Jahrh.; vgl. Uhland, zur Geschichte der Freischießen, vor Hallings Ausg. von Fischarts glückhaftem Schiff, S. XXVIII ff.; Schmeller, a. a. O. 1, S. [illegible] f. und Gervinus, 3, S. 138 f. (1. A. S. 134 f.). — f) Ihnen, [illegible] sich an den Fürstenhöfen wohl bis ins 14te Jahrh., wo nicht weiter zurückverfolgen lassen (vgl. Schmeller, a. a. O. 3, S. 588 und Hoffmann, Horae Belg. 6, S. 202 f.), lag es ob, zumal in späterer Zeit, als sie besonders in den Städten gefunden wurden, bei Hochzeiten und andern festlichen Gelegenheiten die versammelten Gäste durch [illegible] zu belustigen, die sie aus dem Stegreif machten. Kaiser Karl V. [illegible]

der Regel aber mochten alle solche Leute, die gleich den ältern Fahrenden viel umherzuwandern pflegten, auch eben nicht in viel höherer Achtung stehen [g]), zumal wenn sie bloß von ihrer Reimfertigkeit lebten [h]).

§. 142.

Die Meistersänger, die sich selbst als die Forterhalter und Pfleger der von den höfischen und meisterlichen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts geübten lyrischen Kunst betrachteten [1]), traten mit der Zeit zu allen übrigen Dichtern in einen um so schärfern Gegensatz, je ausschließlicher sie aus dem Handwerkerstande hervorgiengen [2]), und je strenger und

---

sich i. J. 1548 veranlaßt, dem von ihnen und andern Fahrenden verübten Unfuge durch ein Verbot gegen sie, welches 1577 von Rudolf II. wiederholt ward, zu steuern, woraus man sehen kann, wie allgemein verbreitet sie sein mußten; vgl. Wagenseil, S. 491 f., der sich weitläuftig über sie ausläßt. Durch ihn ist der Nürnberger Spruchsprecher Wilhelm Weber aus dem 16ten Jahrh., von dem er auch einige elende Reimereien aufbewahrt hat, S. 464 ff. am berühmtesten geworden. — g) Daß unter dem alten Vorurtheil, welches auf den fahrenden Leuten lastete, als wäre ihnen bei Ausübung ihres Gewerbes nur an Geld und Gut gelegen, an der persönlichen Ehre dagegen nichts, auch oft die von besserer Gesinnung unter ihnen leiden mußten, erhellt aus der Art, wie sich einmal der Teichner (in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrh.) über sie ausspricht; vgl. Docen, üb. d. deutschen Liederdichter, S. 201 f. Man wird auf diesen sonst so ernst gesinnten Mann gewiß nicht den Verdacht werfen wollen, er habe hier eine Gesinnung vorausgesetzt, die nirgend mehr bei den Gehrenden anzutreffen war: das verbieten schon andere Stellen in seinen Gedichten, wo er die feilen Lobsinger rücksichtslos tadelt, oder die Uebertreibungen der Wappendichter verspottet (s. Gervinus, 2, S. 183 f.), obgleich er mit einem der letztern, eben jenem P. Suchenwirt, in freundschaftlichem Verhältniß gestanden zu haben scheint; vgl. Suchenwirts Werke, S. 64 f. — h) Am wenigsten mißachtet mögen noch wohl die Wappendichter vermöge ihrer anderweitigen Stellung zum Adel gewesen sein.

1) Vgl. §. 78. — 2) Beispiele, daß Meistersänger auch aus andern Ständen waren, sind in der spätern Zeit sehr selten. Ein solches liefert Wagenseil, S. 547 ff. in Ambrosius Metzger, Magister

innungsmäßiger sich, der Ausbildung der städtischen Zünfte zur Seite, ihre Vereine oder Schulen in sich abschlossen. Insbesondere hörte fast jede Berührung zwischen ihnen und den Dichtern von Gewerbe seit dem Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts auf[3]). Denn bis dahin fanden sich noch bisweilen Meistersänger, die von ihrer Kunst lebten und zu dem Ende, gleich den übrigen fahrenden Leuten, im Lande umherzogen und den Hoflagern nachgiengen[4]). Im sechzehnten aber übten sie die Dichtkunst immer nur neben ihrem bürgerlichen Gewerbe als Mittel zur Verbreitung der Ehre und der Furcht Gottes, so wie zur Beförderung eines ehrbaren christlichen Wandels und als einen sittsamen Zeitvertreib[5]). Dabei ließen sie sich mit der besondern Art lyrischer Gedichte, deren Abfassung und Vortrag sie allein berechtigte, den Namen Meistersänger zu führen, nicht leicht mehr anderswo vernehmen, als in den Singschulen[6]), in die sie entweder als Mitglieder eingeschrieben waren, oder in denen sie auf Reisen und auf der Wanderschaft vorsprachen[7]). Versuchten sie sich

---

und Lehrer am Nürnberger Gymnasium. — 3) In dem §. 141, Anm. l. erwähnten Erlasse Karls V. und Rudolfs II. gegen „mancherlei leichtfertig Volk, die sich auf Singen und Sprüche geben," werden „diejenigen, so Meistergesang singen," ausdrücklich als solche bezeichnet, die von der Obrigkeit nicht zu verfolgen und zu bestrafen seien. — 4) Wie namentlich die in den Anmerkungen zum vorigen §. erwähnten Meister Mich. Beheim und Hans Rosenblüt. — 5) Vgl. Puschmann, a. a. O. S. 166 f. — 6) Unter den Verpflichtungen, die zu erfüllen sich jedes in eine Schule neu eintretende Mitglied anheischig machen mußte, und die Wagenseil, S. 547 aufführt, schreibt die vierte vor, daß man kein Meisterlied auf öffentlicher Gasse, auch nicht bei Gelagen, Gastereien oder andern üppigen Zusammenkünften rc. singen solle. Nur vor Fremden, die besonderes Verlangen darnach trügen, dürfe man sich hören lassen, wenn man vor ihrem Spotte sicher sein könne. — 7) Daß wandernde Handwerksburschen, die schon die meisterliche Kunst gelernt hatten, fremde Schulen besuchten und sich darin hören ließen, ist aus der von ihm selbst in Reimen abgefaßten Lebensbeschreibung

aber auch in andern, nicht schulmäßigen Dichtarten [8]), so thaten sie auch dieß nur aus freier Neigung, entweder zu eigener Gemüthsergetzung, oder zur Unterhaltung und Belehrung aller derer im Volke, die ihre Werke selbst lesen, oder sie sich von andern vorlesen, vorsingen und vorstellen lassen wollten, niemals aber um sich damit ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

§. 143.

Ueber die Beschaffenheit der Singschulen haben wir zwar erst aus sehr später Zeit vollständigere Nachrichten [a]), dürfen

Hans Sachsens bekannt; vgl. auch Ranisch, S. 32 ff.; und unter den Fremden, die beim Freisingen auftreten durften (Wagenseil, S. 543), sind doch wahrscheinlich auch nur nicht am Orte ansässige Meistersänger zu verstehen. — 8) Wie Hans Sachs noch außer seinen Meisterliedern unendlich viel gedichtet und gerade dadurch am allermeisten, ja fast ausschließlich auf seine Zeitgenossen in weitern Kreisen gewirkt und seinen Ruhm bei der Nachwelt begründet hat.

a) Sie sind theils in den sogenannten Tabulaturen zu finden, theils in einigen ältern, auf diesen, mündlichen Mittheilungen und der Verfasser eigener Erfahrung und Anschauung beruhenden Werken. Die Tabulaturen, deren Aufzeichnung sich nur bis zum Jahr 1493 mit einiger Sicherheit zurückverfolgen läßt (vergl. Schilters Thesaur. 3, S. 88 f. und J. Grimm, üb. d. altd. Meisterges. S. 26), befassen, außer der fabelhaften Geschichte von der Entstehung der meisterlichen Kunst (vgl. §. 78, Anm. f), die für die Abfassung und Vortragsweise von Meisterliedern gültigen Gesetze und Ordnungen. Ihr wesentlicher Inhalt ist in jedem ältern Handbuch der deutschen Litteraturgeschichte mitgetheilt, bei Bouterwek, 9, S. 279 ff., in Wachlers Vorles. 1, S. 117 f. Die über den Meistergesang eigens handelnden Werke aus älterer Zeit, welche auch Tabulaturen im Auszuge oder ganz enthalten, sind Ad. Puschmanns gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs ꝛc. Görlitz 1571 (oder 1574?); vermehrt, Breslau 1584. und (auch gewissermaßen eine neue Auflage von jenem) Gründlicher Bericht der deutschen Reimen oder Rithmen. Frankf. a. d. O. 1596 (beide liegen zum Grunde der von Büsching angefangenen, aber nicht vollendeten Abhandlung „der Meistersänger holdselige Kunst“ in der Samml. f. altd. Litt. S. 164 ff.); dann die schon öfter citierte Schrift von Wagenseil, hinter seinem Buch de civitate Noriberg. Altdorf 1697. 4.

jedoch aus einzelnen Anspielungen in ältern Meister- und Volksliedern b) schließen, daß schon lange vorher manche der seitdem gültigen Einrichtungen und Gebräuche bestanden haben. Diese liefen der Hauptsache nach auf Folgendes hinaus. Jede Singschule bildete einen in sich geschlossenen Verein, dessen Mitglieder nach dem von jedem erlangten und bewährten Grade der Kunstfertigkeit mehrfach abgestuft und demgemäß benannt waren c). Wer darin eintreten wollte, mußte zuvor bei einem anerkannten Meister in die Lehre gehen und dann eine Prüfung bestehen, wonach die Aufnahme unter gewissen Feierlichkeiten erfolgte. Bei den großen angesagten Zusammenkünften d) war jedes Mitglied der Schule verbunden zu erscheinen. Sie begannen mit dem sogenannten Frei-

---

und Kurze Entwerfung des deutschen Meistergesangs durch eine gesammte Gesellschaft der Meistersinger in Memmingen, Stuttg. 1660 (worin sich aber schon ganz entschieden der Einfluß Opitzens auf die Regeln über Versbau und Reime zeigt). Später haben über den Meistergesang gehandelt Häßlein, in Bragur 3, S. 17 ff. (ziemlich roh und verworren) und Beischlag, Beiträge zur Gesch. d. Meistersänger, Augsburg 1807, womit die §. 78, Anm. e. angeführten Streitschriften zu vergleichen sind. — b) Einige sprechende Stellen aus Meisterliedern gibt Gervinus, 2, S. 268 ff. (1. A. S. 261 ff.) in den Noten, womit zu vgl. §. 78, Anm. b u. c. und Gervinus, 2, S. 23 f. (1. A. S. 30 f.). Einer Singschule zu Augsburg, in der oben auf den Stuhl gesetzt ward, wer übel von den Pfaffen redete, ohne daß dem der Rath steuerte (also gewiß keiner geistlichen), wird in einem Volksliede aus der Mitte des 15ten Jahrh. gedacht; vgl. Liederbuch der Clara Hätzlerin, S. 41a. und v. Soltaus histor. Volkslied. S. 156. — c) Nach Wagenseil, S. 533 hieß der, welcher die Tabulatur noch nicht recht verstand, ein Schüler; der alles darin wußte, ein Schulfreund; der etliche Töne vorsingen konnte, ein Singer; der nach andern Tönen Lieder machte, ein Dichter; der einen Ton erfand, ein Meister, alle aber, so in die Gesellschaft eingeschrieben waren, wurden Gesellschafter genannt. — d) Sie fanden in Nürnberg an Sonn- und Feiertagen Nachmittags in einer Kirche statt.

singen [e]), bei dem noch nicht gemerkt wurde; dieß geschah erst bei dem Hauptsingen. Die Merker waren eigens erwählte Richter aus der Zahl der Meister, die darauf zu achten hatten, ob der Sänger die Vorschriften der Tabulatur genau befolgte, oder sie in irgend einer Art verletzte, in welchem letztern Falle nach Verschiedenheit der Fehler feststehende Strafen auferlegt wurden. Endlich wurden denen, die sich im Singen am meisten ausgezeichnet hatten, denn eine andere Vortragsart der Meisterlieder fand gar nicht statt [f]), herkömmliche Preise zuerkannt [g]). Diese Verfassung behielten die Meistersängerschulen auch noch im siebzehnten Jahrhundert bei, in welchem jedoch die meisten eingiengen; nur in ein Paar Städten fristeten sie noch bis tief ins achtzehnte und neunzehnte herein ein kümmerliches Dasein [h]).

---

e) In ihnen durften zu der Zeit, von der Wagenseil Genaueres weiß, außer den in der heil. Schrift stehenden Geschichten „auch wahre und ehrbare weltliche Begebnisse sammt schönen Sprüchen aus der Sittenlehre" gesungen werden; wogegen in den Hauptsingen nur der Vortrag solcher Lieder erlaubt war, deren Gegenstände aus der Bibel entlehnt waren; S. 543. — f) Daselbst, S. 491, womit zu vgl. J. Grimm, a. a. O. S. 67, Note 52. — g) In Nürnberg wurde dem, der den ersten Preis gewonnen, eine lange silberne Kette, die später mit einem andern Schmuck vertauscht ward, umgehängt; der zweite bestand in einem aus seidnen Blumen gefertigten Kranze. Wagenseil, S. 544 ff. — h) Vgl. Bragur, 3, S. 97 f. u. 107 f. In Ulm waren noch 1830 zwölf Meistersänger; als neun Jahre später davon nur noch vier übrig waren, vermachten sie, nach einem gescheiterten Versuch zur Auffrischung der Gesellschaft, ihr Eigenthum oder Kleinod dem Ulmer Liederkranze. Berlin. Nachr. von Staats- u. gelehrten Sachen, 1839. Nr. 265, Beil.

Dritter Abschnitt.

Poetische Litteratur.

A. Epische Poesie.

§. 144.

Auch in dieser Periode blieben mündliche und schriftliche Ueberlieferungen der Vorzeit, bestehend in einheimischen und fremden, mittelaltrigen und antiken, kirchlichen und weltlichen Sagen, Geschichten und Anecdoten, nebst dem, was sich im Laufe dieser Zeiten selbst Merkwürdiges zutrug und in weitern oder engern Kreisen das Interesse des Volkes erregte, die bei weitem vorherrschenden Gegenstände der erzählenden Poesie. Stoffe rein zu erfinden, gehörte in Deutschland noch immer zu den großen Seltenheiten und geschah, streng genommen, vielleicht niemals anders, als etwa zum Behuf allegorischer und lehrhafter Dichtungen in Erzählungsform, obgleich auch diese gar häufig, und die letztern in der Regel, sich an ältere Ueberlieferungen anlehnten. Die nicht ersonnenen, in Deutschland heimischen oder aus der Fremde eingeführten Stoffe waren zum Theil dieselben, die schon die Dichter des vorigen Zeitraums behandelt hatten, oder diesen verwandte, zum Theil ganz neue. Unter jenen traten gerade diejenigen, aus welchen in der besten Zeit der mittelhochdeutschen Dichtkunst die größten und vollendetsten Werke hervorgegangen waren, am meisten zurück: manche wurden ganz bei Seite geschoben, andere tauchten wohl wieder hier und da in poetischen Bearbeitungen auf, konnten aber zu ausgedehnterer Geltung nur in prosaischen Umbildungen gelangen. Dagegen wurden von den Gegenständen, die besonders nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beliebt

geworden, viele noch immer fleißig und wiederholt bearbeitet, obschon auch hier neben der poetischen die prosaische Behandlungsart eintrat. Neue Stoffe wurden, wie gesagt, in den Zeitereignissen dargeboten und außerdem vielfältig aus den poetischen und prosaischen Werken des classischen Alterthums, so wie aus der italienischen Litteratur entnommen. — Was die Formen der erzählenden Poesie anbetrifft, so zeigt sich darin ebenfalls eine Fortdauer der alten Arten neben der Einführung von neuen, oder vielmehr der modificierten Wiederaufnahme von noch ältern, die in der vorigen Periode, wo nicht ganz verdrängt, doch sehr zurück geschoben waren. Denn außer kleinen unstrophischen Erzählungen von dem verschiedensten Inhalt wurden noch immer, wenn auch nicht mehr in so großer Zahl, als in frühern Zeiten, umfangreichere Geschichten, theils strophisch, theils in kurzen Reimpaaren gedichtet. Auf der andern Seite aber erwuchs nun, und zwar in sehr verschiedener Art von jenen kleinern Erzählungen, sowohl aus historischem, wie aus sagenhaftem Grunde eine Fülle von andern kleinen Poesien, die mit der gemeinsamen Benennung epischer Volkslieder bezeichnet werden können, und die ihrem allgemeinsten Character, wie ihrer Entstehungsart nach jenen ältern Volksgesängen glichen, die sich vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts über heimische Sagen und Begebenheiten gebildet hatten. Gleich diesen wurden sie auch wohl vorzugsweise gesungen, wenigstens immer für den Gesang bestimmt. Von andern erzählenden Gedichten scheint man bloß strophische, selbst wenn sie von größerem Umfange waren, bisweilen gesungen *), alles aber, was in kurzen Reimpaaren abgefaßt

*) Aus dem 15ten Jahrh. kann dafür, daß größere strophische Gedichte sowohl gesungen als gelesen wurden, Mich. Beheim Zeugniß ablegen. Er dichtete u. a. sein weitschichtiges Buch von den Wienern

war, nur gelesen zu haben. — Im Allgemeinen verfiel unter den poetischen Gattungen die epische in diesem Zeitraum am meisten. Einzelne ihrer Arten starben allmählig ganz ab, und unter den fortdauernden oder neu aufkommenden bewährten sich nur wenige eine frischere Lebenskraft und entwickelten sich zu einer Art Blüthe. Sie bei dem, was über jede einzelne noch im Besondern anzuführen ist, in diese beiden Hauptclassen zu theilen, dürfte zur leichtern Uebersicht des Ganzen das Angemessenste sein.

§. 145.

1. Absterbende epische Dichtarten. — a) Die deutsche Heldensage lebte zwar theilweise im eigentlichen Volksgesange diesen ganzen Zeitraum hindurch fort, was nicht nur durch mehrfache Berufungen darauf bei einzelnen Schriftstellern bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts [1]), sondern auch durch das Volkslied von Hildebrand bezeugt wird, welches sich in der vom funfzehnten bis nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gangbaren Abfassung erhalten hat [2]); allein daß daraus größere epische Dichtungen

---

in einer Strophe, die er die Angstweise nannte, „zu lesen als einen Spruch, oder zu singen als ein Lied;" s. v. Karajans Ausg. S. VII; LXXX. In Caspars v. d. Röhn Heldenbuch ist ebenso vom Lesen, wie vom Singen die Rede, S. 159; 221; 233; es scheint aber, daß letzteres nur bei den kürzern Stücken statt gefunden hat.

1) Sie sind zusammengestellt von W. Grimm, deutsche Heldens. S. 301 ff. vgl. S. 378. — 2) Es ist in der alten vierzeiligen Strophe und früh auf fliegende Blätter gedruckt worden: nach einem o. O. u. J. zuerst bekannt gemacht von Eschenburg im d. Mus. 1776. 1, S. 391 ff. und mit erneuter Orthographie in seinen Denkm. S. 437 ff.; besser in der Gebr. Grimm Ausg. der beiden ältesten d. Gedichte, S. 53 ff. (wo auch weitere litterarische Nachweisungen gegeben sind); zuletzt in einem von dem grimmischen etwas abweichenden Texte in Uhlands alten hoch- und niederd. Volksliedern, 1, S. 330 ff. Ein Paar Bruchstücke aus Handschr. in v. d. Hagens u. Primissers Heldenb. 2, S. 234

neu entstanden wären, läßt sich kaum annehmen. Die wenigen ausführlichen, in diesen Fabelkreis fallenden Darstellungen, die wir jetzt zuerst kennen lernen, der Hörnen Siegfried[3]), Dieterichs Drachenkämpfe[4]) und Etzels Hofhaltung[5]), alle drei äußerst roh und ungeschlacht, und die beiden letzten noch dazu von dem dürftigsten, wohl gar nicht auf alter, echter Sage beruhenden Gehalt, lassen ältere Gestaltungen vermuthen, wovon sie wohl nichts als Ueberarbeitungen sind. Dergleichen wurden auch mit andern umfangreichen Darstellungen deutscher Heldensagen vorgenommen, die im vorigen Zeitraum zu Stande gekommen waren, und für welche sich noch immer eine große Vorliebe unter dem Volke erhielt. Dieß waren aber nicht etwa die ältern und darunter die ausgezeichnetsten, die Nibelungen und Gudrun, sondern die jüngern und schwächern. Jene schrieb man höchstens hier und da bis ins sechzehnte Jahrhundert herein mit der zeitgemäßen Umänderung der Sprachformen ab, und, wie es scheint, nur für einzelne Freunde der alten Heldenpoesie; diese dagegen wurden nicht bloß in der Sprache verjüngt, sondern auch zum Theil in eine andere Versart umgesetzt, oder mehr und weniger erweitert und nachher vom Ende des funfzehnten bis kurz vor Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts fleißig gedruckt. Dahin gehören Ortnit, Wolfdieterich, der große Rosengarten und Laurin, welche zusammen, die ersten drei aus

---

(hinter Caspars v. d. Röhn Heldenbuch). — 3) S. §. 102; über die Litteratur des Gedichts vgl. auch v. d. Hagens Grundr. S. 48. — 4) Nur handschriftlich vorhanden und in der Berner Weise (vgl. §. 73, Anm. f.) abgefaßt, äußerst langweilig und voll endloser Wiederholungen. Ueber eine muthmaßlich schon im vorigen Zeitraum bekannte Behandlung dieses Gegenstandes vgl. W. Grimm, a. a. O. S. 266. — 5) Nur aus Caspars v. d. Röhn Heldenbuch bekannt; vergl. W. Grimm, a. a. O. S. 277.

den alten vierzeiligen Strophen in achtzeilige gebracht, unter dem Titel der Helden Buch oft herausgegeben wurden[6]; ferner das Eckenlied oder Ecken Ausfahrt[7]) und Riese Siegenot[8]), die, in der alten dreizehnzeiligen Strophe gelassen, aber in weiterer Ausführung, einzeln erschienen. Außerdem wurden alle diese Dichtungen nebst den vorhin erwähnten Drachenkämpfen, dem Hildebrandsliede und Etzels Hofhaltung, obschon zum Theil nach andern, als den gangbarsten, in die alten Drucke aufgenommenen Recensionen[9]), auch noch besonders um 1472 durch Caspar von der Röhn[10]) in seinem Heldenbuch[11]), meist sehr verkürzt, bearbeitet. In dieser überaus rohen, geistlosen und von Seiten der Sprache ganz barbarischen Behandlung zeigt sich das volksthümliche Epos vor seinem völligen Erlöschen auf der tiefsten Stufe der Entartung. Die im sechzehnten Jahrhundert versuchte Einkleidung einzelner ihm bis dahin eigenthümlich gebliebener Stoffe in die dramatische Form, wovon mehr weiter unten, vermochte

---

6) Die älteste Ausg. o. O. u. J. in fol., die jüngsten Frankf. a. M. 1590 in fol. und in 4. vgl. über die weitere Litteratur v. d. Hagen, a. a. O. S. 11 ff. — 7) Aelteste Ausg. Augsburg 1494. 8. über andere v. d. Hagen, a. a. O. S. 36 ff. und W. Grimm, a. a. O. S. 213. — 8) Heidelberg 1490 und öfter; v. d. Hagen, S. 26; W. Grimm, S. 271. Dieses Gedicht nebst dem Eckenlied und einigen andern in diesen Kreis fallenden in halb erneuter Sprache bearbeitet in v. d. Hagens Heldenbuch, Berlin 1811. 8. — 9) Vgl. §. 102, Anm. d. und außer den dort angeführten Stellen aus W. Grimms d. Heldens. noch S. 213 ff.; 270 f.; 276. — 10) Aus Münnerstadt in Franken; vgl. §. 141, Anm. b. — 11) Außerdem enthält dieses Heldenbuch noch ein Gedicht, das Meerwunder genannt, und eine Bearbeitung von Herzog Ernsts Geschichte. Alle Stücke sind entweder in der achtzeiligen Strophe oder in der Berner Weise. Herausgegeben in v. d. Hagens und Primissers Heldenbuch. Ueber den poetischen Werth vgl. W. Grimm, a. a. O. S. 372 f. und Gervinus, 2, S. 104 ff. (1. A. S. 106 ff.).

auch nichts weniger, als in diesen einen sie neu belebenden Geist zu erwecken.

§. 146.

b) Größere romanartige Dichtungen, wie die alten Rittermären gewesen, konnten auch nicht wieder recht in Aufnahme und zu einer Art Blüthe kommen, obgleich bis tief in das funfzehnte Jahrhundert herein dergleichen immer noch bisweilen in Helden-, Liebes-, Wunder- und Prüfungsgeschichten, öfter freilich bloßen Uebersetzungen, hervortraten. So das niederdeutsche, auf kärlingischer Sage beruhende Gedicht von Valentin und Namelos [a]), wahrscheinlich zu Anfang dieses Zeitraums nach einem niederländischen Werke bearbeitet, und die demselben Fabelkreise angehörigen, im funfzehnten Jahrhundert gleichfalls aus dem Niederländischen in schlechtes, mit niederdeutschen Reimwörtern gemischtes Hochdeutsch wörtlich übertragenen Geschichten von Malagis, Reinold von Montalban und Ogier von Dänemark [b]). Ferner die theils auf einheimischen, theils auf

---

a) Vgl. §. 141, Anm. b. Vollständig gedruckt in Staphorsts Hamburg. Kirchengesch. Bd. 4, S. 231 ff.; von einer Uebersetzung ins Oberdeutsche ist ein Bruchstück gedruckt im d. Mus. 1784. 2, S. 91 ff. Näheres über die Litteratur in v. d. Hagens Grundr. S. 163 u. 538 und Gräße, d. gr. Sagenkreise, S. 277 f.; über die Sage vergl. Schmidt, Wien. Jahrb. Bd. 31, S. 136 ff. Ob die nächste Quelle des deutschen Gedichts das niederländische gewesen, von dem Hoffmann (altd. Blätt. 1, S. 204 ff.) eine Probe bekannt gemacht hat, weiß ich nicht (es ist gewiß, wie die übrigen in diesem §. erwähnten niederländischen Werke nach einem französischen bearbeitet). Nach der Probe muß das niederländische viel ausführlicher gewesen sein. — b) Diesen drei Gedichten, wovon die beiden ersten ihrem Inhalt nach sich an einander reihen, liegen Sagen aus der zweiten Hälfte des ganzen kärlingischen Kreises zum Grunde; vgl. §. 85, Anm. e. und zu den dort angezogenen Werken Schmidt, a. a. O. S. 110—115; 126—129, und Mone's Anzeig. 1836. Sp. 63 ff.; 314 f. Von dem Ogier gibt

fremden Ueberlieferungen beruhenden Geschichten von Friedrich von Schwaben c), der Königstochter von Frankreich, gedichtet durch den Büheler d) (1400), und der

---

es zwei Bearbeitungen, eine kürzere, welche die Jugendgeschichte des Helden, und eine längere, die auch dessen spätere Abenteuer enthält und sich auf jene bezieht. Ueber die niederländischen Gedichte und die davon erhaltenen Bruchstücke vgl. Hoffmann, Hor. Belg. 1, S. 57—60; 5, S. 45 ff. und Gervinus, 2, S. 74; 98. Den Urheber der deutschen Uebersetzungen vermuthet Hoffmann (Hor. Belg. 5, S. 100 ff.) in Johann von Soest (s. Anm. e.), der sich daran früher versucht habe, als an der Uebertragung der Kinder von Limburg, aber doch erst nach 1471. Gervinus (2, S. 90, Note 108) hält es dagegen für ganz unmöglich, daß Johann von Soest der Uebersetzer des Malagis, des Reinolds und der beiden Theile des Ogiers gewesen sei. Ich vermag mich für keine dieser beiden Ansichten zu entscheiden, weil ich alle diese Gedichte, von denen noch keins vollständig gedruckt ist, zu wenig kenne. — Bruchstücke aus den drei im Texte genannten Gedichten stehen in Fr. Adelungs fortges. Nachrichten, S. 55—68; 92—97; in den Heidelb. Jahrb. 1808. St. 11. S. 416 ff. und in Mone's Anzeig. 1837. Sp. 189 ff. (zu dem Anfang dieses Bruchstückes findet man den niederländischen Text bei Hoffmann, a. a. O. 5, S. 94, Z. 1665 ff.). Aus dem Reinold gab Görres in Fr. Schlegels d. Mus. 4, S. 298 ff. Proben, aber in modernisierter Sprache. Die Geschichte des Malagis, nach den Handschr. in Prosa bearbeitet von Follen, steht im Morgenbl. 1829. Nr. 1—6; 16—32; vgl. auch Gervinus, 2, S. 74—89 (1. A. S. 77 ff.). — c) Die Abfassung dieses nur auszugsweise gedruckten Gedichts ist sehr verschieden angenommen worden: nach Docens Vermuthung (in v. Aretins Beitr. 1807. S. 1199) und der Jahreszahl in einer Handschr. (vgl. Hoffmanns Verzeichn. d. Wien. Handschr. S. 175) fiele es erst zwischen 1462 und 1464; nach W. Grimm (d. deutsche Heldens. S. 402) noch in das 14te Jahrh. Mir scheint jedoch die metrische Rohheit, welche die in den Auszug (Bragur, 6, 1, S. 181—189; 2, S. 190—205; 7, 1, S. 209—235), in F. Adelungs fortges. Nachrichten, S. 109 ff. und in v. d. Hagens Grundr. S. 188 f. aufgenommenen Stellen verrathen, schon zu groß für dieses Jahrhundert. Vielleicht irrt man am wenigsten, wenn man den Dichter in die erste Hälfte des 15ten setzt; vgl. Gervinus, 2, S. 110 (1. A. S. 122). — d) Hans von Bühel, von dem wir auch eine poetische Bearbeitung der sieben weisen Meister besitzen (s. §. 149.), gibt in dieser an, daß er am Hofe des Erzbischofs von

Margarethe von Limburg, aus dem Niederländischen ins Hochdeutsche von Johann von Soest [e]) (1471—80) übersetzt. Endlich verfaßte sogar noch zwischen 1475 und 1508 Ulrich Füterer [f]) sein Buch der Abenteuer,

---

Cöln gelebt habe (Wackernagel, altd. Leseb. 1. A. Sp. 862 und A. Kellers Ausg. von Diocletians Leben, S. 211 f.). Er gehört unter den erzählenden Dichtern dieser Periode zu den bessern. Seine Königstochter, welche eine schon früher aus Frankreich nach Deutschland herübergenommene Geschichte zum Inhalt hat, wurde schon 1500 in fol. zu Straßburg gedruckt, in neuerer Zeit aber nicht. Auszüge daraus gab nach dem alten Druck Elwert im deutsch. Mus. 1784. 2, S. 256 ff.; vgl. auch Görres, d. Volksbücher, S. 137 ff., v. d. Hagens Grundr. S. 200 f. und Gräße, a. a. O. S. 284 f. — e) Johann Grumelkut, geb. 1448 zu Unna in Westphalen, nannte sich nach seinem Jugendaufenthalt Joh. von Soest. Wegen seiner schönen Stimme ließ ihn der Herzog von Cleve zum Sänger ausbilden; nach manchen Wanderungen kam er 1471 an den Hof zu Heidelberg, wo er kurfürstlicher Singermeister wurde. Später trat er als Arzt in verschiedenen Städten auf, zuletzt in Frankfurt a. M., wo er seine, uns bis auf eine größere Lücke erhaltene Lebensbeschreibung in Reimen abfaßte und i. J. 1506 starb. Vgl. v. Fichards Frankfurt. Archiv, 1, S. 75 ff. Die Margarethe (oder die Kinder) von Limburg, die ins Niederländische selbst erst aus dem Französischen übertragen war, bearbeitete er für den Kurfürsten Philipp von der Pfalz, wie die Heidelb. Handschr. aussagt, i. J. 1470 (vgl. Wilkens Gesch. d. Heidelb. Büchersamml. S. 337), wofür aber eine spätere Jahreszahl stehen muß, nach Hoffmanns Vermuthung (Hor. Belg. 5, S. 103) 1480. Von dem noch ungedruckten Gedichte steht ein Auszug in Mone's Anz. 1835. Sp. 164 ff.; vgl. Gervinus, 2, S. 90 f. (1. A. S. 249 f.). Ob mit der bei Jac. Püterich (S. 11) erwähnten Margarethe von Limburg ein älteres deutsches Werk, oder das niederländische gemeint sei, bleibt ungewiß. — f) Ein Baier, der auch als Maler (vgl. F. Kuglers Handb. d. Gesch. d. Malerei, 2, S. 83) und als Verfasser einer prosaischen „Beschreibung vom Herkommen des Hauses Baiern" (v. d. Hagens Grundr. S. 170 f.) bekannt ist. Sein cyclisches Gedicht, das er in einem weitläuftigen, den Herzog Albrecht IV. (starb 1508) verherrlichenden und dem Lanzelet vorangesetzten Prolog diesem Gönner widmete, ist in der Strophe des jüngern Titurels abgefaßt. Die darin behandelten Helden- und Rittergeschichten findet man verzeichnet in v. d. Hagens Grundr. S. 153 ff. (vgl. 537 f.)

eine große cyclische Dichtung von dem Ursprung der Helden- und Ritterorden, dem Argonautenzuge, dem trojanischen Kriege und den Helden des bretonischen Sagenkreises. Fast alle diese Werke sind der Art, daß sie, das eine mehr, das andere weniger, entweder durch Gehalt oder durch Darstellungsweise und Form, oder auch durch beides den tiefen Verfall der epischen Dichtart darthun, die im dreizehnten Jahrhundert vor allen übrigen kunstmäßig ausgebildeten reich und voll geblüht hatte. — c) Gereimte Legenden wurden bis gegen die Mitte dieses Zeitraums noch sehr häufig in beiden Hauptmundarten bearbeitet, von den niederdeutschen aber waren viele bloße Uebertragungen älterer und jüngerer hochdeutscher[g])

---

und bei Gervinus, 2, S. 66, Note 69 (1. A. S. 243); die ausführlichste ist die des Lanzelets, mit der das Ganze abschließt. Woraus er die einzelnen Geschichten entlehnte, ist, so viel ich weiß, noch nicht zur Genüge ermittelt. Was bei ihm von der Geschichte des Wigalois vorkommt, ist vielleicht, nach Benecke's Vermuthung (Wigalois, S. XXVIII), Auszug aus dem gleichnamigen, 1472 abgefaßten Prosa-Roman. Die Sage von Iwein scheint er auch nicht von Hartmann v. Aue, sondern irgend anderswoher genommen zu haben. Den Lanzelet hat er sicher nicht nach Ulrichs Gedicht (vgl. §. 94, Anm. d.) bearbeitet. Mehrmals beruft er sich auf den von ihm hochgepriesenen Albrecht von Scharfenberg (vgl. §. 94, Anm. 1; altd. Mus. 1, S. 568—573). Daß Füterer die Quellen unmittelbar benutzt habe, auf die Gräße, a. a. O. S. 247 hinweist, bezweifle ich. — Gedruckt sind nur Bruchstücke: jener Prolog in v. Aretins Beitr. 1807. S. 1212 ff.; die Geschichte des Iweins großentheils in Michaelers Ausgabe des hartmannschen Gedichts (vgl. §. 94, Anm. a.); aus dem Schluß des Lanzelets ein Stück, welches Füterers sehr umfassende Kenntniß der alten Rittermären beweist, im N. litterar. Anzeig. 1808. Nr. 4. 5. (vgl. Pischons Denkmäler d. deutsch. Sprache, 2, S. 22 ff.). Auszüge hat Hofstätter gegeben in seinen altdeutschen Gedichten aus den Zeiten der Tafelrunde. Wien 1811. 2 Bde. — Ein Beispiel von noch späterer Erneuerung einer bereits in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh. bearbeiteten Ritter- und Liebesgeschichte ist der 1522 in Herzog Ernsts Ton (§. 73, Anm. f.) umgedichtete Wilhelm von Orlens (§. 95.); vgl. Gervinus, 2, S. 108, Note 139. — g) So

oder niederländischer[h]). Nach und nach wurden sie seltener und von prosaischen verdrängt. Im sechzehnten Jahrhundert verschwand diese Dichtart unter den Protestanten natürlich ganz, oder gieng in die moralische und komische Erzählung über[i]). — Unter den spätern hochdeutschen Legenden in Reimen ist die bekannteste das Leben der heil. Elisabeth von Johannes Rothe[k]), aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, deren poetischer Werth aber, wie der aller übrigen, nur sehr gering ist.

§. 147.

2. Fortdauernde und neu aufkommende epische Dichtarten: — a) Reingeschichtliche Dichtungen, denen ähnlich, die gegen Ende der vorigen Periode

---

wurde z. B. das verschiedentlich überarbeitete und, wie die außerordentlich zahlreichen Handschriften beweisen, viel gelesene Marienleben Bruder Philipps aus dem 13ten Jahrh., wovon Docen, Misc. 2, S. 70 ff. einen Auszug gegeben hat, in diesem Zeitraum auch ins Niederdeutsche übertragen; s. die weitern Nachweisungen in v. d. Hagens Grundr. S. 256 ff. — h) Dahin gehören die Reisen des heil. Brandanus, die nebst andern nach niederländischen Werken bearbeiteten Erzählungen bei Bruns, Romantische und andere Gedichte in altplattd. Sprache, Berlin 1798. 8. abgedruckt sind. Sie dürfen vielleicht noch in das 14te Jahrh. gesetzt werden (J. Grimm, d. Gramm. 2. A. 1, S. 452) und sind die verkürzte Uebertragung einer gleichnamigen niederländischen Dichtung (vgl. Willems, Reinaert de vos, S. XVIII f.). Ueber die Geschichte und weite Verbreitung dieser Legende, die durch ihren Inhalt mit der Vision des Tundalus (§. 90.) verwandt ist, s. La légende latine de S. Brandaines, avec une traduction inédite en prose et en poésie romanes, publiée par *Achille Jubinal*, Paris 1836. 8. — Ueber andere Legenden in niederdeutscher Sprache vgl. Kinderling, Geschichte d. niedersächs. Spr. S. 299 ff. und Gervinus, 2, S. 112; 272 f. (1, A. S. 114; 266 f.). — i) Wie namentlich bei Hans Sachs, dessen schwankartige Legenden allerliebst sind. — k) Gedruckt in Menkens Scriptt. Rer. Germ. II; der dort fehlende, in akrostichischen Strophen abgefaßte Prolog in Bragur, 6, 2, S. 140 ff.; vgl. v. d. Hagen, a. a. O.

schon häufig vorkamen [1]), wurden auch in dieser, noch außer den eigentlichen Volksliedern von historischem Inhalt, fortwährend abgefaßt. Die poetischen Weltgeschichten hörten zwar auf, und die gereimten Landes- und Ortschroniken machten gleichfalls allmählig der prosaischen Geschichtschreibung Platz [2]); aber einzelne in diesen Jahrhunderten auftretende Personen, die irgend eine Rolle spielten, so wie öffentliche Begebenheiten der verschiedensten Art, als Kriegszüge, Fehden, Belagerungen, Bürgertumulte, Festlichkeiten u. a., gaben bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts bald zu größern, bald zu kleinern Reimwerken Helden nnd Gegenstände her [3]). Um das Poetische oder Unpoetische der Stoffe kümmerte man sich dabei wenig [4]), und in der Regel war auch die Behandlung so beschaffen, daß außer dem Reim nur etwa der Silbenfall einen Unterschied von der prosaischen Darstellungsweise bemerkbar machte. Von einzelnen Dichtern, die sich mit dergleichen Stof-

---

S. 299 ff. Eine viel ältere, noch vor Ablauf des 13ten Jahrh. fallende poetische Legende von dieser Heiligen gibt Graff im Auszuge, Diut. 1, S. 344—489.

1) S. §. 97 — 2) Mehrere hoch- und niederdeutsche nach der Mitte des 14ten Jahrh. fallende führt Mone auf, Quellen und Forschungen, 1, S. 215 ff. Noch 1599 schrieb Jacob Ayrer eine Bamberger Chronik in elenden Reimen, die Jos. Heller herausgegeben hat, Bamberg 1838. 8. — 3) Vieles der Art ist noch ungedruckt oder zerstreut in den verschiedenartigsten Büchern. Eine Anzahl kleinerer Stücke ist zusammengetragen, aber in sehr unkritischen Texten, von O. L. B. Wolff in seiner Sammlung histor. Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Stuttg. u. Tübing. 1830. 8. Auch biblische und andere Geschichten aus dem Alterthum wurden in Reime gebracht und vorzüglich zu erbaulichen und moralischen Erzählungen verarbeitet, wie namentlich von Hans Sachs; vgl. §. 149. — 4) So brachte z. B. ein gewisser Thomas Prischuch aus Augsburg i. J. 1418 die Geschichte der Costnitzer Kirchenversammlung in Reime (des Concils Grundveste), die er dem Kaiser Siegismund widmete; vgl. F. Adelung, fortges. Nachr. S. 199 ff.

sen befaßt haben, verdienen hier eine besondere Erwähnung: aus dem vierzehnten Jahrhundert Peter Suchenwirt, der uns Ehrenreden auf verschiedene Edle seiner Zeit, so wie andere, gleichzeitige Ereignisse besprechende Gedichte hinterlassen hat[5]); aus dem funfzehnten Hans Rosenblüt, der u. a. den von den Nürnbergern über die sie bekriegenden Fürsten bei Hempach (1450) erfochtenen Sieg zu verherrlichen trachtete[6]), und nicht sowohl wegen des poetischen Verdienstes

---

5) Suchenwirt, ein Fahrender (s. §. 141, Anm. d.), den als den besten Wappendichter, mit wörtlicher Wiederholung eines bei ihm selbst vorfindlichen Ausspruchs (22, 45 ff.), einer seiner Zeitgenossen rühmt (s. F. Adelung, a. a. O. S. 216 u. Gervinus, 2, S. 188, Note 244), dichtete nach der Mitte des 14ten Jahrh. und lebte vielleicht bis über dessen Ende hinaus, meistens in Wien. Von seinen hierher fallenden Gedichten sind die meisten in kurzen Reimpaaren und nur wenige in ganz einfachen Strophen abgefaßt: jene hat er gewiß immer nur gesagt, diese vielleicht gesungen. Die eigentlichen Ehrenreden, die vorzüglich Fürsten und Edle aus Oesterreich und den Nachbarlanden feiern, theils bei ihren Lebzeiten, theils nach ihrem Tode, sind fast alle in einer sehr bestimmten, sich in den Hauptzügen wiederholenden Manier abgefaßt. Die meiste Lebendigkeit, Frische und Freiheit von dieser Manier findet sich noch in dem Gedichte von Herzog Albrechts Ritterschaft. Ausgabe von Al. Primisser: Peter Suchenwirts Werke aus dem 14ten Jahrh. Mit Einleit. histor. Bemerkungen und einem Wörterb. Wien 1827. 8. Auch die nicht darin aufgenommene Ehrenrede auf einen verstorbenen Grafen Wernher von Honberg in v. Laßbergs Lieders. 2, S. 321 ff., die v. d. Hagen, MS. 4, S. 92 ff., wo sie auch abgedruckt ist, ohne Grund in die erste Hälfte des 14ten Jahrh. setzt, glaube ich mit Zuversicht Suchenwirt zusprechen zu dürfen: Grafen von Honberg sind bis 1360 nachweisbar (Wackernagel, Basel. Handschr. S. 5, Note). Vgl. auch §. 165, die Anmerk. zu Suchenwirt. — 6) H. Rosenblüt, genannt der Schnepperer (oder Schwätzer, vgl. Schmellers baier. Wörterb. 3, S. 493 und Gervinus, 2, S. 202, Note 265), lebte meist zu Nürnberg, suchte aber auch als Wappendichter die Höfe auf (vgl. §. 141, Anm. d.). Er dichtete schon 1431 und noch 1460, und zwar in mehrern Gattungen. Unter seinen Zeitgenossen ist er einer der merkwürdigsten. Vgl. über ihn Canzlers und Meißners Quartalschrift für ältere Litteratur und neuere Lectüre, Jahrg. 1. St. 1.

seiner historischen Reimereien, als ihrer Zahl, ihres Umfangs und zum Theil auch ihres thatsächlichen Inhalts halber, Michael Beheim [7]); aus dem sechzehnten Johann Fischart [8]),

---

S. 51 ff. (wo auch Jahrg. 3, St. 4. S. 27 ff. sein Gedicht auf den Sieg bei Hempach, über dessen metrische Form man §. 139, Anm. e. vergleiche, nach dem ersten Abdruck in J. P. Reinhards Beiträgen zu der Historie Frankenlands 2c. Baireuth 1760. Th. 1, S. 227 ff. wiederholt ist, desgl. bei Wolff, a. a. O. S. 48 ff.) und Gervinus, 2, S. 202—210, wo noch anderer, nur handschriftlich existierender Gedichte von ihm Erwähnung geschieht, die sich auf historische Personen und Begebenheiten beziehen. — 7) Vgl. §. 141, Anm. c. Außer dem schon öfter erwähnten Buch von den Wienern (herausgegeben durch v. Karajan, Wien 1843. 8.), welches die von M. Beheim als Augenzeugen dargestellte Geschichte des Aufruhrs der Wiener unter Friedrich III., der Belagerung des Kaisers in seiner Hofburg und der nächstfolgenden Ereignisse in Oesterreich enthält (1462—1465) und theils während dieser Nothzeit, theils bald nachher abgefaßt ist, hat man von ihm auch, jedoch nur handschriftlich, ein großes Gedicht über das Leben und die Thaten des Kurfürsten Friedrichs I. von der Pfalz (des sogenannten bösen Fritz), das er 1469 anfieng und mit dem Caplan Matthias von Kemnat gemeinschaftlich ausführte (Koch, Compend. 2, S. 308, v. Karajan, a. a. O. S. LXVIII ff.). Auch dieses Werk ist, wie das andere (s. §. 144, Note), strophisch abgefaßt; eben so die kleinern, in die Sammlung für altd. Litt. S. 37 ff.; 54 ff. eingerückten Stücke, worin Beheim seine Herkunft und Lebensgeschichte, so wie eine Reise über See erzählt, und wahrscheinlich auch die ungedruckten historischen Gedichte auf die Türkenangelegenheiten, über die ungarischen Erbschaftsgeschichten zur Zeit Kaiser Friedrichs III. 2c., deren Gervinus, 2, S. 213 f. gedenkt. — 8) Er war entweder zu Mainz oder zu Straßburg geboren in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh. und lebte als Dr. der Rechte um 1586 in der Nähe von Saarbrück: ein Mann von der wärmsten vaterländischen Gesinnung, kaum minder vertraut mit dem heimischen Alterthum, als mit dem classischen, und von einer staunenswürdigen Kenntniß aller Aeußerungen des deutschen Lebens zu seiner Zeit. Gestorben ist er wahrscheinlich im Winter 1589. Vor und in seinen zahlreichen Schriften und Schriftchen, deren über funfzig ihm noch mit Sicherheit beigelegt werden können, gibt er sich die verschiedensten Namen: Menzer, Reznem, Elloposcleros 2c. oder versteckt und zeigt zugleich in andern Weisen seine Verfasserschaft. Das glückhafte Schiff, worin er sich Ulrich Mansehr von

dessen glückhaftes Schiff (1576) bei aller seiner didactischen Tendenz sehr vortheilhaft unter den übrigen hierher fallenden Stücken dieses Jahrhunderts hervorragt. — Bei der herrschenden Neigung zum Sinnbildlichen und zur Allegorie, die sich in alle poetischen Gattungen eindrängte, darf es nicht Wunder nehmen, daß man auch sehr häufig b) Allegorische Geschichten und Erzählungen dichtete, die gewöhnlich in das Gebiet der didactischen und beschreibenden Poesie stark hinüberspielten. Dahin gehören zunächst viele von den kleinern Gedichten in Erzählungsform, die man unter die allgemeine Bezeichnung von Reden mit einbegriff, und in denen Gegenstände sehr verschiedener Art behandelt sind, mit besonderer Vorliebe aber die Minne[9]). Bereits in der vorigen Periode, zumal nach der Blüthezeit der höfischen Poesie,

---

Kreubach nennt, hat die Wasserfahrt zum Gegenstande, welche eine Anzahl Züricher Schützen im Laufe eines Tages (20. Juni 1576) von ihrer Vaterstadt bis Straßburg, wo ein großes Armbrustschießen statt fand, ausführte, ein Ereigniß, das zu jener Zeit großes Aufsehen machte und das der Nachwelt im Gedächtniß zu erhalten, auf verschiedene Weise Sorge getragen ward (vgl. über die Reise des Züricher Breitopfs 2c. [von Ring], Baireuth 1787. 8.). Von dem Gedichte sind zwei alte, aber sehr selten gewordene Drucke o. O. u. J. vorhanden. Nach einem derselben, dem gleichzeitigen Nachdruck des andern, herausgeg. von K. Halling, Tübingen 1828. 8.; darin auch, außer dem schon §. 141, Anm. e. angezogenen Aufsatze Uhlands und ein Paar kleinern poetischen Stücken Fischarts, eine Einleitung über dessen Lebensumstände, Character, Talent und Schriften, womit zu vgl. Flögel, Gesch. der kom. Litt. 3, S. 327 ff., Gesch. d. Burlesken, S. 234 f., Jördens, 1, S. 518 ff.; 6, S. 93 ff. (die aber beide mit noch mehr Vorsicht zu benutzen sind, als Halling), v. Meusebach, der schon seit vielen Jahren eine Ausgabe der von ihm gesammelten Werke Fischarts vorbereitet, in der Hall. Litt. Zeit. 1829. Nr. 55 f. und Gervinus, 3, S. 121 ff. (1. A. S. 117 ff.). Aus Hallings Ausg. hat das glückhafte Schiff, mit Auslassung eines kleinen Stücks, Wackernagel in sein Leseb. 2, Sp. 139 ff. aufgenommen. — 9) Sie sind näher characterisiert und mehrere davon aufgeführt bei Gervinus, 2, S. 224 ff. (1. A. S. 219 ff.).

waren dergleichen Minne-Allegorien nicht ungewöhnlich[10]). Aus dem Anfang dieses Zeitraums gehören unter den Stücken gleichen oder verwandten Inhalts, deren Verfasser wir kennen[11]), zu den bessern einige Gedichte Peter Suchenwirts, und aus dem sechzehnten Jahrhundert viele von Hans Sachs[12]). Eins der bekanntesten größern Werke

---

10) Wie der Minne Lehre, nach v. Laßberg gedichtet durch Johann (klein Heinzelin) von Konstanz, aus dem Schlusse des 13ten Jahrh. (vgl. Hoffmann, Verzeichn. d. Wien. Handschr. S. 255, und Benecke zu Iwein, 2. A. S. 282, 1621); abgedruckt in Müllers Samml. 1. (unter dem Titel: der Gott Amur) und in F. Pfeiffers Ausg. der Weingartener Liederhandschr. — 11) Von unbekannten Verfassern steht manches der Art in v. Laßbergs Liedersaal und in der zweiten (gedruckten) Abtheilung des Liederbuchs der Clara Hätzlerin. — 12) Geb. 1494 zu Nürnberg, wo er sich auch nach vollbrachter Wanderschaft als Schuhmacher niederließ und 1576 starb. Wie der größte deutsche Dichter dieser ganzen Periode, so einer der fruchtbarsten überhaupt. (Er selbst gibt in seiner kurzen poetischen bis zum Jahre 1567 reichenden Lebensgeschichte die Anzahl seiner größern und kleinern Gedichte, mit Einschluß von 4275 Meistergesängen, auf 6048 an.) Bei einer erstaunenswürdigen Belesenheit hat er sich fast in allen damals von den Deutschen geübten Dichtungsarten versucht und durch viele seiner kleinern Stücke, die gleich auf fliegende Blätter gedruckt und unter dem Volke verbreitet wurden, viel zum Gelingen des großen Reformationswerkes mitgewirkt. (Luthern feierte er besonders in dem allegorischen Gedicht die wittenbergische Nachtigall, v. J. 1523. Buch II, Th. 1, S. 84 ff. der Ausg. v. 1560. bei Göz, 4, S. 33 ff.) Bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehn stehend und noch von der Nachwelt bis gegen die Mitte des 17ten Jahrh. geehrt, wurde er von da an ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung, bis Göthe durch sein Gedicht, Hans Sachsens poetische Sendung, und Wieland durch sein Nachwort dazu (D. Merkur, 1776. April) wieder seine Verdienste öffentlich anerkannten. Welchen Einfluß der erstere von ihm erfahren, hat er selbst im letzten Theil von Dichtung und Wahrheit erzählt. Eine Lebensbeschreibung H. Sachsens von Ranisch erschien Altenburg 1765. 8. Docen gab 1803 ein Andenken an H. Sachs auf einigen Blättern heraus. Das Gründlichste und Beste, was über ihn gesagt ist, findet sich bei Gervinus, 2, S. 458 ff. Was er von seinen Werken der Aufbewahrung werth fand, mit Ausschluß aller Meistergesänge und anderer

dieser Art, das zum Theil eine sagenhafte Grundlage hat, ist die Mohrin Hermanns von Sachsenheim[13]) (1453), worin der poetische Gehalt sich aber in der breiten, oft höchst trockenen Darstellung sehr verliert. Auch wirkliche Begebenheiten kleidete man in das Gewand der Allegorie. So wurde eine Reihe von Abenteuern aus dem Leben Kaiser Maximilians I., angeknüpft an seine Brautwerbung um Maria von Burgund, in einen poetischen, zu seiner Zeit berühmt gewordenen und lange bewunderten Roman gebracht, der unter dem Namen Theuerdank zuerst 1517 erschien, flach und

---

lyrischer Gedichte, wovon nur Einzelnes in älterer und neuerer Zeit gedruckt ist (die geistlichen Lieder und Psalmen nach alten Drucken bei K. E. P. Wackernagel, d. d. Kirchenl. Nr. 238—259), sammelte er und gab es heraus Nürnberg 1558—1561. 3 Bde. fol. Mit vielen neuen Stücken vermehrt ist die Ausgabe, die in 5 Foliobänden (die ersten beiden noch bei Lebzeiten des Dichters) Nürnberg 1570—1579 erschien. Am vollständigsten ist aber die zwischen 1612—1616 in 5 Quartanten zu Kempten gedruckte Ausgabe. In neuerer Zeit wollte Bertuch eine veranstalten; es kam jedoch nur zu Proben aus H. S. Werken, Weimar 1778. 4. Eine Auswahl seiner poetischen Werke besorgte Häßlein, Nürnberg 1781. 8. Becker ließ eine Anzahl von Gedichten in der Weise drucken, wie sie ursprünglich auf fliegenden Blättern einzeln erschienen waren, mit den Holzschnitten nach den Originalplatten, unter dem Titel: H. Sachs im Gewande seiner Zeit. Gotha 1821. gr. fol. Von Büschings Bearbeitung einer ganzen Reihe seiner Werke sind 3 Octavbände, Nürnberg 1816—1824, herausgekommen. Zujüngst: H. Sachs. Eine Auswahl für Freunde der ältern vaterländischen Dichtkunst, von J. A. Göz, Nürnberg 1829 u. 30. 4 Bde. 12. — 13) Der Dichter, der sein Werk einem baierischen Fürstenpaar gewidmet hat, verfaßte sowohl die Mohrin, wie ein zweites Gedicht zu Ehren der Jungfrau Maria, genannt der goldene Tempel (1455), in hohem Alter und starb 1458; vgl. altd. Mus. 1, S. 612 ff. und v. d. Hagens Grundr. S. 451 ff. Die Mohrin erschien zuerst Straßburg 1512. fol. und dann in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh. noch mehrmals; ein Auszug (nach der Ausg. von 1538) in Reichards Bibliothek der Romane, 7, S. 41 ff.; eine Probe bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 997 ff. (1. A. Sp. 767 ff.).

ärmlich in der Anlage, farblos und frostig in der Darstellung und voll der ermüdendsten Wiederholungen. Den ersten Entwurf dazu hatte der Kaiser selbst gemacht und ihn auch schon theilweise ausgeführt, dann aber zur Ueberarbeitung und Vollendung an Melchior Pfinzing übergeben, unter dessen Namen er gewöhnlich geht [14].

§. 148.

c) Das Thierepos war in der vorigen Periode zwar nicht ganz aus der poetischen Litteratur der Deutschen verschwunden, aber seit der im zwölften Jahrhundert unternommenen und im dreizehnten erneuten hochdeutschen Bearbeitung einer französischen Auffassung der Sage [a]) scheint bis zum Ende des funfzehnten kein ähnliches Werk im eigentlichen Deutschland zu Stande gekommen, vielmehr die Thiersage im Ganzen hier allmählig verhallt und nur hie und da in einzel-

14) Kaiser Maximilian I. geb. 1459, gest. 1519. Melchior Pfinzing, geb. zu Nürnberg 1481, wurde Geheimschreiber des Kaisers, seit 1513 Probst zu St. Sebald in seiner Vaterstadt, ohne sein altes Verhältniß ganz aufzugeben, dann kaiserlicher Rath und Pfründner an mehrern Stiftern, unter andern in Mainz, wohin er 1521 zog. Daselbst starb er auch 1535. Ueber des Kaisers und Pfinzings Antheil am Theuerdank, so wie über die Herausgabe dieses auch in der Geschichte der Buchdrucker- und Holzschneidekunst merkwürdigen Werkes und dessen ganze Litteratur vergl. außer dem neuesten Herausgeber einen Aufsatz von Heller in den Beiträgen zur Kunst- und Litt. Gesch. Hft. 1. 2. Nürnberg 1822. 8. S. LXXXVII ff. Die erste, höchst prachtvolle Ausgabe erschien Nürnberg 1517. fol. Ihr folgten bis 1537 noch mehrere. Burkard Waldis arbeitete das Gedicht, aber nicht zu dessen Vortheil um (erste Ausg. Frankfurt a. M. 1553. fol. und mehrmals aufgelegt); eine noch schlechtere Umarbeitung unternahm Matth. Schultes, Ulm 1679. fol. Ganz frei in Alexandrinern ist die handschriftl. existierende Bearbeitung J. A. Jormanns v. J. 1680. Nach dem 1517 gedruckten Text ist der Theuerdank neu herausgegeben und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von K. Haltaus, Quedlinburg und Leipzig 1836. 8.

a) S. §. 91.

nen damit in ursprünglichem Zusammenhang stehenden Fabeln und Abenteuern eine Erinnerung daran geblieben oder neu geweckt zu sein [b]). Unterdessen hatte sie in Flandern, wahrscheinlich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, ihre der Anlage wie Ausführung nach vollkommenste und kunstmäßigste Gestaltung in dem Reinaert [c]) erhalten, dessen Verfasser ungefähr hundert Jahr später in einem weniger begabten Landsmann einen Ueberarbeiter und Fortsetzer [d]) seines unvergleichlichen Werkes fand [e]); und diese erneute und weitergeführte flandrische Dichtung [f]) war es nun, die in fast wörtlicher

---

b) J. Grimm, Reinh. F. S. CCVIII ff. — c) Nicht, wie früher angenommen wurde, nach einem französischen Vorbilde gedichtet, sondern, wie Willems (Reinaert de vos, S. XXXIX ff.) gezeigt hat, ein ursprünglich flaemisches Werk, das wahrscheinlich schon der Verfasser der ältesten Branche des Roman du Renart (herausgeg. von *Méon*, Paris 1826. 4 Bde. 8.) vor sich gehabt und benutzt hat. — d) Er schöpfte seine Zusätze aus welschen Büchern und aus den Fabulae extravagantes und befolgte in dem zugedichteten Theil ganz den Gang des ersten; vgl. Willems, a. a. O. S. XXVIII u. XXXI. — e) Zu Anfange des Reinaerts steht der Name Willem, unter welchem J. Grimm den ersten Dichter versteht; Willems dagegen sieht in ihm den Namen des Ueberarbeiters und Fortsetzers und vermuthet diesen in einem auch sonst bekannten Willem Utenhove. Auch in den Zeitbestimmungen für diese Dichter weichen beide Gelehrte von einander ab: nach Willems wäre der erste Theil des Reinaerts bereits 1170, die Ueberarbeitung und Fortsetzung in der Mitte des 13ten Jahrh. entstanden; Grimm hatte sich nicht getraut, jenen Theil höher hinaufzurücken, als bis 1250, und damit auch den andern um etwa hundert Jahre später angesetzt; vgl. J. Grimm, Reinh. F. S. CXLIX ff., Willems, a. a. O. S. XVI; XXVI—XXXIX. Auch in den Götting. gel. Anz. 1837. Nr. 88. sah sich Grimm noch nicht veranlaßt, Willems in diesen Punkten schlechthin beizustimmen. Mit den Einwürfen, die dem letztern dort gemacht sind, vgl. Mone's Anz. 1836. Sp. 483 und Geyders Reinh. Fuchs, S. X ff. — f) Der erste, bis auf die Eingangsverse (?) unumgearbeitete Theil ist aus der Comburger Handschr. zuerst herausgeg. von Gräter in Odina und Teutona, Breslau 1812. 1, S. 276 ff.; besser und mit einem Fragment der Fortsetzung von J. Grimm in

Uebersetzung [g]) nach Niederdeutschland herübergebracht, hier und dann durch verschiedene Uebertragungen und Bearbeitungen auch anderwärts dem Thierepos eine Aufnahme und Verbreitung verschaffte, wie keiner seiner frühern Gestaltungen in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden zu Theil geworden war. Der Urheber dieses zuerst 1498 bekannt gewordenen niederdeutschen Reineke Vos [h]) läßt sich mit Sicherheit nicht angeben: nach einer ziemlich alten, nicht ganz unglaubwürdigen Ueberlieferung soll er Nicolaus Baumann geheißen haben [i]). Seine Arbeit, im Ganzen mit

---

Reinh. F. S. 115 ff. Auch Willems (Reinaert de vos. Gent 1836. 8.) hat für diesen Theil den grimmischen Text beibehalten und die Abweichungen und Erweiterungen darunter gesetzt, welche die in der sogenannten holländischen Handschr. aufbewahrte jüngere Ueberarbeitung darbietet, woraus denn auch, mit Benutzung des schon früher gedruckten Fragments, die Fortsetzung als zweiter Theil vollständig geliefert ist. Eine Uebersetzung ins Hochdeutsche ist von A. F. H. Geyder erschienen (mit Anmerkungen), Breslau 1844. 8. — g) Vgl. Willems, a. a. O. S. L f. — h) Früher, als in den letzten Jahrzehnten des 15ten Jahrh. kann er nicht entstanden sein; Hoffmann, in d. Einleit. zu seiner Ausg. S. V. vermuthet zwischen 1470—1490. Die erste Ausgabe erschien zu Lübeck 1498; die zweite zu Rostock 1517, der im Laufe des 16ten und 17ten Jahrh. noch sehr viele, aber immer schlechter werdende folgten (vgl. J. Grimm, a. a. O. S. CLXXVII ff.). Den Druck von 1498 ließ Hakemann vollständig wieder auflegen, Wolfenbüttel 1711. 4. Darnach der Text in Gottscheds Ausg. Leipzig 1752. 4. (mit einer Abhandlung von dem Urheber, wahren Alter und großen Werthe des Gedichts, nebst prosaischer Uebersetzung und Auslegung), und etwas verändert in der von Bredow, Eutin 1798. 8. besorgten. Weniger Werth haben die Ausgaben von Scheller, Braunschweig 1825. 8. und Scheltema, Haarlem 1826. Am besten die von Hoffmann: Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausg. von 1498. Mit Einleit., Glossar und Anmerkungen. Breslau 1834. 8. Ueber den Werth des niederdeutschen Werkes in Vergleich mit dem flandrischen Original vgl. J. Grimm, a. a. O. S. CLXVI, Hoffmann, Einleit. seiner Ausg. und Gervinus, 2, S. 409 ff. (1. A. S. 402 ff.: die beiden letztern stellen es höher als Grimm; Hoffmann kannte aber noch nicht die Ausgabe von Willems). — i) Jedenfalls scheint er ein Niedersachse an

vielem Geschick ausgeführt, mußte, bei der öffentlichen Stimmung in Deutschland zur Zeit ihres Erscheinens, hier um so größern Beifall finden [k]), je mehr sie, besonders in ihrer zweiten, ursprünglich jenem niederländischen Ueberarbeiter und Fortsetzer angehörigen und dichterisch bei weitem schwächern Hälfte, sich als Satire auf das Thun und Treiben der Gewalthaber und ihrer Vasallen und Räthe, so wie auf das sittenlose und ränkevolle Leben der höhern Geistlichkeit darstellte. Seitdem ist diese Dichtung nie in Vergessenheit gerathen und mehr, als jede andere aus dem Mittelalter, der neuern und neuesten Zeit verständlich und zusagend geblieben [l]). — In

---

der untern Elbe nach der Ostsee zu gewesen zu sein, der aber auch im rheinischen Westphalen gelebt haben muß. Dieß würde mit der Nachricht, die Rollenhagen in der Vorrede zum Froschmäuseler von der Autorschaft Nic. Baumanns gibt, sehr gut stimmen. Nichts desto weniger bezweifelt diese Hoffmann. Was sich zu ihren Gunsten sagen läßt, so wie das Mittel, die Verwirrung einigermaßen zu lösen, welche durch die in der prosaischen Vorrede des Reineke enthaltene Erwähnung eines Heinrichs von Alkmar (eines Holländers!), als des Uebersetzers, hervorgebracht wird, findet man bei J. Grimm, a. a. O. S. CLXXIII ff.; vgl. Willems, a. a. O. S. LI. Die seitdem von Lisch (im Anhange zur Gesch. d. Buchdruckerkunst in Mecklenburg bis zum J. 1540, Schwerin 1840. 8.) neu aufgenommene Untersuchung sichert zwar N. Baumanns Aufenthalt am Mecklenburger Hofe zwischen 1507 und 1526 und seinen im letzten Jahre zu Rostock erfolgten Tod; aber über seinen Antheil am Reineke hat auch dießmal kein befriedigendes Ergebniß erlangt werden können. — k) Davon zeugen schon die zahlreichen Ausgaben. Auch eine hochdeutsche schlecht gerathene Uebersetzung des Reineke erschien bereits im 16ten Jahrh. von Mich. Beuther, gedruckt als zweiter Theil des Buches Schimpf und Ernst, Frankfurt a. M. 1544, und oft aufgelegt. Ueber eine andere hochdeutsche Bearbeitung aus dem 17ten Jahrh., woraus die verschiedentlich als Volksbuch gangbare Prosa hervorgegangen ist, so wie über lateinische, dänische, schwedische Uebersetzungen des Gedichts vergl. J. Grimm, a. a. O. S. CLXXIX f. — l) Bekannt sind die neudeutschen Bearbeitungen von Göthe und Soltau, jene in Hexametern (zuerst 1794 gedruckt), diese in der Versart des Originals, d. h. in kurzen Reim-

einer gewissen Verwandtschaft damit steht durch den Gegenstand, aber tief unter ihr in Rücksicht des poetischen Gehalts und der Darstellung der um etwa hundert Jahre jüngere Froschmäuseler von Georg Rollenhagen [m]), ein Gedicht, das zum Theil wirklich dem Reineke, wiewohl zunächst der Batrachomyomachie nachgebildet ist [n]), dabei aber auch noch in Anlage und Ausführung vieles enthält, das als eigenthümliche Erfindung des Dichters angesehen werden darf. Vorzüglich und absichtlich auf Belehrung ausgehend, braucht es die Thierfabel nur als Rahmen, um darin die verschiedenartigsten Dinge einzufassen, und gehört insofern fast noch mehr der didactischen, als der epischen Gattung an.

---

paaren (zuerst Berlin 1803. 8.). — m) Geb. 1542 zu Bernau in der Mark, gest. als Rector zu Magdeburg 1609; vgl. Bragur, 3, S. 427 ff. Der Froschmäuseler ist zuerst gedruckt Magdeburg 1595. 8., zuletzt Frankfurt u. Leipzig 1730. 8.; eine ziemlich ausführliche Inhaltsanzeige bei Jördens, 4, S. 378 ff.; im Auszuge bearbeitet von K. Lappe, Stralsund 1816. 8. — n) In der Vorrede zu seinem Gedicht, in der er sich auch über die Vortrefflichkeit des Reineke Vos ausläßt, berichtet Rollenhagen, wie er zuerst auf der Universität Wittenberg durch die Vorlesungen des Professors Veit Ortel von Winsheim über die Batrachomyomachie zu einer Uebertragung derselben ins Deutsche und dann durch den Rath seines Lehrers zu der weitern, mehr auf didactische Zwecke gerichteten Ausführung seiner Arbeit veranlaßt worden sei. — Nach Gervinus, 3, S. 125 (1. A. S. 120 f.) hätte Rollenhagen sich zum unmittelbaren Muster für die Behandlung seines Gegenstandes Fischarts Flohhatz genommen. Ich kann darüber nicht urtheilen, da ich dieses Gedichts noch nicht habhaft geworden bin, das Gervinus von Seiten der Form Allem, was Fischart gemacht hat, vorziehen möchte; aber fragen will ich, ob sich vor das J. 1570, wo der Froschmäuseler, wenn ich eine Stelle der Vorrede recht verstehe, der Hauptsache nach doch schon fertig gewesen zu sein scheint, die Ausgaben des Flohhatzes zurückverfolgen lassen? vgl. v. Meusebach in der Hall. Litt. Zeit. 1829. Nr. 56. Sp. 442.

§. 149.

d) Für keine der in früherer Zeit aufgekommenen und ausgebildeten epischen Dichtarten verringerte sich die Vorliebe bis gegen den Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts weniger, und keine wurde auch mit besserm Erfolge geübt, als die kleine poetische Erzählung. An Stoffen dazu fehlte es weniger als je: zu den alten, von denen noch immer viele wiederholt benutzt wurden, war eine Menge neuer hinzugekommen [1]). Da die ganze Masse derselben sehr verschieden-

---

1) Dahin gehören, außer dem, was griechische und römische Autoren in Uebersetzungen reichlich darboten (worüber besonders Gervinus, 2, S. 158 ff. u. 472 nachzulesen ist), und den §. 87, Anm. d. angeführten Sammelwerken, das verdeutschte Decameron des Boccaz (der älteste Druck o. O. u. J. ist bald nach 1471 erschienen; darauf eine ganze Reihe von Ausgaben im 15ten u. 16ten Jahrh., vgl. Ebert, bibliogr. Lexic. Nr. 2551 ff.), andere aus dem Lateinischen, Italienischen und Französischen übersetzte Prosa-Novellen und Romane, wovon unten mehr, und die sogenannten Gesta Romanorum, eine in lateinischer Sprache abgefaßte Sammlung von kleinen Historien, Novellen, Anecdoten, Beispielen rc. mit (sicher nicht ursprünglich dazu gehörigen) moralischen und mystischen Auslegungen, worin auch die Erzählungen von den sieben weisen Meistern aufgenommen sind. Sowohl die lateinischen Texte, wie die deutschen, englischen rc. Uebertragungen bezeugen mehrere, in der Zahl der Geschichten und in den aufgenommenen Erzählungen selbst von einander abweichende Redactionen der Sammlung. Die gangbarste lateinische, die sich in einzelnen Geschichten wieder auf ein älteres gleichnamiges Werk bezieht, hat man, besonders auf die Autorität von Warton (the history of english poetry, neue Ausg. London 1824. 4 Bde. 8. 1, S. CCLVIII ff.), dem Benedictiner Petrus Berchorius oder Pierre Bercheur (starb 1362) zugeschrieben und ihre Entstehung um 1340 gesetzt. Dieser kann jedoch zufolge der Nachricht, auf die sich Warton hauptsächlich stützt, höchstens für den Urheber der Moralisationen oder Auslegungen gelten. In neuester Zeit ist von verschiedenen Seiten auf den Chronisten Helinandus (gest. 1227) als den Verfasser oder Compilator der Gesten gerathen worden (vergl. Droncke in Mone's Anz. 1836. Sp. 454 und Gräße hinter seiner Uebersetzung, 2, S. 294 ff.). Hoffentlich wird A. Keller im versprochenen zweiten Theil seiner Ausgabe des latein. Textes über die Geschichte

artig war, so giengen daraus auch Gedichte von dem mannigfaltigsten Character hervor. Im Ganzen jedoch blieben die Unterarten, die schon das dreizehnte Jahrhundert gekannt und geliebt hatte [2]), die vorherrschenden; nur war es bei den ernstern jetzt noch viel entschiedener auf Belehrung und Nutzanwendung abgesehen, und diese, wenigstens als Schluß angehängt, liebte man selbst an heitern und komischen Erzählungen oder Schwänken. — Von novellenartigen Geschichten verdienen hier aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert besondere Erwähnung der Ritter von Staufenberg [3]) und zwei poetische Bearbeitungen des Buches von

---

dieser merkwürdigen Sammlung genügende Auskunft geben. Unterdeß verweise ich in dieser Beziehung auf Warton, a. a. O. 1, S. CLXXVII ff.; Ebert, a. a. O. Nr. 8445; Gräße, a. a. O. 2, S. 285 ff. und Gervinus, 2, S. 166 ff. Bei Ebert und Gräße findet man auch die ältern Ausgaben des lateinischen Textes und der Uebersetzungen aufgeführt. Die älteste lateinische (o. O. u. J.) ist zu Cöln 1472 in fol., die älteste deutsche zu Augsburg 1489 in fol. erschienen. Zwölf Erzählungen, doch ohne die Auslegungen, sind aus einer wohl noch dem 14ten Jahrh. angehörenden deutschen Handschr. der Gesten gedruckt hinter den Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger (s. §. 120, Anm. g). In neuester Zeit sind herausgegeben von A. Keller Gesta Romanorum, 1 Bd. (enthält den latein. Text), Stuttg. u. Tübing. 1842. 8. und Gesta Romanorum, das ist der Roemer Tât (eine deutsche Bearbeitung nach einer München. Handschr.), Quedlinb. u. Leipz. 1841. 8. Eine neudeutsche Uebersetzung des latein. Textes, aber ohne die Moralisationen, mit zwei Anhängen (wovon der erste die in der latein. Redaction nicht enthaltenen, aber entweder in der altd. gedr. Bearbeitung, oder in einer grimmischen Handschr. befindlichen Geschichten, der andere die von dem lateinischen abweichenden Erzählungen der englischen Redaction übersetzt gibt), erklärenden Anmerkungen und einer Abhandlung über den wahren Verfasser, den Zweck und die Ausgaben der Gesta Roman. hat Gräße, Dresden u. Leipzig 1842. 2 Bde. 8. geliefert. — 2) S. §. 98. — 3) Frühestens aus dem Schluß des 14ten Jahrh. (Götting. gel. Anz. 1824. Nr. 84. S. 836, Hoffmann, Fundgr. 1, S. 355) und von einem sonst unbekannten elsässischen Dichter (J. Grimm, Reinh. F. S. CXI). Herausgegeben mit einer Einleitung

den sieben weisen Meistern, deren eine, Diocletians Leben, von Hans von Bühel[4]) (1412) herrührt[5]). Zu den besten Erzählungen und Schwänken gehören aus der Mitte dieses Zeitraums die von Hans Rosenblüt[6]); andere, weniger bekannte und auch wohl minder werthvolle, dichtete sein, wie es scheint, etwas jüngerer Zeitgenosse Hans Folz[7]). Ganze Reihen von Schwänken und Schalksstreichen

---

(worin aber hinsichtlich des Verf. sehr fehl gegriffen ist) und lithogr. Platten von Ch. M. Engelhardt, Straßburg 1823. 8.; über einen alten, wahrscheinlich um 1482 zu Straßburg erschienenen Druck vergl. die Einleit. S. 11 u. 65 ff. Später, im letzten Viertel des 16ten Jahrh., überarbeitete J. Fischart das alte Gedicht; diese Ueberarbeitung ist öfter gedruckt worden; vgl. Engelhardt, a. a. O. S. 12 f. und Hallings Ausg. d. glückhaften Schiffs, S. 59 ff.; 254 ff. — 4) Vgl. §. 146, Anm. d. — 5) Vgl. §. 87, Anm. d. Die Bearbeitung des Bühelers, nach einer deutschen, aus dem Lateinischen übersetzten Prosa gemacht, die wahrscheinlich noch in einer Heidelb. Handschr. vorhanden ist (vgl. Gervinus, 2, S. 172 und 482), hat nun herausgegeben A. Keller, Dyocletianus Leben rc. Quedlinb. u. Leipz. 1841. 8. Aus der andern, die unmittelbar aus dem Lateinischen in deutsche Reime gebracht ist, sind einzelne Stellen bei v. d. Hagen, Grundr. S. 303 ff. und eine ganze Erzählung bei A. Keller, Einleit. zum roman des sept sages, S. CIX ff. gedruckt. Daselbst S. CXXIV ff. und Diocletians Leben, S. 39 ff. ist auch nähere Auskunft über die alten Drucke der deutschen Prosa von den sieben weisen Meistern gegeben (die ältesten o. O. u. J. und Augsburg 1473). — 6) Die in einer Dresdener Handschr. befindlichen sind verzeichnet bei v. d. Hagen, a. a. O. S. 365 ff. Einige sind gedruckt, aber zum Theil in erneuerter Sprache, im deutsch. Mus. 1782. Octbr., in Canzlers u. Meißners Quartalschr. Jahrg. 1, St. 1, in Bragur, 5, S. 78 ff., in Wackernagels altd. Leseb. 1. A. Sp. 775 ff. (vgl. Sp. 864), in Hans Sachs von Göz, 3, S. 170 ff. und im Liederbuch der Hätzlerin, S. 290 ff.; über ältere Drucke vgl. v. d. Hagen, a. a. O. S. 367. — 7) Gebürtig aus Worms, lebte als Barbier und Meistersänger zu Nürnberg; nach Gervinus, 2, S. 382 gibt es von ihm schon Erzählungen aus dem J. 1447. Ich kenne von dem, was er in dieser Art gedichtet hat, nichts vollständig und muß mich bescheiden, auf das altd. Mus. 2, S. 317 ff. und v. d. Hagens Grundr. S. 368; 554 zu verweisen.

wurden, in ähnlicher Weise wie im Pfaffen Amis, in zwei Gedichten verarbeitet, dem Pfarrer vom Kalenberg von Philipp Frankfurter[8]), aus dem Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts, und dem Peter Leu von Achilles Jason Widmann[9]), aus dem sechzehnten. In allen Arten

---

8) Der Verfasser lebte zu Wien (Wackernagel, a. a. O. 1. A. Sp. 862). Daß die Helden dieser und der zunächst folgenden Geschichte, die auch der andere Kalenberger heißt, wirklich existiert haben, läßt sich eben so wenig verneinen, als geradezu bejahen. Am besten ist darüber in der Leipz. Litt. Zeit. 1812. S. 1292 ff. gesprochen. Ueber alte Drucke des Kalenbergers vgl. v. d. Hagen, a. a. O. S. 357 und dessen Narrenbuch, Berlin 1811. 8., worin sich auch eine Erneuerung des Gedichts befindet. Eine Stelle aus einem Frankfurter Drucke von 1550 bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 947 ff. (1. A. Sp. 733 ff.). — 9) Aus Hall (in Schwaben). Sein Werk gedruckt Nürnberg 1560 u. öfter (vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 360 ff.); eine Erneuerung im Narrenbuch. — In einer gewissen Verwandtschaft steht durch seinen Inhalt mit diesem und dem vorigen Gedichte Salomon und Markolf, in einer auch wohl erst dem Anfange des 15ten, frühestens der zweiten Hälfte des 14ten Jahrh. angehörenden Bearbeitung nach dem Lateinischen, die stark niederdeutsch gefärbt ist, abgedr. in den Gedichten des MA. 1; vgl. Docen in Schellings Zeitschr. S. 361 ff. und Narrenbuch, S. 498 ff. Von einer andern, durch Gregor Heiden (um 1450) verfaßten gibt Docen, altd. Mus. 2, S. 270 ff. Nachricht und Proben; vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 347 ff. und über diese Dichtung, den Kalenberger und den Peter Leu zusammen Gervinus, 2, S. 332 ff. (1. A. S. 328 ff.). Die „wunderbarlichen Gedichte und Historien" des Neidhart Fuchs, deren Gervinus an derselben Stelle gedenkt, sind eine Sammlung sogenannter „Neidharte", d. i. Schwänke, Schalkstreiche und Abenteuer mit Bauern, deren Held Neidhart ist, oder sein soll, in lyrischen Formen und mit Eingangs- und Schlußstrophen, die auch einen lyrischen Inhalt haben (vgl. §. 112, Anm. c. und besonders, was dort von Wackernagel und aus d. Blätt. für litterar. Unterhaltung angezogen ist). Ueber zwei alte Drucke, die diese Sammlung enthalten, s. v. d. Hagens MS. 4, S. 441; 902 b f. Der eine, Frankfurt 1566, ist bei den Stücken, die unter Neidharts-Namen bei v. d. Hagen, a. a. O. S. 185—313 stehen, theils neben Handschriften benutzt, theils allein zum Grunde gelegt.

der poetischen Erzählung versuchte sich Hans Sachs[10]) und hinterließ deren eine erstaunliche Menge. Viele sind freilich weiter nichts, als höchst trockene und langweilige Reimereien, das Verdienst vieler andern ist wenigstens nicht erheblich; gleichwohl bleibt die Zahl der guten und vortrefflichen noch groß genug. Im Allgemeinen treten die ernsthaften Stücke gegen die launigen, heitern und komischen sehr in Schatten; unter diesen gehören, wenn man von den Mängeln der Sprache und Versbildung absieht, nicht wenige zu dem Gelungensten, was die deutsche Poesie überhaupt in dieser Art aufzuweisen hat. Viel weniger bedeutend, doch immer noch besonderer Anführung würdig, sind die Schwänke von zwei andern Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts, von Burkard Waldis[11]) und Lazarus Sandrub[12]).

---

10) Seine Quellen waren besonders die Bibel, die Uebersetzungen der Classiker, die Gesta Romanorum, Boccaz und historische Bücher. Viele Schriftsteller, die er entweder aus ihren Werken, oder doch dem Namen nach kannte, und auf die er sich beruft, führt Ranisch auf S. 133 ff. — 11) Wahrscheinlich geboren zu Allendorf an der Werra. In seinen jüngern Jahren war er Mönch zu Riga, wo er in Folge der Reformation mehrere Jahre in schwerem Gefängniß schmachten mußte; später wurde er evangelischer Geistlicher und Pfarrer zu Abterode in Hessen, wo er noch 1554 lebte (vgl. Hoffmann, politische Ged. aus der deutsch. Vorzeit, S. 155 ff.). Er war ein viel gereister, welterfahrener und gelehrter Mann, der sich auch in andern poetischen Gattungen versucht hat, namentlich in Bearbeitung von Psalmen und in Fabeln (vgl. auch §. 147, Anm. 14). In die Sammlung dieser letztern sind auch die Erzählungen und Schwänke aufgenommen: sie erschien unter dem Titel „Esopus ganz neu gemacht" zuerst Frankf. a. M. 1548. 8. und enthält in vier Büchern 400 Fabeln und Erzählungen. Weitere litterar. Nachweisungen gibt Jördens, 5, S. 186 ff. Waldis zeichnet sich darin durch eine gebildete Sprache und ein glückliches Erzählungstalent vortheilhaft vor vielen seiner Zeitgenossen aus; vgl. Gervinus, 3, S. 51 ff. (1. A. S. 47 ff.). — 12) Er nennt sich einen Studiosen der Philosophie und Theologie, sonst ist von seinen Lebensumständen nichts weiter bekannt. Seine gereimten, aber von prosaischen Nutzanwendungen

§. 150.

e) Epische Volkslieder entstanden im Laufe dieser Jahrhunderte gewiß in unglaublicher Menge. Dieß darf schon, wenn man erwägt, wie leicht gerade dergleichen kleinere Gedichte verhallen und untergehen konnten, aus der verhältnißmäßig noch immer großen Zahl der uns erhaltenen, dann aber auch aus den Hinweisungen geschlossen werden, die sich in gleichzeitigen Schriften auf einst gangbar gewesene und später verschwundene vorfinden [a]). Unter allen erzählenden Dichtarten dieser Zeit wurzelte sicher keine mehr in dem eigentlichen Volksleben, als diese, und recht aus der Mitte des Volkes, aus den niedern Ständen, giengen auch die allermeisten dieser Lieder hervor, was sowohl im Allgemeinen der Ton und Character der auf uns gekommenen darthut, als noch im Besondern für eine eben nicht geringe Zahl durch die Namennennung oder wenigstens Standesbezeichnung ihrer Urheber [b]) bestätigt wird. In ihrem poetischen Werthe außerordentlich verschieden, sind von den seither bekannter gewordenen Stükken [c]) viele allerdings sehr roh und unbeholfen; nichts desto

---

begleiteten Schwänke sind gedr. Frankf. a. M. 1618. 8. Proben daraus in Bragur, 3, S. 343 ff. und bei Wackernagel, Leseb. 2, Sp. 237 f.

a) So sind schwerlich noch alle die wohl großentheils hierher fallenden Gäuchlieder vorhanden, die Fischart kannte und in seiner Geschichtklitterung Cap. 1. und sonst anführt. — b) Sie findet sich gemeiniglich in der Schlußstrophe; vgl. v. Soltau's Einleit. zu seiner in der folgenden Anmerkung näher bezeichneten Sammlung histor. Lieder, S. LXVI ff. — c) Als im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, vornehmlich seit dem Bekanntwerden der i. J. 1765 von dem englischen Bischof Thom. Percy herausgegebenen Reliques of ancient English poetry und des Macphersonschen Ossian, in Deutschland das Interesse für den Volksgesang erwachte, und namentlich Herder zuerst auf dessen hohen Werth in seinen Blättern von deutscher Art und Kunst (1773) aufmerksam machte, fieng man an, die deutschen Volks-

weniger bietet des Guten und Vortrefflichen wegen, was noch immer übrig bleibt, das epische Volkslied mit die erfreulichste

lieder, epische wie lyrische, die sich aus der Vorzeit theils handschriftlich oder gedruckt in alten Liederbüchern, auf fliegenden Blättern, in Geschichtswerken und andern Schriften, theils in bloß mündlicher Fortpflanzung erhalten hatten, entweder in Zeitschriften, oder in Sammelwerken für ältere deutsche Litteratur, Geschichte ꝛc. vereinzelt, oder auch in eigens dafür bestimmten Büchern in alten oder modernisierten Texten herauszugeben, oder wenigstens Nachricht darüber zu ertheilen. Von Zeitschriften und allgemeinere Zwecke verfolgenden Sammelwerken sind in dieser Hinsicht besonders zu nennen: das deutsche Museum, J. C. Adelungs Magazin für die deutsche Sprache, Canzlers und Meißners Quartalschrift, des letztern Apollo, Gräters Bragur und dessen Odina und Teutona, v. Hormayrs Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, v. Fichards Frankfurt. Archiv für ältere deutsche Litteratur und Geschichte, Büschings wöchentl. Nachrichten, v. Aufseß' und Mone's Anzeiger; — Eschenburgs Denkmäler, Docens Miscellaneen (1, S. 261 ff.; 2, S. 240 ff.), F. Wechherlins Beiträge, Görres' altd. Volks- und Meisterlieder (in erneuter Sprache), Hoffmanns Fundgruben u. dessen Horae Belgicae II., W. Wackernagels deutsches Lesebuch, Bd. 1 u. 2 (unter denen rücksichtlich der gelieferten Texte auf Docen, Hoffmann und Wackernagel am meisten Verlaß ist); — von ganzen Liedersammlungen: Fr. Nicolai, Eyn feyner kleyner Almanach Vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder ꝛc. 2 Jahrgänge, Berlin u. Stettin 1777. 78. 12. (der Herausgeber wollte damit die erwachende Liebe zum Volksgesange lächerlich machen, bewirkte aber gerade das Gegentheil); Herder, Volkslieder, Leipzig 1778. 79. 2 Bde. 8. (darin Lieder der verschiedensten Nationen in Uebersetzungen und nur sehr wenige deutsche, die hierher gerechnet werden können); A. Elwert, Ungedruckte Reste alten Gesanges nebst Stücken neuerer Dichtkunst. Gießen u. Marburg 1784. 8. (enthält 12 deutsche Volkslieder); L. A. v. Arnim und Clem. Brentano, des Knaben Wunderhorn, Heidelberg 1806 ff. 3 Bde. 8. (eine zwar sehr reiche und schätzbare Sammlung, die aber mehr litterar-historischen Werth haben würde, wenn die alten Texte nicht meist zu willkürlich behandelt wären); Büsching und v. d. Hagen, Sammlung deutscher Volkslieder, Berlin 1807. 12.; J. G. Meinert, Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Wien 1817. 8.; Frh. v. Erlach, die Volkslieder der Deutschen, Manheim 1834—37. 5 Bde. (eine rohe Zusammenraffung von Stücken, die in den bereits aufgeführten Büchern enthalten sind, vermischt mit andern Poesien); A. Kretzschmer und W. v. Zuccal-

Seite der erzählenden Poesie dieses Zeitraums dar, und wenn irgend einem ihrer Zweige eine Blüthe zuzusprechen ist, die das dreizehnte Jahrhundert minder reich entfaltet hatte, so ist es dieser. — Ueber die äußere Form dieser Dichtungen ist das

---

maglio (v. Waldbrühl), Deutsche Volkslieder mit ihren Original-Weisen. Berlin 1840. 2 Bde. 8. (auch in dieser Sammlung darf man nicht zu stark auf die Echtheit der Texte bauen; L. Erk und W. Irmer, die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen. Berlin u. Crefeld 1838. 6 Hfte. 12.; Neue Sammlung, von L. Erk, Berlin 1841 ff.). Die erste selbständige Sammlung, die eigentlich kritischen Werth hat, ist von Hoffmann und E. Richter, Schlesische Volkslieder mit Melodien, Leipz. 1842. 8. Den reichsten und zugleich zuverlässigsten Schatz werden wir aber beisammen haben, wenn Uhlands lange vorbereitetes Werk, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen, vollendet sein wird, von dem bereits der erste Band erschienen ist, Stuttg. u. Tübing. 1844. 8. In allen diesen Sammlungen, so wie in dem, was Talvj (Frau Robinson) in ihren Versuch einer geschichtlichen Characteristik der Volkslieder germanischer Nationen ꝛc. Leipzig 1840. 8. von deutschen Liedern aufgenommen hat, sind epische und lyrische Stücke; in mehrern, wie namentlich in der von Herder, dem Wunderhorn und denen von Erlach, von Kretzschmer, von Erk und Irmer, auch viele Poesien, die erst in neuerer und neuester Zeit entstanden sind, und wieder andere, die gar nicht eigentliche Volkslieder heißen können. — Vorzugsweise historische Lieder liefern: O. L. B. Wolff in der §. 147, Anm. 3. angeführten Sammlung; E. Rochholz in seiner Eidgenössischen Lieder-Chronik, Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder (der Schweizer, beginnend von 1243 und bis zur Reformation reichend, zum Theil in urkundlichen, zum Theil in übersetzten oder frei bearbeiteten Texten, mit histor. Erläuterungen). Bern 1835. (zweite, wohlfeile Ausg. 1842) 8.; Fr. L. v. Soltau, Ein hundert deutsche historische Volkslieder, in den urkundlichen Texten chronologisch geordnet. Leipzig 1836. 8. (in der lehrreichen Einleitung zu dieser Sammlung, welche außer eigentlichen Liedern auch andere historische Gedichte enthält, die beiden vorigen aber bei weitem dadurch an Werth übertrifft, daß sie lauter alte beglaubigte Texte liefert, ist ausführlich über die Litteratur des deutschen historischen Volksliedes gehandelt; vgl. damit Mone's Anz. 1838. Sp. 56 ff.; 386 ff.; 1839. Sp. 66 ff.; 186 ff.; 475 ff.); und Ph. M. Körner, Historische Volkslieder aus dem 16ten und 17ten Jahrh. (nach fliegenden Blättern). Stuttgart 1840. 8.

Allgemeinste bereits oben [d]) vorgebracht worden. Rücksichtlich ihrer Behandlung gilt ungefähr dasselbe, was von der Darstellungsweise in den Volksgesängen der zweiten Periode bemerkt ist [e]): die Erzählung ist selten ruhig und gleichmäßig fortschreitend, meist skizziert, nur andeutend, springend und lückenhaft, der Phantasie der Hörer oder Leser die Ergänzung und Ausfüllung fehlender Mittelglieder, der musikalischen Weise die innere Bindung und Ausgleichung, so wie die harmonische Färbung des scheinbar Abgerissenen und Unebenen und aller schroffen und grellen Gegensätze in der Darstellung überlassend; dabei festhaltend an gewissen Ausdrücken, Wendungen und Bildern, die entweder ganz unverändert, oder nur mit geringer Abweichung in einzelnen Zügen wiederkehren [f]). Ihrem Inhalte nach beruhen sie theils auf Sagen, theils auf wirklicher Geschichte und Tagesereignissen, doch ist dieß nicht bei allen auf gleiche Weise in die Augen springend und nachweisbar. In vielen nämlich sind oft mit Tilgung aller Eigennamen und individuellen Beziehungen, die ursprünglich gewiß immer mehr oder weniger bestimmten Personensagen und Zeitbegebenheiten angehörenden Stoffe genereller gefaßt und behandelt, so daß sie gewissermaßen den Anschein frei erfundener erhalten haben [g]). Demnach zerfallen die epischen Volkslieder in drei Classen: in solche, die auf namhaft gemachte Personen und Ereignisse bezügliche Sagen darstellen; in eigentlich historische, die entweder geradezu, oder unter sinnbildlicher Einkleidung Zeitbegebenheiten behandeln; und in balladen- oder romanzenartige Gedichte, die in dem angegebenen Sinne von allgemei-

---

d) S. §. 140. — e) Vgl. §. 41. — f) Vgl. Lachmann, über das Hildebrandslied, S. 3 u. 37, Gervinus, 2, S. 310 ff. (1. A. S. 305 ff.) und den Aufsatz in d. deutsch. Vierteljahrsschrift, 1843. Hft. 3. S. 125—177. — g) Vgl. Gervinus, 2, S. 298 ff. (1. A. S. 292 ff.).

nerem Inhalte sind [h]). Diese, durch ihren ganzen Character dem lyrischen Volksliede noch näher, als die Stücke der beiden andern Classen verwandt, bilden am unmittelbarsten den Uebergang von der epischen zu der lyrischen Gattung.

§. 151.

Was a) die Stücke der ersten Classe betrifft, so ist bereits erwähnt worden [1]), inwiefern die deutsche Heldensage sich noch lebendig im Volksgesange erhielt. Zu den übrigen großen, im vorigen Zeitraum vorzugsweise für erzählende Gedichte benutzten Fabelkreisen scheint er sich wenig oder gar nicht gewandt zu haben. Es waren besonders vereinzelte Wunder- und Liebesgeschichten, wie die vom Herzog Ernst [2]), dem edlen Möringer [3]), von Heinrich dem Löwen [4]),

---

h) Auch eine Art von Thiermärchen ist Gegenstand des Volksliedes geworden: dahin gehört besonders die Vogelhochzeit; vgl. Wackernagel, Leseb. 2, Sp. 229 ff. u. Hoffmann, Schles. Volksl. S. 71 ff.

1) S. §. 145. — 2) In der nach dem Helden benannten Strophe und nach einer wahrscheinlich ältern Bearbeitung, als die von Caspar v. d. Röhn ist (vgl. §. 145, Anm. 11), gedruckt Erfurt 1502. 4. vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 183 und Ebert, bibliogr. Lexic. Nr. 6907. — 3) Nach einer Jahrszahl unter einer Aufzeichnung des Liedes in einer Handschr. des 15ten Jahrh. müßte es schon um die Mitte des 14ten bekannt gewesen sein; vgl. Weckherlin, a. a. O. S. 75: im 15ten ist es vielfach umhergesungen; vgl. Mich. Beheim in Mone's Anz. 1839. Sp. 561 und Seb. Brants Narrenschiff, Ausg. v. Strobel, S. 204, 10. Gedruckt ist es in Bamberg 1493. 4. und aus einer handschriftl. Chronik von 1533 in Bragur, 3, S. 402 ff., woraus es wieder Büsching und v. d. Hagen ihrer Sammlung, S. 102 ff. mit veränderter Schreibung einverleibt haben. Zwei Strophen darin sind großentheils aus einem Liede Walthers v. d. Vogelweide entlehnt; vgl. Lachmanns Walth. S. XI (1. A. S. VIII) und v. d. Hagen, MS. 3, S. 613a. — 4) Als Verfasser nennt sich Michel Wyssenhere; nach einer Handschr. von 1474 gedruckt in Maßmanns Denkm. 1, S. 123 ff. und bei O. L. B. Wolff, a. a. O. S. 22 ff.; ein Auszug nach einem alten Drucke in Reichards Bibliothek der Romane, 8, S. 127. ff.

dem **Tanhäuser**[5]), dem **Ritter Trimunitas**[6]) u. a., welche er mit Vorliebe aufgriff und bald ausführlicher, bald gedrängter und knapper behandelte. — β) Zu historischen Liedern lieferten vorzüglich die in diese Zeit fallenden zahlreichen Kriege und Fehden, Belagerungen und Erstürmungen von Städten und Schlössern[7]), und daneben Geschichten von Wegelagerern, Land- und Seeräubern, berüchtigte Mordthaten und merkwürdige, ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmende Personen reichlichen Stoff[8]). So riefen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert unter den Schweizern die Bündnisse und Fehden einzelner Cantone, vornehmlich aber ihre ruhmvollen Schlachten gegen Oesterreich und Burgund zahlreiche Lieder hervor[9]), wovon die ausgezeichnetsten und berühmtesten **Halb-Suter**[10]) (um 1386) und **Veit**

5) In alten Drucken vorhanden, aus deren einem es in **Mone's** Anzeig. 1839. Sp. 468 ff. steht; vgl. auch v. d. **Hagen**, MS. 4, S. 429, Note 2. — 6) Von **Martin Maier** von Reutlingen, der auch noch Anderes gedichtet hat (vgl. **Koch**, Compend. 1, S. 129, N. 36), 1507 verfaßt; aus einem Nürnberger Druck von 1532 in **Adelungs** Magaz. II, 2, S. 51 ff., aus einem andern in **Körners** Samml. S. 68 ff. aufgenommen. In diesem Druck heißt der Ritter **Driamus**, in noch andern (s. **Mone's** Anz. 1838. Sp. 386; 1839. Sp. 364 f.) **Trinumitas**. — 7) „Wie denn bey uns noch der Landsknecht Brauch ist, die allweg von jren Schlachten ein Lied machen." Aventin, bei **Schmeller**, baier. Wörterb. 2, S. 439. — 8) Vgl. **Gervinus**, 2, S. 196 ff. — 9) Das älteste bekannte, noch in die vorige Periode gehörige ist das vom Bunde zwischen Freiburg und Bern (1243). Beisammen stehen viele dieser Lieder in der Sammlung von **Rochholz** und bei **Wolff**, a. a. O. S. 448 ff. — 10) Ein Luzerner; besang die Schlacht von Sempach, in der er selbst mitgefochten hatte. Sein Lied (das **Aegid. Tschudi** in seiner Schweizer Chronik, 1, S. 529 ff. aufbewahrt hat) ist in gutem Text zu finden bei **Wackernagel**, altd. Leseb. Sp. 919 ff. (1. A. Sp. 703 ff.); auch, nebst andern „eidgenössischen Schlachtliedern", wie die Herausgeber versichern, nach den besten ihnen zugänglichen Handschriften gedruckt in der (Züricher) Zeitschrift für vaterländ. Alterthumskunde. Zürich 1842 u. 1843.

Weber[11]) (seit 1474) gedichtet haben. Andere entstanden in Norddeutschland unter den Dithmarsen über ihre im funfzehnten und beginnenden sechzehnten Jahrhundert gegen raub- und eroberungssüchtige Edle und Fürsten siegreich ausgefochtenen Vertheidigungskämpfe[12]). Auch im innern Deutschland fehlte es nicht an historischen Liedern. Aus der Zeit, die der Reformation vorhergieng, finden sie sich zwar noch sparsamer, weil nichts Großes geschah, und Vorfälle von geringerer Bedeutung den Liedern, die sie etwa veranlaßten, gewiß nur selten weite Verbreitung verschafften und ihre Dauer sicherten. Desto häufiger aber werden sie in den beiden ersten Dritteln des sechzehnten Jahrhunderts, wo sich so Vieles zutrug, was das Volk zur allgemeinsten Theilnahme aufforderte, und worüber es seine Stimme laut werden ließ. So wurden die Helden der Reformation, die Ereignisse des Bauernkriegs, die Schlacht bei Pavia, die Belagerung Wiens durch die Türken, die darauf folgenden Kämpfe und Händel der Fürsten mit dem Kaiser und jener unter einander rc. Gegenstände des

---

Hft. 4. S. 65 ff. — 11) Aus Freiburg im Breisgau, focht in den Reihen der Schweizer gegen Karl den Kühnen und feierte in fünf, vielleicht sechs Liedern die Verbindung der Schweizer gegen und ihre Siege über Burgund. Fünf stehen in Diebold Schillings Beschreibung des burgund. Krieges, S. 120; 146; 183; 278 und 347. Daraus (mit dem sechsten fraglichen auf die Schlacht bei Granson) herausgegeben von H. Schreiber: Kriegs- und Siegeslieder aus dem 15ten Jahrh. von Veit Weber. Freiburg 1819. 8. Das schönste, auf den Sieg bei Murten (1476), bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 1049 ff. (1. A. Sp. 803 ff.). Ueber V. Weber vgl. Mone's Bad. Archiv, 1 (1826), S. 70 ff. — 12) Gedruckt in Neocorus Chronik von Dithmarschen, in sächs. Sprache zum ersten Male herausgegeben von F. C. Dahlmann, Kiel 1827. 8. 2 Bde. und daraus, doch nicht alle, bei Wolff, a. a. O. S. 325 ff. Sie wurden zum Theil beim Tanze gesungen und waren dann eigentliche Balladen; vgl. F. Wolf, über die Lais, S. 233, 69.

Volksgesangs [13]). — γ) Die Lieder der dritten Classe stellen
neist glückliche oder unglückliche Begebenheiten Liebender dar,
o wie komische Vorfälle des täglichen Lebens, wobei die Liebe
iber auch gewöhnlich im Spiele ist, und können daher am
üglichsten Liebesromanzen und schwankartige Lieder genannt
verden. Sie sind, da sie weit seltener, als die der beiden
ındern Classen, aufgeschrieben wurden und sich Jahrhunderte
ang meist nur in mündlicher Ueberlieferung erhielten, häufig
n mehrfachen, von einander stark abweichenden Texten auf
ıns gekommen [14]). Von Seiten ihres poetischen Werthes
tehen sie im Allgemeinen unter allen erzählenden Volksliedern
ım höchsten, und manche darunter sind ganz vortrefflich: kühn
ınd keck im Entwurf, von dramatischer Lebendigkeit, voll des
nnigsten und tiefsten Gefühls und dabei auch öfter überaus
art und lieblich in der Darstellung.

---

13) Viele hierher fallende Lieder sind in den oben aufgeführten Zeitschriften und Sammlungen zerstreut gedruckt; ein gutes Theil findet nan bei Wolff, v. Soltau u. Körner beisammen. Auch Luther hat sich im historischen Liede versucht: sein Gedicht von zwei Märtyrern Christi (die 1522 zu Brüssel verbrannt wurden) ist eine Art geistlicher Ballade; gedr. bei v. Soltau, S. 264 ff., W. Wackernagel, deutsch. Leseb. 2, Sp. 14 ff. und (nach dem ältesten Druck) bei K. E. P. Wackernagel, d. d. Kirchenl. S. 140 f. Dergleichen wurden auch noch sonst gedichtet; vgl. v. Soltau, S. 345 ff. —

14) Daher hat bei ihnen die Bestimmung des Alters die meiste Schwierigkeit, und von ihnen, wie von der großen Mehrzahl lyrischer Volkslieder, gilt vorzüglich, was Wackernagel im 2. Theil seines Lesebuchs, S. X. als Grenze der an Sammler und Herausgeber von Volksliedern zu machenden (bisher freilich noch selten befriedigten) Anforderungen hinstellt. Unter den Herausgebern der oben genannten Sammlungen haben vorzugsweise Hoffmann und Uhland dieser Art von Liedern in der Wiedergabe der Textüberlieferungen ihr volles Recht widerfahren lassen.

B. Lyrische Poesie.

§. 152.

So sehr auch die lyrische Poesie dieses Zeitraums rücksichtlich alles äußerlich Formellen im Nachtheil gegen die mittelhochdeutsche steht, so entschieden ist sie ihr doch an Reichthum der Gegenstände und an Mannigfaltigkeit der Arten überlegen. Nicht minder übertrifft sie sie im Allgemeinen durch Natürlichkeit und Wahrheit der Empfindung und durch sinnliche Fülle und Anschaulichkeit der Darstellung, wo sie nach ihrem Herabsteigen aus der conventionellen Ritterwelt sich dem unbefangenen, muntern und frischen innern und äußern Volksleben zugewandt hat und in die großen religiösen und sittlichen Interessen der Zeit auf die rechte Weise eingegangen ist. Dagegen erlangt sie nicht nur diese Vorzüge nicht, sondern kommt nach und nach überhaupt um allen lebendigen Gehalt, insofern sie die ihr von den meisterlichen Dichtern nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gegebenen Richtungen festzuhalten sucht und aus dem Leben sich immer mehr in die Singschulen zurückzieht. Dieser Gegensatz in ihrer Gestaltung, als einer volksmäßigen und einer meisterlichen Lyrik, bietet sich von selbst als oberster Eintheilungsgrund für das dar, was hier im Besondern über diese poetische Gattung zu sagen ist.

§. 153.

1. Meistergesang. — Nach dem Abtreten der vielen Dichter, die noch nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis in den Anfang des vierzehnten herein den lyrischen Kunstgesang übten, und um deren einen, den berühmten Frauenlob, zu Mainz die erste Genossenschaft bürgerlicher Sänger zusammentrat und sich vermuthlich schon zu einer Art von

Schule abschloß [a]), entzieht sich die meisterliche Poesie auf mehrere Jahrzehnte ganz unsern Blicken [b]). Daß sie während dieser Zeit völlig ausgestorben gewesen, ist nicht wahrscheinlich, wohl aber mögen die gerade damals auf Deutschland lastenden Leiden und Trübsale [c]) ihr Leben sehr niedergedrückt und verkümmert haben. Erst nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts treffen wir wieder auf Meistersänger, und von nun an wächst die Zahl ihrer Schulen mit jedem Jahrhundert. Wie jedoch die ältere Lyrik hauptsächlich im südlichen und mittlern Deutschland blühte, so haftet auch der Meistergesang vorzugsweise an den Städten jener Gegenden; nur wenige Schulen lassen sich im Nordosten, und auch diese erst in sehr später Zeit nachweisen [d]). Seit der Reformation hegen ihn besonders protestantische Städte, vor allen übrigen Nürnberg [e]). — Da die Veränderungen, welche im Laufe der Zeit in den äußern Verhältnissen der Meister, in der Einrichtung ihrer Schulen und in den Formen ihrer Poesie eintraten, so viel davon uns bekannt ist oder hierher gehört, schon im vorigen Abschnitt berücksichtigt sind, so bleibt nur noch übrig, außer der namentlichen Erwähnung einiger der merkwürdigsten oder bekanntesten unter ihnen, im Allgemeinsten die Gegenstände anzugeben, an die sie sich bei Abfassung ihrer Lieder hielten, so wie die Weise, in der sie dieselben behandelten, damit auch darin der mit der Zeit zunehmende Verfall und das Absterben dieser Art von Kunst sich darlege.

a) Vgl. §. 78. — b) Vgl. Docen, über die deutschen Liederdichter rc. S. 211. — c) Vgl. §. 123. — d) Näheres bei J. Grimm, über den altd. Meistergeſ. S. 129; 187. — e) Wagenseil sagt S. 517: Hans Sachs habe die Schule in Nürnberg so sehr in Aufnahme gebracht, daß es damals über drittehalb hundert Meistersänger dort gab.

§. 154.

Im Ganzen blieben alle die Gegenstände, auf welche sich die bürgerlichen Lyriker gegen das Ende der vorigen Periode mit Vorliebe geworfen hatten, die herrschenden bei den Meistersängern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts. Die ganze scholastische Dogmatik mit ihren Grübeleien, Spitzfindigkeiten und Streitfragen, soweit sie aus den Schulen der Theologen durch unzählige gereimte und reimlose, auf Erbauung, Belehrung und Polemik gerichtete Schriften ins Volk gedrungen war und fortwährend drang, vornehmlich Alles, was sich auf die Lehre von der Dreieinigkeit und der Erbsünde und auf den im funfzehnten Jahrhundert fast noch mehr als früher in Aufnahme gekommenen Mariendienst bezog, die heilige Jungfrau verherrlichen, ihre unbefleckte Empfängniß vertheidigen sollte; ferner die mystischen Bilder von der Seele Vermählung mit Gott, die schon ehemals im Schwange gewesenen phantastischen und nebelhaften Vorstellungen von natürlichen Dingen und deren Zusammenhang mit der übersinnlichen Welt, dazu biblische Geschichten und Visionen: dieß Alles hielt man mit einer erstaunlichen Zähigkeit fest und suchte ihm in frostigen, stets wiederkehrenden, oft höchst geschmacklosen Gleichnissen und Allegorien Körper und Kleid zu geben, oder spielte es wohl gar in der Form des Räthsels noch mehr ins Unbestimmte und Unerfaßliche hinüber [1]). Ebenso bewegten sich die Meister noch häufig in der Sittenlehre; schon seltener griffen sie Verhältnisse

---

1) Vergl. hierzu, wie zu dem Folgenden überhaupt, das über das Colmarer Meistergesangbuch (s. §. 110, Anm. c, 5) im altd. Mus. 2, S. 146 ff. Mitgetheilte, Docens Beschreibung einer Sammlung alter Meistergesänge in v. Aretins Beitr. 1811. S. 1128 ff. (wo auch Vieles daraus gedruckt ist), J. Grimm, a. a. O. S. 33 ff. und Gervinus, außer den in den folgenden Anmerkungen bezeichneten Stellen, 2, S. 150; 270 ff. (1. A. S. 263 ff.).

der unmittelbaren Wirklichkeit auf, um daraus Stoff zu Lob- und Strafliedern auf bestimmte Personen und Corporationen oder auf ganze Zustände zu gewinnen. Doch sowohl in den allgemein moralisierenden, als in diesen Gedichten von specielleren Beziehung machten sich Dürftigkeit des poetischen Gehalts und Trockenheit und Geschmacklosigkeit der Behandlung immer fühlbarer. Mitunter wurden auch wohl für die Ballade und den Schwank geeignete Stoffe in Meistertöne gebracht, und Stücke dieser Art gehören in der Regel noch immer mit zu dem Besten, was diese ausgeartete Kunstpoesie geschaffen hat. Am seltensten scheinen die Liebe und die mit ihr in der ältern Lyrik so eng verbundene Freude an der Natur Gegenstände des meisterlichen Gesanges gewesen zu sein; wenigstens finden sich unter der großen Masse anderer kunstmäßiger Reimereien die Minnelieder ziemlich sparsam [2]). Manche derselben, besonders wenn sie aus der frühern Zeit sind, erinnern noch durch Ton und Farbe an die blühende Minnepoesie des dreizehnten Jahrhunderts; doch blickt auch aus den besten eine gewisse Gezwungenheit und steife Geziertheit heraus [3]), wodurch sie eben so unerfreulich von der graziösen Leichtigkeit und empfindungsvollen Belebtheit der guten adeligen Minnelieder, wie von der natürlichen Frische und dem herzlichen Ausdruck

2) Uebrigens ist nicht jedes Lied, das von der Liebe handelt und von einem Meister herrührt, darum ein eigentlicher Meistergesang. Mancher Meister versuchte sich wohl schon im 14ten und 15ten Jahrh. hin und wieder im Volkston, wie im 16ten Hans Sachs that, der seine Buhllieder und Gassenhauer ebenso seinen eigentlich schulmäßigen Gesängen entgegensetzt, wie seine volksmäßigen Umdichtungen von Psalmen, seine Kirchengesänge (vgl. §. 147, Anm. 12) und seine Lieder von Kriegsgeschrei. Sie waren, wie er sagt, „in Tönen schlecht (d. i. schlicht) und gar gemein," deren sechzehn er selbst erfunden hatte. Vergl. seine poetische Selbstbiographie und Ranisch, S. 120. — 3) So die Liebeslieder von Muscatblüt, vgl. Anm. 10.

der volksmäßigen Liebeslieder abstechen. Im sechzehnten Jahrhundert änderten sich die Gegenstände des Meistergesanges insofern, als man in protestantischen Singschulen die scholastische Dogmatik, alles Mystische und jene wunderliche und bodenlose Naturlehre mit Allem, was daran hieng, fallen ließ und sich aufs entschiedenste zu Luthers Bibel und Katechismus und demnächst zu weltlichen, besonders aus dem classischen Alterthum überlieferten Geschichten und Anecdoten, auch zur äsopischen Fabel wandte [4]), um mit diesen nach den Regeln der Tabulatur in Strophenform gebrachten und componierten Texten, völlig unbekümmert darum, inwiefern sie sich zu lyrischer Behandlung eigneten, und auch ohne das geringste Bestreben, ihnen eine poetische Seite abzugewinnen, aber in der besten Meinung von der Vortrefflichkeit, Nützlichkeit und zunehmenden Vervollkommnung dieser Kunst [5]), Gott zu preisen, sich und andere christlich zu erbauen, sittlich zu bessern und zu kräftigen, dann aber auch vorzüglich die neue Glaubenslehre zu befördern und zu befestigen. Noch andere Gegenstände, namentlich lustige, schwankartige Geschichten in Meistertöne zu fassen, oder von der Liebe zu singen, kam auch noch wohl vor, aber solche Dichtungen gelangten schwerlich zur Veröffentlichung in der Schule [6]). Allerdings sind die Lieder dieser Zeit im Ganzen von einem viel gesundern und verständigern Inhalt, als die

---

4) Vergl. die in Bragur, 6, 2, S. 152 ff. gegebene Beschreibung der großen rüdigerschen Sammlung von Meisterliedern, die sehr viele Stücke aus dem 16ten und 17ten Jahrh. enthält, und was H. Sachs a. a. O. als Inhalt seiner Meistergesänge angibt. — 5) J. Grimm, a. a. O. S. 35, Note 24. — 6) H. Sachs a. a. O. nennt unter seinen Meistergesängen auch kurzweilige Schwänke, die nicht mit denen in kurzen Reimpaaren, in seine Spruchbücher geschriebenen zu verwechseln sind; vgl. auch J. Grimm, a. a. O. S. 34 und §. 143, Anm. e.

meisten aus den beiden vorhergehenden Jahrhunderten: allein an einen poetischen Werth ist bei ihnen nun auch nicht einmal entfernt mehr zu denken. — So wie die übergroße Mehrzahl der Meistergesänge dieser Periode noch in Handschriften begraben liegt [7]), und die wenigsten darunter auch den Druck verdienen möchten, so sind zeither auch nur wenige Meister aus der Masse der übrigen herausgehoben und dabei oft mehr ihrer sonstigen Werke, als ihrer kunstmäßigen Lieder wegen besonderer Beachtung würdig befunden worden. Dieß letztere gilt auch, mit Ausnahme des zweiten und dritten, mehr oder weniger von den hier namentlich aufzuführenden: Heinrich von Müglein [8]), Suchensinn [9]), Muscat-

7) Außer den schon erwähnten enthalten noch unter den bekanntern die Heidelberger Nr. 109; 392; 680 Lieder aus dem 14ten u. 15ten Jahrh., wovon manche in Görres altd. Volks- u. Meisterliedern bearbeitet sind; ferner die Handschr. Nr. 312; 334; 351 Stücke von Mich. Beheim, deren mehrere in der Sammlung für altd. Litt. S. 37 ff. gedruckt sind. Vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 499 ff., MS. 4, S. 906 ff. und v. Karajans Ausg. des Buchs von den Wienern, S. LXXI ff. Aus dem 16ten Jahrh. gibt es sehr viele handschriftliche Sammlungen: in Dresden allein liegen zwei und zwanzig Bände, in Berlin vier; vgl. F. Adelungs fortges. Nachr. S. IX; v. d. Hagen, MS. 4, S. 907b; 921 ff. — 8) Aus Mügeln im Meißnischen, lebte zur Zeit Karls IV, dem er in einem seiner größern Werke ein Denkmal gesetzt hat; in einem nähern Verhältniß scheint er zu Herzog Rudolf IV. von Oesterreich gestanden zu haben. Daß er eine gelehrte Bildung genossen hatte, beweist u. a. seine i. J. 1369 gefertigte Verdeutschung des Valerius Maximus (vgl. Hoffmann, Verzeichn. d. Wiener Handschr. S. 202; auch S. 214). Die spätern Meister hielten ihn sehr hoch und zählten ihn den Stiftern ihrer Kunst zu. Vgl. über ihn altd. Mus. 2, S. 180 ff. (wo auch S. 196 ein ihm zugeschriebenes Gedicht abgedruckt ist) und Gervinus, 2, S. 154 ff. (1. A. S. 151 ff.). — 9) Er gehörte zu den wandernden Meistersängern und lebte zu Ende des 14ten Jahrh.; vgl. §. 141, Anm. d. Val. Voigt (MS. 4, S. 892b) zählt ihn in seinem Verzeichniß mit auf; eben so erscheint er in der Colmarer Handschr. (altd. Mus. 2, S. 184), und in einem histor. Liede des 15ten Jahrh. wird er neben Regenbogen, Neidhart und

blût[10]), Michael Beheim[11]), Hans Sachs[12]) und Adam Puschmann[13]), von denen die beiden ersten noch dem vierzehnten, die beiden folgenden dem funfzehnten und die beiden letzten dem sechzehnten Jahrhundert angehören.

Frauenlob gestellt (Menzels Litt. Blatt. 1842. Nr. 91). Gedruckt ist eine Anzahl Lieder, alle in demselben Ton gedichtet, in von Fichards Frankfurt. Archiv, 3, S. 223 ff. und im Liederbuch der Hätzlerin, S. 92 f. — 10) Er wurde sonst in die zweite Hälfte des 14ten Jahrh. gesetzt (von Docen, altd. Mus. 1, S. 188), hat aber noch wenigstens um 1437 gelebt, da er auf die Wahl Albrechts II. ein Lied gemacht hat. In ein Paar andern seiner Lieder, von denen in v. Aufseß' Anzeig. 1832. Sp. 258 ff.; 1833. Sp. 230 f.; 268 f. Nachricht und Proben gegeben sind, kommen die Jahreszahlen 1415 und 1427 vor. Sein Name (Bal. Voigt gibt ihm den Vornamen Hans; v. d. Hagen, MS. 4, S. 892b) ist wahrscheinlich ein angenommener. Er soll noch mit Glück und Beifall an den Höfen gesungen haben. An Gegenständen ist er in seinen Liedern einer der reichsten und mannigfaltigsten und überhaupt wohl einer der bessern Dichter seiner Zeit; vgl. darüber Gervinus, 2, S. 223 f. (1. A. S. 179 f.). Gedruckt sind außer den Stellen in v. Aufseß' Anzeig. ein Liebeslied und ein Frühlingslied im altd. Mus. 1, S. 123 ff.; 2, S. 189 f., das erste nebst andern, meist geistlichen und auf die Jungfrau Maria bezüglichen Liedern, in welche auch lateinische Zeilen eingemischt sind, im Liederbuch der Hätzlerin, S. 96 ff. Viele seiner Gedichte sollen nach Gervinus, a. a. O. Note 308. in Mylii Lustgarten, übersetzt von Lycosthenes Psellionoros (Wolfhart Spangenberg), Straßburg 1621. stehen. Ich kenne dieses Buch nicht weiter, als aus Anführungen, muß aber nach v. d. Hagens Grundr. S. 560 vermuthen, daß bei Gervinus das Wort „verzeichnet" ausgefallen ist. — 11) Vgl. Anm. 7; ein Meistergesang von ihm auch in Wackernagels altd. Leseb. Sp. 1005 ff. — 12) Vgl. §. 147, Anm. 12. „Hans Sachs, der 1514 in München sein erstes Meisterlied sang, zeigt in seinen zahlreichen Meistergesängen alle poetische Armuth, alle Mängel und Unformen der Schule." Docen, über die deutschen Liederdichter rc. S. 211. — 13) Geb. 1532 zu Görlitz, lebte als Schuhmacher zu Breslau, wo er 1600 starb. Er war ein Schüler H. Sachsens, dem er in einem meisterlichen Lobgedicht, gedruckt bei Ranisch, S. 317 ff. und daraus bei Wackernagel, deutsch. Leseb. 2, Sp. 165 ff., ein Denkmal der Liebe gesetzt hat. Vgl. auch §. 143, Anm. a. und §. 137, Anm. h.

§. 155.

2. Volksmäßige Lyrik. — Wenn das, was in der höfischen und meisterlichen Lyrik der mittelhochdeutschen Zeit eher auf gelehrter, als auf volksmäßiger Grundlage ruhte, und mehr willkürlich zum Liederstoff gemacht war, als sich dazu vermöge seiner Natur aufgedrungen hatte, nebst der formellen Künstlichkeit den Meistersängern dieses Zeitraums als Erbtheil zugefallen war; so zog sich dagegen Alles, was in jener Kunst allgemein Menschliches und wahrhaft Volksthümliches gelegen hatte und ihr unverwüstliches Lebenselement ausmachte, mit den leichtern und faßlichern Formen in den lyrischen Volksgesang, der zwar sicher schon immer neben dem höfischen und meisterlichen Liede bestanden hatte, jetzt aber erst erkennbarer aus dem Dunkel heraustritt und für die Geschichte der deutschen Poesie bedeutender wird. Aus derselben Zeit, wo wieder nach Frauenlob und seinen Altersgenossen die ersten Meister erscheinen, erfahren wir auch zuerst etwas Näheres über das lyrische Volkslied und zugleich in der Andeutung, daß gleich nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die volksthümliche Musik vervollkommnet worden sei*), eine der mitwirkenden Ursachen sowohl seines Aufschwunges, als der Wiederaufnahme des Meistergesangs. Diese Andeutung gibt die Limburger Chronik**), die uns auch einzelne Strophen und die An-

---

*) Doch „erst im 15ten Jahrh. hatte sich das Volksthümliche (in der Musik) so geltend gemacht, daß selbst die gelehrten Musiker anfiengen, irgend ein bekanntes Volkslied ihren Bearbeitungen zum Grunde zu legen, sogar in ihren contrapunktischen Messen." N. Jen. Litt. Zeit. 1842. Nr. 195. S. 803 a. — **) Nach Ebert, bibliograph. Lexic. Nr. 7363. hatte der Limburger Stadtschreiber Tillmann (starb 1400) diese Chronik angefangen und bis 1399 geführt, worauf sie von Joh. Gensbein (um 1473) abgeschrieben und mit einigen Zusätzen und Nachträgen versehen wurde; nach Hoffmann dagegen, der noch dazu auf Ebert verweist (Gesch. des deutsch. Kirchenl. S. 89), soll der

fänge mehrerer damals gangbaren Volkslieder mit Nachrichten über deren Heimath und zum Theil weite Verbreitung aufbewahrt hat. Daraus geht als allgemeinstes Ergebniß hervor, daß um die genannte Zeit, wie auch schon früher, weltliche und geistliche lyrische Gesänge im Volkston vorhanden waren. Beide Hauptarten dauern diesen ganzen Zeitraum hindurch neben einander fort und gelangen auch ziemlich zu derselben Zeit zur Blüthe.

§. 156.

a) Das weltliche lyrische Volkslied [a]) entwikkelte sich so ziemlich in denselben Gegenden, in denen der ältere und jüngere Kunstgesang heimisch war, und kam eigentlich auch nur hier zur Blüthe. Diese trat für seine vorzüglichsten Arten gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts ein und dauerte ungefähr bis zum letzten Drittel des sechzehnten, wo es wieder in Verfall gerieth. Aus dieser Zeit, in welcher das deutsche Volksleben nach allen Seiten hin besonders rege war, hat sich eine bedeutende Zahl hierher zu rechnender Stücke erhalten, zumal in den gedruckten, seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts immer häufiger wer-

---

Stadtschreiber Johann das Werk i. J. 1336 begonnen und noch 1402 (85 Jahr alt) gelebt haben. Ebenso der neueste Herausgeber in der Vorrede. Die erste Ausgabe erschien unter dem Titel: **Fasti Limpurgenses**, 1617. 8.; dann Wetzlar 1720. 8. (in der Sprache modernisiert); zuletzt, aber auch nicht in zuverlässigem Texte, herausgegeben von C. D. Vogel: Die Limburger Chronik, mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen. Marburg 1826. 8. und neue Aufl. 1828. Die für die Geschichte des Volksliedes wichtigen Stellen bei Koch, Compend. 2, S. 69 ff.; Anderes in Bragur, 6, 1, S. 82 ff. vergl. auch Maßmann in v. Aufseß' Anzeig. 1832. Sp. 23 ff.

a) Zu diesem §. und dem folgenden verweise ich überhaupt auf Gräter, in Bragur, 3, S. 207 ff., auf den im Ganzen vortrefflichen Abschnitt bei Gervinus, 2, S. 292—329 (1. A. S. 286—325) und auf die deutsche Vierteljahrsschrift, 1843. 4. Hft. S. 125—177.

denden Liederbüchern, in welchen beliebte Texte mit ihren Melodien, oder auch ohne dieselben zusammengestellt sind [b]). Indessen auch schon aus früherer Zeit, wo man doch gewiß eben so selten, wo nicht seltener als epische, lyrische Volksgesänge aufschrieb, besitzen wir nicht wenige Lieder von volksmäßigem Character, die damals, wie es scheint, weit verbreitet waren und vielfach gesungen wurden [c]). Selbst viele von

---

b) Bei den musikalischen Liederbüchern war es besonders auf Bekanntmachung und Verbreitung der gewöhnlich mehrstimmig gesetzten und für die gesellschaftliche Unterhaltung bei allerlei Festlichkeiten bestimmten Melodien abgesehen, daher denn oft unter diesen nur einzelne Strophen, ja Zeilen der als bekannt vorausgesetzten Texte gedruckt sind; vgl. was Georg Forster in der (bei K. E. P. Wackernagel, das deutsche Kirchenl. S. 803 f. abgedruckten) Vorrede zu seinem Liederbuche (Ein Auszug guter alter und neuer deutscher Liedlein rc. Nürnberg 1539; spätere Ausgaben erschienen unter dem Titel „Frische Liedlein") sagt, woraus auch hervorgeht, daß schon damals öfter die echten Texte der ältern Lieder mit neuen, von den Musikern selbst verfertigten vertauscht, oder wo jene nicht aufzutreiben waren, ersetzt wurden. Siehe auch Hoffmann, d. deutsch. Gesellschaftslieder, S. VII; XIII. Zwei der ältesten, die aber eben keine ausgezeichneten Lieder enthalten, sind die 1512 zu Augsburg und 1513 zu Mainz erschienenen; vgl. über ehemals oder noch vorhandene Liederbücher mit und ohne Melodien Koch, Compend. 1, S. 141 ff.; 2, S. 84 ff.; Bragur, 5, 1, S. 27 ff.; Docen, Miscell. 1, S. 255 ff. und Hoffmann, a. a. O. in der Vorrede und in den Ueberschriften über den einzelnen Liedern. — c) Eine Uebersicht handschriftlicher Sammlungen von Volksliedern (weltlichen und geistlichen) aus dem 15ten Jahrh. nebst einigen Auszügen und der Nachweisung des daraus anderwärts Gedruckten gibt Hoffmann, Fundgr. 1, S. 328 ff. (vgl. auch v. Aufseß' und Mone's Anzeig. 1832. Sp. 14 f.; 1836. Sp. 333 ff.). Aus demselben Jahrhundert und zum Theil auch wohl noch älter sind die zahlreichen lyrischen Stücke, welche in einer zu Prag aufbewahrten Handschr. vom J. 1471 enthalten sind. Sie wird nach der Schreiberin, Clara Hätzlerin aus Augsburg, benannt, deren Name auch unter andern Handschr. des 15ten Jahrh. steht (vgl. Wilkens Gesch. d. Heidelb. Büchersamml. S. 488, N. 478; S. 519, N. 677), und ist herausgegeben unter dem (wenig passenden) Titel, Liederbuch der Clara Hätzlerin, von K. Haltaus, Quedlinb. u. Leipz. 1840. 8. Daselbst sind auch S. XXXVIII ff. aus einer

denen, die uns erst das sechzehnte Jahrhundert überliefert hat, mögen lange vor dem Niederschreiben und Drucken entstanden und gesungen sein, wie denn ja noch bis in die neuere Zeit herein eine eben nicht geringe Anzahl alter Lieder sich bloß in mündlicher Fortpflanzung erhalten hat. Daher läßt sich auch von den allerwenigsten Ueberbleibseln des weltlichen lyrischen Volksgesangs dieses Zeitraums [d]) das Alter genau angeben [e]), und eben so mangelt es bei der übergroßen Mehrzahl an jeder nähern Hindeutung auf ihre Verfasser [f]). — Was ihren Inhalt betrifft, so ordnen sie sich darnach zuvörderst in drei Abtheilungen, je nachdem sie entweder als individueller Ausdruck menschlicher Leidenschaft, Empfindung und Betrachtung überhaupt anzusehen, oder durch die allgemeinen Zustände des öffentlichen Lebens, durch besondere Ereignisse in demselben und einzelne dabei vorzüglich betheiligte Personen hervorgerufen sind, oder in näherem Bezuge zu dem eigenthümlichen Leben und Treiben einzelner Stände im Volke stehen.

---

andern Handschr., die zum großen Theil dieselben Lieder enthält, die Abweichungen in den Texten, so wie die Stücke angegeben, die anderwärts in Handschriften oder gedruckten Büchern zu finden sind. — d) Was davon in neuerer Zeit gedruckt ist, findet man größtentheils in den §. 150, Anm. c. angeführten Zeitschriften, Sammelwerken und Liederbüchern, bei Haltaus, a. a. O., K. E. P. Wackernagel, das deutsche Kirchenl. S. 837 ff., Hoffmann, die deutschen Gesellschaftslieder des 16ten und 17ten Jahrh. Leipzig 1844. 12. und bei dem Baron v. Reiffenberg, Nouveaux souvenirs d'Allemagne. Brüssel und Leipzig 1843. — e) Dasselbe gilt auch von den meisten vor die Reformationszeit fallenden religiösen Volksliedern. — f) Was §. 150. über die Herkunft der epischen Lieder bemerkt ist, findet im Ganzen auch Anwendung auf die lyrischen, nur daß hier die Schlußstrophen von den Urhebern, wenn überhaupt etwas, doch nicht leicht mehr als den Stand angeben oder das Geschlecht: denn auch auf Dichterinnen weisen sie bisweilen.

§. 157.

ter diesen drei Classen befaßt — aa) die erste nicht meisten, sondern auch die schönsten Stücke, woneben er freilich auch viele mittelmäßige und schlechte vor-). — Es lassen sich darin wieder mehrere Liederarten eiden, von denen die wichtigsten sind: — α) das slied, auch in diesem Zeitraum die vornehmste aller

---

Anderer Mängel und Schwächen zu geschweigen, so wird nament- Liebeslied oft durch eine zu grobe Sinnlichkeit entstellt oder artet ins Zotenhafte aus; und auch das Trinklied verfällt mitunter rohen und gemeinen Ton. Mehrere Belege dazu aus beiden en finden sich in der Handschr. des 15ten Jahrh., die v. Fi- m Frankf. Archiv, 3, S. 203—323 zum größten Theil hat lassen. Daß solche unsaubere Gesänge besonders von sitten- istlichen und Mönchen ausgiengen und von ihnen auch bei Ge- id Schmausereien oft gesungen wurden, wird nicht nur durch ig in sie eingemischte Latein (s. §. 158, Anm. x), sondern auch von Fischart in der Geschichtklitterung, Cap. 4. mitgetheil- en von Liedern aus dem Kloster- und Pfaffenleben bezeugt. gerniß, das so entartete Schößlinge der Liederpoesie bei vielen nußten, mag nicht zum geringen Theil den Eifer verschuldet ilt dem ernster und frömmer gesinnte Geistliche und Laien das Volkslied überhaupt verfolgten. Sie hielten es, das erzählende ider, als das lyrische, so wie im 9ten Jahrh. Otfried (siehe nm. 2) und im 13ten Bruder Berthold (vgl. altd. Blätter, 20), für sündhaft und gottlos und vom Teufel eingegeben. ht sich z. B. der in den altd. Blätt. 1, S. 52 ff. aus einer des 15ten Jahrh. abgedruckte Aufsatz „Was Schaden bringt," S. 53 u. 55 in den härtesten Anschuldigungen beim Tanze gesungenen Schamperlieder und gegen die, dichten und vorsingen; so sind die Vorreden zu den alten ge- Sammlungen geistlicher Lieder der Katholiken und besonders estanten voll von Anfeindungen des weltlichen Gesanges, ja im Volke zu verdrängen, oder ihm mindestens entgegenzu- war mit ein Hauptzweck bei der Herausgabe solcher Lieder- Vergl. die Vorreden der alten Gesangbücher bei K. E. P. nagel, d. deutsche Kirchenl. S. 788a; 791a; 793; 796b; 08a; 809a; 812b; 820b. und Gervinus, 3, S. 22 f.

weltlichen lyrischen Dichtarten, indem keine andere ihr zugleich an Lebensfülle und Lebensfrische, an Reichthum innerer Entfaltung, Mannigfaltigkeit der Formen und Anschaulichkeit der Darstellung gleich kommt, und nur wenige mit ihr die meisten dieser Vorzüge theilen. In ihrer geschichtlichen Entwickelung läßt sich auch am deutlichsten der Zusammenhang der volksmäßigen Lyrik dieser Zeiten mit der ältern höfischen wahrnehmen. Der Uebergang dieser in jene zeigt sich schon in den von der Limburger Chronik aufbewahrten poetischen Bruchstücken, die großentheils Liebesliedern entnommen sind [2]), noch bestimmter aber in den lyrischen Poesien dreier namhafter Dichter aus dem Ende des vierzehnten und dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, Hugo's von Montfort [3]),

---

2) Wenn diejenigen, bei denen kein Verfasser genannt ist, und die unter dem Volke gesungen wurden, durch Ton und Farbe theils dem ältern Minneliede, theils dem spätern Volksliede näher verwandt erscheinen, so gewahrt man in den ersten Versen, welche dem Ritter Reinhart von Westerburg (um 1340) beigelegt werden (Koch, a. a. O. 2, S. 69 f.; Vogels Ausg. S. 8 ff.), geradezu eine Abkehr von dem alten sentimentalen Frauendienst; und aus dem darauf folgenden Anfange eines andern Liedes, welches jener Ritter, als er von Kaiser Ludwig seines unminniglichen Gesanges wegen getadelt worden, zur Besserung seines Fehls dichtete, möchte man auch nicht sowohl den Ausdruck wahrer Liebespein heraushören, als vielmehr eine Verspottung des alten Tons der Minnepoesie. Allein allgemein aufgegeben war damals dieser Ton gewiß noch nicht. Wurde doch schon viel früher die übertriebene Sentimentalität und vorgebliche Liebesnoth einzelner adeliger Dichter von andern, die derber und natürlicher fühlten, verspottet; vgl. v. d. Hagens MS. 3, S. 332 unter Gedrut und 2, S. 173a. — 3) Nach den Jahreszahlen, die in einigen seiner Lieder vorkommen, Graf Hugo II, Herr von Bregenz, geb. 1357, gest. 1423; er hat außer weltlichen auch geistliche Lieder und Spruchgedichte oder sogenannte Reden verfaßt. Die Weisen zu seinen lyrischen Stücken machte ihm einer seiner Diener, Burk Mangolt. Vgl. über ihn v. Aufseß' Anz. 1832. Sp. 178; 1833. Sp. 281 f. u. Gervinus, 2, S. 220 f. (1. A. S. 224 ff.). Aus der Heidelb. Handschr. 329, die seine Gedichte

Luscatbluts [4]) und Oswalds von Wolkenstein [5]), wie in andern wohl ziemlich gleichzeitigen oder wenig jün- ern Liedern, die namenlos auf uns gekommen sind [6]). Nicht ır allgemeine Züge der mittelhochdeutschen Minnepoesie kehren ırin wieder, sondern auch besondere Formen und Behand- ngsarten sind festgehalten [7]) und ziehen sich zum Theil bis in ıs volksmäßige Liebeslied des sechzehnten Jahrhunderts her- n [8]). — β) das Frühlings- und Sommerlied, als

thält, sind Auszüge gedruckt in Fr. Adelungs fortges. Nachrichten, . 215 ff. und in v. Auffeß' und Mone's Anz. 1833. Sp. 281 f.; 6 f.; 1834. Sp. 200 f.; drei vollständige Stücke in Liederform bei ackernagel, altd. Leseb. Sp. 949 ff. und in der d. Litteraturgesch. n G. und F. Scholl, 1, Sp. 453 ff.; noch anderes in Pischons enkm. d. d. Spr. 2, S. 127 ff. — 4) Vgl. §. 154. — 5) Ein Ty- ler, geb. 1363 (oder 1367?), gest. 1445. Wo über ihn und sein schlecht Näheres zu finden ist, sagt Hoffmann, Fundgr. 1, S. 238 nd Verzeichniß der Wiener Handschriften, S. 174; vgl. Haltaus, a. O. S. XIV ff.); daselbst auch S. 330 f. drei lyrische Stücke, die ffmann ihm abspricht, Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 955 f. . Sp. 735 f.) aber unter seinem Namen gibt (das zweite ist nur nfang eines Liedes, die beiden ersten Stollen; vollständig steht es ederbuch der Hätzlerin, S. 65 f.); ein viertes in v. Auffeß' . 1832. Sp. 212; ein Paar andere im Liederb. d. Hätzlerin ge- Lieder können von ihm sein; vgl. Haltaus, a. a. O. I. — In mehrern Handschriften, die zumeist deutsche, von dem von Salzburg (vgl. §. 158.) herrührende Bearbeitungen lateini- ymnen und Sequenzen enthalten, werden dem Wolkensteiner ge Stücke der Art beigelegt; vgl. Mone's Anz. 1838. Sp. 578; nn, Verzeichn. d. Wien. Handschr. S. 172; altd. Blätt. 2, — 6) Ueber die gedruckten gibt §. 156, Anm. c. Nachwei- — 7) Wie die Tageweise oder das Wächterlied, von dem zahl- m Theil recht hübsche Beispiele im Liederbuch der Hätzlerin e Tanzlieder oder Reien, Wechselgesänge Liebender, Boten- idharte (s. §. 149, Anm. 9) ꝛc. Eine beliebte Form des scheint im 14ten und 15ten Jahrh. auch die des Neujahrs- wesen zu sein; bei der Hätzlerin finden sich mehrere S. 57 ff. Briefe in kurzen Reimpaaren wurden solche Wünsche der Ge- bt; s. ebendas. S. 196 ff., vgl. auch J. Grimm, d. Myth. 16). — 8) Vgl. Heidelb. Jahrb. 1810. Hft. 2. S. 45 ff.

Ausdruck der Freude an der Natur, jetzt schon öfter selbständig, und mit Glück, behandelt, obgleich auch noch häufig, wie in früherer Zeit, sich mit dem erotischen berührend oder verschmelzend. — γ) das Trinklied, das in der vorigen Periode noch gar nicht vorkam [9]), in dieser dagegen desto besser gedieh. Denn die Zahl der namentlich im sechzehnten Jahrhundert gangbaren, den Wein preisenden und zur Erhöhung seines Genusses gesungenen Lieder muß außerordentlich groß gewesen sein [10]). Viele davon sind auch noch auf uns gekommen, entweder ganz oder bruchstücksweise [11]). Sie stehen im Allgemeinen den Liebesliedern rücksichtlich des poetischen Werthes am nächsten: nicht wenige sind höchst geistreich und witzig in der Erfindung und von unübertrefflicher Belebtheit

---

Wächterlieder und Tageweisen kommen u. a. bei G. Forster a. a. O. und sonst vor; vgl. K. E. P. Wackernagel, d. d. Kirchenl. S. 840 f.; 856 f.; Hoffmann, d. d. Gesellschaftsl. S. 51 f. Noch viel länger erhielten sich die Tanzlieder oder Reien; vgl. Bragur, 3, S. 225 ff. und Schmeller, baier. Wörterb. 3, S. 499 f. — 9) Wenigstens hat sich kein eigentliches Weinlied in deutscher Sprache aus so früher Zeit erhalten. Wahrscheinlich fand etwas Aehnliches, wie in der Normandie, wo bis auf Basselins Zeit (Ende des 14ten und Anfang des 15ten Jahrh.), der die Vaux de Vire in der französ. Poesie aufbrachte, beim Weine Mären erzählt oder Liebeslieder gesungen wurden (A. W. Strobel, Mittheilungen aus dem Gebiete der alten Litteratur des nördl. Frankreichs, Hft. 1. Abth. 1. Straßb. 1834. 8. S. 21—24), auch in Deutschland statt. Aber lateinische Trinklieder waren hier wohl schon früher bekannt: das berühmte Mihi est propositum ꝛc. nach der Vermuthung des Recens. in d. N. Jen. Litt. Zeit. 1843. Nr. 214. S. 866 vielleicht schon vor 1167. — 10) Davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man in Fischarts Geschichtklitterung das achte Capitel durchgeht. — 11) Nicht zu den eigentlichen Trinkliedern gehören die in kurzen Reimpaaren abgefaßten Weingrüße und Weinsegen von Hans Rosenblüt, am vollständigsten und besten herausgegeben von Haupt in d. altd. Blätt. 1, S. 401 ff. (darnach Proben bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 1009 ff.); weniger gut von Herder im d. Mus. 1780. 2, S. 483 ff.

und sinnlicher Frische in der Ausführung [12]). — δ) das ermahnende, belehrende und rügende Sittenlied [13]), so wie das ernsthaft oder humoristisch reflectierende und räsonnierende Lied: sie ertheilen bald Lebensvorschriften überhaupt, bald Verhaltungsregeln für einzelne Verhältnisse und Lagen; oder sie geben die Eindrücke wieder, die der Weltlauf im Allgemeinen oder besondere Nöthe und Verlegenheiten im menschlichen Gemüthe hervorbringen; oder sie preisen die Sinnesart an, mit der man am leichtesten und besten durch die Welt komme ꝛc. Auch unter den Gedichten dieser Art gibt es manche vortreffliche, zumal unter denen, die in einem heitern, launigen Tone gehalten sind. — bb) Die Lieder der zweiten Classe, die man unter der allgemeinen Benennung der politischen zusammenfassen kann, und von denen sich manche sehr nahe mit den auf geschichtliche Begebenheiten und Personen bezüglichen erzählenden Volksgesängen berühren, sind theils Preis- und Loblieder, theils Mahn-, Rüge-, Schelt-, Spott- und Hohnlieder. Von den ältern sind besonders die an Deutschlands Fürsten und Ritterschaft gerichteten Mahn- und Rügelieder

12) Auch die Schmauselieder, die schon in der mittelhochdeutschen Zeit gefunden wurden (§. 112.), dauerten fort, besonders die sogenannten Martinslieder; vgl. Fischart, a. a. O. Cap. 4; Hoffmann, Gesch. d. d. Kirchenl. S. 167 und d. d. Gesellschaftsl. S. 175 ff. — 13) Auch hier ist der allmählige Uebergang von dem kunstmäßigen Liede des 13ten Jahrh. zu dem rein volksmäßigen der spätern Zeit in einer Reihe von lyrischen Gedichten sehr deutlich wahrzunehmen, die, obgleich sie von Meistersängern abgefaßt sind, doch in den Handschriften mitten unter eigentlichen Volksliedern von anderm Inhalt stehen. Dahin gehören namentlich die Lieder von Suchensinn (vgl. §. 154.) und von Georg Schilher (in d. München. Meistergesangbuch Jörg Schiller; v. d. Hagens MS. 4, S. 907a) in v. Fischards Handschr. und im Liederbuch der Hätzlerin (hier von dem letztern Nr. 28; 122—124).

bemerkenswerth, welche die durch die Türken dem Abendland drohende Gefahr hervorrief. Die jüngern, welche die Mehrzahl bilden, gehören größtentheils der Reformationszeit an: wo sie nicht auf Verherrlichung oder Herabsetzung und Verunglimpfung der damaligen Lieblingshelden des Volkes ausgehen, enthalten sie hauptsächlich entweder Angriffe gegen den Pabst und das gesammte katholische Kirchenwesen, oder sie bekämpfen den Kaiser in seinem Streben wider die deutsche Freiheit [14]). Im Ganzen sind die Stücke dieser Classe [15]) eben nicht zahlreich [16]), und der dichterische Gehalt der meisten ist ziemlich unerheblich. — cc) In die dritte Classe [17]) fallen diejenigen Jägerlieder und Bergreien, die ganz eigentlich die Freuden und den Preis des Jäger- und Bergmannslebens zum Gegenstand haben, da außerdem noch viele der Liebesromanze, dem Liebesliede und andern Liederarten, weltlichen und geistlichen, beizuzählende Stücke mit einer jener beiden Benennungen bezeichnet zu werden pflegen [18]), und

---

14) Vgl. Joh. Voigt, über Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrh., in v. Raumers histor. Taschenb. 1838. S. 321 ff. — 15) Mehrere stehen unter den durch v. Soltau und Körner herausgegebenen histor. Volksliedern, so wie in Wolffs Sammlung. Eine Anzahl Lieder aus der Reformationszeit, die zugleich religiös und politisch sind, findet sich zerstreut bei K. E. P. Wackernagel, d. d. Kirchenlied. — 16) Ein Grund davon darf, wenigstens für die Spott-, Schmäh- und Hohnlieder aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrh., in den strengen Verboten gesucht werden, die seit 1524 der Kaiser durch die Reichstage gegen das Drucken und Verbreiten von Pasquillen und Schmähschriften wiederholentlich erließ; vgl. J. Voigt, a. a. O. S. 351 ff. — 17) Bei ihr verweise ich nochmals auf Bragur, 3, S. 207 ff., auf Hoffmanns Sammlungen und v. Soltau, a. a. O. S. LXXIII ff. — 18) Man vgl. z. B. das über eine alte Sammlung von Bergreien in Mone's Anzeig. 1839. Sp. 358 ff. Mitgetheilte. — Eigentlich bergmännische Lieder enthält die zweite Abtheilung des 2ten Hefts der von M. Döring herausgegebenen „Sächsischen Bergreyhen", Grimma 1840. 12.

die Studenten- und Soldatenlieder und die
und Spottlieder auf die verschiedenen Handwerke.
Arten des volksmäßigen Gesanges scheinen sich unter
am spätesten entwickelt zu haben [19]), und wenn man
ne Stücke ausnimmt, so hat sich auch keine in ihren
gnissen über das Mittelmäßige erhoben, obschon die in
wahrnehmbare characteristische Ausprägung der Lebens-
Empfindungsweise der Stände, von denen sie ausgegan-
ind, oder auf die sie sich beziehen, sie immer merkwürdig
t.

§. 158.

b) **Volksmäßiges geistliches Lied** [a]). — Für die
ickelung des religiösen Volksgesanges waren schon die
n der Reformation zunächst voraufgehenden Jahrhunderte
n günstiger als frühere Zeiten, weil er nicht mehr ganz
dem kirchlichen Haupt-Gottesdienst ausgeschlossen blieb.
bereits im vierzehnten wurden bei demselben hier und
on der Gemeinde deutsche Lieder oder Leisen [b]) ange-
it [c]), und im funfzehnten muß dieser Gebrauch immer

---

9) Indessen kommt selbst schon von den Spottliedern auf Hand-
ein frühes Beispiel vor in dem „bösen Lied von der Gaiß", das
die Schneider zu singen i. J. 1469 zu Regensburg verboten ward;
Schmeller, baier.-Wörterb. 2, S. 73.

) Zu diesem und dem folgenden §. vergl. die beiden ersten Theile
Rambachs Anthologie christl. Gesänge aus allen Jahrhunderten
irche. Altona 1816—22. 4 Bde. 8., Hoffmann, Gesch. d.
rchenl. S. 62 ff. und K. E. P. Wackernagel, das deutsche
enlied von Martin Luther bis auf Nic. Hermann und Ambr.
rer. Stuttgart 1841. 4. — b) S. §. 113, Hoffmann, a.a.O.
3 und K. E. P. Wackernagel, a. a. O. S. 770b. — c) Nach
Urkunde, auf die sich Rambach, 1, S. 381 beruft, soll dieß in
m schon i. J. 1323 geschehen sein; vgl. Hoffmann, S. 66; 75.
em alten Osterliede aus dem 14ten Jahrh., das dem Konrad von
infurt beigelegt wird (s. weiter unten), heißt es Str. 5: lât klingen

allgemeiner geworden sein [d]), wenn er auch gewiß lange bei dem Clerus mehr Duldung als Vorschub erfuhr, da erst im J. 1492 eine Provinzialsynode den Beschluß faßte, daß es in Zukunft selbst Geistlichen erlaubt sein sollte, nach der Messe statt lateinischer Responsorien ein deutsches Lied zu singen [e]), und kaum viel früher ein alter weit verbreiteter Ostergesang, als zur Liturgie gehörig, allgemeinere Aufnahme in die lateinische Agende fand [f]). Viel häufiger jedoch als in der Kirche scheint man noch immer geistliche Volkslieder bei der häuslichen Andacht und bei solchen öffentlichen Veranlassungen gesungen zu haben, bei welchen sie bereits in früheren Zeiten üblich waren [g]). Daß nun aber auch alle lyrischen Gedichte

---

hellen süezen klanc, *ir lein* in *kirchen*, ir *pfaffen* in den *koeren*, zem widergelt sì iur gesanc. nû singet: *Christus ist erstanden wol hiute von des tôdes banden.* — d) Dieß bezeugen u. a. auch die Ueberschriften und Vorbemerkungen über nicht wenigen Liedern, die K. E. P. Wackernagel aus dem Psaltes ecclesiasticus durch G. Witzel aufgenommen hat, namentlich die Vorbemerkungen zu Nr. 128. 131. 136. 143. 144. — e) Diese Synode wurde zu Schwerin gehalten. Sie stellte zunächst fest, daß der Priester, wenn er das Amt der Messe gesungen, die nach den Beschlüssen der heiligen Canones vorgeschriebenen (lateinischen) Stücke (Gloria in excelsis, das Credo ꝛc.) singen sollte, ohne etwas wegzulassen, zu mindern oder abzuschneiden; „oder, heißt es weiter, es sollen die Geistlichen (Clerici), die eben gegenwärtig sind, ein anderes Responsorium oder ein deutsches Lied (carmen vulgare) statt der oben angeführten auf der Orgel oder im Chore singen.“ Vgl. Hoffmann, a. a. O. S. 115 f., wo dieser Synodalbeschluß auch im Originaltext zu finden ist. — f) Es fängt mit den Worten „Christ ist erstanden“ an und muß schon im 13ten Jahrh. wohlbekannt gewesen sein; vgl. Hoffmann, a. a. O. S. 53—57; 116 ff. — g) Vgl. §. 43 u. 113. Besonders scheint man den Gesang solcher Lieder oder Leisen, die allgemein bekannt waren, auch bei der Darstellung geistlicher Schauspiele geliebt zu haben. Sie wurden dann entweder von der ganzen Versammlung, Darstellern und Zuschauern zugleich, an geeigneter Stelle, zumal im Anfange oder am Ende des Stücks angestimmt (vgl. Hoffmanns Fundgr. 2, S. 285, 14 f.; S. 336, 7 ff. Gesch. d. d. Kirchenl. S. 109 f. und Mone's altd. Schauspiele,

von religiösem Inhalt und volksmäßiger Form, die bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entstanden, wirklich einmal bei einer oder der andern Art gottesdienstlicher Handlungen zu allgemeinerer Anwendung gekommen seien, läßt sich keineswegs behaupten. Was sich davon entweder vollständig oder bruchstücksweise erhalten hat [h]), ist theils als unmittelbare und selbständige Fort- und Umbildung des ältern religiösen Volks- und Kunstgesanges zu betrachten, theils ist es andern Ursprungs und in früher, so viel wir wissen, noch nicht da gewesener Weise abgefaßt. Zu den Ueberbleibseln der ersten Art gehören vornehmlich Lieder, die zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, in der Passionszeit, an Marienfesten und an andern Feiertagen, auf Bittgängen, Pilgerfahrten rc. gesungen zu werden pflegten [i]). Dann die Stücke, welche nicht sowohl, wie jene, aus dem allgemeinen religiösen Volksleben hervorgegangen sind, als vielmehr, gleich den ältern Ketzerliedern, den besondern ascetischen Stimmungen und Richtungen einzelner Secten ihren Ursprung verdanken, wie die

---

S. 144, 1178 f.); oder von Chören der spielenden Personen allein, wie in dem ersten der von Mone herausgegebenen Stücke (S. 31—42 singen zuerst die taufenden Apostel, dann die Täuflinge Strophen allbekannter geistlicher Lieder, aber nur die letztern chorweise und in deutscher Sprache, während von den Aposteln jeder einzeln und lateinisch singt). — h) Manches ist schon früh gedruckt, entweder auf fliegende Blätter oder in Sammlungen (die älteste bekannte ist die Heidelberger vom J. 1494); vgl. Hoffmann, d. d. Kirchenl. S. 174 ff. und K. E. P. Wackernagel, S. 718 ff. Ueber Handschriften, in denen sich vor der Reformation entstandene geistliche Lieder finden, s. Banga in v. Aufseß' Anzeig. 1833. Sp. 268 ff.; vgl. auch Mone's Anzeig. 1838. Sp 577 ff.; 1839. Sp. 347 ff. Vieles aus Handschriften oder alten Drucken steht in guten Texten bei Hoffmann, bei weitem mehr noch bei K. E. P. Wackernagel. — i) Hierher rechnet unter den von ihm mitgetheilten Stücken K. E. P. Wackernagel besonders Nr. 127 bis 148; 163 und 164.

Leisen oder Bußgesänge der Geiselbrüder oder Flagellanten, die um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als die Pest so große Verheerungen anrichtete, scharenweise das Land durchzogen [k]), und die gleichfalls mit dem Anfang dieses Zeitraums anhebenden Lieder der Mystiker [l]), namentlich Johann Taulers [m]). Ferner einzelne lyrische Gedichte geistlichen Inhalts, die im Ganzen einen volksmäßigen Cha-

---

k) Ueber die Flagellanten (1349—1350) und die auf sie bezüglichen Schriften s. Hoffmann, S. 79 ff., wo auch ihre Gesänge, so weit sie sich erhalten haben, eingefügt sind, der Leich oder Leis (siehe §. 140, Anm. 9) aber nur in einer von Hoffmann herrührenden Umsetzung in älteres Hochdeutsch; ein zuerst von Maßmann (Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet, S. 44 ff.) herausgegebener Originaltext des Ganzen in niederdeutscher Sprache, die stark ans Niederländische streift, ist am besten mitgetheilt von K. E. P. Wackernagel, a. a. O. Nr. 723. Schon i. J. 1260 hatte sich von Italien aus die Geiselschwärmerei nach Deutschland verbreitet, hier aber nur kurze Zeit gedauert. Indessen muß von den damals aufgekommenen Bußliedern manches bis zur Mitte des 14ten Jahrh. in lebendiger Erinnerung geblieben sein; wenigstens kehren die drei Zeilen, die uns aus jenen allein überliefert worden sind, in den Gesängen der spätern Flagellanten wörtlich oder nur mit geringen Abweichungen wieder; vgl. Hoffmann, S. 82 f. — l) Vgl. §. 129. — m) Geb. wahrscheinlich 1294 (zu Straßburg, oder nach andern Angaben zu Cöln), lebte und predigte als Dominikanermönch an mehreren Orten Deutschlands, vorzüglich aber in Straßburg, wo er auch nach zwanzigjährigem Aufenthalt i. J. 1361 starb; vgl. Pischon im N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. für d. Spr. 1, S. 276 ff. Das bekannteste der ihm beigelegten Lieder, gemeiniglich in einem so stark überarbeiteten Texte gedruckt (bei Rambach, 1, S. 404; K. E. P. Wackernagel, Nr. 119), daß Banga (a. a. O. Sp. 268) jeden Antheil Taulers daran bezweifeln konnte, gibt in einer viel alterthümlichern Gestalt Wackernagel, Nr. 729. Voran gehen läßt er ihm fünf andere Lieder Taulers (Nr. 724—728), entnommen der Cölner Ausgabe seiner Werke (1543. fol.), die sie uns aber schwerlich in der ganz ursprünglichen Gestalt überliefert hat (eben daraus, hier und da aber in der Schreibweise verändert, hat sie auch B. Hüppe, Lieder und Sprüche der Minnesinger, Münster 1844. 8. abdrucken lassen). Auch von zwei Liedern der Pfullinger Handschr. (a. a. O. Nr. 738 f.) dürfte er, wie Wackernagel meint, vielleicht der Verfasser sein.

racter haben, in denen aber noch mehr oder weniger der Ton des alten religiösen Kunstgesanges nachklingt, worunter eins der ältesten, ein zu seiner Zeit viel gesungenes Tagelied von der heil. Passion, ein nicht weiter bekannter Ritter um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gedichtet haben soll [n]), ein anderes, ein berühmter, wahrscheinlich nicht viel jüngerer Ostergesang, dem Konrad von Queinfurt beigelegt wird [o]). Auch die religiösen Lieder Hugo's von Montfort sind hierher zu rechnen [p]), so wie manches, das in Klöstern gedichtet ist. Endlich die Nachbildungen und Uebertragungen lateinischer Hymnen und Sequenzen, von denen vereinzelte Versuche bereits früher vorkommen [q]), die aber häufiger zu werden erst um das Ende des vierzehnten Jahrhunderts anfangen, wo sich besonders der Mönch von

---

n) Dieß Lied, von dem die Limburger Chronik beim J. 1356 mit der Nachricht von dem Verfasser nur den Anfang gibt, ist vollständig erst in neuester Zeit von Maßmann aufgefunden und in v. Aufseß' Anzeig. 1832. Sp. 25 ff. bekannt gemacht worden (darnach bei Wackernagel, Nr. 118). Die Form ist merkwürdig; es steht dadurch gewissermaßen in der Mitte zwischen Lied und Leich: zwei ganz verschiedene Strophenarten sind nämlich in regelmäßiger Abwechselung von Anfang bis zu Ende durchgeführt. — o) Konrad soll Pfarrer zu Steinkirch am Queiß gewesen und 1382 zu Löwenberg gestorben sein; vgl. Hoffmann, S. 72 ff., wo auch S. 69 ff. das Osterlied vollständig und im besten Texte zu finden ist (darnach bei Wackernagel, Nr. 120). Wie hier dem Ausdruck der geistlichen Festfreude eine Schilderung der zu neuem Leben erwachenden Natur voraufgeht, so füllt die Darstellung der Lust und Wonne, die um diese Zeit unter Menschen und Thieren, in Flur und Wald sich zu regen beginnt, fast ganz den in volksmäßiger Leichform von unbekannter Hand abgefaßten niederdeutschen Ostergesang aus, der in Haupts Zeitschr. 1, S. 546 f. abgedruckt ist. Seine Entstehung reicht wohl über das 15te Jahrh. zurück, wenn auch die Handschrift, aus der er bekannt gemacht ist, erst in dessen zweite Hälfte fällt. — p) So viel sich nach den gedruckten Bruchstücken darüber urtheilen läßt; vgl. §. 157, Anm. 3. — q) Vgl. K. E. P. Wackernagel, unter Nr. 103. 113. 114.

Salzburg [r]) damit hervorthat. — Neue Erscheinungen dagegen sind die geistlichen Texte, die, um ihnen desto eher Eingang und Verbreitung unter dem Volke zu verschaffen, oder auch um damit dem profanen Volksgesang entgegenzuwirken, entweder unmittelbar aus weltlichen durch anders gewandte Beziehungen umgebildet, oder in der Versart beliebter weltlicher Lieder gedichtet und deren Melodien untergelegt sind. Von beiden Arten lassen sich frühe Beispiele aufweisen: von der ersten in zwei schon ins vierzehnte Jahrhundert fallenden Liedern [s]), denen sich zunächst eine Anzahl ähnlicher, von

r) Sein Vorname war nach zwei Handschriften, die Stücke von ihm enthalten, Johannes, nach einer dritten, die inhaltreicher ist und auch bestimmtere Nachrichten über den Dichter gibt, hieß er Hermann, war Benedictinermönch zu Salzburg und verfaßte seine geistlichen (auch weltlichen) Gedichte in Gemeinschaft mit einem „Laypriester" Martin auf Begehren des Erzbischofs Pilgrim von Salzburg (starb 1396); vgl. F. Pfeiffer in d. altd. Blätt. 2, S. 325 ff., wo auch ausführliche Nachrichten über diese Handschr. (mit Berücksichtigung der übrigen) ertheilt, so wie einige Gedichte, unter andern die älteste Verdeutschung des Stabat mater, vollständig abgedruckt sind. S. auch F. Wolf in d. altd. Blätt. 2, S. 311 ff. Eine Anzahl Stücke des Mönchs von Salzburg ist ferner gedr. im Liederbuch der Hätzlerin, S. 253—259; 300—305 und bei K. E. P. Wackernagel, Nr. 768. 769. 776. (vgl. S. 878 f.), der S. XIII ihm und Heinrich v. Laufenberg auch die unter Nr. 770—775; 777—785 gelieferten Gedichte, wenn nicht alle, doch zum Theil zuschreiben möchte. — Andere Uebertragungen lateinischer Kirchengesänge aus dem 15ten Jahrh. bei Wackernagel. — Uebrigens finden sich auch geistliche Lieder, die bloß auf die Melodien lateinischer Kirchengesänge gedichtet sind: so in der „Passio Christi" von dem Ulmer Chorherrn Martin Myllius (Miller), einem der unmittelbarsten Vorgänger Luthers im Kirchenliede, der 1521 starb; vgl. Hoffmann, S. 187 ff., Wackernagel, Nr. 167—176. — s) Das eine Umdichtung eines Liedes von Steinmar (s. §. 112.), das andere, wie W. Wackernagel meint, vielleicht aus einem von Neidhart umgebildet, das aber nicht mehr nachweisbar ist. Sie stehen beide in den altd. Blätt. 2, S. 125 f., bei v. d. Hagen, MS. 3, S. 468 cc f., bei W. Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 893 f. und im Buch seines Bruders unter Nr. 110 (vgl. S. 837, wo das Original

Heinrich von Laufenberg[t]) und Andern unternommener Umdichtungen aus der ersten Hälfte des funfzehnten anschließt[u]), bis wohin auch die ältesten Stücke der andern Art reichen[v]). — Zuletzt ist hier noch zu erwähnen, daß man in diesen Zeiten die schon in der althochdeutschen Prosa und Poesie vorfindliche und hier und da auch in mittelhochdeutschen Gedichten[w]) auftauchende, jetzt aber viel häufiger in Liedern[x]) angewandte Mischung lateinischer und deutscher Zeilen oder Wörter auch in die geistliche Lyrik einführte. Indessen scheint sie in dieser gerade nicht zu ausgedehnterem Gebrauch gelangt zu sein und auch nicht lange gedauert zu haben. Von den

---

gedruckt ist) und Nr. 111. — t) Er war Priester zu Freiburg im Breisgau und trat 1445 in das Johanniter-Kloster zu Straßburg; litterarisch verfolgen läßt er sich von 1415—1458; vgl. über ihn und seine Umdichtungen Maßmann in v. Aufseß' Anz. 1832. Sp. 41 ff. und Hoffmann, S. 196 f.; Lieder von ihm, und darunter mehrere, die offenbar aus weltlichen entstanden sind, bei K. E. P. Wackernagel, Nr. 746—767; vgl. Anmerk. r. Auch er hat viele lateinische Kirchengesänge deutsch umschrieben oder nachgebildet; s. F. Wolf, über die Lais, S. 151. — u) Dahin gehören z. B. mehrere unter den 16 Liedern einer aus dem ehemaligen Frauenkloster Pfullingen stammenden Handschr. Sie wurde zuerst durch Weckherlin, Beiträge, S. 84 ff. näher bekannt, der auch einzelne Stücke daraus mittheilte; alle findet man nun bei K. E. P. Wackernagel, Nr. 730—745; zwei aus weltlichen Texten umgebildete auch bei W. Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 975 ff. (1. A. Sp. 755 ff.). Andere, auch noch vor der Reformation entstandene Umdichtungen weltlicher Lieder in geistliche, die K. E. P. Wackernagel in sein Buch aufgenommen hat, kann man darin leicht nach den von ihm S. 837 ff. u. 893 f. gegebenen Nachweisungen auffinden. — Auch eine der beliebtesten Formen des ältern weltlichen Kunstliedes, das Wächter- oder Tagelied, kehrt in der geistlichen Lyrik dieser Zeit wieder; vgl. Liederbuch der Hätzlerin, S. 31 und K. E. P. Wackernagel, Nr. 747. 749. 798. — v) S. Hoffmann, S. 196; 199. — w) S. §. 109, Anm. 3. — x) Besonders in oft sehr unsaubern, das Heilige selbst parodierenden und entweihenden Liebes- und Trinkliedern. Vgl. über diese Poesien, so wie über die Geschichte dieser Sprachmengerei in Deutschland überhaupt, Hoffmann, S. 151 ff.

erhaltenen ernst religiösen Liedern dieser Art pflegt man, doch ohne rechten Grund, das eine, welches im funfzehnten Jahrhundert sehr bekannt sein mußte, dem angeblich um die Mitte desselben verstorbenen Peter von Dresden [y]) zuzuschreiben; mehrere andere hat Heinrich von Laufenberg verfaßt [z]).

§. 159.

Aus so verschiedenartigen Elementen war der religiöse Volksgesang zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erwachsen, als die Reformation ihn überkam und ihm zuerst, indem sie ihn in dem Kirchenliede zu einem Hauptbestandtheil des öffentlichen Gottesdienstes und zu einem Hauptmittel der häuslichen Erbauung erhob [1]), die rechte Gediegenheit und Selbständigkeit des Characters und eine wahrhaft würdige Haltung verlieh. Von je größerer Wichtigkeit er dadurch in Zukunft nicht nur für die religiöse und sittliche Bildung des protestantischen Deutschlands, sondern auch für unsere ganze neuere poetische Litteratur wurde, indem das evangelische Kirchenlied lange die einzige poetische Gattung blieb, die, obgleich sie vorzugsweise von dem Gelehrtenstande geübt ward, doch immer einen volksmäßigen Character in Stoff und Form [2])

---

y) Er soll 1440 als Lehrer zu Prag gestorben sein; vgl. Hoffmann, a.a.O. Das ihm beigelegte Lied, welches Rambach, 1, S. 374 nur in einem spätern, überarbeiteten Text mittheilt, ist in echter Gestalt zu lesen bei W. Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 971 ff. und bei seinem Bruder unter Nr. 125; vgl. auch Nr. 791. — z) Bei K. E. P. Wackernagel, Nr. 763. 765. 767; vielleicht auch 774. 784. Vergl. die Stücke Muscatblüts im Liederbuch der Hätzlerin, S. 98; 102 ff.

1) Ueber die Litteratur der Geschichte der ersten Einführung des deutschen Kirchengesanges in den protestantisch gewordenen Theilen Deutschlands vgl. K. E. P. Wackernagel, S. XVIII. — 2) Das Kirchenlied hat bei uns mehr, als irgend eine andere lyrische Dichtart, bis in die neueste Zeit herein den altdeutschen Strophenbau festgehalten und die Nachahmung romanischer und antiker Formen verschmäht.

ewahrte und nie aufhörte, ein Eigenthum aller Stände
Klassen des Volks zu sein und von den höchsten bis in
efsten Schichten der Gesellschaft herab ihre wohlthätigen
ingen zu äußern: desto höher ist auch in dieser besondern
hung Luthers Verdienst um die Nation anzuschlagen,
cht etwa bloß im Allgemeinen und mittelbar die Anre-
zu dieser neuen Gestaltung der geistlichen Lyrik von ihm
ng, vielmehr er es war, der sie zunächst und gleich
em glücklichsten Erfolge unternahm. Indem er selbst
Reihe von Liedern dichtete, die sich eben so vortheilhaft
die Kraft der Gedanken und die tiefe, auf unerschütter-
Glaubensfestigkeit beruhende Empfindung, als durch die
t, Körnigkeit und Wärme des Ausdrucks auszeichnen [3]),
zum Theil erweiterte Bearbeitungen alter lateinischer
eutscher geistlicher Gesänge hinzufügte [4]) und, von sei-
Freunde Hans Walther [5]) dabei unterstützt, den
gesang der Gemeinde, wenn auch nicht erst schuf, doch
ich vervollkommnete und ordnete [6]), wurde er der Vater

Oefter hat Luther den Grundgedanken in seinen Liedern aus
n entlehnt; nichts desto weniger sind sie als sein volles Eigen-
nzusehen. — 4) Wie er bei der Bearbeitung und Erweiterung
deutscher Liedertexte verfuhr, kann man am besten ersehen aus
rnagels d. Leseb. 2, Sp. 6 f. (1. A. Sp. 5—8) und bei
Bruder aus Vergleichung von Nr. 191—193; 197—199; 204;
t den bei jeder dieser Nummern citierten ältern Liedern; vergl.
offmann, S. 58; 122; 131 f. und Gervinus, 3, S. 17 ff.
Er war kurfürstl. sächs. Capellmeister („Sengermeyster") und
derdichter (s. Wackernagel, Nr. 460). 1525 wurde er von
bei Anordnung des evangelischen Kirchengesanges zu Rathe ge-
Daß dieser selbst nicht nur die Musik sehr liebte (vgl. sein Ge-
rau Musica bei W. Wackernagel, a. a. O. Sp. 20 ff.,
em Bruder, Nr. 801 und ebendas. S. 790a Luthers Vorrede
ltherschen Gesangbüchlein von 1525), sondern auch componierte,
int genug. — 6) Das gründlichste und umfassendste Werk über
ngelischen Kirchengesang im 1sten Jahrh. der Kirchenverbesserung

des evangelischen Kirchenliedes [7]), und bezeichnete er zugleich für alle seine Nachfolger in dieser Dichtart den Weg, den sie zu verfolgen hatten, wenn sie sie in ihrer Würde und ihrer Wirksamkeit auf das religiöse Leben des Volks bewahren wollten. Bald erwachte auch unter seinen Anhängern in allen Ständen, vornehmlich aber in dem geistlichen ein großer Wett-

---

dürfte wohl das von C. v. Winterfeld sein: der evangel. Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. Thl. 1. Leipzig 1843. 4. — Viele Dichter des 16ten Jahrh. waren, wie Luther, zugleich die Componisten ihrer geistlichen Lieder; vgl. Gervinus, 3, S. 18. — 7) Im Ganzen haben wir von Luther 36 Lieder: die erste Sammlung, in der Stücke von ihm enthalten waren, gab im Ganzen acht Lieder, wovon aber nur vier Luthern angehörten, und erschien zu Wittenberg 1524. 4.; doch bereits in demselben Jahre nahmen die Erfurter Enchiridien 18 Lieder von ihm auf; von den durch Jos. Klug zu Wittenberg gedruckten Gesangbüchern enthielt das vom J. 1535 schon ihrer 30 und endlich das von 1543 (1544) alle sechsunddreißig. Am besten sind sie bei Luthers Lebzeiten gedruckt in den „Geistlichen Liedern. Gedruckt zu Leipzig durch Val. Babst." 1545. 8., woraus sie (mit Vergleichung der 2ten Ausg. von 1547) Wackernagel unter Nr. 184 ff. zuerst getreu wiedergegeben hat. Wegen der Aufschlüsse über die ursprüngliche musikalische Behandlung dieser Lieder ist unter allen neuern Ausgaben davon die vorzüglichste die von C. v. Winterfeld: D. M. Luthers deutsche geistliche Lieder. Leipzig 1840. 4. Was in die neuern, noch gangbaren Gesangbücher von Luther und andern ältern Liederdichtern aufgenommen ist, pflegt gemeiniglich mehr oder weniger umgearbeitet und verwässert zu sein. Eine höchst rühmliche Ausnahme macht in dieser Rücksicht der „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch" (von Bunsen). Hamburg 1833. 8., worin zwar auch nicht die Texte älterer Lieder mit urkundlicher Treue abgedruckt sind, aber die nach festen Grundsätzen (vgl. S. XCVIII) gemachten Aenderungen nie Gedanken und Einkleidung eigentlich verletzen, vielmehr stets von einer zarten, schonenden Hand zeugen (vgl. dazu Evangelisches Kirchengesangbuch oder Sammlung der vorzüglichsten Kirchenlieder ɩc. Halle 1842. 8.). Von Luther stehen darin 25 Lieder (vgl. die Nachrichten von den deutschen Liederdichtern nach der Zeitfolge, S. 854). Ueber Luthers Verdienst um den Kirchengesang ist insbesondere die unter diesem Titel, Hamburg 1813, erschienene Schrift Rambachs nachzulesen.

eifer in Abfassung und Bearbeitung frommer und erbaulicher Lieder [8]), von denen jedoch im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts nur wenige an Werth den lutherischen nahe oder gar gleich kamen, die meisten weit hinter ihnen zurück blieben. Eigene, ganz frei und selbständig von ihren Verfassern gedichtete Lieder erschienen zunächst nicht so gar häufig: die Mehrzahl der neuen geistlichen Gesänge bildeten noch eine längere Zeit hindurch Bearbeitungen oder Uebersetzungen von Psalmen, Umschreibungen anderer biblischer Stücke, wie einzelner Gebete, Lobgesänge, Evangelien, Episteln ꝛc., und aus dem Lateinischen übertragene Hymnen und Sequenzen [9]). Dabei dauerte auch während dieses ganzen Jahrhunderts und selbst noch bis in weit spätere Zeiten unter den Protestanten das Umbilden weltlicher Lieder in geistliche und das Unterlegen

---

8) So wie die Zahl der Gesangbücher noch im 16ten Jahrh. außerordentlich wuchs (vgl. die „Aufzählung und Beschreibung der deutschen Gesangbücher und Gesangblätter, welche vom Ende des 15ten bis um die Mitte des 16ten Jahrh. gedruckt worden", bei Wackernagel, S. 718 ff.), so auch die Zahl der Lieder. Eine 1597 zu Greifswald gedruckte Sammlung enthält schon 600 Nummern. Ganz erstaunlich mehrten sich die Gesänge der evangelischen Kirche aber in den beiden folgenden Jahrhunderten: im ersten Viertel des 18ten sammelte der dänische Justizrath v. Franckenau (gest. 1749) über 33000 geistliche Lieder in 300 Bänden, und später brachte der Dombechant v. Hardenberg sogar ein Liederregister zu Stande, welches 72732 Anfangsverse zählte. Ueber ältere Schriften, die von der Geschichte der Gesangbücher und der einzelner Lieder, so wie von den Dichtern handeln, s. Koch, Compend. 2, S. 44 ff. und Rambachs Anthol. 2, S. 8; 20; 3, S. V; über ihren Werth Wackernagel, S. XIX; über die geschichtliche Entwickelung des evangelischen Kirchenliedes im 16ten Jahrh. Gervinus, 3, S. 6 ff. — 9) Ueber lateinische Kirchengesänge, die übersetzt und umgearbeitet in protestantische Gesangbücher aufgenommen sind, vgl. Mohnike's hymnologische Forschungen, Stralsund 1831 f. 2 Bde. und v. Aufseß' Anz. 1832. Sp. 113 ff. Zu vielen so entstandenen Liedern, die Wackernagel mittheilt, findet man bei ihm auch die lateinischen Originale.

religiöser Texte unter Melodien des weltlichen Volksgesanges fort, ja die Umdichtungen nahmen bis gegen das Ende dieses Zeitraums eher zu als ab, weil man nun auch nach Luthers Vorgang nicht selten alte katholische Gesänge in deutscher Sprache auf diese Weise den neuen kirchlichen Lehrbegriffen anzupassen suchte [10]). So verschiedenartig diese geistliche Lyrik rücksichtlich der Herkunft ihrer Stoffe war, auf so mannigfaltige Art sollte ihr Inhalt nicht bloß beim kirchlichen Gottesdienst, sondern auch in und außer dem Hause bei allen Verrichtungen und Begebnissen im Leben des Einzelnen wie der Familie als Mittel der Erbauung und der Befestigung im Glauben dienen. — In der Regel wurden geistliche Lieder in hochdeutscher und nur selten in niederdeutscher Sprache abgefaßt [11]); aber viele übersetzte man aus

---

10) Vgl. Hoffmann, S. 200. Von den Dichtern, die sich zur Aufgabe gesetzt, das weltliche Volkslied geistlich umzuarbeiten, sind die bekanntesten Heinrich Knaust und Hermann Vespasius: der erste bediente sich dabei der hochdeutschen, der andere der niederdeutschen Sprache; die Sammlungen ihrer Lieder erschienen beide im J. 1571; vgl. die Lieder bei Wackernagel unter Nr. 693—719 (das unter H. Knausts Namen bei W. Wackernagel, d. Leseb. 2, Sp. 120. 122 abgedruckte Lied hält sein Bruder, unter Nr. 676, nicht für sein Werk) und die Vorreden zu den Gesangbüchern beider Dichter, ebend. S. 833b; 835a, worin geradezu die Absicht ausgesprochen ist, daß durch diese Texte die weltlichen verdrängt werden sollten (s. §. 157, Anm. 1). Von den Umdichtungen der bei Wackernagel, S. 837 ff. gedruckten 39 Volkslieder fallen die meisten, die bei ihm zu finden sind, erst in das 16te Jahrh. Wie viel Lieder noch nach den Weisen weltlicher gedichtet wurden, kann man recht aus den Ueberschriften der einzelnen Stücke in Wackernagels Buch ersehen. Selbst Luther hat, wie von Winterfeld in der Vorrede zu seiner Ausgabe der lutherschen Lieder meint, höchst wahrscheinlich die Melodien zu einigen seiner Stücke dem weltlichen Volksgesange entlehnt. — Auf solche Uebertragungen von Melodien und auf die geistlichen Umdichtungen bezieht sich auch eine Stelle in der Einleitung zu Fischarts Geschichtklitterung (bei Wackernagel, d. Leseb. 3, Sp. 474). — 11) Z. B. von Joh. Freder,

jener in diese [12]), da im nördlichen Deutschland noch längere Zeit in der heimischen Mundart gepredigt und gesungen wurde. — Zu rechter Selbständigkeit, Blüthe und Ausbreitung gelangte diese Lyrik nur unter den Lutherischen; die Reformierten machten darin zwar einen guten Anfang [13]), beschränkten sich dann aber immer mehr auf bloße Psalmenlieder, die in dem gottesdienstlichen Gesange der Calvinisten in ausschließlichen Gebrauch kamen. Die katholische Kirche bereicherte sich verhältnißmäßig wenig mehr mit neuen Liedern: die Predigt abgerechnet, schloß sie fortwährend so viel wie möglich die Landessprache von der öffentlichen Gottesverehrung aus [14]). — Unter den Dichtern, die noch bei Luthers Lebzeiten oder kurz nach seinem Tode sich im geistlichen Gesange versuchten, gehören entweder wegen des innern Werthes ihrer Lieder, oder weil sie einzelne Arten und Richtungen der religiösen Lyrik vorzugsweise vertreten, zu den merkwürdigsten Paul von Spretten [15]), Justus Jonas [16]), Lazarus Spengler [17]), Nicolaus Decius [18]), Michael Weisse [19]),

---

s. Wackernagel, Nr. 310—319; von andern namhaften Verfassern daselbst Nr. 451—454; von unbekannten Nr. 669—672. — 12) Vgl. Koch, a. a. O. 2, S. 19 f. und Wackernagel im ersten Anhange, S. 755 f.; 761 f.; 777 f. ꝛc. — 13) Vgl. Wackernagel, S. XXXV u. 425 ff. — 14) Indessen wurden noch immer katholische Gesangbücher, theils mit ältern, theils mit neu übersetzten oder bearbeiteten Hymnen, Psalmen ꝛc. gedruckt; vgl. Gervinus, 3, S. 46 f., Wackernagel, S. 745 f.; 757 f.; 775; 785 f. u. Nr. 819—850. — 15) Genannt Speratus, geb. 1484 in Schwaben, gest. als evangelischer Bischof zu Liebmühl in Preußen 1554. Lieder von ihm und den meisten übrigen hier genannten Dichtern gibt nach den besten alten Texten Wackernagel. — 16) Geb. 1493, gest. als Generalsuperintendent zu Eisfeld in Franken 1555. — 17) Geb. 1479 zu Nürnberg, wo er erster Rathsschreiber war, gest. 1534. — 18) Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt; gegen 1524 war er Prediger zu Stettin. — 19) Nicht Weiß (s. Wackernagel, S. XXXI), aus Neiße in Schlesien, Pfarrer und Vorsteher der böhmischen Brüdergemeinde zu Landskron und Fulneck, für deren Gebrauch

Adam Reißner[20]), Erasmus Alberus[21]), Paul Eber[22]), Nicolaus Hermann[23]), Ambrosius Blaurer[24]) und die Uebersetzer des ganzen Psalters Hans Gamersfelder[25]) und Burkard Waldis[26]); unter denen aus späterer Zeit, wo auf die geistliche Liederpoesie die theologischen Streitigkeiten unwohlthätig einwirkten, ein trockner Dogmatismus und eine finstre Ascetik in ihr herrschend wurden, oder in entgegengesetzter Richtung ein schwülstiger Ton

---

er die schönsten Lieder, Antiphonien und Sequenzen der böhmischen Brüder übersetzte, die er mit einigen eigenen vermehrte (vgl. Wackernagel, S. XXXIII u. 245—310). Er stand mit Luther wenigstens in freundlicher Verbindung, wenn er auch nicht zu der von ihm gegründeten Kirche gehörte. Gest. ist er um 1540. — 20) Geb. 1496, lebte als gelehrter Geschäftsmann zu Frankfurt a. M., wo er auch 1572 starb. — 21) Geb. 1500 zu Sprendlingen in der Nähe von Frankfurt a. M. oder in der Wetterau, gest. 1553 als Generalsuperintendent zu Neubrandenburg im Mecklenburgischen. Seine geistlichen Lieder gehören zu denen, die mit am entschiedensten in Eifer und Spott alles papistische Wesen angreifen (über seine andern satirischen und polemischen Schriften, deren der unruhige, vielfach umhergeworfene Mann viele verfaßt hat, vgl. Flögels Gesch. d. kom. Litt. 3, S. 259 ff.). — 22) Geb. 1511 zu Kitzingen in Franken, zuerst Professor, dann Superintendent zu Wittenberg; gest. daselbst 1569. — 23) Cantor zu Joachimsthal in Böhmen, wo er 1561 in hohem Alter starb. Wir haben von ihm zwei Liedersammlungen: „Evangelia auf alle Son- und Fest-Tage im gantzen Jar in Gesengen für die lieben Kinder im Jochimsthal." Wittenberg 1560. 8. und „Die Historien von der Sindflut, Joseph etc. Für Christliche Hausveter und jre Kinder." Leipz. 1563. 8. — 24) Er gehört der reformierten Kirche an; geb. zu Constanz 1492, wurde Geistlicher in seiner Vaterstadt, predigte aber auf Verlangen von Städten und Fürsten an vielen andern Orten; i. J. 1548 verließ er Constanz und hielt sich nun hier und da in der Schweiz auf; er starb 1564 zu Winterthur; s. Wackernagel, S. 824 ff., der auch S. 404 f. Lieder von ihm mittheilt. — 25) Bürger zu Burghausen in Oberbaiern. Sein Psalter ist zu Nürnberg 1542. 8. gedruckt. Ueber diese und andere Bearbeitungen sämmtlicher Psalmen vgl. Gervinus, 3, S. 43 f. — 26) S. §. 149, Anm. 11. Der Psalter erschien Frankfurt a. M. 1553. 8.

und ein Spielen mit Bildern und Allegorien in sie eindrang, Ludwig Helmbold [27]), Nicolaus Selnecker [28]), Martin Schalling [29]), Bartholomäus Ringwaldt [30]), Philipp Nicolai [31]) und der Bearbeiter des Psalters [32]) Ambrosius Lobwasser [33]).

C. Dramatische Poesie.

§. 160.

Bereits in sehr früher Zeit muß es in Deutschland verschiedene Arten mimischer, theils stummer, theils mit Gesang und Wechselreden verbundener Darstellungen gegeben haben, die einen durchaus volksmäßigen Ursprung hatten und mit altheidnischen Festen, Spielen, Aufzügen 2c. zusammenhiengen,

27) Geb. 1532 zu Mühlhausen, wo er auch 1598 als Superintendent starb. Er ist einer der fruchtbarsten Liederdichter seiner Zeit, in dem sich aber nach Gervinus, 3, S. 38 schon die ganze Gesunkenheit dieser jüngern Lyrik der protestantischen Kirche zeigt. — 28) Geb. 1532 in der Nähe von Nürnberg, gest. 1592 als Superintendent zu Leipzig. Seine Lieder wurden größtentheils in dem von ihm Leipz. 1587 herausgegebenen Gesangbuch gedruckt. — 29) Aus Straßburg, geb. 1532 und gest. 1608 als Pfarrer zu Nürnberg. — 30) Geb. 1530 zu Frankfurt a. d. O.; nach Bekleidung mehrerer geistlichen Aemter seit 1567 Prediger zu Langfeld in der Neumark, gest. wahrscheinlich 1598. Das Beste über diesen besonders als Didactiker merkwürdigen Dichter enthält Hoffmanns Schrift: Barth. Ringwaldt und Benj. Schmolcke. Breslau 1833. 8.; über ihn als Liederdichter vgl. aber auch Gervinus, 3, S. 36 ff. — 31) Geb. 1556 im Waldeckischen, gest. 1608 als Pfarrer zu Hamburg. Seine beiden berühmtesten Lieder „Wie schön leuchtet der Morgenstern" und „Wachet auf, ruft uns die Stimme" sind i. J. 1598 gedichtet. — 32) Einzelne Psalmen hat auch Fischart bearbeitet; vgl. Gervinus, 3, S. 136. — 33) Geb. 1515 zu Schneeberg in Sachsen, gest. als preußischer Rath zu Königsberg 1585. Seine Psalmen, die 1573 zu Leipzig erschienen, sind nicht nach Luthers Uebersetzung, sondern nach versificierten Texten in französischer Sprache gefertigt.

von denen dann im Laufe der Zeit gewiß viele verschwanden, andere christlichen Vorstellungen angenähert und mit Gebräuchen und Feierlichkeiten der Kirche verbunden wurden oder auch so gut wie ganz darin aufgiengen, einige aber sich unabhängiger und ihrem Ursprung getreuer viele Jahrhunderte hindurch unter dem Volke erhielten und fortbildeten. In allen darf man die mehr oder minder fruchtbaren Keime der während dieses Zeitraums zuerst zu einer gewissen Selbständigkeit sich entwickelnden dramatischen Poesie suchen [a]). Am unmittelbarsten jedoch lehnte sich dieselbe in ihrer Herkunft, wie in ihrer nächsten Fortbildung an zwei Arten mimischer Vorstellungen an, wovon die eine, in der das volksthümliche Element vor dem kirchlichen entschieden zurücktrat, anfänglich eine doppelte Bestimmung gehabt zu haben scheint, einmal die Feier gewisser christlichen Feste zu erhöhen und deren Bedeutung den Laien zu versinnlichen, und dann dem Volke für seine althergebrachten weltlichen Lustbarkeiten und Spiele, welche die Geistlichkeit als anstößig zu verdrängen suchte, einen Ersatz zu bieten [b]); die andere, in der sich der Character

---

a) Vgl. §. 37. und außer dem daselbst Anmerk. 7 Angeführten noch die 2te Ausg. der Mythologie, S. 722—748 und Gervinus, 2, S. 359 ff. (1. A. S. 355 ff.). — Im Allgemeinen verweise ich zu diesem §. und den drei folgenden auf Gottsched, Nöthiger Vorrath zur Gesch. d. deutsch. dramat. Dichtkunst, Flögel, Gesch. d. kom. Litteratur, 4, S. 278 ff., Tieck, Vorrede zum ersten Theil seines deutschen Theaters, Hoffmann, Fundgruben, 2, S. 239 ff., G. Freytag, de initiis scenicae poesis apud Germanos (Berlin 1838. 8.), Mone, Einleit. zu den von ihm herausgegebenen „Altdeutschen Schauspielen" (Quedlinb. u. Leipz. 1841. 8.) und Gervinus, a. a. O. und 3, S. 73 ff. — b) Nach der jetzt gangbarsten Meinung sind die geistlichen Dramen aus dem kirchlichen Gottesdienst, so zu sagen, unmittelbar, obgleich erst allmählig erwachsen und zunächst „aus den Monologen und Dialogen herzuleiten, welche die römische Liturgie der Kirche an die Hand gab. Man habe zuerst einzelne Begebenheiten des neuen

des rein Volksmäßigen behauptete, zur Vermehrung der Fastnachtslustbarkeiten diente. Jene gab den Anlaß zur Abfassung der ersten religiösen Dramen in deutscher Sprache, der sogenannten geistlichen Spiele oder, wie sie mehr anderwärts hießen, Mysterien [c]); für diese wurden die ältesten welt-

---

Testaments (zumal die Passionsgeschichte, die sich durch ihre ganze Fassung in den Evangelien schon von selbst zu dramatischer Anordnung dargeboten), hernach aber auch des alten in den Kirchen durch Geistliche selbst dargestellt; durch Einmischung der Laien und unter den Händen fahrender Leute seien diese unschuldig einfachen Spiele allmählig entartet und in weltliche Kurzweil übergegangen." Anders sieht J. Grimm (Götting. Anz. 1838. Nr. 56.) die Sache an. Ihm ist das weltliche und komische Element, das diese Spiele enthalten, das ursprünglichere. „Die uralte, heidnische oder weltliche Lust des Volks am Schauspiele drang auch in die Kirche und brachte die sogenannten Mysterien, Oster- und Weihnachtsspiele hervor, deren heitere und scherzhafte Folie gerade das echt dramatische Interesse begründet." Dieß sei aber schon lange vor dem 12ten Jahrh. geschehen, wenngleich erst seit dieser Zeit einige solcher wirklichen Darstellungen aufgezeichnet worden. Ich glaube, man wird dieser Ansicht mindestens in so weit beipflichten dürfen, daß das weltliche Element des geistlichen Schauspiels in Deutschland nicht erst spätere Zuthat sei, sondern wie das liturgische einen seiner Grundbestandtheile bilde, sobald man sich daran erinnert, wie früh schon und wie spät noch selbst in die Kirchen das Volk mit seinen Lustbarkeiten eindrang (s. §. 37.), wie bereits gegen Ende des 10ten Jahrh. in Klöstern Scenen aus der Thierfabel mimisch dargestellt wurden (vgl. F. Wolf, über die Lais, S. 238 f.), und wie noch im 13ten Jahrh. Päbste und Bischöfe gegen den Unfug der theatralischen Spiele in den Kirchen und die Theilnahme der niedern Geistlichen daran eiferten (s. Hoffmann, a. a. O. S. 241 ff.), allmählig aber, wie schon Gervinus, 2, S. 364 f. richtig bemerkt hat, darin nachließen, wohl aus keinem andern Grunde, als weil die Kirche sich mit der Zeit der mimischen Darstellungen so weit bemächtigt hatte, daß das eigentlich Anstößige zurückgedrängt und das Komische und Possenhafte nur solchen Figuren und Auftritten zugewiesen war, deren Einführung und Vorstellung sich durch die heil. Schrift oder die kirchliche Ueberlieferung gewissermaßen rechtfertigen oder entschuldigen ließ (vgl. §. 161, Anm. 9). — c) Dieser Name, zuerst nur von geistlichen Dramen gebraucht, in denen die Kreuzigung, Begräbniß und Auferstehung des Heilandes dargestellt wurden (s. Freytag, a. a. O. S. 34—36), war besonders in Frankreich, und hier

lichen Stücke geschrieben, die man Fastnachtsspiele nannte. Anfänglich scheint zu den Mysterien, in denen man meist biblische Geschichten und Parabeln, dann aber auch Begebenheiten der Legende dramatisierte, und die von der Geistlichkeit nicht bloß gutgeheißen, sondern lange Zeit auch gewiß vorzugsweise angeordnet und mit Hinzuziehung von Laien in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen aufgeführt wurden, die lateinische Sprache, wenigstens für den ernsten Theil der Handlung, gebraucht worden zu sein [d]). Indessen findet sich bereits ziemlich zeitig, in dem uns von dem dreizehnten Jahrhundert überlieferten Leiden Christi [e]), welches man durchweg gesangweise dargestellt haben muß, ein Beispiel, daß man auch einzelne deutsche, nur gewissen Personen [f]) der Handlung in den Mund gelegte Strophen oder Zeilen ernsten Inhalts zwischen den lateinischen Text [g]) einschob; und spätestens in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo nicht eher, wird es schon geistliche Spiele gegeben haben, in

---

noch in viel weiterem Sinne üblich; in Deutschland scheinen bis zu Anfang des 16ten Jahrh. die allgemeinen Benennungen ludus und Spiel gewöhnlich gewesen zu sein, die man dann durch Beisätze, wie ludus paschalis, Osterspiel, ein geistlich Spiel von — ꝛc. näher bestimmte. — d) Als das älteste bekannte unter den in Deutschland aufgefundenen gilt der ganz lateinische Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi von Wernher von Tegernsee (s. §. 90, Anm. 3), welchen B. Pez in seinen Thesaur. novissim. anecdot. II, 3, S. 185 ff. aufgenommen hat; vgl. Flögel, a. a. O. S. 285 f., Freytag, S. 43 ff. — e) Zuerst herausgegeben von Docen in v. Aretins Beitr. 7. Bd. (1806), S. 497 ff., dann von Hoffmann, a. a. O. S. 245 ff. Es ist in der Handschr. nicht vollständig erhalten: der erste Theil, die eigentliche Passion, beinahe ganz; vom zweiten, der Begräbniß, nur ein Paar deutsche Strophen. — f) Der Maria Magdalena, dem Kaufmann, der Jungfrau Maria, dem Longinus, Joseph von Arimathia und Pilatus; die meisten darunter haben aber auch lateinische Reden und Strophen zu singen. — g) Er hält sich, wo er nicht strophisch ist, ziemlich genau an die Worte der Vulgata.

denen die deutsche Sprache das entschiedene Uebergewicht über die lateinische erlangt hatte[h]), wenngleich die ältesten in einiger Vollständigkeit erhaltenen Stücke dieser Art in die uns überlieferte Gestalt kaum vor dem Anfange dieses Zeitraums gebracht sein dürften. Dagegen werden die ersten bekannten Fastnachtsspiele, die, gleich den spätern, meistentheils in Possen bestehen, mitunter jedoch auch politisch-satirischen oder moralisch-belehrenden Characters, und dann mehr ernst als komisch

---

h) Für ein solches wird wegen der Sprache und noch mehr wegen der Behandlung der deutschen Verse das Passionsspiel gelten dürfen, woraus wir eine Art Auszug in der alten Pergamentrolle der Bartholomäistiftsschule zu Frankfurt a. M. besitzen (gedr. bei v. Fichard, Frankf. Archiv, 3, S. 131 ff.). Sie diente wahrscheinlich bei der Aufführung des Spiels dem jedesmaligen Ordner als Leitfaden; daher enthält sie nur die Anfänge der lateinischen und deutschen Reden und Gesänge, so wie Andeutungen über das, was während des Ganges der Darstellung zu beobachten war. Auch Marien Klage (bei Hoffmann, S. 259 ff.) stammt wohl ihren Hauptbestandtheilen nach aus einem Passionsspiel von ziemlich hohem Alter, wenn man dessen Abfassung auch nicht so weit hinaufrücken will, wie der Herausgeber zu thun geneigt ist. Schade, daß wir nicht wissen können, ob in dem Weihnachtsspiel, woraus in Dieterichs von Stade Specimen lectionum antiq. Francic. ex Otfridi libr. Evangel. (Stade 1708. 4.) S. 34 ein Fragment abgedruckt ist, auch die heiligen Personen eben so, wie hier Augustus und Virgilius durchweg deutsch redeten. Denn dieses Fragments Sprache, Versbau und Reimgebrauch lassen die Entstehung des Spiels am allerersten, wo nicht noch im 13ten, doch spätestens zu Anfang des 14ten Jahrh. vermuthen. (Wenn Mone, altd. Schausp. S. 12 es dem Konr. Bachmann beilegt, so hat er sich von Kinderling, Gesch. d. niedersächs. Spr. S. 298, zu einem Irrthum verleiten lassen: Dieterich v. Stade berichtet nur, daß die Handschrift, der das Fragment zuerst entnommen worden, aus der Bibliothek des Dichters K. Bachmann herrühre.) — Ob das i. J. 1322 zu Eisenach vor dem Landgrafen Friedrich aufgeführte geistliche Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen, das für ihn so traurige Folgen hatte (Menken, Scriptt. Rer. Germ. 3, S. 326; vgl. Freieslebens kleine Nachlese zu Gottscheds Nöthigem Vorrath, S. 7 ff.), in deutscher oder lateinischer Sprache abgefaßt war, bleibt ungewiß.

sind, nicht weit über die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts zurückreichen. Wahrscheinlich aber waren schon lange zuvor mit den zu Fastnacht üblichen Verkleidungen mimische Darstellungen burlesker Scenen oder leicht verständlicher Allegorien verbunden, bei denen anfänglich vielleicht gar nicht, oder nur aus dem Stegreif deutsch gesprochen wurde. Auch können wir nicht wissen, ob die Dichter, welche zuerst darauf verfielen, zu solchem Zwecke etwas in dialogischer Form abzufassen, gerade diejenigen gewesen sind, deren Fastnachtsspiele für uns als die ältesten gelten müssen. Das aber lehren uns diese Stücke selbst, daß sie nicht öffentlich, sondern in Privathäusern, wo sich etwa gerade Gesellschaften zu Fastnachtsschmausereien versammelt hatten, aufgeführt worden sind, vermuthlich von jungen Leuten aus dem Bürgerstande und ohne weitere scenische Vorbereitungen, als die im Augenblick, wo die Spielenden eintraten, getroffen werden konnten. Ueberhaupt darf vor dem Ende dieses Zeitraums noch an keine ordentlich eingerichteten oder gar stehenden Bühnen und an Schauspielertruppen gedacht werden. Denn auch im sechzehnten Jahrhundert blieben Kirchen, Märkte und andere große Plätze [i]), Rathhäuser, Universitäts- und Schulsäle, Gasthöfe, Fürsten- und Privatwohnungen die Orte, wo man geistliche und weltliche Spiele darstellte, und Personen aus allen Ständen, besonders aber Geistliche und Schullehrer, Schüler [k]) und Studenten,

i) Geistliche Stücke, die oft von mehrern Hunderten theils redender, theils stummer Personen aufgeführt wurden, erheischten schon darum zu ihrer Darstellung große Räume, zumal alle Mitspieler von Anfang an zugleich auf dem Schauplatz erschienen und in mehrere Gruppen vertheilt, entweder auf ebener Erde, oder auf eigens dazu erbauten Gerüsten von mehrern Stockwerken, sich so lange ruhig verhielten, bis die Reihe sie traf, in die Handlung mit einzugreifen. — k) Daß schon im 14ten Jahrh. bei Aufführung geistlicher Schauspiele außer Priestern

Handwerker [l]) und andere Bürger die Darsteller [m]). Erst ungefähr um 1600 trifft man in Deutschland auf Schauspieler von Gewerbe, die sogenannten englischen Komödianten, die längere Zeit im Lande umherzogen und in Städten und an Fürstenhöfen ihre zum Theil wenigstens von England mitgebrachten und für die Deutschen bearbeiteten Stücke aufführten [n]).

---

auch besonders Schüler thätig waren, erhellt aus dem Schluß der Auferstehung Christi, bei Mone, S. 144. — l) An einigen Orten, wie namentlich in Augsburg, insbesondere die Meistersänger. — m) In einem 1589 am Berliner Hofe aufgeführten Stücke, „Eine kurtze Comödien von der Geburt des Herren Christi" (vielleicht von Georg Pondo aus Eisleben und herausgegeben von G. Friedländer, Berlin 1839. 8.) gehörten die Darsteller dem kurfürstlichen Hause, einigen adeligen Geschlechtern und Berliner Bürgerfamilien an. Die meisten waren noch Kinder; die Rolle der Jungfrau Maria aber spielte ein sechzehnjähriges Fräulein von Mansfeld. Sonst wurden Frauenrollen wohl in der Regel, zumal bei öffentlichen Aufführungen geistlicher und weltlicher Dramen von Männern und Knaben gegeben (vgl. u. a. was Flögel, 4, S. 289 f. von einem Schwanke Eulenspiegels beim Osterspiel mittheilt). — An manchen Orten scheint sich im 16ten Jahrh. eine Art stehender Gesellschaften aus Bürgern und Studenten gebildet zu haben, die sich einem Dirigenten unterordneten und von Zeit zu Zeit Stücke aufführten; vgl. Gervinus, 3, S. 99 f. — n) Wer diese englischen, von den Niederlanden einwandernden Komödianten eigentlich waren, ob wirkliche Engländer, oder junge Deutsche vom Comtoir der Hansa in London, oder Abenteurer und Liebhaber des Theaters, die auf Speculation nach London reisten, mit einem Vorrath von Manuscripten und einstudierten Rollen zurückkamen und so in Deutschland ihr Glück versuchten, läßt Tieck, wo er über sie und die von ihnen aufgeführten Stücke spricht (a. a. O. 1, S. XXIII ff.) unentschieden, und auch Gervinus (3, S. 100 ff.) weiß darüber noch nichts Genaueres zu sagen. Es scheinen aber doch in der That Engländer gewesen zu sein; denn in der Apology for Actors. Written by Thom. Heywood (vom J. 1612) findet sich, wie ich in dem (Berliner) Magazin für die Litteratur des Auslandes, 1841. Nr. 73. gelesen, folgender Bericht: „Der König von Dänemark, Vater des jetzt regierenden, hatte in seinem Dienst eine Gesellschaft englischer Schauspieler, die ihm vom Grafen von Leicester empfohlen worden war. Der Herzog von Braunschweig (vgl. Gervinus, 3, S. 101) und der Landgraf von Hessen unterhalten an

§. 161.

Von den geistlichen Spielen, die sich aus den beiden der Kirchenverbesserung voraufgehenden Jahrhunderten erhalten haben oder wenigstens wieder aufgefunden und theils gedruckt, theils beschrieben worden sind, stellen die meisten neutestamentliche Geschichten oder Legenden dar; seltner bilden Begebenheiten des alten Testaments, entweder selbständig behandelt [1]), oder zwischen evangelische Geschichten eingeschoben [2]), ihren

ihren Höfen gewisse englische Schauspieler von derselben Qualität. Ingleichen besoldet gegenwärtig der Kardinal von Brüssel Komödianten aus unserm Lande." Darnach aber ist kaum anzunehmen, daß diese Komödianten gleich von vorn herein in Deutschland ihre Stücke auch in deutscher Sprache gespielt haben; glaublicher ist, daß sie zunächst sie nur englisch gaben, und zwar an Höfen und in Handelsstädten, wo sie verstanden werden konnten, und erst allmählig, als ihre Truppen durch den Hinzutritt deutscher Mitglieder sich ergänzten und vermehrten, mochte die deutsche Sprache an die Stelle der englischen treten. Auch erschien von den sogenannten „Englischen Comedien und Tragedien", die von diesen wandernden Truppen gespielt wurden, der erste Band nicht früher als 1620. 4., bis wohin jene Umwandlung schon vollständig erfolgt sein konnte. (Dieser erste Band ist 1624 und 1630 neu aufgelegt; ein zweiter, gleichfalls 1630 gedruckter, der zugleich den Titel „Liebeskampf" führt, enthält schon bei weitem weniger Stücke, die auf englischer Grundlage beruhen [vgl. außer Gottsched, 1, S. 182 f.; 189 f. und Tieck auch Gervinus, 3, S. 117]. Mehrere von diesen alten, in einer schlechten Prosa abgefaßten Schauspielen sind auch in die „Schaubühne englischer und französischer Komödianten," 1670. 3 Bde. 8. aufgenommen [vgl. Gottsched, 1, S. 226 f.]; zwei, Titus Andronicus und Fortunat nach der Ausgabe des 1sten Bandes von 1630 gedruckt bei Tieck.)

1) Wie in der noch ungedruckten Susanna, die eine Wiener Handschr. des 15ten Jahrh. enthält; vgl. Hoffmann, Verzeichn. d. Wien. Handschr. S. 183 f. — 2) Ein Passionsspiel der Art, welches sich in einer Heidelb. Handschr. vom J. 1514 befindet, beschreibt Gervinus, 2, S. 370 f. (1. A. S. 363 f.): „die dialogische Darstellung der neutestamentlichen Geschichten unterbricht von Zeit zu Zeit ein Intermezzo aus dem alten Testament, das in einem ganz leisen Bezuge auf die Stelle steht, wo das Evangelium abgebrochen ward."

Inhalt. Fast alle sind ohne die Namen ihrer Urheber auf uns gekommen, was weniger auffallen kann, wenn man sich durch ihre Vergleichung überzeugt, daß die, welche gleichartige Gegenstände behandeln, nicht bloß in der allgemeinen Anlage, sondern auch in der Ausführung des Einzelnen Vieles mit einander gemein haben, ja stellenweise oft wörtlich übereinstimmen, so daß gewiß nur selten solche Spiele von Anfang bis zu Ende ganz neu gedichtet wurden, viel öfter dazu eine schon vorhandene, ihrem Ursprunge nach vielleicht sehr alte Grundlage benutzt und neu bearbeitet, oder auch nur durch einzelne eingeschobene Gesänge, Reden, Auftritte erweitert ward [3]). Insbesondere wird dieß der Hergang bei Abfassung der Passionsspiele gewesen sein, die von allen zur Aufführung gebrachten geistlichen Dramen, wie es scheint, die häufigsten waren und in der Regel auch wohl zu den umfangreichsten gehörten, da ihre vollständige Darstellung auf zwei bis drei auf einander folgende Tage vertheilt zu werden pflegte. In einer solchen Vollständigkeit aber hat sich bisher nur ein [4]) Passionsspiel, das sogenannte Alsfelder, in einer erst dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts angehörigen Aufzeichnung vorgefunden [5]); von einem zweiten, gewiß viel ältern, kennen wir außer der Anordnung des Ganzen und der Art, wie es aufgeführt wurde, bloß die Anfänge der einzelnen Reden und

3) Vgl. Vilmar in Haupts Zeitschr. 3, S. 478 f. — 4) Dieß behauptet wenigstens Vilmar, a. a. O. S. 477. Nach der eben angezogenen Beschreibung, die Gervinus von dem Heidelberger Passionsspiel gibt, sollte man freilich meinen, auch dieß sei ganz vollständig; indeß sagt er nicht ausdrücklich, daß es auch die Begräbniß und Auferstehung Christi in sich befasse. — 5) Nach seinem in Hessen belegenen Fundorte benannt, an dem es auch wahrscheinlich niedergeschrieben und aufgeführt worden ist. Eine Beschreibung davon (es ist in drei Tage eingetheilt) und bedeutende Bruchstücke daraus hat Vilmar, a. a. O. S. 477—518 gegeben.

Gesänge [6]); in andern Stücken besitzen wir nur einzelne dramatisierte Theile der Leidens- und Auferstehungsgeschichte, wie in zwei Bearbeitungen von Marien Klage [7]) und in zwei Osterspielen oder Darstellungen der Auferstehung Christi [8]). Alle diese Stücke sind melodramatisch behandelt [9]); die Reden fast durchgängig deutsch, die gesungenen Stellen oft noch lateinisch, zumal wenn ihr Inhalt unmittelbar nachher in deutschen, gesprochenen Versen sich wiederholt. Mit Ausnahme der

---

6) Aus der §. 160, Anm. h. angeführten Frankfurter Pergamentrolle. Darnach wurde dieses Spiel an zwei auf einander folgenden Tagen aufgeführt. Viele Anfänge von Reden und Gesängen, so wie verschiedene Andeutungen der Scenerie, des Auftretens der Personen rc. kehren in dem Alsfelder Stück wörtlich wieder. — 7) Von der einen, die zuerst durch Hoffmann (S. 259—279) bekannt geworden ist, war schon §. 160, Anm. h. die Rede: sie besteht aus zwei Theilen, dem planctus Mariae virginis und dem ludus de nocte Paschae. Die Handschrift, die sie uns überliefert hat, gehört dem 15ten Jahrh. an. Auch diese Marien Klage „findet sich mit einigen Abweichungen, sodann aber mit ziemlich umfangreichen Zusätzen und einigen Auslassungen" in dem Alsfelder Spiele wieder. — Von der andern Bearbeitung hat sich nur ein kleines Bruchstück erhalten, welches zuerst Docen (Neuer litterar. Anzeig. 1806. Sp. 82 ff.) herausgab, und darnach Hoffmann (S. 280 ff.). Der erstere setzte die Abfassung dieses Stücks gegen das Ende des 14ten Jahrh. Es scheint mit der andern Marien Klage auf derselben Grundlage zu ruhen, da in einzelnen Stellen wieder wörtliche Uebereinstimmung ist. — 8) Das eine nach einer Handschr. von 1391 bei Mone, S. 109 ff. unter der Ueberschrift „Auferstehung Christi" gedruckt; von dem andern, das einen Deutsch-Böhmen oder einen Schlesier zum Verfasser haben dürfte und wahrscheinlich 1472 niedergeschrieben worden ist, war zuerst nur der Prolog und ein ziemlich bedeutendes Bruchstück aus dem Spiele selbst durch Wackernagels altd. Leseb. 1. A. Sp. 781 ff. bekannt geworden, bis Hoffmann (S. 296 ff.) das Ganze unter dem Titel „Osterspiel" veröffentlichte. Die ernste Grundlage bildet hier nach Wackernagels Bemerkung (altd. Leseb. 2. A. Sp. 1013 ff.) der vorhin erwähnte ludus de nocte Paschae. — 9) Auch Tänze kamen in diesen geistlichen Spielen vor, bisweilen unter sogenannten hebräischen oder jüdischen (d. h. kauderwelsch klingenden) Gesängen ausgeführt.

beiden Marien Klagen fügen sie sämmtlich in den ernsten Gang der heiligen Handlung komische und possenhafte Auftritte und Reden [10]); einige leiten damit auch statt mit einem ernst gehaltenen Vorspiele die Haupthandlung ein [11]). Zwischen diesen geistlichen Spielen von vorzugsweise biblischem Inhalt und denen, die ganz auf dem Boden der Legende erwachsen sind, steht mitten inne Marien Himmelfahrt, ein ziemlich altes, bis auf einige eingefügte lateinische Gesänge und Predigttexte ganz in deutscher Sprache abgefaßtes und

10) Anknüpfungspuncte dafür boten in der heiligen Geschichte vornehmlich das Leben der Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung, die Höllenfahrt Christi und der Einkauf der Salben und Specereien durch die drei Marien, bevor sie das Grab besuchen. Die komischen Figuren waren außer einem Kaufmann oder Marktschreier, seinem Weibe und seinem Knechte besonders auch die Teufel. In dem Alsfelder Spiele ist die Scene zwischen dem Marktschreier und seinem Anhange auf einem der eingelegte Stellen enthaltenden Zettel der Handschr. eingeheftet; anderwärts findet sie sich in den Handschr. selbst, am ausgeführtesten in den beiden Osterspielen bei Mone und Hoffmann. Auch die Frankfurter Pergamentrolle deutet sie bestimmt genug an, ja selbst in dem alten Spiel vom Leiden Christi (s. §. 160.) blickt, wie Hoffmann, S. 297 richtig bemerkt, schon die Grundidee dazu durch; sie würde sich wahrscheinlich von ähnlicher, wenn auch vielleicht bescheidenerer Behandlung als in den spätern Stücken zeigen, wenn uns von diesem Spiel der Theil aufbewahrt wäre, der die Auferstehungsgeschichte enthielt. Dieß schließe ich besonders daraus, daß zu Anfang (S. 245) mit dem Kaufmann zugleich dessen Frau auftritt, die in dem uns erhaltenen Theil gar nichts zu thun hat und doch gewiß nicht umsonst erscheint. — 11) Das Alsfelder Stück hebt nach dem Prolog mit einer Teufelsscene an, und in dem Osterspiel bei Hoffmann spricht gleich der Vorredner (Praecursor) in einem burlesken Tone. Dagegen eröffneten zufolge jener Pergamentrolle das alte Passionsspiel der heil. Augustin, David, Salomon und mehrere Propheten durch ein Gespräch mit den Juden, welches wahrscheinlich von dogmatischem Inhalte war und mit dem bei Mone, S. 145 ff. unter der Ueberschrift Fronleichnam gedruckten Stücke, das nach des Herausgebers Meinung gleichfalls nur als Einleitung zu einem Schauspiel diente, Aehnlichkeit haben mochte.

durchweg im ernsten Tone gehaltenes Werk[12]). Dramatisierte Legenden endlich besitzen wir aus dem vierzehnten Jahrhundert in der heil. Dorothea, die wahrscheinlich nur der erste Theil eines ursprünglich weiter ausgeführten Schauspiels ist[13]), und in dem niederdeutschen Theophilus[14]), und aus dem funfzehnten in dem Spiel von Frau Jutten, welches 1480 ein Geistlicher, Theoderich Schernberg, gedichtet haben soll[15]). In diesen drei Stücken, von denen das letzte wieder mit halb possenhaften Auftritten die ernsten untermischt, kommen wenig oder gar keine lateinischen Worte vor; das zweite aber ist das einzige, in welchem auch die sonst nie fehlenden Gesänge vermißt werden: weil es sich jedoch noch dadurch von allen andern unterscheidet, daß es in einigen, nicht schlechthin ausscheidbaren Zwischensätzchen aus der dialogischen in die Erzählungsform überspringt, so dürfen wir vermuthen, es liege uns darin nur eine wohl gar nicht

---

12) Aus derselben Handschrift, in welcher Christi Auferstehung und der Fronleichnam stehen, herausgeg. von Mone, S. 21 ff. Es hebt mit der Theilung der Apostel an, geht zum Tode, der Begräbniß und der Himmelfahrt Mariä über und sollte wohl mit der Eroberung und Zerstörung Jerusalems schließen, bricht aber schon bei der Belagerung der Stadt ab. — 13) Nach einer Handschr. vom J. 1340 herausgeg. von Hoffmann, S. 284 ff. — 14) Gedr. bei Bruns, Altplattd. Gedichte, S. 296 ff. Ueber die Legende von Theophilus s. Mone's Anz. 1834. Sp. 266 ff. und was J. Grimm, d. Mythol. S. 969, Note 2 (1. A. S. 571) anführt. — 15) Es hat die legendenartige Geschichte der Päbstin Johanna zum Inhalt und verfolgt deren ganzen Lebenslauf von dem Augenblick an, wo die Teufel sie zu verführen beschließen, bis zu ihrem Tode, worauf dann noch dargestellt wird, wie ihre Seele in der Hölle leidet, endlich aber auf Fürbitte der Jungfrau Maria von dem Heilande begnadigt und in den Himmel aufgenommen wird. Die Nachricht von dem Verfasser und dem Alter des Stücks gibt ein Mag. Tilesius, der es zuerst drucken ließ, Eisleben 1565; vgl. Gottsched, 2, S. 81 u. 221, wo es auch S. 84 ff. nach der alten Ausgabe wieder abgedruckt ist; Proben bei Pischon, Denkm. 2, S. 181 ff.

zur Aufführung bestimmte Bearbeitung eines ältern, in seiner ganzen Form den übrigen Gedichten dieser Gattung näher stehenden Spieles vor[16]). — Wie in allen diesen geistlichen Dramen, von welcher Seite man sie auch betrachten mag, die dramatische Kunst noch nicht über die allerschwächsten Anfänge hinausgekommen ist, so zeigen sie auch die ältesten Fastnachtsspiele in ihrer ersten Kindheit. Sie sind in Nürnberg[17]) entstanden und rühren von Hans Rosenblüt[18]) her. Unter sechs gedruckten[19]) ist nur eins, das in seiner Anlage, wenn auch nur sehr von fern, an ein wirkliches Drama erinnert[20]): es behandelt einen Schwank, der vielleicht schon früher in anderer Form dargestellt war. Die übrigen, die wohl als reine Erfindungen des Dichters anzusehen sind, geben weniger Handlungen, als dialogisierte Auftritte in Form eines Eheprozesses[21]), oder bloße Unterredungen und Ver-

---

16) Ein anderes Spiel von Theophilus ist wirklich in einer Handschrift des 15ten Jahrh. aufgefunden (Hoffmann, S. 243), aber bisher weder bekannt gemacht, noch meines Wissens mit dem niederdeutschen Gedicht verglichen worden. — 17) Nürnberg war unter allen deutschen Städten diejenige, wo das ältere volksthümliche Drama die meiste Pflege fand und auch am besten gedieh. — 18) Vgl. §. 147, Anm. 6. — 19) Sie gehören zu den zehn, welche eine Dresd. Handschr. (s. v. d. Hagens Grundr. S. 524) enthält, und sind bei Gottsched, 2, S. 43 ff. zu finden, zwei davon auch bei Tieck, 1, S. 1 ff. (s. über alle zehn Gervinus, 2, S. 380). Noch andere von Rosenblüt stehen unter den Fastnachtsspielen einer München. Handschr. des 15ten Jahrh. (vgl. Schmeller, baier. Wörterb. 4, S. 24; 58), woraus wahrscheinlich auch das von Schäfer (Handb. d. Gesch. d. d. Litt. 1, S. 183, Anm. 59) angeführte und Rosenblüt beigelegte, mir aber nicht weiter bekannte Stück herstammt. — 20) Es hat die Ueberschrift „Von dem Bauer und dem Bock." — 21) Die Form des Prozesses muß eine der beliebtesten für das Fastnachtsspiel des 15ten Jahrh. gewesen sein: die im altd. Mus. 2, S. 321 und in Mone's Anzeig. 1839. Sp. 357 von Folz angeführten Stücke (aus dem ersten Proben bei Pischon, a. a. O. 2, S. 180), so wie das von „Rumpolt und Mareth" (Hoffmanns Verzeichn. d. Wien. Handschriften, S. 185) haben sie gleichfalls.

handlungen, die theils auf Ertheilung von Lehren und Rathschlägen ausgehen, theils sich um Tagespolitik und Wochenmarktsspäße drehen. Mehrere zeichnen sich durch treffende Satire und derben Witz aus, der aber nur zu häufig in die allergröbsten Zoten und Unflätereien ausartet. Eher schlechter als besser dürften die wenig bekannten, gleichfalls in Nürnberg und wohl nicht viel später gedichteten Fastnachtsspiele von Hans Folz [22]) sein.

§. 162.

Auf dieser niedrigen Stufe blieb das deutsche Drama im sechzehnten Jahrhundert zwar nicht stehen, doch waren die Umstände, unter denen es sich weiter entwickelte, nicht günstig genug, um es in seiner innern und seiner formellen Ausbildung beträchtlich zu fördern. Keine Stadt nahm in Deutschland eine Stellung ein, die sie zum Mittelpunct des öffentlichen Lebens, der gesellschaftlichen Sitte und der geistigen Bildung der Nation machte; die Poesie war im Ganzen schon zu tief gesunken, den Dichtern alles wahre Kunstgefühl und aller Kunstverstand zu fremd geworden: wie hätte da gerade die poetische Gattung gedeihen sollen, die vor allen übrigen der Anlehnung an einen solchen Mittelpunct des Volkslebens bedarf, von allen in ihrer Ausführung die schwierigste ist und einer künstlerischen Behandlung am wenigsten entbehren kann? Wenn es auch nicht bloß ungelehrte Handwerker waren, die sich mit der Abfassung von Schauspielen abgaben, sondern auch viele Männer aus dem Gelehrtenstande [a]) sich darin versuchten, so fanden sich unter diesen doch nicht mehr, die

22) Vgl. §. 149, Anm. 7. Ein Paar von seinen Stücken sind zu Nürnberg 1519 und 1521 gedruckt, vgl. v. d. Hagen, a. a. O. und Anmerk. 20. Gelesen habe ich vollständig keins.

a) Besonders Geistliche und Schulmänner.

wahren Beruf dazu hatten und sich über die Rohheit und Geschmacklosigkeit des großen Haufens erhoben, als unter jenen. Indessen wurde jetzt wenigstens ein Anfang gemacht, die Form des deutschen Dramas einer Art von Regel zu unterwerfen; es kam auch im Ganzen mehr Handlung und Bewegung in dasselbe; selbst eine Annäherung an das, was man unter der Schürzung und Lösung eines dramatischen Knotens versteht, fand sich bereits hier und da ein; die Charactere wurden mitunter, besonders in komischen und possenhaften Stücken, wenn auch nicht zu völliger Rundung ausgearbeitet, doch in ziemlich bestimmten Umrissen gezeichnet; der Dialog strebte bei einigen Dichtern schon nach der im Drama erforderlichen Raschheit und Gewecktheit, und einzelne Versuche, den gemein üblichen Vers des deutschen Schauspiels b) seiner Rohheit zu entreißen und durch neu eingeführte Maaße Abwechselung und Mannigfaltigkeit in die äußere Form der Rede zu bringen, zeigten sich mindestens c), wenn sie auch noch

b) S. §. 139. — c) Zuerst, so viel ich weiß, bei Paul Rebhun (geb. zu Berlin; er hatte zu Wittenberg in Luthers Hause gelebt, dann Schulämter zu Kahla, Zwickau und Plauen verwaltet, worauf er seit etwa 1543 Pfarrer und Superintendent zu Oelsnitz wurde). In der Susanna (vgl. §. 137, Anm. e), die mir in dem Druck von 1536 vorliegt, sind außer den lyrischen, die vier ersten Acte schließenden Stellen oder den Chören (drei davon bei K. E. P. Wackernagel, d. d. Kirchenl. Nr. 443 ff., nach einer Ausg. von 1537; vgl. S. 747 b) streng gemessene, wiewohl der starken Wortkürzungen wegen oft hart klingende jambische Verse von 3 bis zu 5, und trochäische von 4 bis zu 6 Hebungen. Innerhalb einer Scene wird immer dieselbe Messung und auch dieselbe Reimart festgehalten; mit dem Scenenwechsel tritt gewöhnlich eine Aenderung entweder in beiden zugleich, oder doch in einer von beiden ein. (Aehnlich in Rebhuns „Klag des armen Mannes"; vgl. Friedländers Vorrede zu dem §. 160, Anm. m. angeführten Stück, S. VIII f.) Von seiner Hochzeit zu Cana kenne ich nur das Wenige, das Gottsched, 1, S. 79 daraus mittheilt. Auf ihn (2, S. 214 f.) und Gervinus, 3, S. 88 muß ich auch in Betreff einiger jüngern

keineswegs im Allgemeinen Anerkennung und Nachfolge fanden. Was zunächst, außer dem Talent einiger Dichter, zu dieser Vervollkommnung beitrug, waren die Komödien des Terenz, die man seit 1486 fleißig übersetzte [d]), so wie die ihnen nachgebildeten lateinischen Stücke einiger Gelehrten des ausgehenden funfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts [e]), die für die Schuljugend geschrieben und von dieser bei feierlichen Gelegenheiten aufgeführt, dann aber auch häufig deutsch bearbeitet wurden [f]). Nun erst lernte man ein Schauspiel

---

Dichter verweisen, die in der Bildung und dem Gebrauch des dramatischen Verses als Rebhuns Nachfolger angesehen werden dürfen. — d) Das erste, von Hans Nythart in Prosa übersetzte Stück des Terenz, der Eunuch, wurde 1486 zu Ulm gedruckt. Alle seine Komödien, gleichfalls in Prosa, von einem unbekannten Uebersetzer, erschienen Straßburg 1499. Auch von Plautus wurde früh Manches in deutscher Sprache bekannt: die Menächmen und die Bacchides von Albrecht von Eybe kamen zu Augsburg bereits 1511 (auch 1518 und 1537) heraus (Proben in der deutschen Litteraturgesch. von G. und F. Scholl, 1, Sp. 509 ff.). Von Aristophanes Plutus muß es gleichfalls schon 1531 eine Uebersetzung gegeben haben, die Hans Sachs zu seiner Komödie „der Pluto ein Gott aller Reichthumb" (Gottsched, 1, S. 61) benutzte: vielleicht war sie bei Gelegenheit der Aufführung dieses Stücks in der Originalsprache, die 1531 in Zürich zu Stande kam (vgl. Grüneisen, Niclaus Manuel, S. 41, Anm. 3) gemacht worden. Ueber jüngere Uebertragungen altlateinischer und griechischer Komödien und Tragödien vgl. Gottsched (nach Anleitung des 2ten Registers hinter dem ersten Theile) und Gervinus, 2, S. 385 f.; 3, S. 80 f. (1. A. 2, S. 378; 3, S. 76). — e) Ein viel älteres Beispiel von Nachbildung der terenzischen Form sind die sechs geistlich-moralischen Stücke der sächsischen Hroswith (oder Clamorvalidus, wie sie sich selbst übersetzt; vgl. J. Grimm, latein. Ged. d. 10ten u. 11ten Jahrh. S. IX, Anmerk.), die gegen 980 als Nonne zu Gandersheim lebte. Sie sind jedoch eigentlich nur dialogisierte Erzählungen in lateinischer Prosa. Konr. Celtes gab sie mit den übrigen Werken der gelehrten Nonne zuerst heraus, Nürnberg 1501. fol. Die Inhaltsangabe von allen und von einem auch die Uebersetzung des ersten Actes findet man bei Gottsched, 1, S. 5 ff.; 2, S. 20 ff. — f) Dahin gehört namentlich das, was Joh. Reuchlin (geb. 1454 zu Pforzheim, gest. [illegible] zu

in Acte und Scenen theilen [g]), gewann damit aber freilich noch immer wenig oder gar keine Einsicht in das, was die innere Oekonomie eines Stücks ausmacht, wie man denn auch mit den Benennungen Tragödie und Komödie, die man dem Alterthum entlehnte, ohne jedoch die alte allgemeine Bezeichnung Spiel (für jedes dramatische Gedicht) und die besondere Fastnachtsspiel (für die eigentliche

---

Tübingen) in dieser Art abfaßte (s. Flögel, 3, S. 149 ff.; 4, S. 294 und Koch, 1, S. 262 f.). Seine Scenica progymnasmata, welche Gottsched, 2, S. 146 ff. aufgenommen hat, wurden 1497 in Heidelberg gespielt, das Jahr darauf gedruckt und 1531 von Hans Sachs unter dem Namen Henno als Komödie bearbeitet. Wie Reuchlins Stücke ihrem Stoffe nach ganz auf deutscher Sitte und deutschem Leben beruhen, so behandeln auch andere berühmte Latinisten, wie Thomas Naogeorg (Kirchmeyer, geb. 1511 zu Straubingen in Baiern, gest. 1563 zu Wisloch in der Pfalz) und Nicodemus Frischlin (geb. 1547 zu Balingen in Würtemberg, gest. 1590) in ihren Schauspielen, von denen viele gleichfalls ins Deutsche übertragen sind, gleich den deutsch schreibenden Dramatikern ganz volksmäßige, aus den kirchlichen Verhältnissen der Zeit, der Bibel, der heimischen Geschichte und Sage geschöpfte Gegenstände. Vgl. über diese und andere Verfasser lateinischer Schauspiele, über diejenigen ihrer Stücke, die deutsch bearbeitet sind, so wie über theatralische Aufführungen auf Schulen (zuerst in lateinischer, dann aber auch in deutscher Sprache) und deren ursprünglichen Zweck Flögel, 3, S. 293 ff.; 305 ff.; 4, S. 295 ff.; Koch, 1, S. 263 ff.; Gottsched (nach den Seitenzahlen im 3ten Register bei den Namen Naogeorg, Kirchmeyer, Frischlin, Hayneccius) und Gervinus, 2, S. 383 f.; 3, S. 81—88; 95 ff. (1. A. 2, S. 375 f.; 3, S. 77 ff.). — g) Theils behielt man diese Ausdrücke bei, theils wählte man deutsche dafür. So finden sich für Act: Wirkung, Handel, Uebung, Ausfahrt; für Scene: Fürtragen oder Fürbringen und Gespräch. Uebrigens ist die Eintheilung in Scenen weit seltener, als die in Acte. Hans Sachs z. B. hat, wenn ich nicht irre, von jener nie Gebrauch gemacht, während er diese in seinen Tragödien und Komödien, nicht in den Fastnachtsspielen, immer anwendet. Er hat Stücke von einem bis zu zehn Acten. Andere Dichter giengen über diese Zahl noch hinaus: nach einem spanischen Original wurde eine Tragödie in neunzehn Acten bearbeitet und 1520 gedruckt; vgl. Gottsched, 1, S. 52 ff.

Posse) aufzugeben, fortwährend sehr schiefe und unklare Vorstellungen verband [h]). — Ein wesentlicherer Vortheil erwuchs der dramatischen Poesie daraus, daß sie den Kreis ihrer Gegenstände allmählig bedeutend erweiterte, und daß darunter viele waren, die sich durch ihre ganze Natur weit mehr für sie eigneten und weit eher auf eine Verbesserung ihrer Formen führen konnten, als diejenigen, auf welche sie sich bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts beschränkt hatte. Denn außer biblischen Stoffen, welche man allerdings noch lange mit großer Vorliebe festhielt, und von denen manche, nun vorzüglich alttestamentliche Geschichten, die dazu aber auch am ersten paßten, immer wieder aufs Neue bearbeitet wurden [i]),

---

h) Bouterwek hat 9, S. 398 behauptet, bei H. Sachs bestehe der Unterschied zwischen einer Komödie und einer Tragödie nur darin, daß in jener immer, in dieser nie eine oder mehrere Personen ums Leben kommen. Dieß ist aber falsch, wie unter andern die Komödie von den ungleichen Kindern Evä zeigt, in welcher Abel getödtet wird. Richtiger dürfte es sein zu sagen: ein Stück hieß Tragödie, wenn es einen ganz traurigen, Komödie, wenn es einen erfreulichen oder mindestens tröstlichen Ausgang hatte. — i) Auch, ja vorzugsweise von Protestanten, nur daß diese sich in ihren geistlichen Spielen strenger an den Inhalt der Bibel hielten und sie überhaupt im Geist der neuen Kirchenlehre abfaßten. Luther selbst war dem Schauspiel, wo es Mittel der Erbauung und Sittenbesserung werden konnte, nicht abhold; er nahm es sogar in den Vorreden zu einzelnen Büchern des alten Testaments indirect in Schutz, und P. Rebhun hat geglaubt, seine Susanna nicht besser empfehlen zu können, als indem er die Stellen aus jenen Vorreden, auf die er sich in der seinem Stücke vorgesetzten Zueignung bezieht, am Schlusse desselben wörtlich abdrucken ließ. In so bescheidenen Grenzen jedoch, wie Rebhun, hielten sich nicht alle Verfasser geistlicher Schauspiele. Das ganze 16te Jahrh. hindurch und selbst noch lange nachher wurden geistliche Stücke von dem ungeheuern Umfang und in der rohen Manier der alten Mysterien abgefaßt und auf öffentlichen Plätzen aufgeführt. Hans Sachs brachte 1558 die ganze Passion in eine Tragödie von 10 Acten, „vor einer christlichen Versammlung zu spielen". Der zu Basel 1571. 8. gedruckte Saul von Matthias Holzwart wurde zu Gabel in Böhmen von 100

benutzte man, seitdem Hans Sachs darin vorangieng, zu den Tragödien und Komödien häufig geschichtliche Begebenheiten und den Inhalt beliebter Romane und Novellen [k]), bisweilen auch die alten Volksepen [l]) und andere heimische Ueberlieferungen [m]), oder Sagen und Fictionen, die schon im classischen Alterthum oder bei den romanischen Nationen zu Fabeln von dramatischen Dichtungen gedient hatten [n]); zu den Fast-

---

redenden und 500 stummen Personen gespielt und brauchte zwei Tage zur Aufführung; Joh. Brummer brachte gar die ganze Apostelgeschichte in eine Tragikomödie, die 1592 am Pfingstmontag zu Kaufbeuern von 246 Personen dargestellt ward (gedr. zu Lauingen 1592); vgl. darüber D. Mus. 1776. 2, S. 752 ff. Dazu halte man noch die Beschreibung, die Gottsched, 2, S. 210 ff. von Joh. Kriginger's „Historia vom reichen Mann und armen Lazaro" (1555) gibt, und den Aufsatz im N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. f. d. Spr. 3, S. 150 ff. über Joach. Arentsee's zu Halberstadt i. J. 1587 vollendete, noch ungedruckte „Komödie des geistlichen Malefizrechtes"; über die geistlichen Schauspiele des 16ten Jahrh. überhaupt aber vgl. Gervinus, 3, S. 92—95 (1. A. S. 88 ff.). — k) Hans Sachs scheint namentlich mit der Abfassung historischer Stücke den Anfang gemacht zu haben: schon 1527 dichtete er nach dem Livius seine Tragödie von der Lucretia, auf welche 1530 eine Virginia folgte. Die Stücke, zu denen er romantische Stoffe benutzte, heben mit dem J. 1545 an, nachdem schon früher (1539) durch einen Studenten die Geschichte der Magelone dramatisiert worden war. — l) Hans Sachs dichtete 1557 eine Tragödie vom Hörnen Seifried und Jac. Ayrer eine Komödie von Hugdieterich und zwei Tragödien von Kaiser Otnit und von Wolfdieterich. Diese Producte gehören aber zu den rohesten, die wir von beiden Dichtern besitzen. — m) Wie in Jacob Ruefs, eines Schweizers, „Spiel von Wilhelm Thellen", verfaßt 1545 und nach einem alten Züricher Druck von 1548 herausgegeben von F. Mayer, Pforzheim 1843. 8. Schon früher hatte Ruef denselben Gegenstand in einer „Comedia de Wilhelmo Tellio" behandelt. Grundidee und Hauptinhalt sind aus einem alten Tellenliede entnommen; vgl. Götting. gel. Anzeig. 1843. Nr. 192. — n) So hat z. B. Hans Sachs einzelne, ihm durch Uebersetzungen alter Autoren bekannt gewordene tragische Stoffe der Griechen (Jocaste, 1550; Clytaemnestra, 1554) und die Fabeln von ein Paar Stücken des Plautus (die Menächmen, 1548) und des Terenz (den Eunuchen, 1563) bearbeitet. Seiner Komödie, welcher der In-

nachtsspielen aber besonders Schwänke und Anecdoten, die entweder schon früher in poetischer oder prosaischer Erzählungsform in Umlauf gewesen, oder über Tagesereignisse sich eben gebildet hatten. Außerdem wurden auch noch öfter Fabeln zu Komödien und Fastnachtsspielen ganz oder theilweise erfunden; namentlich war dieß bei allegorischen Schauspielen der Fall, so wie bei denen, die bald mit einer rein moralischen, bald mit einer satirischen und polemischen Tendenz Zustände der Gegenwart veranschaulichen und Parteizwecken dienen sollten o). In der Regel aber gehören dergleichen Stücke zu den

---

halt des aristophanischen Plutus zum Grunde liegt, ist bereits Anm. d. Erwähnung geschehen. Aus dem Italienischen ist Albrechts v. Eybe Philogenia (Gottsched, 2, S. 171); von einer nach einem spanischen Original (der Celestina des Rodrigo Cota und seiner Fortsetzer) verfaßten Tragödie war Anm. g. die Rede. — o) Auch hiervon finden sich mehrere Beispiele bei Hans Sachs. — Nicht selten wurde das deutsche Schauspiel zur Polemik und zum Pasquill gegen und auf das Pabstthum gebraucht. Von diesem Character sind die beiden 1522 zu Bern aufgeführten Fastnachtsspiele des Nicol. Manuel (geb. zu Bern 1484, zeichnete sich zugleich als Maler und Dichter, als Krieger, Staatsmann und Reformator seiner Vaterstadt aus, gest. 1530), von denen es mehrere alte Drucke gibt (der älteste bekannte ist von 1524); neu herausgegeben Bern 1836. 8. und mit N. Manuels übrigen vorhandenen Schriften von Grüneisen, Niclaus Manuel. Stuttg. u. Tübing. 1837. 8.; vgl. auch Gervinus, 2, S. 454 f.; ferner der neue deutsche Bileams-Esel, den Gottsched, 1, S. 54 erwähnt, ihn aber etwas zu früh setzt; die „Komödie von der Reformation, gespielt zu Paris i. J. 1524", nach einem alten Druck herausgegeben von Grüneisen in Illgens Zeitschr. für die histor. Theologie, Bd. 2. St. 1. (1838), S. 156 ff., die durch ihren Inhalt in mehrfacher Verwandtschaft mit dem bekannten stummen Spiele steht, welches einst vor Karl V. aufgeführt sein soll (vgl. Gottsched, 2, S. 201 ff.); u. a. — Mit ausdrücklich erklärter moralischer Absicht ist der deutsche Schlemmer, ein geistlich Spiel, von Joh. Stricker oder Strizer (Prediger zu Lübeck, gest. 1598) gedichtet; gedr. Magdeburg 1588. 8. und nieder deutsch, Frankf. a. d. O. 1593. 8.; vgl. Gottsched, 1, S. [illegible]; 132 ff. Eins der bessern dramatischen Sittengemälde ist B. Ringwaldts Komödie „Speculum Mundi", Frankf. a. d. O. 1590; vgl.

allerschwächsten, und man sieht aus ihnen recht deutlich, wie wenig diese Dichter im Stande waren, einen Stoff zu dramatischer Lebendigkeit zu beseelen und an ihm eine in stätigem Fortschreiten sich entwickelnde Handlung zur Anschauung zu bringen, wenn er ihnen nicht schon selbst in seiner Natur und einer etwaigen frühern glücklichen Gestaltung die Mittel dazu entgegenbrachte. — Auf der Grenzscheide dieses und des folgenden Zeitraums endlich begannen auf das volksthümlich deutsche Drama auch die Stücke, welche die englischen Komödianten mitbrachten und spielten, ihren Einfluß zu äußern p), sowohl in der Zuführung neuer Stoffe, als in der ganzen Art der dramatischen Composition, die nun, freilich ohne sich damit der alten Unbeholfenheit und Rohheit zu entwinden, im Allgemeinen bunter, belebter und geräuschvoller ward, und in der, mochte der Gegenstand ernst oder komisch sein, der eigentliche Narr und Possenreißer kaum mehr fehlen durfte q). Auch geschah es vielleicht in Folge der Form, die jene von den Engländern eingeführten Stücke unter den Händen ihrer

---

Hoffmann, B. Ringwaldt und B. Schmolck, S. 31 ff. Ueber andere Stücke von vorzugsweise moralischem Inhalt s. Gervinus, 3, S. 89 ff. — Mehreren Stücken, in denen theils aus der alten Götterlehre und der volksthümlichen Sage, theils aus der unmittelbaren Wirklichkeit entnommene Figuren die Zustände der Zeit und die Verhältnisse einzelner Stände noch ganz in rosenblütscher Weise, obgleich mit mehr Anstand, besprechen, und wozu die Fabeln rein erfunden sind, begegnet man auch in Hans Sachsens Werken. — p) Hierüber vgl. besonders Gervinus, 3, S. 100—109. — q) Vorgebildet war er schon in den komischen und burlesken Figuren der alten geistlichen Spiele. Unter seinen verschiedenen Namen ist Hanswurst noch keineswegs der üblichste: das Wort braucht schon Luther i. J. 1541 (s. Lessings sämmtl. Schriften, 11, S. 176 f.); das älteste Stück, worin Hanswurst vorkommt, ist ein Fastnachtsspiel (1553) von Pet. Probst, einem Nürnberger (vgl. Gottsched, 1, S. 33 ff. und Flögel, Gesch. des Groteskkomischen, S. 118 ff.); bei Hans Sachs findet sich Wurst-Hans als fingierter Name von Fressern (Schmeller, baier. Wörterb. 4, S. 158).

deutschen Uebersetzer oder Bearbeiter erhielten, daß jetzt schon bisweilen deutsche Schauspiele in Prosa geschrieben wurden).

§. 163.

Unter den vielen dramatischen Dichtern, die im Laufe des sechzehnten und zum Theil auch noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vor dem Erscheinen Opitzens auftraten, verdienen zunächst zwei besonders hervorgehoben zu werden, da in ihren Werken, wenn sie auch in verschiedenen Graden alle Mängel der übrigen theilen, doch im Allgemeinen die Fortschritte zumeist wahrnehmbar sind, welche die dramatische Poesie in diesem Zeitraum machte. Der eine ist Hans Sachs [1]), der sich dieser poetischen Gattung mit dem meisten Eifer erst in seinen spätern Jahren zuwandte [2]); der andere, dessen vorzüglichste dichterische Thätigkeit um das Jahr 1600 angehoben zu haben scheint, Jacob Ayrer [3]). Wie jener,

---

r) Namentlich von Herz. Heinrich Julius v. Braunschweig; vergl. Gottsched, 1, S. 126 f.; 138; 141; 156 f. Er ließ auch bisweilen einzelne Nebenfiguren nicht hochdeutsch, sondern in Volksmundarten sprechen. Dergleichen war aber schon früher nicht unerhört gewesen; besonders liebte man es, Bauern, Hirten und Fremde plattdeutsch reden zu lassen. So bedienen sich dieser Mundart die Bauern in des Güstrower Rectors Franz Omichius Komödie „von Dionysii Syracusani und Damonis und Pythiae Brüderschaft" (Rostock 1568) und die Hirten in der oben §. 160, Anm. m. angeführten Berliner Komödie, und ähnlich soll es sich mit einem andern, fast um funfzig Jahre ältern Weihnachtsspiel von Chnustin verhalten. Vgl. Gervinus, 3, S. 104—106.

1) Vgl. §. 147, Anm. 12. — 2) Besonders seit 1545; vgl. Gervinus, 2, S. 478 ff.; 3, S. 109 f. Sein erstes Stück ist „das Hofgesind Veneris", ein Fastnachtsspiel vom J. 1517. — 3) Von seinen Lebensumständen ist wenig mehr bekannt, als daß er Notarius und Gerichtsprocurator zu Nürnberg war, wo er wahrscheinlich gegen 16[illegible] starb. Daß er seine Stücke schon in den Jahren 1570—1589 geschrieben, wie man behauptet hat, läßt sich gar nicht beweisen. Gottsched irrt, wenn er 1, S. 121 ein 1585 zu Speier gedrucktes Drama für

so zeichnet sich auch dieser nicht bloß durch eine große Fruchtbarkeit, sondern auch durch ein nicht gemeines Talent zu lebendiger Darstellung vor den übrigen Dramatikern dieser Zeit aus; er ist dem erstern sogar in der Kunst der Composition einigermaßen überlegen, indem er schon, hauptsächlich wohl in Folge seiner Bekanntschaft mit den von den englischen Komödianten gespielten Stücken[4]), etwas einer Intrigue Aehnliches anzulegen und auszuführen weiß, steht ihm aber nach in der Behandlung der Sprache und des Verses und nicht minder an Gemüth und Menschenkenntniß, an Witz und Laune, so wie an Reinheit und Unschuld der Darstellung. Von beiden Dichtern besitzen wir Tragödien, Komödien und Fastnachtsspiele[5]); diese

---

eine ältere Ausgabe des durch Ayrer bearbeiteten Julius redivivus von Nic. Frischlin (1, S. 143) hält. Auf dem Titel jenes Stücks, wie ihn Gottsched selbst aufführt, steht gar nicht der Name von Nicodemus Frischlin, sondern von seinem Bruder Jacob. Diese Verwechselung beider Brüder ist noch Tieck (1, S. XVII) entgangen (auch Schäfer, 1, S. 269, Anm. 28. ist sie nicht aufgefallen), der, so viel ich weiß, zuerst richtige Zeitbestimmungen für die Entstehung von Ayrers Schauspielen gefunden hat (vgl. auch §. 147, Anm. 2). — 4) Daß er bei mehrern seiner Dramen Werke der englischen Bühne benutzte, hat Tieck, 1, S. XVIII ff. im Allgemeinen bemerkt und an einzelnen Stücken nachgewiesen; vgl. auch Gervinus, 3, S. 104 ff. — 5) Hans Sachs sagt selbst (i. J. 1567), daß er bei Durchmusterung seiner achtzehn Spruchbücher „fröhlicher Comedi, trauriger Tragedi und kurzweiliger Spil" im Ganzen 208 gefunden habe, und setzt hinzu, daß die meisten in Nürnberg gespielt worden seien, und daß man auch in andern nahen und fernen Städten sich dieselben zu verschaffen gesucht habe. Was er davon für den Druck bestimmte und von Gottsched verzeichnet ist, steht in den oben angeführten Ausgaben seiner Werke. Einige Stücke, die zu seiner Characterisierung als Dramatiker vortrefflich ausgewählt sind, bei Tieck, 1, S. 19 ff. und Wackernagel, d. Leseb. 2, S. 57 ff. (1. A. S. 33 ff.) — Von Ayrer sind 30 Komödien und Tragödien (darunter aber kein einziges geistliches Stück mehr) und 36 (Gottsched verzeichnet nur 34) Fast-

letzten [6]) sind ihnen, besonders Hans Sachsen, im Ganzen am besten gelungen, bei weitem dramatischer als die rosenblütschen und viele darunter in ihrer Weise vortrefflich zu nennen. Von Ayrer gibt es auch eigentliche Singspiele [7]), die ersten dieser Art, die man in deutscher Sprache kennt [8]). Sie sind in verschiedenen, doch in einem und demselben Stücke nicht neben einander vorkommenden Strophenarten abgefaßt und jedes der Melodie eines beliebten und bekannten Volksliedes angepaßt, wonach es bei der Aufführung von Anfang bis zu Ende abgesungen sein muß. — Von den übrigen Dichtern dieser Zeit, die sich im Schauspiel versucht haben, mögen hier noch außer Paul Rebhun [9]), der nächst Hans Sachs vielleicht der begabteste unter den ältern war, und dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig [10]), der sich unter den

nachtsspiele, worunter schon die Singspiele mitbegriffen sind, auf uns gekommen, die alle in eine unter dem Titel „Opus Theatricum", 1618 zu Nürnberg in fol. erschienene Sammlung vereinigt sind (vgl. die Titel der einzelnen Stücke bei Gottsched, 1, S. 142 ff. oder Jördens, 6, S. 558 ff.). Einige davon bei Tieck, 1, S. 167 ff.; vgl. Pischon, 2, S. 400 ff. Die Fastnachtsspiele sind schon 1610 gedruckt, aber wahrscheinlich erst mit den übrigen Stücken im Opus Theatr. ausgegeben. Außerdem soll er noch 40 Schauspiele gedichtet haben; sie sind aber nicht gedruckt, obgleich jene Sammlung selbst ihre Fortsetzung ankündigt. Vgl. über Ayrer außer Tieck und Gervinus, a. a. O. auch Bouterwek, 9, S. 466 ff. — 6) Bei Ayrer heißen sie auch schon Possenspiele. — 7) Er nennt sie Singets Spil. — 8) Auch in ihnen zeigt sich Nachahmung englischer Vorbilder; vgl. Tieck, 1, S. XVIII f. u. XXIX unten. Von ganz anderer Beschaffenheit waren, auch abgesehen [illegible] Inhalt, die ältern Schauspiele, in denen gesungen wurde, wie sich [illegible] dem darüber in und zu den vorhergehenden §§. Bemerkten ergibt. — 9) Vgl. §. 162, Anm. c. — 10) Geb. 1564, gest. 1613. Er [illegible] net sich in den Titeln seiner Stücke durch die aus den Anfangs[illegible] seiner Namen, Würden 2c. gebildete, hier und da etwas [illegible] Chiffre Hibaldeha (gedeutet bei Gottsched, 1, S. 139 und bei [illegible] vinus, 3, S. 115), die aber nicht immer dafür zu bürgen [illegible] daß ein damit versehenes Schauspiel ihn zum Verfasser habe.

ngern auszeichnet, und dessen gleichfalls zum Theil von
:n englischen Schauspielern angeregte Komödien noch mehr
nlage zeigen als Ayrers [11]), hauptsächlich nur ihrer
ruchtbarkeit halber genannt werden Joachim Greff [12]),
ieorg Mauritius [13]) und Wolfhart Spangen=
erg [14]).

D. Didactische Poesie.

§. 164.

Wie entschieden auch immer die Wendung, welche die
ichterische Thätigkeit bereits früher, vorzüglich aber seit der
Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, durch die politischen,
ürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände Deutschlands, das
anze geistige und sittliche Leben der Nation und die Bewe=
ungen in der Kirche erhielt, sie der Didactik zuführte, und

11) Vgl. Gervinus, 3, S. 114 ff., dem ich dieses Urtheil ent=
ehne; ein eignes habe ich mir nicht bilden können, da mir bisher die
Gelegenheit gefehlt hat, auch nur ein Stück des Herzogs näher kennen
u lernen. Für das wichtigste erklärt Gervinus die in Prosa geschrie=
ene „Komödie von Vicentio Ladislao Satrapa von Mantua", welches
on Gottsched um 1591 angesetzt, wenigstens schon vor 1601 abgefaßt
ein muß, da in diesem Jahre eine gereimte Bearbeitung davon durch
El. Herlicius erschien (Gottsched, 1, S. 151). „Dieß ist un=
streitig das eigenthümlichste und originalste Stück, was diese Zeit auf=
zuweisen hat, obwohl es immer weit entfernt ist, irgend große Ansprüche
machen zu dürfen." — 12) Aus Zwickau, um 1545 Schulmeister zu
Dessau; übersetzte und eigne Stücke von ihm führt Gottsched unter
den Jahren 1535—1545 auf. — 13) Geb. zu Nürnberg 1539, wo er
auch 1610 als Rector starb. Seine 10 Schauspiele wurden zu Leipzig
erst einzeln in den Jahren 1606 und 1607, dann im letztern Jahr
zusammen gedruckt. — 14) Aus Mansfeld, lebte aber später in Straß=
burg; er nannte sich auch Lycosthenes Psellionoros. Uebersetzun=
gen griechischer und lateinischer Dramen und eigne Stücke von ihm
erschienen zwischen 1603 und 1615.

eine wie große Menge ganz oder hauptsächlich didactischer Reimwerke des verschiedensten Inhalts wir aus dieser Periode auch noch neben dem besitzen, was von ähnlicher Beschaffenheit die übrigen Gattungen der Poesie hervorgebracht haben: so sind doch verhältnißmäßig nur wenige darunter, die einen Anspruch darauf haben, hier namhaft gemacht zu werden *), und auch bei diesen, die großentheils eine moralische und nächstdem eine religiöse oder politische Tendenz haben, darf man dann in der Regel viel weniger ihr poetisches Verdienst, als die Bedeutung in Anschlag bringen, die sie sonst für die Bildungsgeschichte der Deutschen haben. Sie lassen sich am besten nach ihrer Darstellungsform, die entweder vorzugsweise rede- und spruchartig, oder erzählend, oder dialogisch ist, in drei Classen ordnen.

§. 165.

1. Unter den didactischen Gedichten, in denen die Rede- und Spruchform vorherrscht, sind die merkwürdigsten: aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die moralischen Reden Heinrichs des Teichners [a]) und einige diesen ähnliche Stücke von Peter Suchenwirt [b]); aus

---

*) Wie höchst unpoetisch schon oft die Gegenstände der didactischen Reimereien dieser Zeit sind, kann man unter andern aus den Titeln der Werke entnehmen, die v. d. Hagen in seinem Grundriß, S. 414 ff. aufführt.

a) Lebte meist in Wien und starb vor P. Suchenwirt, der ihn in einer seiner Reden rühmt und seinen Tod beklagt; vgl. §. 141, Anm. g. Ein Aufsatz über ihn von M. Schottky steht in den Wien. Jahrb. d. Litt. 1818. Bd. 1. Anz. Bl. S. 26 ff., worin Auszüge aus seinen Gedichten gegeben sind. Drei sind auch in Docens Miscell. 2, S. [illegible] ff. gedruckt; andere ihm zugehörige (in denen sich am Schluß der Tichnaer, d. h. der Teichnaer, nennt) in v. Laßbergs Liedersaal (vgl. Götting. gel. Anz. 1822. S. 1125 ff.); eins im Liederb. d. Hätzlerin S. 186 f. Vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 409 ff. und Hoffmanns Verzeichn. d. Wien. Handschr. S. 156 ff. — b) Vgl. §. 147, Anm. k.

dem funfzehnten das Buch der Tugend von Hans Vintler c), eine Anzahl weltlicher und geistlicher Priameln d), die theils von Hans Rosenblüt, theils von andern, bekannten e) und unbekannten Verfassern herrühren, und Sebastian Brants f) Narrenschiff; aus dem sech-

---

Ein hierher fallendes Stück, das Primisser nicht kannte, befindet sich im Liederbuch der Hätzlerin, S. 203 ff. — c) Er dichtete 1411 und benutzte zu seinem Buch der Tugend (gedr. Augsburg 1486) unter andern Quellen ein lateinisches Werk, flores virtutum; vgl. Adelungs Jacob Püterich, S. 34 ff. Eine größere Stelle aus einer Handschrift findet sich in J. Grimms d. Mythol. 1. A. Anhang, S. LI ff. Ueber das Ganze vergl. Gervinus, 2, S. 387 ff. (1. A. S. 380 ff.). — d) Vgl. §. 115, Anm. 1. Viele sind gedruckt in Eschenburgs Denkm. S. 394 ff., in Lessings Leben, 3, S. 220 ff. (an beiden Orten aber in erneuter Schreibweise), in Weckherlins Beitr. (mit bessern Lesarten in einer alten Sammlung, s. Götting. gel. Anz. 1812. S. 1869); andere hat Leyser zuerst bekannt gemacht im Bericht an die Mitglieder d. d. Gesellsch. in Leipzig v. J. 1837. S. 14—27. Vgl. v. d. Hagen, a. a. O. S. 412 f. — e) Die Ueberschrift einer von Eschenburg benutzten Handschr. gibt unter den Verfassern der darin enthaltenen Priameln den Schnepperer (Rosenblüt) und den „Palbirer“ an: letzterer ist aller Wahrscheinlichkeit nach Hans Folz. Die in Strobels neuen Beiträgen gedruckten Priameln von Sebast. Brant kenne ich nur aus Gervinus rühmender Erwähnung (2, S. 392; 1. A. S. 385). — f) Geb. zu Straßburg 1458, lehrte zu Basel, wo er auch studiert hatte und 1489 Doctor geworden war, die Rechte, ward 1500 zum Rechtsconsulenten seiner Vaterstadt berufen, bald darauf auch zum Stadtschreiber (Kanzler) und von Kaiser Maximilian zum Rath und Pfalzgrafen ernannt und starb zu Straßburg 1521: ein vielseitig gelehrter, als Schriftsteller äußerst thätiger Mann (vgl. §. 119, Anm. 2 u. 3), der seine Zeit zu beurtheilen und ihre Gebrechen mit kräftigem Pinsel abzuschildern verstand, aber ohne eigentlich poetisches Talent. Sein Gedicht, in welchem überall eine gründliche und umfassende Kenntniß der alten Classiker durchblickt, verspottet und geiselt die mancherlei Thorheiten und Gebrechen jener Zeit. Es erschien zuerst, jedoch ohne die erst in spätern Ausgaben hinzugekommenen beiden Kapitel, die der Schlußrede vorhergehen, 1494 zu Basel. In demselben Jahr folgten noch drei echte Ausgaben und eine unechte, die von dem Text des Originals sehr stark abweicht. Auch die spätern theilen sich in echte und unechte. Die neueste, nach den Originaltexten der Baseler

zehnten die **Narrenbeschwörung** und die **Schelmenzunft** von **Thomas Murner** g), **Ulrichs von Hutten** h) **Klage und Vermahnung gegen die Gewalt**

Drucke von 1494 und 1499 hat A. W. Strobel besorgt: Das Narrenschiff von D. Seb. Brant, nebst dessen Freiheitstafel. Quedlinb. u. Leipz. 1839. 8. Der außerordentliche Beifall, den dieses Werk fand, zeigt sich auch darin, daß es bald nach seinem Bekanntwerden ins Lateinische, Niederdeutsche, Holländische, Englische und Französische übertragen ward, und daß der berühmte Theolog Geiler v. Kaisersberg (vgl. §. 171.) daraus noch bei Lebzeiten Brants die Texte zu Predigten nahm. Vgl. über den Verfasser, den Werth und das Litterarische des Gedichts und andere deutsche und lateinische Werke von Brant die Einleitung zu Strobels Ausgabe und Gervinus, 2, S. 391 ff. — g) Geb. 1475 zu Straßburg, Franciscanermönch und Doctor der Theologie. Er nahm an den Religionsstreitigkeiten den lebhaftesten Antheil, gehörte zu Luthers heftigsten Gegnern und schrieb sehr viel. Nach einem sehr unruhigen Leben starb er ungefähr um 1536. Er steht in der Sprache und Darstellung tiefer als Brant, übertrifft ihn aber an Witz, der nur zu oft geschmacklos und fratzenhaft wird. Seine Narrenbeschwörung erschien zuerst 1512 zu Straßburg und wurde mehrmals aufgelegt. Die echten Ausgaben sind sehr selten, häufiger wird die Umarbeitung von Georg Wickram gefunden (zuerst gedruckt 1556). Auch die Schelmenzunft kam schon 1512 zu Straßburg heraus und wurde dann wiederholt gedruckt; in neuerer Zeit herausgegeben (nach dem Druck von 1513) durch G. E. Waldau, Halle 1788. 8. Viel tiefer als die Narrenbeschwörung und die Schelmenzunft stehen zwei andere satirische Werke Murners, die geistliche Badefahrt (Straßb. 1514) und die in Prosa mit untermischten Versen abgefaßte Gäuchmatt (Basel 1519). Ueber Murner und seine Schriften vgl. G. E. Waldau, Nachrichten von Th. Murners Leben und Schriften, Nürnberg 1775. 8., Flögel, Gesch. d. kom. Litt. 3, S. 186 ff., Jördens, 3, S. 738 ff. und Gervinus, 2, S. 417 ff. — h) Geb. 1488 auf seinem väterlichen Schlosse Steckelberg bei Fulda, gest. 1523 auf der Insel Ufnau im Züricher See. Er ist als einer der rüstigsten Kämpfer gegen das Pabstthum und den Obscurantismus bekannt. Die meisten seiner Werke sind lateinisch; erst in der letzten Zeit seines Lebens fieng er an deutsch zu schreiben. Seine i. J. 1520 gedichtete „Klage und Vermahnung ꝛc.“ ist mit das Heftigste ist, was zu Anfange der Reformationszeit in deutscher Sprache geschrieben worden, deren poetisches Verdienst aber nur gering ist, hat Al. Schreiber unter der Ueberschrift „Klagred Hutteni an

des Pabstes, die besten unter Hans Sachsens eigentlichen Spruchgedichten, eine Mahnrede an die Deutschen von Johann Fischart [i]) und die lautere Wahrheit von Bartholomäus Ringwaldt [k]). Alle diese Poesien schließen sich durch ihren Inhalt, wie durch ihre Behandlung mehr oder weniger nahe an die großen und kleinen Sitten- und Spruchgedichte der vorigen Periode an, nur daß sie sich im Allgemeinen viel mehr und viel unmittelbarer auf die Zustände und Verhältnisse, die Gebrechen, Thorheiten und Laster der Zeiten einlassen, denen sie ihre Entstehung verdanken. Der Ton, in dem sie abgefaßt sind, ist sehr verschieden: bald mehr ruhig betrachtend oder schildernd, bald eigentlich belehrend und ermahnend, oder klagend, eifernd und strafend, mitunter auch satirisch, und dieß aufs entschiedenste in dem berühmtesten aller didactischen Werke dieses Zeitraums, in dem Narrenschiff,

---

alle hohe und niedere Stände deutscher Nation" mit andern, theils poetischen, theils prosaischen Stücken Huttens und einiger seiner Zeitgenossen (mit einigen Neuerungen in der Schreibweise) herausgegeben (Gedichte von Ulr. v. Hutten rc.) Heidelberg 1810 u. 1824. 8. Eine Gesammtausgabe seiner Werke von E. Münch, Leipzig 1821 ff. 5 Bde.; der fünfte enthält die deutschen Schriften, aber in erneuerten Texten. Sehr schön characterisiert ihn Gervinus, 2, S. 429 ff., der auch die „Klage und Vermahnung rc." im Auszuge gibt. — i) Der nächste Anlaß zu diesem kleinen, aber für die Zeit, worin es entstanden, vortrefflichen Gedicht, ist von einem Deutschland als weibliche Figur darstellenden Bilde entnommen, das ihm vorgesetzt ist (in den Eikones rc., einem Anhange zu dem Buche des Matth. Holzwart „Emblematum tyrocinia etc." Straßburg 1581, wozu Fischart auch eine Vorrede geliefert hat). Man findet es in Bragur, 3, S. 336 ff. (wo von S. 329 an auch nähere Auskunft über Holzwarts Buch gegeben ist) und bei Wackernagel, d. Leseb. 2, Sp. 161 ff. (1. A. Sp. 133 ff.) — k) Die lautere Wahrheit lehrt, was schon der vollständigere Titel sagt, „wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Beruf verhalten soll." Gedruckt zuerst 1585 und dann öfter. Stellen daraus in der §. 159, Anm. 30. angeführten Schrift von Hoffmann und bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 179 ff.

und in den beiden, diesem nachgeahmten, nicht viel später fallenden Gedichten Murners.

§. 166.

2. Von den didactischen Gedichten, die entweder ganz in Erzählungsform abgefaßt sind, oder deren Hauptinhalt wenigstens eine erzählende Einrahmung erhalten hat, gehören mit die besten kleineren Hans Sachsen an, der es liebte, diese Darstellungsart bei allen möglichen moralischen Gegenständen in Anwendung zu bringen. Sie bestehen vorzüglich in Fabeln [1]), Legenden, Allegorien, fingierten Visionen [2]), oder sie lehnen sich an irgend ein anderes wahres oder erfundenes Ereigniß an, oft bloß damit ein Eingang gewonnen werde. Fabeln oder Beispiele, und zum Theil noch bessere als jene, besitzen wir auch noch von andern Dichtern, namentlich von einem nicht näher bekannten Niederdeutschen aus dem Anfange dieses Zeitraums [3]) und von Hans Sachsens beiden Zeitgenossen, Burkard Waldis [4]) und Erasmus Alberus [5]), so wie unter den kleinen erzählenden Stücken,

---

1) Für die nicht der alten Sprachen kundigen Fabeldichter mehrten sich die Stoffe, die sich ihnen zur Bearbeitung darboten, durch die prosaischen Uebersetzungen der Apologen des Aesop und anderer Fabelsammlungen, wovon mehr im Abschnitt von der Prosa. — 2) Eine solche ist der Landsknecht Spiegel, den Wackernagel, a. a. O. Sp. 107 ff. (1. A. Sp. 83 ff.) aufgenommen hat. — 3) Seine Beispiele, 102 an der Zahl, sind von F. Wiggert aufgefunden worden, der Proben daraus in seinem „Zweiten Scherflein zur Förderung der Kenntniß älterer deutscher Mundarten und Schriften", Magdeburg 1836, mitgetheilt hat. Nach der poetischen Vorrede, die dem Herausgeber ein späterer Zusatz zu sein scheint, sind diese Beispiele i. J. 1370 abgefaßt. Dieselbe nennt auch einen Gerhard, Dechanten zu Minden, in einer Weise, daß er irgend einen Antheil an der Sammlung gehabt haben muß; ob aber als Verfasser, oder nur als Veranlasser, bleibt nach den Fabeln selbst ungewiß; vgl. Wiggert, S. 69 f. — 4) Vgl. §. 149, Anm. 11. — 5) Vgl. §. 159, Anm. 21. Seine Fabeln sind unter dem Titel „Das buch von der Tugent und Weißheit, nemlich 49 Fabeln, der mehrer

womit der einige Jahrzehnte später fallende Eucharius Eyring [6]) die von ihm gesammelten lateinischen und deutschen Sprichwörter erläutert hat. — Von andern hierher fallenden größern Compositionen verdienen eine besondere Erwähnung: aus dem vierzehnten Jahrhundert ein allegorisch-didactisches Gedicht, das Buch der Maide von Heinrich von Müglein [7]); aus dem funfzehnten zwei symbolisierend-ascetische Dichtungen, der Spiegel menschlichen Heils und das Buch der Figuren von Heinrich von Laufenberg [8]);

theil auß Esopo gezogen, unnd mit guten Rheimen verkleret", zu Frankfurt a. M. 1550. 4. gedruckt und öfter. Es ist viel Satire darin gegen Pabst- und Mönchthum. Ein Paar Proben bei Pischon, Denkm. 2, S. 583 ff. — Auch Luther bearbeitete etliche äsopische Fabeln, zunächst für seinen Sohn: sie sind aus d. J. 1530 und im 5ten Bde. der Jenaer Ausgabe seiner Werke gedruckt. In der Vorrede (bei Wackernagel, d. Leseb. 3, 1, Sp. 193 ff.) spricht er sich mit der höchsten Anerkennung über den Werth der äsopischen Fabeln aus, verwirft aber den zu seiner Zeit gangbaren deutschen „Esopus" (wohl keinen andern als den von Heinr. Steinhöwel; vgl. §. 169.) und will dafür einen gereinigten („gefegten"): die von ihm bearbeiteten Stücke sollen ein Anfang dazu sein; andere verheißt er mit der Zeit zu „leutern und zu fegen". Ueber Luthers „Ein newe Fabel Esopi newlich verdeutscht gefunden, vom Lewen und Esel". 1528. 4., die nicht nach Aesop ist, Pischon, a. a. O. S. 516, Anmerk. — 6) Geb. 1520 zu Königshofen in Franken, trat von der katholischen Kirche zur evangelischen über, wurde Pfarrer im Koburgischen und starb 1597. Seine „Proverbiorum Copia, etlich viel hundert lateinischer und teutscher schöner und lieblicher Sprichwörter rc., mit schönen Historien, Apologis, Fabeln und Gedichten gezieret", erschien zu Eisleben 1601—1603, in 3 Theilen; vgl. Adelungs Magaz. 1, 2, S. 154 ff. und 2, 1, S. 82 ff., wo auch Proben daraus mitgetheilt sind. — Ueber noch andere Fabeldichter des 16ten Jahrh. s. Bragur, 3, S. 319 ff. und Eschenburgs Denkm. S. 365 ff. — 7) Vgl. §. 154, Anm. 8. Sein Gedicht, in welchem Karl IV. und er selbst auftreten, handelt von den Vorzügen der verschiedenen Wissenschaften und Künste vor einander und von dem Verhältniß der einzelnen Tugenden zur Natur. Es ist nicht gedruckt. Näheres darüber in Wilkens Gesch. d. Heidelb. Biblioth. S. 309 ff. und bei Gervinus, 2, S. 156 f. (1. A. S. 154 f.). — 8) Vgl. §. 158,

aus dem sechzehnten Barthol. Ringwaldts Vision, christliche Warnung des treuen Eckarts[9]). — 3. Ganz oder zum großen Theil dialogisierte didactische Poesien des verschiedensten Tons wurden besonders im Reformationszeitalter beliebt[10]). Die werthvollsten finden sich bei Hans Sachs unter den Stücken, die er Kampfgespräche oder schlechtweg Gespräche überschrieben hat, und in denen er theils göttliche und allegorische, theils menschliche Wesen über sittliche, religiöse und gesellschaftliche Zustände der Zeit sich unterreden läßt[11]).

Anmerk. t. Der Spiegel des menschlichen Heils ist nach dem speculum humanae salvationis, das Buch der Figuren wahrscheinlich nach einem andern lateinischen Original bearbeitet. Beide Gedichte enthalten meist Geschichten des alten Testaments und andere weltliche, alle als Figuren oder Symbole zu Ehren der Jungfrau Maria betrachtet; s. über sie Engelhardt in seiner §. 149, Anm. 3. angeführten Ausgabe des Staufenbergs, S. 16 ff.; Ebert, bibliograph. Lexicon, Nr. 21576 ff. und Gervinus, 2, S. 275 ff. (1. A. S. 269 ff.). — 9) Sie enthält eine Schilderung vom Zustande des Himmels und der Hölle, in die viele Ermahnungen und Warnungen eingewebt sind. Das Gedicht ist zuerst gedruckt zu Frankfurt a. d. O. 1588. 8.; auch ins Niederdeutsche übertragen und als Komödie bearbeitet; s. Hoffmann, Barthol. Ringwaldt ꝛc. S. 22—28; 38—40, und Pischon, Denkm. 2, S. 358 ff. — 10) Vgl. Gervinus, 2, S. 451 f. (1. A. S. 447 f.). — 11) Bisweilen hat er die Gesprächsform auch zur Thierfabel benutzt; vgl. Wackernagel, a. a. O. 2, Sp. 103 ff. (1. A. Sp. 77 ff.).

Vierter Abschnitt.

Prosaische Litteratur.

A. Romane, kleinere Erzählungen, Fabeln und Legenden. — Satire.

§. 167.

Die zahlreichen hierher gehörigen Schriften, die nach dem Verfall und Zurücktreten der ältern Erzählungspoesie einen Hauptbestandtheil der Unterhaltungslectüre dieser Zeiten bildeten, behandeln großentheils solche Gegenstände, wie sie während der vorigen Periode und auch noch während dieser von den epischen und den episch-didactischen Dichtern bearbeitet wurden, oder diesen nah verwandte. Sehr viele sind geradezu aus andern Sprachen übersetzt, andere aus ältern deutschen, meist auf fremder Ueberlieferung beruhenden Gedichten aufgelöst, und von den übrigen, die auf eine freiere Weise entstanden sind, weist wenigstens eine große Zahl durch ihren Stoff auf nicht heimische Quellen zurück. Indem sie also größtentheils der Herkunft und den Stoffen nach eben so unvolksthümlich sind, als die meisten erzählenden Werke der frühern Kunstpoesie, hat hier auch noch bei Aneignung des Fremden eine freie, neugestaltende künstlerische Thätigkeit in ungleich geringerem Grade gewaltet, als bei jenen ältern, nicht aus heimischem Boden erwachsenen Dichtungen. In Rücksicht des Gehaltes und der Form stuft sich ihr Werth sehr mannigfaltig ab. Im Ganzen jedoch findet etwas Aehnliches statt, wie bei den erzählenden Gedichten dieses Zeitraums: unter den kleinern Stücken trifft man verhältnißmäßig auf viel mehr gute, als unter den umfangreichern. Dieß läßt

sich nicht bloß von den Uebersetzungen und den weniger freien Bearbeitungen, deren Werth, wie sich von selbst versteht, hauptsächlich von dem der Originale abhängt, sondern auch von den übrigen behaupten. Als Denkmäler der Sprachbildung und des Geschmacks dieser Jahrhunderte bleiben aber auch unter den Werken, die in anderer Hinsicht ganz unbedeutend und schlecht sind, noch immer viele von Wichtigkeit.

§. 168.

Von den Romanen[a]) sind bei weitem die meisten mehr oder minder treue Uebersetzungen, vorzüglich französischer und lateinischer Prosawerke. Insbesondere gilt dieß von den Ritter-, Helden-, Liebes- und Glücksgeschichten und den Wundererzählungen, deren Originale theils eine sagenhafte und historische Grundlage haben, theils rein erfunden sind. Daß dergleichen Werke nicht erst in diesem Zeitraum, sondern bereits früher bei uns Eingang fanden, konnte oben[b]) wenigstens an einem alten Beispiele gezeigt werden. Zu den besten oder merkwürdigsten, die im Laufe des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts durch Uebersetzungen eingeführt wurden, gehören Lother und Maller[c]), Pon-

---

a) Im Allgemeinen verweise ich hier auf Reichards Bibliothek der Romane, Th. 1—7. Berlin 1778—1781; Th. 8—21. Riga 1782—1794. 8., Kochs Comp. 2, S. 230 ff., Görres, d. deutsch. Volksbücher, F. W. V. Schmidts Recensionen in d. Wien. Jahrb. d. Litt. Bd. 29. S. 71 ff. und Bd. 31. S. 99 ff., Gräße, die großen Sagenkreise, und Gervinus, 2, S. 238—266; 329—358 (1. A. S. 229—259; 325—355). — b) S. §. 121 b. gegen das Ende. — c) Dieser zum kärlingischen Sagenkreis gehörende Roman wurde i. J. 1405 von Margarethe, Gräfin von Widmont und Gattin Herzog Friedrichs von Lothringen, nach einem lateinischen Buch französisch bearbeitet und dann von ihrer Tochter Elisabeth, Gräfin von Nassau und Saarbrücken, 1437 ins Deutsche übersetzt. Von derselben stammt auch der deutsche Hug Schäpler (die fabelhafte Geschichte von Hugo Capet, gebr. Straßb. 1500 und öfter; vgl. D. Mus. 1784. 2, S. 327 ff.).

tus und Sidonia[d]), Melusine[e]), Euriolus und Lucretia[f]), Fortunatus[g]), Fiera-

Von Lother und Maller gibt es einen alten Straßburger Druck von 1514 (das Vorhandensein eines ältern von 1513 wird bezweifelt); nach einer Handschr. bearbeitet von Fr. Schlegel, Frankf. a. M. 1805 und wieder abgedruckt im 7ten Bande seiner Werke. — d) Aus dem Französischen übersetzt durch Eleonore, geborne Prinzessin von Schottland und Gattin Siegmunds von Oesterreich, mit dem sie von 1448 bis 1480 vermählt war (von anderer Hand übersetzt findet sich dieser Roman in einer Heidelb. Handschr. Gervinus, 2, S. 256). Ueber die Quellen des französ. Buchs vergl. altd. Mus. 2, S. 314 ff. und v. d. Hagens MS. 4, S. 594 f. Der älteste unter den vielen bekannten deutschen Drucken ist der Augsburger von 1485. Dieser Roman wurde auch in das noch zwölf andere Ritter- und Liebesgeschichten enthaltende, von dem Buchdrucker Feierabend herausgegebene Buch der Liebe, Frankf. a. M. 1587. fol. aufgenommen, und nach diesem Text und einem andern alten Druck (von 1539) erneut in Büschings und v. d. Hagens Buch der Liebe, Berlin 1809. 8. — e) Durch Thüring von Ringoltingen (oder wie Mone, Anz. 1838. Sp. 612 den Namen in einer Handschr. gefunden, Th. v. Ruggeltingen) aus Bern 1456 aus dem Französischen übersetzt; gedr. Augsburg 1474 und öfter, auch im alten Buch der Liebe. — f) Diesem von Aeneas Sylvius (Pius II.) i. J. 1444 lateinisch abgefaßten Roman soll eine wahre, zwischen Kaiser Siegmunds Kanzler Caspar Schlick und einer edlen Bürgerin zu Siena vorgefallene Geschichte zum Grunde liegen. Verdeutscht wurde er i. J. 1462 von dem als Uebersetzer auch sonst rühmlich bekannten Niclas v. Weyl (aus Bremgarten in der Schweiz, anfänglich Schulmeister zu Zürich, nachher Rathsschreiber in Nürnberg, i. J. 1462 Stadtschreiber zu Eßlingen und 1478 im Dienste Ulrichs, Grafen von Würtemberg; vgl. Pischon, Denkm. 2, S. 229 f.) und gedruckt Augsburg 1473 und öfter, namentlich auch in den Ausgaben von Niclasens „Translation oder tütschungen rc. etlicher bücher Enee silvij: Pogii florentini rc." zuerst o. D. u. J. (um 1478), dann auch 1510. 1536. Eine viel schlechtere Bearbeitung desselben Gegenstandes ist die Geschichte von Camillus und Emilia im alten Buch der Liebe; über andere vgl. v. Bülows Novellenbuch, Leipzig 1834 bis 1836. Th. 1. S. XXXVIII ff. — g) Aus welcher Sprache der Fortunatus ins Deutsche übertragen worden, ist ungewiß. Manches spricht dafür, daß dieser Roman gegen die Mitte des 15ten Jahrh. in Spanien aus ältern, vornehmlich wohl in Nordfrankreich heimischen Ueberlieferungen entstanden ist. Die Grundzüge eines Haupttheils der

bras h), die Haimonskinder i), die schöne Magelone k), Kaiser Octavianus l), Amadis aus

Geschichte enthalten schon die Gesta Romanorum (Kap. 120 des latein. Textes). Vgl. F. W. V. Schmidts Uebersetzung von Thom. Dekkers Zaubertragödie „Fortunatus und seine Söhne." Berlin 1819. 8. im Anhange S. 161 ff. Der älteste bekannte Druck des deutschen Buchs ist 1509 in Augsburg erschienen. — h) Aus dem kärlingischen Sagenkreise und aus dem Französischen übersetzt. Die älteste bekanntere Ausgabe ist 1533 zu Simmern gedruckt; doch soll es eine frühere Frankfurter geben. Nach jener in Büschings und v. d. Hagens Buch der Liebe. — i) Dieser kärlingische Roman muß in zwei verschiedenen Bearbeitungen nach Deutschland gekommen sein, einer französischen und einer wahrscheinlich niederländischen. Von der ersten existiert eine Uebersetzung unter dem Titel „Eyn schön lustig Geschicht, wie Keyser Carle der groß vier gebrüder, Hertzog Aymons sün, sechzehn jar lange bekrieget ꝛc." Simmern 1535. Aus der andern, die im Inhalt mit dem auch aus dem Niederländischen übertragenen Gedicht von Reinold von Montalban (vgl. §. 146.) gestimmt haben wird, und die höchst wahrscheinlich ein Cölner Druck von 1604 enthielt, muß das noch gangbare Volksbuch von den vier Haimonskindern geflossen sein. Vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 174; 539. — k) Aus dem Französischen 1535 von Veit Warbeck übersetzt und in demselben Jahre in Augsburg gedruckt; dann öfter, auch im alten Buch der Liebe. Der französische Roman ist Bearbeitung eines vor dem Ende des 12ten Jahrh. verfaßten provenzalischen Werks (Diez, die Poesie d. Troubad. S. 206). Dem Inhalt nach mit der Magelone verwandt ist das in den von Meyer und Mooyer herausgegebenen altd. Dichtungen (Quedlinb. u. Leipz. 1833) abgedruckte zweite Stück. — l) Das französische Werk, welches Wilh. Salzmann übersetzte, und das zu Straßburg 1535 und öfter gedruckt ward (auch im alten Buch der Liebe), soll zunächst aus einem ältern gereimten umgebildet und dieses wieder aus einer lateinischen Quelle geflossen sein. In den Reali di Francia wird die Geschichte des Octavianus von Fioravante, König von Frankreich, erzählt (B. 2, Kap. 42 ff.) und dieser zu einem Ahnherrn Karls d. Gr. gemacht. Wenn Gräße in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Gesta Romanorum (2, S. 281) in der von ihm im ersten Anhange (2, S. 152 ff.) mitgetheilten Erzählung „die gänzlich vereinfachte Geschichte" des Romans vom Kaiser Octavianus zu finden meint (vgl. auch Hall. Litt. Zeit. 1842. Nr. 222. S. 557 f.), so irrt er: mit diesem hat sie nichts gemein als den Namen des Kaisers, ihr Inhalt ist kein anderer als der der Crescentia; vgl. §. 91, Anm. b.

Frankreich m). — Unter den Romanen, die prosaische Umarbeitungen älterer deutscher Gedichte sind, von denen aber kein einziger in den Kreis der deutschen Heldensage eingreift n), sind

m) Der berühmteste unter den Romanen, deren Stoff nicht aus älterer Ueberlieferung geschöpft, sondern erst in diesen Zeiten erfunden ist. Ob der ursprünglich nur aus vier Büchern bestehende Amadis de Gaule, bei weitem vorzüglicher als die Romane, die sich als Fortsetzungen in noch zwanzig Büchern und mehrern Anhängen nach und nach an ihn anschlossen, französischer, spanischer oder portugiesischer Abkunft sei, darüber ist gestritten worden. Gemeiniglich wird der Portugiese Vasco Lobeira, der 1326 gestorben sein soll, als eigentlicher Verfasser angenommen. Ebert, a. a. O. Nr. 479. findet es am wahrscheinlichsten, daß die ersten 13 Bücher in Spanien entstanden seien; vgl. damit und über die ganze Amadislitteratur F. W. V. Schmidt in d. Wien. Jahrb. d. Litt. Bd. 33. und Gräße, S. 400 ff. Nach Deutschland kam das ganze Werk zunächst aus Frankreich, wahrscheinlich schon vor 1575. Der älteste aufgefundene Druck der deutschen Uebersetzung enthält nur die ersten 13 Bücher und ist Frankf. a. M. 1583. 2 Thle. in fol. erschienen. Alle 24 Bücher wurden, jedes einzeln, gleichfalls zu Frankf. a. M. seit 1591 gedruckt: sie finden sich selten beisammen. Der Amadis war zu seiner Zeit so berühmt, daß man in Frankreich einen besondern Abdruck der in ihm vorkommenden Reden, Briefe und Monologe veranstaltete, der dann auch ins Deutsche übertragen wurde und unter dem Titel „Schatzkammer schöner zierlicher Orationen, Sendbriefe ꝛc. Aus den 24 Büchern des Amadis" in mehrern Auflagen erschien, zuerst Straßb. 1597. — n) Nur eine Art prosaischer, aber sehr verworrener Bearbeitung deutscher Heldensagen ist der Anhang zum Heldenbuch (§. 145.), der die Ueberschrift führt „Von Helden, Gezwergen und Riesen." Er besteht in Auszügen aus ältern Gedichten, zum Theil denselben, die wir kennen, zum Theil anderen; vgl. W. Grimm, d. Heldens. S. 287 ff. Dagegen stammt die Prosaerzählung vom Hörnen Siegfried, die noch als Volksbuch umgeht, und von der sich kein unbestreitbar in diese Periode fallender Druck nachweisen läßt, zunächst nicht aus dem gleichnamigen deutschen Gedicht (§. 145.), sondern aus einer französischen Bearbeitung der Sage (vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 52 und Lachmanns Kritik d. Sage von d. Nibel. S. 439); und die Existenz eines prosaischen Riesen Siegenot (v. d. Hagens Grundr. S. 30; 526) ist wenigstens sehr zweifelhaft. Auch das, zwar nicht zur deutschen Heldensage im engern Sinne gehörige, aber doch heimische und früh bei uns eingeführte fremde

die bekanntesten und zugleich werthvollsten der Wigalois o) und der Tristan p), beide auch noch im funfzehnten Jahrhundert aus den gleichnamigen Rittermären Wirnts von Grafenberg q) und Eilharts von Oberg r) entstanden. — Ganz selbständig der Abfassung nach und erwachsen aus volksthümlichen, zum Theil aber auch der Fremde entlehnten und in Deutschland heimisch gewordenen Sagen, aus gangbaren Schwänken, Witzen und Scherzen sind drei berühmte Volksromane, von denen der älteste, der ursprünglich niederdeutsch geschrieben ist, und die Abenteuer und Schwänke von Tyll Eulenspiegel erzählt s), dem Ende des funfzehnten Jahr-

---

Sagen behandelnde Volksbuch von Herzog Ernst ist nicht aus der Auflösung eines ältern Gedichts, sondern aus der Uebersetzung einer lateinischen Prosa geflossen; vgl. Docen im altd. Mus. 2, S. 248; v. d. Hagens MS. 4, S. 77, Note 2. — o) Der Roman „Wigoleis vom rade ꝛc." wurde 1472 von unbekannter Hand abgefaßt und nachher mehrmals gedruckt, zu Augsburg 1493, zu Straßburg 1519 ꝛc., dann auch in das alte Buch der Liebe und in Reichards Biblioth. d. Romane, 2, S. 11 ff. aufgenommen; s. Benecke's Vorrede zum Wigalois, S. XXVII ff. — p) Am Schlusse sagt der Bearbeiter dieser „History von herren Tristrant und der schönen Ysalden," er habe Eilharts von Oberg Werk in diese Form „von der Leute wegen gebracht, die solcher gereimter Bücher nicht Gnade hätten ꝛc."; vgl. v. d. Hagens Grundr. S. 131. Die ältesten Ausgaben sind die Augsburger von 1484 und 1498; gleichfalls im alten Buch der Liebe und darnach erneut in Büschings und v. d. Hagens gleichnamiger Sammlung. Vgl. über diesen Roman Leipz. Litt. Zeit. 1812. St. 62 ff., v. d. Hagens MS. 4, S. 588. — q) S. §. 94. — r) S. §. 91. — s) Daß auf diesen Liebling der untern Volksclassen, dessen historische Existenz behauptet und bestritten worden ist (vgl. Hoffmanns Fundgrub. 2, S. 243, Note 3; W. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, S. 32), viele dem Pfaffen Amis beigelegte Schwänke übertragen sind, ist bereits §. 98, Anm. g. bemerkt worden. Daß der Eulenspiegel gegen 1483 von einem Laien in niederdeutscher Sprache abgefaßt worden, schloß Lessing (Leben, 3, S. 136 f.; Sämmtl. Werke, 11, S. 492 f.) aus dem alten zu Augsburg 1540 erschienenen Druck des hochdeutschen Textes. Dieß alte niederdeutsche Original hat nun Gräße (Lehrb. d. allgem.

rts angehört, die beiden andern, die tragische Geschichte
Schwarzkünstlers Faust [t]) und die komisch-satirische
en Schildbürgern, auch das Lalenbuch genannt [u]),

---

rgesch. 2, 2, S. 1020) wirklich in einer um 1495 gedruckten
be nachweisen wollen. Der älteste bekannte Druck in hochdeut-
Sprache ist von 1519 (der dem Thomas Murner wohl ohne
zugeschrieben wird), die vollständigste Ausgabe die Straßburger
543. 4. Bald schied sich der Eulenspiegel in einen protestanti-
und einen katholischen. Auch in Verse wurde er gebracht (von
art, „Eulenspiegel Reimensweis" in v. Meusebachs Besitz; vgl.
ings Ausg. d. glückhaften Schiffs, S. 69 ff.; 259; Hall. Litt.
1829. Nr. 55. Sp. 439) und in mehrere fremde Sprachen über-
— t) In der ursprünglichen Gestalt scheint diesen Roman die
urter Ausgabe von 1588 zu enthalten (die Existenz einer noch
Berliner von 1587 ist nicht erwiesen); die nächste ist vom Jahre
o. O., wenn sie anders wirklich von der vorigen verschieden ist.
ieue bearbeitet von G. R. Widmann, Hamburg 1599. 3 Bde. 4.
bdruck der widmannschen Erzählung, ohne seine und eines spätern
rbeiters (Pfitzers, Nürnberg 1674) weitschweifige Anmerkungen,
34 zu Reutlingen erschienen „Das ärgerliche Leben und schreck-
Ende des vielberüchtigten Erzschwarzkünstlers Joh. Faust." Ueber
Ausgaben, Bearbeitungen, Uebersetzungen rc. vergl. Ebert,
D. Nr. 7371 ff.; über die Bildung der Sage ist, außer Gör-
S. 207 ff., besonders nachzulesen ein Aufsatz von Stieglitz in
Schlegels d. Mus. 2, S. 312 ff., vervollständigt in v. Rau-
histor. Taschenb. 5ter Jahrg. S. 125 ff. — u) Der Grund-
e dieses Volksromans „von Leuten, die klüglich reden und kin-
handeln" ist sehr alt; vgl. Vridanc, 82, 8 f. und W. Grimms
kung dazu, S. 356 f. Die älteste Ausgabe der Schildbür-
st wohl die von 1598; später wurde das Buch mit einem zweiten
vermehrt, und nun erschien das Ganze unter dem Titel „der
nvertreiber von Agyrta". Frankfurt 1670. Der erste Theil ist
itet in v. d. Hagens Narrenbuch aufgenommen, von dem
n nur ein Auszug in dem Anhang, der auch von der weitern
itur handelt, womit aber zu vergleichen ist Leipz. Litt. Zeit. 1812.
61 ff. — Hier mag auch noch zweier anderer deutschen Romane
t werden, von denen der eine gewiß, der andere wahrscheinlich
ial ist. Jener ist der einen ganz historischen Stoff (die Geschichte
Friedrichs III. und seines Sohnes Maximilian) mit Verhüllung
Eigennamen darstellende Weiß-König, den Kaiser Maximi-

erst zu Ende des sechzehnten erschienen sind. — Zwar nicht eigentliches Original, aber ganz freie, durch einen seltenen Reichthum an Kenntnissen aller Art begünstigte und mit wahrhafter Genialität und bewundernswürdiger Sprachgewalt ausgeführte Umarbeitung und Erweiterung des ersten Buchs eines satirisch-humoristischen Romans in französischer Sprache ist Johann Fischarts berühmtestes Werk, Geschichtklitterung oder Gargantua [v]).

---

lian I. entworfen und sein Geheimschreiber Marx Treizsauerwein 1512 ausgeführt hat: ein Werk von sehr untergeordnetem Werth und das prosaische Seitenstück zum Theuerdank; gedr. Wien 1775. fol. mit vielen schönen Holzschnitten (Proben in F. A. Pischons Handb. d. deutsch. Prosa, Berlin 1818. 8. 1, S. 17 ff. und in dessen Denkmälern, 2, S. 220 ff.). Der andere ist der Goldfaden von Georg Wickram aus Kolmar, Stadtschreiber zu Burgheim, der auch sonst noch als Romanschreiber und Verfasser eines vielgelesenen Unterhaltungsbuchs (§. 169.) bekannt ist und in der Mitte des 16ten Jahrh. lebte. Der Goldfaden, der nicht zu den schlechtesten erzählenden Prosawerken dieses Zeitraums gehört, ist gedruckt Straßburg 1557. 4. und darnach herausgegeben von Cl. Brentano, Heidelberg 1809. 8. (vgl. Heidelb. Jahrb. 1810. 2, S. 285 ff.); Inhalt und Proben bei Pischon, Denkm. 2, S. 436 ff. — v) Der ganze merkwürdige Titel (der aber nicht vor allen Ausgaben gleich lautet) ist zu weitläuftig, um hier ganz mitgetheilt werden zu können. Er fängt an „Affentheurliche, Naupengeheurliche Geschichtklitterung, Von Thaten und Rahten der vor kurtzen langen weilen Vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgusier, Gargantoa und Pantagruel ꝛc." Fischart nennt sich hier Huldrich Elloposcleros. Dargestellt ist darin „das Leben eines riesenhaften, in sinnlicher Ueberfülle strotzenden Geschlechts." Gedr. zuerst 1575. 8. und dann oft bis 1631 (eine Ausgabe von 1552, die Gräße nach der Hall. Litt. Zeit. 1842. Nr. 223. Sp. 562 noch besessen haben will, nennt von Meusebach, dem hier wohl die erste Stimme gebührt, ein Trugbild). Vgl. über die Litteratur das §. 147, Anm. 8. Citierte, worunter die Stücke der Hall. Litt. Zeit. nicht zu übersehen sind, und Gervinus, 3, S. 149 ff. Proben bei Wackernagel, d. Leseb. 2, Sp. 135 ff., 3, 2, Sp. 471 ff. und bei Pischon, a. a. O. 2, S. 455 ff. Der französische Roman Gargantua, dessen Stoff wiederum aus einem ältern, schon im 15ten Jahrh. gedruckten französ. Buch entnommen ist

§. 169.

Was die vielen, in Novellen, moralischen Beispielen, Schwänken, Anecdoten und Märchen bestehenden **kleinern Erzählungen** betrifft, so kann hier eben so wenig auf ihre Entstehungsart, als auf die Namhaftmachung der bedeutendsten und gelungensten näher eingegangen werden. Es wird genügen, einige der bekanntesten und zu ihrer Zeit gelesensten Sammlungen anzugeben, worin dergleichen Stücke entweder schon vor ihrem Erscheinen in deutscher Sprache vereinigt waren und bei ihrer Uebersetzung gelassen wurden, oder in die sie erst deutsche Bearbeiter und Verfasser brachten. Jenes gilt von den **sieben weisen Meistern**[1]), den **Gesten der Römer**, die schon im vierzehnten Jahrhundert in deutschen Prosen vorhanden gewesen zu sein scheinen[2]), und von dem

(s. J. Grimm, d. Mythol. S. 509; 1. A. S. 313), hat den Fr. Rabelais (geb. 1483, gest. 1553) zum Verfasser und ist in neuester Zeit ganz vortrefflich von G. Regis, Leipzig 1832 ff. 8. übersetzt worden. — Fischarten soll v. Meusebach auch den Lügenroman vom Finkenritter beilegen, dessen Grundidee schon in ältern gereimten Lügenmärchen vorgebildet ist; vgl. Müllers Samml. 3, S. XIV; v. Laßbergs Liedersf. 2, S. 385; Maßmanns Denkm. 1, S. 105 ff.; Suchenwirt, S. 148 f.; Haupts Zeitschr. 2, S. 560 ff. Fischart gedenkt des Finkenritters an mehrern Stellen der Geschichtklitterung und auch im Bienenkorb, wenigstens in den Ausgaben beider Werke von 1582; vgl. Haupt in v. Aufseß' Anz. 1833. Sp. 130, wo auch Sp. 74 f. durch Hoffmann Nachricht von einem alten Druck gegeben ist. Nach einem andern ist der Finkenritter aufgenommen in Reichards Biblioth. d. Rom. 16, S. 63 ff.

1) Vgl. §. 87, Anm. d. und §. 149, Anm. 5. — 2) Vgl. §. 149, Anm. 1. — Eine Anzahl ähnlicher Stücke, wovon ein Theil wenigstens aus ältern deutschen Gedichten aufgelöst ist, geben aus einer Leipziger Handschr. des 15ten Jahrh., die Poetisches und Prosaisches enthält, unter der Ueberschrift Märchen und Sagen die altd. Blätter, 1, S. 117—163; 300 ff.; die letzte dieser Erzählungen ist die von Crescentia und Bearbeitung des alten §. 91, Anm. b. angeführten Gedichts; sie steht auch in Wackernagels altd. Leseb. Sp. 987 ff.

gegen Ende des funfzehnten verdeutschten Decameron des Boccaz [3]); dieses von dem Buche Schimpf und Ernst, welches der durch treffliche Darstellungsgabe sich auszeichnende Barfüßermönch Joh. Pauli zu Anfang des sechzehnten verfaßte [4]), und von drei ähnlichen jüngern Unterhaltungsbüchern, Georg Wickrams Rollwagenbüchlein [5]),

---

Unmittelbar vorher theilt derselbe auch zwei gut vorgetragene Erzählungen mit, wovon die erste eine Bearbeitung der Geschichte von „Amicus und Amelius“ ist (vgl. §. 95, Anm. 3.), die andere denselben Stoff behandelt, welchen Schiller in dem „Gang nach dem Eisenhammer“ benutzt hat. Beide sind entlehnt aus „der selen trost mit manigen hübschen Exempeln durch die Zehen gebot und mit ander guten lere“ (Augsburg 1478 und 1483) und nach dem Texte einer Handschr. des 15ten Jahrh. dort und anderwärts gedruckt. — 3) Vgl. §. 149, Anm. 1. An der Uebersetzung oder Bearbeitung einzelner berühmter Novellen bei Boccaz haben sich auch Niclas v. Weyl und Albrecht v. Eybe versucht. Jener übertrug, jedoch nicht aus dem italien. Original unmittelbar, sondern aus den lateinischen Bearbeitungen von Petrarca und von Leonardo Aretino, die Erzählungen von Griseldis und von Guiscard und Sigismunde (die erste im Vorwort zur zweiten „Translation“, welche die andere Erzählung selbst gibt, erwähnt, Bl. XVI a. der Ausg. von 1536). Albrecht bildete dem Boccaz selbst die letzte dieser beiden Geschichten nach und fügte sie seinem Ehestandsbuch (vgl. §. 171.) ein. — 4) J. J. 1518. Joh. Pauli, jüdischer Abkunft und wahrscheinlich dieselbe Person mit dem anderweitig bekannten Johannes Pfedersheimer, lebte als Christ einige Zeit in Straßburg und später gegen vierzig Jahre lang als Lesemeister im Barfüßerkloster zu Thann im Elsaß; vgl. K. Veith, über den Barfüßer Joh. Pauli und das von ihm verfaßte Volksbuch Schimpf und Ernst, nebst 46 Proben aus demselben. Wien 1839. Die älteste bekannte Ausgabe von Schimpf und Ernst ist (mit einer Vorrede von 1519) zu Straßburg 1522 erschienen. Später wurde das Buch vom Verf. und auch von Andern vielfach vermehrt und oft gedruckt; s. Ebert, a. a. O. Nr. 15996. Schimpf und Ernst, das Rollwagenbüchlein und die Gartengesellschaft blieben beliebte Unterhaltungsbücher bis tief in das 17te Jahrh. herein; vgl. Hoffmanns Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte, 1, S. 21 und Moscherosch, die Gesichte Philanders von Sittewald, 3tes Gesicht (nach Dittmars Ausg. S. 143). — 5) Auch unter dem Titel Rollwagen von Schimpf und Ernst gedruckt.

Jacob Frey's[6]) Gartengesellschaft und Hans Wilh. Kirchhofs Wend-Unmuth[7]). — Von prosaischen Fabeln, die in diesem Zeitraum erschienen, findet sich der größte Reichthum in dem von Heinrich Steinhöwel nach der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts aus dem Lateinischen übersetzten Aesop und den Anhängen dazu[8]), worin

---

Die älteste bekannte Ausgabe ist von 1555. 8. (o. O.); vgl. über dasselbe und die beiden zunächst folgenden im §. die Leipz. Litt. Zeit. 1812. Nr. 161 ff. — 6) Gedruckt Straßburg 1557. 8. Der Verfasser war Stadtschreiber zu Maursmünster. — 7) Kirchhof stammte aus Hessen, war Soldat gewesen und schrieb 1562 sein Buch, wovon der erste und beste Band 1565 in Frankfurt a. M. erschien; nachher folgten noch zwei Theile. — 8) H. Steinhöwel von Weil (in Würtemberg) war Arzt zu Ulm und hat unter andern auch den gedruckten Prosaroman von Apollonius von Tyrus (s. §. 120, Anm. l.) und Boccazens Werk von den berühmten Frauen (de claris mulieribus) aus dem Lateinischen übersetzt (jener gedruckt Augsburg 1471, dieses Ulm o. J. [um 1473]; vgl. altd. Mus. 2, S. 269, Maßmanns Denkm. 1, S. 10, Note 2. und die d. Litteraturgesch. von G. und F. Scholl, 1, Sp. 513 ff.). Er muß zu den besten Prosaisten seiner Zeit gerechnet werden. Seine Uebersetzung der äsopischen und anderer lateinischer Fabeln, denen das sagenhafte Leben Aesops voraufgeht, erschienen mit den lateinischen Texten zwischen 1476 und 1484 zu Ulm, dann auch ohne diese, und später noch mit Stücken von Seb. Brant vermehrt. Vgl. Lessings sämmtl. Schriften, 9, S. 51 ff. und Ebert, a. a. O. Nr. 250 ff. — Eine andere, im Morgen- und Abendlande sehr berühmt gewordene und weit verbreitete Fabel- und Beispielsammlung, die gleich dem Buch von den sieben weisen Meistern ursprünglich aus Indien stammt, auf dieselbe Quelle mit diesem jedoch nur irrthümlich zurückgeführt worden ist, das arabische Buch Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's, gieng zunächst durch die von einem getauften Juden, Johann von Capua, aus dem Hebräischen (1262—1278) gefertigte lateinische Uebersetzung (handschriftlich vorhanden und gedruckt etwa zwischen 1470 und 1480 unter dem Titel „Directorium humanae vitae, alias parabolae antiquorum sapientum") ins Deutsche über, wahrscheinlich auf Veranlassung Eberhards im Bart, Grafen von Würtemberg. Die deutsche Uebertragung wurde als „Buch der Beispiele der alten Weisen", „Buch der Weisheit", „der alten Weisen Exempelsprüch" rc. häufig gedruckt; zuerst wahrscheinlich Urach 1480,

auch viele Stücke stehen, die mehr eigentliche Erzählungen, als Apologe sind. — Unter der Menge der Legenden in ungebundener Rede mögen hier allein die hervorgehoben werden, welche in einem größern ascetischen Sammelwerke, dem Buch von der Heiligen Leben, enthalten sind, das Hermann von Fritzlar[9]) schon auf der Scheide des vorigen und des gegenwärtigen Zeitraums nach und aus vielen andern Schriften veranstaltete. — Satirische Schriften, große und kleine, entstanden auch noch in anderer Form, als der erzählenden, besonders im Zeitalter der Reformation und auch noch später in außerordentlicher Zahl. Zu den geistreichsten, witzigsten und zu ihrer Zeit gelesensten gehören mehrere von Joh. Fischart, namentlich Aller Practik Großmutter[10]) und der Bienenkorb des heil. römischen Immenschwarms[11]),

---

dann Ulm 1483 ꝛc. Vgl. Phil. Wolffs Einleitung zu „Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's. Aus dem Arabischen." Stuttgart 1837. 2 Bdchen. 12. und Götting. gel. Anzeig. 1843. Nr. 73 ff. — Endlich gedenke ich noch des alten, in einer Handschr. des 15ten Jahrh. zu Erlau aufbewahrten Fabelbuchs, wovon Beschreibung und Proben im N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. für d. Spr. 4, S. 126 ff. gegeben sind. — 9) Wahrscheinlich ein Dominicaner, der viele und weite Reisen gemacht hatte. Wie er selbst sagt, ist sein Buch, das er durch einen Andern in den Jahren 1343 bis 1349 schreiben ließ, „zusammengelesen aus vielen andern Büchern und aus vielen Predigten und aus vielen Lehrern"; vgl. Wackernagel, altd. Leseb. 1. A. Sp. 856—858. Er gehört zu den bessern Prosaisten seiner Zeit. Gedruckt sind einzelne Legenden in Maßmanns Denkm. 1, S. 118 ff., in dessen Ausgabe von S. Alexius, S. 186 ff. und in d. d. Litteraturgesch. von G. u. F. Scholl, 1, Sp. 399 ff. (s. §. 171, 3); andere Stellen aus dem Buch bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 675 ff.; 2. A. Sp. 853 ff., der auch von später aufgezeichneten Legenden die von den sieben Schläfern aus einem Passionale aller Heiligen (in einer Handschr. von 1458) mittheilt, Sp. 977 ff. — 10) Gegen das Unwesen der Kalendermacher und Wahrsager jener Zeit gerichtet; gedr. 1573. 4. und öfter; Proben bei Wackernagel, d. Leseb. 3, 1, Sp. 459 ff. — 11) Wie mehrere andere Schriften Fischarts, bekämpft der Bienenkorb die Jesuiten; gedruckt

von denen jene Nachahmung eines französischen, dieser erweiterte Bearbeitung eines holländischen Werkes ist [12]).

B. Geschichtliche und beschreibende, rednerische, didactische Prosa.

§. 170.

Auf die Bildung des rein geschichtlichen und des beschreibenden Stils sind die prosaischen Unterhaltungsbücher dieses Zeitraums, so wie die Uebersetzungen der classischen Historiker gewiß nicht ohne Einfluß geblieben. Schon im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert und im ersten Jahrzehent des sechzehnten erschien neben den prosaischen Bearbeitungen mehrerer ältern Reimwerke, die bei den des Lateins unkundigen Laien lange die Stelle wirklicher Geschichtsbücher vertreten hatten [a]), eine ganze Reihe geschichtlicher Darstellungen oder Chroniken in ungebundener Rede, unter denen, außer der schon erwähnten Limburger [b]), zu den merkwürdigsten gehören die i. J. 1362 vollendete straßburgische Chronik von Fritsche Closener [c]) und die zum

---

zuerst 1579. 8. — 12) Vgl. darüber, so wie über andere satirische Schriften Fischarts Gervinus, 3, S. 129—136 und die §. 147, Anm. 8. angeführten Bücher.

a) Die alte Kaiserchronik (s. §. 91.) befindet sich prosaisch bearbeitet zu Wien in einer Handschr. des 15ten Jahrh.; in einer andern aus demselben Jahrh. hat sich wahrscheinlich eine Prosaauflösung von Rudolfs v. Ems Weltchronik (s. §. 97.) erhalten; vgl. Hoffmanns Verzeichn. d. Wien. Handschr. S. 13; 212. Ueber zwei andere Prosawerke, die wenigstens theilweise Auflösungen von Enenkels Weltchronik (s. §. 97.) und einem ähnlichen poetischen Werke sind, vgl. Maßmanns Eraclius, S. 371 f. und Wackernagel, Basel. Handschr. S. 31 ff. — b) Vgl. §. 155. — c) Geb. zwischen 1300 und 1320, war Chorherr zu Straßburg und starb 1384. Seine Chronik hat die ältere, sogenannte repgowische (s. §. 121 b.) zur Grund-

großen Theil daraus geschöpfte, zwanzig Jahre später begonnene elsassische von Jacob Twinger von Königshofen [d]), die thüringische von Johannes Rothe [e]), die Berner von Diebold Schilling [f]) und Petermann Etterlins [g]) Chronik der Eidgenossenschaft. Besonders an den beiden zuletzt genannten Werken nimmt man die Fortschritte wahr, welche in der Behandlung historischer Stoffe schon vor dem Eintritt der Kirchenverbesserung gemacht waren. Viel mehr noch vervollkommnete sich die Form der geschichtlichen Darstellung im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts: es zeigte sich bald in einzelnen Geschichtsbüchern der wohlthätige Einfluß von Luthers Schreibart. Bereits sein

---

lage; herausgegeben nach der einzigen bekannten, in Paris aufbewahrten Handschr., aber mit etwas veränderter Schreibung von A. Schott, Stuttgart 1842. Eine Probe in der d. Litteraturgesch. von G. und F. Scholl, 1, Sp. 439 ff. — d) Geb. zu Straßburg 1346, gest. daselbst als Domherr 1420. Seine größere Chronik, die er bis zum J. 1414 fortführte, ist noch nicht gedruckt, eine von ihm selbst darnach gefertigte kleinere (die auch früher abbricht) aber herausgegeben von Schilter, Straßburg 1698. 4. Proben daraus, wie aus den meisten übrigen in diesem §. erwähnten Schriftstellern, bei Wackernagel, deutsch. Leseb. 1 u. 3, 1 und bei Pischon, Handb. d. deutsch. Prosa u. Denkmäler, Bd. 2. — e) Nach der gewöhnlichen Annahme, der aber Lucas (über den Krieg von Wartburg, S. 39 f.) entgegentritt, hat derselbe Joh. Rothe, der das gereimte Leben der heil. Elisabeth schrieb (s. §. 146.), auch diese Chronik abgefaßt. Gewiß ist, daß deren Urheber, mag er J. Rothe geheißen haben oder nicht, Capellan der 1431 verstorbenen Landgräfin Anna zu Eisenach war und diese Fürstin überlebte. Abgedruckt ist die Chronik bei Mencken, Scriptt. Rer. Germ. II, Nr. 24. — f) Er war von 1465 an Gerichtsschreiber zu Bern. Von seiner Chronik ist nur der Theil, der die Zeit von 1468 bis 1480, und in dieser besonders die Kriege der Schweiz mit Burgund schildert, als „Beschreibung der Burgundischen Kriegen" rc. Bern 1743. fol. herausgegeben. Bei den in diesem Abschnitt dargestellten Schlachten und Ereignissen war er selbst betheiligt gewesen. — g) Lebte zu Anfang des 16ten Jahrh. als Gerichtsschreiber zu Luzern. Seine Chronik gedruckt Basel 1507. fol. und 1752.

älterer Zeitgenosse, Joh. Thurnmayer, von seiner Vaterstadt Aventinus genannt h), schrieb seine baierische Chronik in einer kräftigen, körnigen Sprache und mit nicht zu verkennender historischen Kunst. Nicht minder trefflich, wo nicht noch vorzüglicher von Seiten der Form sind Sebastian Franks i) Weltgeschichte und dessen Chronik des ganzen deutschen Landes, in denen sich mit am deutlichsten die Bildung erkennen läßt, welche in Folge von Luthers Verdienst um die deutsche Prosa überhaupt auch bald die historische Schreibart erlangte, die schweizerische Chronik von Aegidius Tschudi k) und die zuerst niederdeutsch geschriebene, nachher aber auch von dem Verfasser selbst zweimal hochdeutsch bearbeitete pommersche von Thomas Kantzow l), auf

h) Geb. zu Abensberg in Baiern 1477, lehrte an mehrern Universitäten, ward dann Erzieher baierischer Prinzen, die ihn nachher bei seinen historischen Studien in aller Art unterstützten, und starb 1534 zu Regensburg. Seine Chronik (vollständig erst 1566. fol. zu Frankfurt a. M. herausgegeben) verfaßte er zuerst lateinisch (Annales Bojorum, gedr. 1554), bearbeitete sie dann aber mit Erweiterungen deutsch, womit er nach der Schlußschrift i. J. 1533 zu Stande kam. — i) Geb. 1500 zu Wörd (Donauwörth), gehörte zu der Secte der Wiedertäufer, hielt sich an verschiedenen Orten des mittlern und südlichen Deutschlands auf, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden, und starb vermuthlich zu Basel um 1545. Er hat zahlreiche Schriften, theils historischen und kosmographischen, theils didactischen, mystischen und polemischen Inhalts hinterlassen. Seine bis auf das J. 1531 herabgehende Weltgeschichte erschien in demselben Jahre zu Straßburg „Chronica, Zeytbuch und geschychtbibel von anbegyn ꝛc."; mit einer Fortsetzung, Ulm 1536. fol. Die „Chronica. Des gantzen Teutschen lands, aller Teutschen Völker Herkommen ꝛc." gedruckt Augsburg 1538. fol. und öfter. Vgl. Jördens, 1, S. 557 ff. — k) Aus Glarus, geb. 1505, zuletzt Landammann in seiner Vaterstadt, wo er 1572 starb. Sein großes, bis zum J. 1570 reichendes Geschichtswerk ist nur zum Theil von Iselin herausgegeben „Chronicon Helveticum", Basel 1734 u. 36. 2 Bde. fol. Aus seinem beschreibenden Werk Rhaetia, Basel 1538. 4. gibt Wackernagel, d. Leseb. 3, 1, Sp. 381 ff. Einiges. — l) Wahrscheinlich 1505 zu Stralsund geboren, studierte zu Rostock, stand dann als

dessen Stilbildung Luthers Beispiel gleichfalls unverkennbar eingewirkt hat. Nicht um gleicher stilistischen Vorzüge willen, sondern vornehmlich nur als characteristische Denkmäler von der Sinnesart und Handlungsweise des Zeitalters und besonders von dem Leben der höhern Stände verdienen die Selbstbiographie des Ritters Götz von Berlichingen [m]) und die Denkwürdigkeiten des Ritters Hans von Schweinichen [n]) eine besondere Erwähnung. — Den historischen Wer-

---

Geheimschreiber in den Diensten mehrerer pommerschen Fürsten, gieng 1538 nach Wittenberg, wo er in freundschaftliche Verbindung mit den Reformatoren, vorzüglich mit Melanchthon und Buggenhagen kam, kehrte krank nach Stettin zurück und starb daselbst 1542. Die niederdeutsch, ungefähr i. J. 1532 geschriebene Chronik ist zuerst nach des Verfassers eigener Handschrift mit einer Auswahl aus seinen übrigen Schriften herausgegeben von Böhmer, Stettin 1835. 8. In derselben Handschr. steht auch seine erste hochdeutsche Bearbeitung des Werks, herausgeg. durch v. Medem, Anklam 1841. 8. (aber mit willkürlich geänderter Schreibung). Späterhin überarbeitete es Kantzow nochmals in hochdeutscher Sprache und führte es viel mehr aus, als in den beiden ersten Abfassungen. In dieser Gestalt, aber nach einer fehlerhaften Abschrift und mit Ergänzung der fehlenden Theile aus Nic. v. Klempzens Pommerania, ist Kantzows Chronik von Kosegarten unter dem Titel Pommerania herausgegeben, Greifswald 1816. 17. 2 Bde. 8. Die Originalhandschrift dieser zweiten hochdeutschen Bearbeitung ist erst 1837 wiederaufgefunden worden: ein möglichst treuer Abdruck davon steht zu erwarten. Vgl. Kosegarten, Nachricht von der Wiederauffindung der durch Th. Kantzow eigenhändig geschriebenen zweiten hochdeutschen Abfassung seiner pommerschen Chronik rc. Greifswald 1842. 8. — m) Geb. 1480 zu Hornberg, gest. daselbst 1562; er schrieb, wie er selbst sagt, als alter, betagter Mann. Gedruckt ist sein Leben zu Nürnberg 1731 und 1775. 8. und darnach herausgegeben (in erneuerter Sprache) durch Büsching und v. d. Hagen, Breslau 1813. 8. und C. Lang, Heilbronn 1832. 12.; zujüngst „Ritterliche Thaten Götz v. Berlichingens mit der eisernen Hand. Neuerlich aus den verglichenen Handschr. gezogen und lesbar gemacht von M. A. Gessert." Pforzheim 1843. 8. — n) Geb. 1552, gest. 1616. Die Denkwürdigkeiten reichen bis 1602 und sind unter dem Titel „Lieben, Lust und Leben der Deutschen des 16ten Jahrh. in den Begebenheiten des schlesischen Ritters H. v. Schweinichen" herausgegeben von



ken durch ihren Inhalt zunächst verwandt sind die Reise-, Länder- und Erdbeschreibungen, die dieser Zeitraum schon in beträchtlicher Zahl aufzuweisen hat. Wie jene berühren sie sich in ihren Anfängen vielfach mit der erzählenden Dichtung, indem die frühesten hierher fallenden Schriften Wirkliches und Wahres mit fabelhaften Geschichten, Wundersagen und märchenhaften Berichten in buntester Mischung durchflechten o). Dieß ist z. B. der Fall bei der berühmtesten unter den ältern Reisebeschreibungen, der des Engländers Maundevile, die, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts zuerst ins Deutsche übersetzt, die weiteste Ausbreitung fand und lange ein vielgelesenes Volksbuch blieb p). Erst allmählig treten Darstellungen dieser Gattung aus dem Gebiet der Fabel mehr heraus und empfangen ihre Stoffe ausschließlicher aus wirklicher Er-

Büsching, Breslau 1820—23. 3. Bd. 8. — o) Vgl. Gervinus, 2, S. 248 f. (1. A. S. 239 f.). — p) Der Ritter John Maundevile (bekannter unter den Namen Johannes de Mandeville und Joh. von Montevilla) machte in den Jahren 1322—1355 eine Reise in den Orient und von da zurück und beschrieb dieselbe 1356, wahrscheinlich zuerst in französischer Sprache, aus welcher er aber nachher sein Buch auch ins Englische übersetzte; die bekannte lateinische Bearbeitung, die gemeiniglich für die Urschrift gehalten wird, nach welcher der Verf. erst den französischen und englischen Text gefertigt habe, rührt allem Anscheine nach von einer fremden Hand her (vgl. E. Schönborns bibliogr. Untersuchungen über die Reise-Beschreibung des Sir John Maundevile, eine zu Breslau 1840. 4. erschienene Glückwünschungsschrift). Die erste deutsche Uebersetzung (des französ. Textes) aus dem Anfange des 15ten Jahrh. ist von Michael Velser, gedruckt Augsburg 1481; sie ist hochdeutsch. Eine niederdeutsche, die sich in einer Handschr. zu Berlin befindet, soll vom J. 1430 sein (eine Probe daraus bei Pischon, Denkmäler, 2, S. 224 ff.). Die meiste Verbreitung erhielt die um 1483 von dem Metzer Domherrn Otto v. Diemeringen nach dem französischen und dem lateinischen Text gemachte Bearbeitung, die auch dem Volksbuch zum Grunde liegt (vgl. über dieses und die alten Ausgaben von Otto's Bearbeitung Görres, d. d. Volksbücher, S. 53 ff. und altd. Mus. 1, S. 246 ff.).

fahrung oder aus gelehrter Ueberlieferung, so daß sie dadurch auch für die Wissenschaft von größerer Bedeutung zu werden anfangen, was unter den spätern insbesondere von zwei Werken gilt, die sich überdieß noch sehr vortheilhaft von Seiten der stilistischen Behandlung auszeichnen, von den Erdbeschreibungen Sebastian Franks [q]) und Sebastian Münsters [r]).

§. 171.

Die Pflege der bereits um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von den Franziscanern mit dem glücklichsten Erfolge ausgebildeten und gefestigten geistlichen Beredsamkeit übernahmen, wie oben bemerkt wurde [1]), zunächst die Männer, welche sich zuerst ganz selbständig und gleich mit bewunderenswürdigem Geschick der Muttersprache zur Einkleidung von Gegenständen des rein abstracten und speculativen Denkens bedienten und dadurch viel eigentlicher noch, als die alten St. Galler Mönche [2]), die Väter unserer philosophischen Prosa wurden, die vorzüglich aus dem Dominicanerorden hervorgegangenen Mystiker [3]). Sie beginnen mit dem schon

q) Sein Werk führt den Titel „Weltbuoch: spiegel und bildtniß des gantzen erdbodens ꝛc." Tübingen 1534. fol. — r) Geb. 1489 zu Ingelheim, erst Franziscaner, nach dem Austritt aus dem Orden seit 1529 Professor zu Basel, wo er 1552 starb. Seine „Cosmographia. Beschreibung aller Lender ꝛc." wurde zuerst 1544. fol. in Basel gedruckt.

1) Vgl. S. 287 und 303 f. — 2) Vgl. S. 100. — 3) Ueber die Mystiker, ihre einzelnen, durch verschiedene Zwischenglieder vermittelten Parteien (Brüder des freien Geistes, Jünger der ewigen Weisheit oder Gottesfreunde ꝛc.), ihre Stellung und Bedeutung in der Geschichte der deutschen Litteratur und der religiösen und philosophischen Bildung vgl. Canzlers und Meißners Quartalschrift, Jahrg. 1, St. 1, S. 88; St. 2, S. 83 ff.; Docen im Morgenbl. 1807. S. 769 ff.; Gervinus, 2, S. 135 ff.; W. Wackernagels Aufsatz „die Gottesfreunde in Basel" (in den Beiträgen zur vaterländ. Gesch. Basel 1843) und K. Schmidts in den folgenden Anmerkungen näher bezeichnete Schriften. Von einer Sammlung „Deutsche Mystiker des 14ten Jahrh.", die

früher genannten Meister Eckart[4]) und fallen mit ihrer Wirksamkeit zum Theil noch in das Ende des vorigen, zum Theil erst in den Anfang dieses Zeitraums. Als Prediger zeichnen sich unter ihnen besonders aus Meister Eckart selbst, Nicolaus von Straßburg[5]) und Johann Tau-

Fr. Pfeiffer besorgt, wird demnächst der erste Band (enthaltend Hermann v. Fritzlar, Nicolaus v. Straßburg und als Anhang einige Stücke von Bruder David, vgl. §. 121a.) erscheinen. — 4) Heinrich Eckart oder Eckhart, wahrscheinlich zu Straßburg in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrh. geboren, studierte zu Paris, wo er auch zuerst als Lehrer auftrat und vielleicht schon durch die Theorie der Begharden oder Brüder des freien Geistes angezogen wurde. In Rom zum Doctor der Theologie ernannt, nachdem er schon früher in den Dominicanerorden getreten, ward er 1304 dessen Provinzial in Sachsen und drei Jahre darauf Generalvicar in Böhmen. Später zerfiel er wegen seiner pantheistischen und mystischen Lehren mit der Kirche, ohne jedoch aus ihrer Gemeinschaft ganz auszutreten; zuletzt lebte und lehrte er in Cöln, wo sich ein Kreis von Jüngern um ihn sammelte, zu denen wohl vor allen Tauler und Heinrich der Seuse gehörten. Er muß vor dem zweiten Viertel des Jahres 1329, wie es scheint, mit der Kirche ausgesöhnt, gestorben sein. Vgl. über sein Leben, seine Schriften und die Hauptsätze seiner Lehre K. Schmidts Abhandl. „Meister Eckart. Ein Beitrag zur Geschichte der Theologie und Philosophie des Mittelalters" (in d. theolog. Studien u. Kritiken, 1839. Hft. 3. S. 663 ff.). Von seinen Schriften, die, soweit sie sich erhalten haben, Fr. Pfeiffer in seiner Sammlung herausgeben wird, ist zeither nur weniges gedruckt. Die Stücke, die ihm im Anhang zu den 1521 und 1522 zu Basel erschienenen Ausgaben von Taulers Predigten beigelegt werden, gehören ihm zwar unzweifelhaft an, doch bieten sie keine echten und reinen Texte. Nach zwei Handschr. hat Fr. Pfeiffer eine Predigt und nach einer dritten ein Stück aus einem Tractat in die d. Litteraturgesch. von G. und F. Scholl, 1, Sp. 355 ff. einrücken lassen; aus einer vierten Handschr. ist eine Predigt (vollständig?) in Mone's Anzeig. 1837. Sp. 71 ff. mitgetheilt. — 5) Dominicaner und längere Zeit Lesemeister in Cöln, seit 1326 päbstlicher Nuntius und Aufseher über die Klöster seines Ordens in der deutschen Provinz. Eine Predigt von ihm in dem Buch von G. und F. Scholl, 1, Sp. 361 ff., drei andere in Mone's Anzeig. 1838. Sp. 271 ff. (von diesen steht die erste, nach einer andern Handschr. mit den Lesarten einer dritten, auch in d. altd. Blätt. 2, S. 167 ff.). — Ueber die Predigten in Hermanns v. Fritzlar

ler [6]). Nach ihnen verdient nur noch ein Kanzelredner vor der Kirchenverbesserung namentlich hervorgehoben zu werden, der berühmte, ihr unmittelbar voraufgehende und ihr vorarbeitende Johann Geiler von Kaisersberg [7]). Nach dem zweiten Jahrzehent des sechzehnten Jahrhunderts ragt Luther vor allen seinen Zeitgenossen auch als Redner hervor: sein großes oratorisches Talent offenbart sich nicht bloß in seinen Predigten, sondern auch, und noch gewaltiger in

„Buch von der Heiligen Leben" vgl. §. 169, Anm. 9. — 6) S. §. 158, Anm. m. und K. Schmidt, Joh. Tauler v. Straßburg. Hamburg 1841. Luther schätzte ihn sehr hoch. Die älteste Ausgabe seiner Predigten erschien in Leipzig 1498. 4. In neuerer Zeit wurden sie in der Sprache verjüngt mehrmals herausgegeben, u. a. Frankf. a. M. 1826. 3 Bde. 8. Aus zwei Straßburger Handschr. gibt zwei Predigten Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 857 ff. (1. A. Sp. 661 ff.). — 7) Joh. Geiler, geb. zu Schafhausen 1445, nach dem Wohnort seines Großvaters, der den früh verwaisten Knaben erzog, von Kaisersberg genannt, studierte zu Freiburg im Breisgau und zu Basel, wo er Doctor der Theologie ward, lehrte und predigte zu Freiburg und Würzburg, ward 1478 als Prediger nach Straßburg (seit 1486 ans Münster) berufen, wo er bis zu seinem 1510 erfolgten Tode fast ununterbrochen verweilte. Vergl. v. Ammon, Geilers von Kaisersberg Leben, Lehren und Predigten. Erlangen 1826. 8. Seine zahlreichen deutschen Schriften sind wohl am vollständigsten verzeichnet in Oberlins Dissertation „De Johannis Geileri Caesaremontani scriptis germanicis", Straßb. 1786. 4. (vgl. auch Jördens, 2, S. 592 ff. und Pischon, 2, S. 281 ff.). Die Hauptmasse bilden Predigten. Aus den davon unter verschiedenen Titeln gedruckten Sammlungen gibt Wackernagel, d. Leseb. 3, 1, Sp. 5 ff. ansehnliche Proben (aus der christlichen Pilgerschaft, dem Hasen im Pfeffer, der Seelen Paradies und der Postille). Die 146 Predigten, die er im J. 1498 über Brants Narrenschiff hielt (vgl. §. 165, Anm. f.), wurden zuerst lateinisch gedruckt, Straßb. 1510; eine deutsche Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung davon, „D. N. Narrenschiff uß latin ins tütsch bracht", besorgte der Barfüßer Joh. Pauli, Straßb. 1520 (einige kleine Stücke daraus bei Pischon, 2, S. 288 ff. und bei G. und F. Scholl, 1, Sp. 529 ff.), der auch andere Predigten Geilers „aus dessen Munde", doch keineswegs treu, „aufgeschrieben", oder im Auszuge als „aufgelesene Brosämlein" herausgegeben hat.

seinen Sendschreiben, Briefen und Streitschriften [8]), denen nur etwa in der Kraft und überzeugenden Wahrheit der Gedanken und in der innerlichen Wärme des Ausdrucks, aber nicht in der Handhabung der Sprache und in der Benutzung ihrer Mittel einiges von dem an die Seite gesetzt werden darf, was Ulrich von Hutten und Ulrich Zwingli in dieser Art geschrieben haben [9]). Zwingli nimmt auch als Verfasser

8) Von Luthers Predigten erschien die Sammlung, welche er selbst für sein bestes Buch hielt, unter dem Titel „Kirchenpostille" zuerst Wittenberg 1527; unter seinen größern Sendschreiben ist eins der herrlichsten und berühmtesten das „An den Christlichen Adel deutscher Nation: von des Christlichen standes besserung" (vom J. 1520). Eine musterhafte Auswahl von Stücken aus Luthers prosaischen Werken (Sendschreiben und Briefe [darunter auch sein Testament], den Glauben, Wider die stürmenden Bauern, die [schon erwähnte] Vorrede zum verdeutschten Aesop und die letzte Predigt) hat Wackernagel im d. Leseb. 3, 1, Sp. 85 ff. geliefert, theils nach den ältesten Drucken einzelner Schriften und den alten Wittenberger Ausgaben der Werke, theils nach dem (den Urschriften näher stehenden) Manuscript der Ausgabe de Wette's von Luthers Briefen, Sendschreiben und Bedenken, Berlin 1825 ff. 5 Thle. 8. Ueber die verschiedenen Ausgaben von L's sämmtlichen deutsch geschriebenen Werken, so wie über alte Drucke einzelner Schriften vgl. J. G. Walchs Ausgabe (die sogenannte hallische, 1737—1753), Bd. 24, Jördens, 6, S. 688 ff. u. Pischon, 2, S. 516 ff. (wonach §. 134, Anm. d. abzuändern ist). — 9) Von Ulr. v. Hutten (vgl. §. 165, Anm. h.) sind in dieser Beziehung besonders merkwürdig die (zuerst lateinisch abgefaßten) Sendschreiben „Die verteutscht clag — an Hertzogen Fridrichen zu Sachsen", und „Ein Clagschrift — an alle stend Deütscher nation", beide im J. 1520 veröffentlicht. Von jener der Anfang der Vorrede bei Pischon, 2, S. 577 f., diese ganz bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 211 ff. — U. Zwingli, geb. wahrscheinlich 1584 zu Wildhausen in Toggenburg, studierte in Wien und verwaltete zuerst ein Schulamt in Basel, dann nach einander mehrere geistliche Aemter, seit 1519 das eines Predigers am großen Münster zu Zürich. Er fand seinen Tod in der Schlacht beim Kloster Kappel im J. 1531. Seine deutschen Schriften sind in neuerer Zeit herausgegeben von Schuler und Schultheß, Zürich 1828 ff. 3 Thle. 8. Von einigen der bedeutendsten und auch für die Geschichte unserer rednerischen und didactischen Prosa wichtigsten (Predigten, „Ußlegen und gründ der schlußreden oder

von Predigten unter den Prosaisten seiner Zeit eine ausgezeichnete Stelle ein. Von jüngern geistlichen Rednern ist Luthers Schüler Johann Mathesius[10]) einer der gemüthvollsten und populärsten. — Wie die rednerische, so entwickelte und vervollkommnete sich auch die lehrhafte Prosa zuerst und hauptsächlich durch den Gebrauch, den man von ihr bei Behandlung von Gegenständen der Religion und der Sittenlehre machte. Wenn sie noch anderweitig zur Anwendung kam, so geschah dieß entweder, wiewohl schon früh[11]), nur mehr ausnahmsweise, indem gerade für den schriftlichen Lehrvortrag die lateinische Sprache am längsten ein ausschließliches Recht zu behaupten suchte, oder die didactischen Schriften von nicht rein religiösem oder rein moralischem Inhalt bewegten sich um die großen kirchlichen und politischen Zeitfragen und griffen dann doch auch immer tief in das Gebiet der Religion und der Sittenlehre ein. Unter den religiös-didactischen Schriften sind nun die wichtigsten die theils speculativ-theologischen, theils mystisch-ascetischen, die aus Eckarts Schule oder aus verwandten Geistesrichtungen hervorgiengen, insbesondere die, welche ihn selbst, Joh. Tauler[12]), Heinrich den Seu-

Artickeln" [1523], „Ein trüw und ernstlich vermanung an die frommen eidgenossen" [1524], „Antwurt über doctor M. Luthers buoch, bekenntnuß genannt" [1528]) sind Proben bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 233 ff.; vgl. auch Pischon, 2, S. 540 ff. — 10) Geb. 1504 zu Rochlitz in Sachsen, wurde nach Vollendung seiner Studien in Wittenberg, wo er zu Luthers Tischgenossen gehört hatte, zuerst Schulmann, dann Pastor zu Joachimsthal in Böhmen und starb daselbst 1565 (oder 1566?). Seine Predigten sind in mehrern Sammlungen erschienen. Aus der „Bergpostilla, oder Sarepta" (1562) gibt Wackernagel, a. a. O. Sp. 417 ff. die erste vollständig; Bruchstücke aus andern Sammlungen bei Pischon, 2, S. 592 ff. Von den 17 Predigten, die er über Luthers Leben hielt, hat A. J. D. Rust eine neue Ausgabe besorgt: M. Joh. Mathesius, Leben D. M. Luthers, in 17 Predigten. Berlin 1841. 8. — 11) Vgl. §. 121 b. gegen das Ende. — 12) Hierher

sen[13]), Heinrich von Nördlingen[14]) und Otto von Passau[15]) zu Verfassern haben[16]); ferner das von Luther

---

gehört vornehmlich sein ascetisches Werk „die Nachfolgung des armen Lebens Christi" (Straßburg 1621; in erneuerter Sprache von Casseber, Luzern 1823), wovon die Vorrede bei G. und F. Scholl, 1, Sp. 405 ff. steht. — 13) Er stammte aus dem edlen, unweit des Bodensees ansäßigen Geschlechte der vom Berg und wurde um das J. 1300 zu Constanz geboren. In seinem 18ten Jahre trat er in den Dominicanerorden, gieng nach Cöln (s. Anmerk. 4), empfieng die Priesterweihe und nannte sich nun nach dem Geschlechtsnamen seiner Mutter H. den Seusen (daher sein latinisierter Name Suso). Später kam er nach Ulm, wo er lange lebte und 1365 oder 1366 starb. Unter seinen zuerst 1482, dann 1512 zu Augsburg gedruckten, in verjüngter Sprache durch M. Diepenbrock herausgeg. Werken (Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften. Regensburg 1829. 2te Ausg. 1837. 8.) ist das wichtigste das „Büchlein von der ewigen Weisheit", in der Form von Wechselreden oder Disputationen zwischen der ewigen Weisheit und ihrem Diener abgefaßt. Stücke daraus nach Handschriften bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 871 ff., Grieshaber, Aeltere noch ungedr. deutsche Sprachdenkm. religiös. Inhalts, S. 36—47 (das zweite dieser Bruchstücke füllt die Lücke, die Wackernagel, Sp. 874, 26—875, 23 aus Diepenbrocks Text ergänzen mußte) und bei G. und F. Scholl, 1, Sp. 413 ff. (vergl. Bormann im N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. für d. Spr. 2, S. 172 ff.), die auch zwei Bruchstücke aus „Seuse's Leben", von ihm selbst geschrieben, mittheilen. — 14) Er erscheint als das Haupt der einen, mehr kirchlichen Partei der sogenannten Gottesfreunde in Basel. Wie H. der Seuse hat auch er viele Briefe über religiöse Dinge geschrieben, meist an Frauen gerichtet. Dergleichen hat W. Wackernagel in seinem Anmerk. 1. angeführten Aufsatze mitgetheilt. Schon früher hatte Heumann (Opuscula, Nürnberg 1747. 4.) Heinrichs v. N. Briefe an eine Klosterjungfrau, Margarethe Ebner, abdrucken lassen. Vgl. Pischon, Handb. d. d. Prosa, S. 13 ff., wo auch Proben stehen. — 15) Lebte gegen den Ausgang des 14ten Jahrh. als Minorit und Lesemeister zu Basel und vollendete nach der gewöhnlichen Angabe i. J. 1386, nach dem Schluß der Heidelb. Handschr. (Wilkens Gesch. d. Heidelb. Biblioth. S. 319, Nr. XXVII) aber erst 1418 sein Buch „Die vier und zwanzig Alten oder der güldene Thron der minnenden Seelen", eine christliche Tugendlehre. Gedr. o. O. u. J., dann Augsburg 1480 und öfter. Zwei Bruchstücke aus einer Berlin. Handschr. bei Pischon, Denkm. 2, S. 245 ff. — 16) Andere Beispiele der Lehrprosa des 14ten Jahrh.

hochgehaltene, noch aus dem funfzehnten Jahrhundert herrührende Büchlein von der deutschen Theologie[17]), viele von Luthers und Zwingli's größern und kleinern deutsch abgefaßten Werken, namentlich diejenigen, welche zur Erläuterung der heiligen Schrift und einzelner Bücher daraus, so wie zur Begründung und Auslegung der allgemein christlichen oder der besondern confessionellen Glaubenssätze bestimmt sind, noch eine sogenannte, aber von einem Gegner der Reformation, dem Bischof Berthold, geschriebene deutsche Theologie[18]) und mehrere von Sebastian Franks theologischen Schriften, vornehmlich sein Lob des göttlichen Wortes[19]). Zu den vortrefflichsten Werken dieses Zeitraums, die eine practische Lebensweisheit lehren und Vorschriften für besondere Lebensverhältnisse ertheilen, gehören aus dem funf-

---

findet man bei Wackernagel, altd. Leseb. Sp. 889—892; 901—906, und in Docens Miscell. 1, S. 140 ff. (ein von dem Herausgeber unpassend überschriebenes Bruchstück einer Rede oder Predigt über die Streitfrage, wie der Mensch selig sei? gegen Meister Eckart gerichtet; vgl. Gervinus, 2, S. 145, Anm. 174). — 17) Von Luther einem sonst unbekannten deutschen Herrn und Priester zu Frankfurt beigelegt. Schon 1516 erschien ein Theil davon unter dem Titel „Was der alte und neue Mensch sei?" wozu Luther eine Vorrede geschrieben hatte. Er besorgte auch die erste vollständige Ausgabe, Wittenberg 1518, der noch in demselben Jahre ein Leipziger Nachdruck folgte. Von den vielen neuen Auflagen (und Bearbeitungen) ist die letzte nach der Originalausgabe von 1518 veranstaltet von Biesenthal, Berlin 1842. Die Ausgabe von Grell, Berlin 1817. enthält einen in der Sprache modernisierten Text. Ueber die weitere Litteratur vgl. N. Jen. Litt. Zeit. 1842. Nr. 258. — 18) Der Verfasser war Bischof zu Chiemsee; er beendigte sein Buch 1527, das im nächsten Jahre zu München gedruckt wurde. Proben bei Wackernagel, d. Leseb. 3, 1, Sp. 273 ff. — 19) Mit andern Schriften, die er theils selbst abgefaßt, theils übersetzt hat (darunter auch „Ein Lob der Thorheit", Uebertragung des berühmten Werks von Erasmus) zusammen gedr. o. O. u. J. Stellen bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 343 ff.; Anderes von Frank, das hierher fällt, bei Pischon, 2, S. 474 ff.

zehnten Jahrhundert Albrechts v. Eybe[20]) Ehestandsbuch und sein Spiegel der Sitten, aus dem sechzehnten Joh. Fischarts großentheils nach dem Plutarch abgefaßtes philosophisches Ehezuchtbüchlein[21]). Unter den Prosaisten, die sich in andern Gattungen des Lehrstils versucht haben, sind die merkwürdigsten Albrecht Dürer[22]), Luthers älterer Zeitgenosse, dessen mathematisch-artistische Schriften die ersten in deutscher Sprache sind, die Gegenstände dieser Art mit Klarheit und nicht ohne stilistische Gewandtheit behandeln, und die beiden, um wenige Jahrzehnte jüngern Ausleger deutscher Sprichwörter, Johann Agricola[23]) und Sebastian

---

20) Er gehörte einem edlen, aus Franken stammenden Geschlechte an; geb. 1420, wurde er nach Vollendung seiner Studien beider Rechte Doctor, Archidiaconus in Würzburg, Domherr zu Bamberg und Eichstedt, auch Kämmerling des Pabstes Pius II. Er starb 1475. Von seinem Ehestandsbuch oder, wie der Titel eigentlich lautet, „Ob einem manne sey zu nemen ein elich Weib oder nit", worin mehrere Novellen eingeflochten sind (vgl. §. 169, Anm. 3; auch die, wie Albrecht sagt, aus dem Lateinischen entlehnte, in Leonh. Meisters Beiträge zur Gesch. d. d. Sprache ꝛc. Heidelb. 1780. 1, S. 135 ff. aufgenommene Novelle vom jungen Procurator, die Göthe wiedererzählt, aber wohl aus anderer Quelle geschöpft hat) ist die älteste bekannte Ausgabe o. O. u. J., dann zwei von 1472, und bis 1495 noch vier andere (kleine Proben bei Pischon, 2, S. 242 ff. und G. u. F. Scholl, 1, Sp. 509 f.). Der Spiegel der Sitten gedr. Augsb. 1511. Von Albrechts Uebersetzungen dramatischer Werke war oben (§. 162, Anm. d u. n) die Rede. — 21) Erste bekannte Ausg. Straßb. 1578; Proben bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 501 ff. — 22) Der berühmte Mahler, geb. zu Nürnberg 1471, gest. daselbst 1528. Seine berühmteste Schrift sind die „Vier Bücher von menschlicher Proportion", Nürnberg 1528. Ueber sein Leben und seine übrigen Schriften vgl. Jördens, 1, S. 397 ff. und J. Heller, A. Dürers Leben und Werke, Bamberg 1827. 2 Bde. 8. — 23) Er soll eigentlich Schnitter geheißen haben, geb. 1492 zu Eisleben, gest. als Hofprediger und Generalsuperintendent in Berlin 1566. Seine Auslegungen deutscher Sprichwörter erschienen in mehrern Sammlungen: zuerst niederdeutsch (Magdeburg) 1528. 8.; die erste hochdeutsche Ausg. zu Hagenau 1529. 8. In den spätern mehrte sich die Zahl

Frank[24]). — In der andern Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gerieth die deutsche Beredsamkeit wieder tief in Verfall. Die Kanzelvorträge wurden trocken, spitzfindig, gemein polemisch und mit todter Gelehrsamkeit überladen, und in den Streitschriften, welche die verschiedenen Religionsparteien wechselten, suchte man einander in der Regel nur an Bitterkeit, rohem Eifer und niedrigen Schmähungen zu überbieten, wobei auf Sprache und Darstellung weiter keine Sorgfalt gewandt wurde. Auch der Lehrstil gieng eher zurück, als vorwärts: Fischart steht auch darin um diese Zeit so gut wie einzig da. — In das sechzehnte Jahrhundert fallen auch die ersten auf uns gekommenen deutschen Grammatiken, unter denen die von Valentin Ickelsamer für die älteste gilt[25]). Sie sind nur als die ersten unbeholfenen Versuche in der wissenschaftlichen Auffassung und Darlegung des deutschen Sprachorganismus beachtenswerth.

---

der erklärten Sprichwörter; die jüngste, von den frühern in der Schreibweise und auch sonst abweichende, Wittenberg 1592. 8. enthält deren 749. Proben bei Pischon, 2, S. 551 ff. — 24) Die erste Ausgabe der Sammlung „Sprichwörter, Schöne, Weise, Herrliche Cluogreden, unnd Hoff sprüch ꝛc." gedr. Frankf. a. M. 1541. 4. und in demselben Jahre auch „Annder theyl der Sprichwörter ꝛc." (die ausgezeichnetste unter den im 16ten und 17ten Jahrh. veranstalteten Sammlungen dieser Art; vgl. W. Grimm, Vridanc. S. CVIII f.). Proben bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 367 ff.; eine Bearbeitung von B. Guttenstein, „Des deutschen Wiedertäufers und Zeitgenossen Luthers Sebast. Franks Sprichwörter, Erzählungen und Fabeln der Deutschen. Frankf. a. M. 1831. 12. — 25) Gedr. zuerst o. O. u. J. (wahrscheinlich um 1522), dann zu Nürnberg 1537. 8. Bruchstücke daraus bei Pischon, 2, S. 601 ff. Andere deutsche Grammatiken des 16ten Jahrh. führt Hoffmann, die deutsche Philologie im Grundriß, S. 139 auf. Ueber deutsche Rechtschreibung hatte schon früher Niclas v. Weyl nachgedacht und von seinen Bemerkungen in der 18ten Geschrift seiner „Translation" (vom J. 1478) einige mitgetheilt.

Zweite Abtheilung.

Die neuere Zeit.





Fünfte Periode.

Vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bis zum zweiten Viertel des achtzehnten.

Erster Abschnitt.

Eintritt der neuern, von dem Gelehrtenstande ausgehenden Litteratur in der Landessprache. Deutschlands allgemeine politische, gesellschaftliche, sittliche, kirchliche und wissenschaftliche Zustände in ihrem Verhältniß zur National-Litteratur im Laufe des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

§. 172.

Erst mit diesem Zeitraum begann der Einfluß, den die Wiederbelebung des classischen Alterthums schon seit längerer oder kürzerer Zeit auf den Geschmack und die litterarische Bildung anderer europäischer Völker wohlthätig ausgeübt hatte, auch in der deutschen Litteratur von noch andern als der rein stofflichen Seite her sichtbarer zu werden. Aber die Umstände, unter welchen ihre von Männern aus dem Gelehrtenstande unternommene, von Fürsten und Adel begünstigte kunstmäßige Neugestaltung anhub, waren nicht der Art, daß sie sich sobald zu der innern Gediegenheit und äußern Vollendung hätte erheben können, welche andere Litteraturen um diese Zeit entweder schon besaßen, oder auf dem Wege waren binnen Kurzem zu erreichen. Was während dieses ganzen Zeitraums in deutscher gebundener oder ungebundener Rede abgefaßt wurde, bietet im

Allgemeinen nur eine Reihe von unvolksthümlichen, theils einseitigen und mißlungenen, theils ganz verkehrten Bestrebungen und von Verirrungen des Geschmacks und des künstlerischen Urtheils dar, die erst entweder sich gegenseitig aufheben, oder anderweitig beseitigt werden mußten, bevor die Litteratur eine reichere Befruchtung empfangen, und in sie ein mehr selbständiger und mehr volksthümlicher Geist einkehren konnte, der sie bessere Wege finden ließ und ihrer wahren Bestimmung zuführte. Die Gründe dieser Erscheinung sind zunächst in mehr allgemeinen geschichtlichen Verhältnissen sowohl der Vergangenheit, wie des gegenwärtigen Zeitraums zu suchen.

§. 173.

Schon in den besten Zeiten der mittelhochdeutschen Litteratur hatte zum Nachtheil ihrer Volksmäßigkeit die Kunstdichtung in der Wahl der Stoffe sich zu ausschließlich der Fremde zugewandt und ihren sittlichen und geistigen Gehalt zu einseitig aus dem Leben und dem Ideenkreise eines besondern Standes im Volk bezogen, als daß sie nicht mit dem Sinken und dem Verfall des Ritterthums hätte abwelken und der auf eine Zeit lang zurückgedrängten Volkspoesie wieder weichen müssen. Diese jedoch, in der Ausartung und Verwilderung ihres formellen Theils schon weit vorgeschritten, als die Kunstdichter noch mit einer gewissen Fertigkeit und bisweilen selbst mit großem Geschick Sprache und Vers handhabten, hatte sich dieser Rohheit immer mehr überlassen, die nun auch allmählig die Kunstdichtung, wie sie namentlich in den Meistersängerschulen geübt ward, erfaßte und auf Abwege brachte, auf denen sie auch das verlor, was die volksmäßige Poesie sich noch immer wenigstens theilweise bewahrte, einen frischen, natürlichen und lebensvollen Inhalt. Inzwischen hatte sich mit der Wiederbelebung des classischen Alterthums der eigentliche Gelehrten-

stand zu bilden angefangen. Er nahm im Ganzen und von einzelnen Ausnahmen abgesehen zu der Litteratur in der Volkssprache zunächst eine Stellung an der ähnlich, in welcher die Geistlichkeit während des fränkischen Zeitalters zu der volksthümlichen Dichtung gestanden hatte. Seinen geistigen Stützpunkt und Anhalt hatte er in fremder Wissenschaft und Kunst gefunden; in einer fremden und todten Sprache dachte und schrieb er, und aufs Neue entwickelte sich auf deutschem Boden eine lateinische Poesie und gelangte auch in ihren Formen zu hoher Blüthe in derselben Zeit, wo gerade von dieser Seite alles, was in deutscher Sprache gedichtet ward, die äußerste Entartung bekundete. Noch aber standen diese gelehrten lateinischen Dichter dem Volksleben nahe genug, ja sie befanden sich oft recht in dessen bewegtester Mitte und Strömung, um, wenn sie es ernstlich gewollt hätten, die heimische Poesie aus ihrer Erniedrigung zu erheben, sie innerlich zu adeln und ihr ein würdigeres und zierlicheres Kleid anzulegen, ohne sie dabei um ihren volksthümlichen Gehalt und eine deutsche Farbe zu bringen. Sie versäumten es, indem sie sich entweder gar nicht mit dem Dichten in der Muttersprache abgaben, oder wenn sie es thaten, sich mit den bei den Volksdichtern üblichen Formen begnügten, ihre Behandlungsart theilten und in ihren Ton einstimmten. Unterdessen waren Ereignisse eingetreten, die in demselben Maaße, wie sie zur festern Abschließung und innern Erstarkung des Gelehrtenstandes beitrugen, ihn der volksthümlichen Bildung entfremdeten und die Bande lockerten oder zerrissen, die sein geistiges Leben in der Gegenwart mit der Vergangenheit des deutschen Volkes bis dahin zusammengehalten hatten: die Einführung und Festsetzung eines fremden Rechtes und die Kirchenspaltung mit ihren nächsten Folgen. Von da an schien es, als würden, so wie die einzelnen

Stämme, so auch die besondern Stände in Deutschland kaum durch andere allgemeine Einigungsmittel innerlich verbunden, als durch die heimische Sprache und die vaterländischen Sitten. Allein auch diesen drohte schon Verunstaltung und Zersetzung, bevor noch der dreißigjährige Krieg zum Ausbruch kam. Es galt vor Allem, sie in ihrem Bestande zu schützen und insbesondere die Sprache zu höherm Ansehn zu erheben, wenn sich überhaupt noch einmal eine wirkliche National-Litteratur in kunstgerechten Formen bei uns entwickeln sollte. Beides wurde auch in der That und nicht ohne einen gewissen Erfolg versucht, und zwar zunächst von der fruchtbringenden Gesellschaft und von Opitz. Aber weder die Fürsten und Adeligen, von denen jene Gesellschaft gestiftet ward, noch die Gelehrten, welche unter dem Vorgange Opitzens an die Stelle der lateinischen Kunstpoesie eine deutsche setzten, wußten den gesunden und tüchtigen Kern der Volksdichtung, die sie vorfanden, noch so weit zu würdigen, daß sie sie aufgenommen und mit ihrer innerlichen und äußerlichen Veredlung auf dem Grunde fortgebaut hätten, den die Vorzeit bereits zu einer wahrhaft volksthümlichen Litteratur gelegt hatte. Sie erschien ihnen zu roh und zu gemein; vornehm kehrten sie ihr den Rücken zu und gründeten, fremder Kunstregel folgend und fremde Vorbilder nachahmend, eine poetische Litteratur, die, wenn man einen Theil der Lyrik ausnimmt, fast durch nichts weiter Anspruch auf den Namen einer eigenthümlich deutschen machen kann, als durch die Sprache und durch die beim Bau der Verse befolgten Gesetze. Je mehr Umstände aber im Laufe dieses Zeitraums selbst zusammentrafen, die innere Volkskraft in Deutschland zu schwächen und dessen Selbständigkeit in Politik, Sitte, Bildung, Sprache rc. zu gefährden, desto weniger konnte auch die neue Poesie so bald eine wahrhaft deutsche

werden, und desto schwerer ward es ihr, sich dieser Unselbständigkeit zu entwinden und innerlich zu erstarken.

§. 174.

Die Spannung, welche schon lange zwischen Katholiken und Protestanten geherrscht hatte und zum Aeußersten gediehen war, seitdem die erstern ein Haupt in Ferdinand II. erhalten hatten, der die Unterdrückung der neuen Lehre sich zur Gewissenssache machte, führte endlich den unseligen dreißigjährigen Krieg herbei, der Deutschland im Innersten zerriß, es in unerhörter Weise verwüstete und entvölkerte und die Kraft der Nation in ihrem innern Leben sowohl, wie in ihrer Wirksamkeit nach außen auf lange Zeit lähmte. Nicht einig genug unter sich und darum zu schwach, es mit der kaiserlichen Macht und ihren Anhängern aufzunehmen, hatte sich die protestantische Partei bald nach fremder Hülfe umsehen müssen, und während der Kaiser von seinen nicht deutschen Besitzungen und von Italien und Spanien aus seine Heere verstärkte, waren von der andern Seite her die deutschen Länder nach einander von dänischen, schwedischen und französischen Kriegsschaaren überschwemmt worden. Je länger der Krieg dauerte, und je mehr er in seinem Verlauf den ursprünglichen Character eines Kampfes gegen und für die Freiheit des Glaubens verlor, desto grauenhafter und zerstörender wüthete er[1]), desto

1) Treffend vergleicht v. Logau (d. Sinnged. 1stes Tauf. 3tes Hund. Nr. 80) den 30jährigen Krieg in seinem Verlauf mit der Chimära. Zuerst sei er Löwe gewesen, habe kühne Thaten verübt, Tapferkeit höher als Verrath gehalten, und Deutschland sei noch deutsch gewesen; man habe auf des Krieges Ende, nicht auf seinen fernern Lauf gesehen. Dann sei er durch den süßen Brauch, fette Beute zu machen, zur gefräßigen Ziege geworden, habe Gut und Blut verzehrt, und man sei bedacht gewesen, ihn in die Länge zu ziehen und nicht sowohl auf den Feind, als auf den Freund zu zielen. Zuletzt komme der Drache, und das Ende werde zur Schlange: der Krieg, ärger als arg,

weniger ließ sich ein Ende des Elendes absehen, das er fast über alle Theile von Deutschland, zumal nach dem Tode Gustav Adolfs, verbreitete. Und was sich vor Allem nachhaltig schlimm erwies, die Fremden, theils herbeigezogen, theils sich selbst zudrängend, wußten die Entzweiung des deutschen Volks und die Zerrissenheit seiner öffentlichen Verhältnisse nur zu wohl zu benutzen, um nicht binnen Kurzem den gefährlichsten Einfluß auf die innern Angelegenheiten des Reichs zu erlangen. So tief sank das Ansehen und die Würde des deutschen Namens, daß Heere der deutschen Protestanten von dem katholischen Frankreich zur Erreichung seiner selbstsüchtigen Absichten in Sold genommen werden konnten, und daß Schweden und Franzosen sich als die vornehmsten Entscheider über das Schicksal unsers Vaterlandes betrachten durften. Die Bessern unter dem Volke begriffen zwar dessen trostlosen Zustand und fühlten die allgemeine Erniedrigung; es fehlte auch nicht an vielen und lauten Klagen über die Leiden der Gegenwart, noch an herben Rügen der Gesunkenheit des vaterländischen Sinnes und an Ermahnungen zu Versöhnlichkeit und Frieden daheim und zu männlichem Aufraffen gegen die Anmaßungen und den Frevelmuth der Fremden [2]): allein es waren Worte, die

---

rase gleich dem Teufel, wo sich nur ein Mensch finde, der Gott, Ehre, Zucht und Recht nachzustreben wünsche; keiner solle leben bleiben, der nicht Soldat sei; was es nur Menschliches gebe, verwerfe, verbanne, verachte er; kein Stand und kein Amt, keine Würde, Freundschaft und Ehre werde von seinem Gifte verschont, und dieß Gift sei so fürchterlich, daß er sich selbst damit vergiften und so sein eignes Ende aus eigenem Rasen herbeiführen müsse ꝛc. — 2) In dergleichen Klagen, Rügen und Ermahnungen haben sich namentlich die Dichter aus dieser Zeit häufig ergossen, von denen ich beispielsweise nur Opitz, Weckherlin, Flemming, v. Logau, Rist, Schottel, Andr. Gryphius und den der katholischen Partei angehörigen lateinischen Dichter Jac. Balde anführen will. Von mehreren der zuerst genannten finden sich einzelne

verhallten und keine Frucht trugen. Als endlich der westphälische Friede dem Kriege ein Ziel setzte und die alte Reichsverfassung dem äußern Scheine nach wieder herstellte, blutete Deutschland aus tausend Wunden: sein Gebiet war bedeutend geschmälert, der innere Verband seiner Glieder so gut wie gelöst, sein Handel, sein Wohlstand auf lange zerstört, die Gemüther zeigten sich erschlafft, der Gemeinsinn war geschwunden, das Selbstgefühl der Nation gebrochen; sie konnte sich selbst nicht mehr achten, nachdem sie zum Gespötte des Auslands geworden war. Nur die Freiheit der evangelischen Kirche war aus dem großen Sturme gerettet und für die Zukunft gesichert, freilich ein Gut von unschätzbarem Werthe, wie überhaupt, so besonders für unsere neuere geistige Bildung und Litteratur, deren Hauptträger eben diese Freiheit werden sollte. — Unter der langen und schwachen Regierung Leopolds I. (1658—1705) herrschte zwar im Innern des Reichs großentheils Ruhe; in seinen südöstlichen und westlichen Grenzlanden dagegen wütheten die Kriege, in welche dieser Kaiser mit der Türkei und mit Frankreich verwickelt ward, und im Nordosten hatte der große Kurfürst von Brandenburg mit den Schweden einen harten Kampf zu bestehen. Selbstsucht und elende Rücksichten, Unentschlossenheit und Schwerfälligkeit, Mangel an Vaterlandsliebe [3]) und Verblendung über die Gefahren, von

---

hierher fallende Stücke beisammen in Hoffmanns polit. Gedichten aus d. deutsch. Vorzeit; aus Balde ist einiges der Art übersetzt von Herder (Sämmtl. Werke. Zur schönen Litt. u. Kunst; kl. Ausg. von 1827 ff. Th. 12; wo auch S. 190 ff. die Citate stehen, nach denen man die Originalgedichte aufsuchen kann). — 3) Gewiß gab es damals nur wenige, wie in andern Ständen, so vornehmlich unter den Fürsten und deren Rathgebern, die sie so lebendig fühlten, wie sie noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges viele Deutsche beseelte, unter den Schriftstellern aber wohl keinen in höherm Grade, als den wackern Moscherosch, von dem es nicht als bloße Redensart angesehen werden

denen ganz Deutschland auf mehrern Seiten zugleich bedroht war, ließen es nicht dahin kommen, daß alle Reichsstände die Sache des Kaisers und der bei jenen Kriegen zunächst betheiligten Fürsten zu der ihrigen gemacht, daß sie sich zu thatkräftigem Handeln im rechten Augenblick und auf die Dauer zusammengeschlossen und mit der Wiederherstellung der deutschen Ehre das Verderben von einzelnen deutschen Ländern abgewandt hätten. So giengen wiederum Theile des Reichs an Frankreich verloren oder wurden wiederholt, wie namentlich die unglückliche Pfalz, von den Franzosen mit der empörendsten Grausamkeit in Wüsteneien verwandelt[4]). Die Siege, welche in diesen und den folgenden Kriegen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die österreichischen und die brandenburgisch-preußischen Heere errangen, verherrlichten nur einzelner Fürsten und Feldherren Namen und erweckten mit ihren Folgen nur in einzelnen Theilen des Reichs, wie insbesondere in Brandenburg, ein regsameres und kräftigeres Leben: im Ganzen und Großen wurde von der deutschen Nation bis zum Ende dieses Zeitraums nichts unternommen und ausgeführt, was sie wieder hätte mit dem lebendigen Gefühl ihrer Einheit und ihrer Würde erfüllen und ihr die Achtung des Auslandes verschaffen können.

---

darf, wenn er in dem Gesicht à la mode Kehraus (Ausg. von 1645) 2, S. 742 sagt: „Jedoch so gehet eines jeden ehrliebenden Mannes Schuldigkeit billig dahin, daß er nächst Gott dem Vaterland vor aller Welt mit Leib und Gut treulich dienen soll." — 4) Wie wenig man damals die Einbuße des Elsasses, die treulose Besitznahme Straßburgs durch die Franzosen, so wie die unerhörten Verluste und unmenschlichen Drangsale, welche die Pfalz auf Anordnung Ludwigs XIV. durch seine Feldherren erlitt, als eine Schmach und Schande fühlte, wovon die ganze deutsche Nation betroffen ward, ergibt sich u. a. aus den sogenannten Relationen jener Zeit. Vgl. Prutz, Gesch. d. deutsch. Journalismus 1, S. 137 f.

§. 175.

Die Rohheit und Grausamkeit, mit welcher die heimischen und die fremden Heere während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland schalteten, hatten das sittliche Gefühl des Volks anfänglich empört, dann, als Verarmung unter den mittlern und niedern Classen eintrat, diese immer mehr der Verwilderung zugeführt oder in dumpfe Gleichgültigkeit versenkt [a]). Nicht besser sah es in den höhern Ständen aus. Bei den Fürsten und dem Adel wichen die alten von dem sechzehnten Jahrhundert ererbten Sitten und Gewohnheiten immer sichtlicher und für die nicht bevorrechteten Stände auch immer fühlbarer einem rohen, wüsten, selbstsüchtigen und ränkevollen, auf äußern Prunk und Schwelgerei gerichteten Treiben [b]), das sich, leider nur zu allgemein, zur gröbsten Unsittlichkeit und zur rücksichtslosesten Ablegung aller Scham [c]) steigerte, als in

a) Am anschaulichsten und mit den individuellsten Zügen vergegenwärtigen uns die traurigen Zustände und die Sittenverwilderung in und unmittelbar nach dem Kriege unter den namhaften Schriftstellern jener Zeit Männer wie Moscherosch und der Verfasser des Simplicissimus; die Dichter ergehen sich mehr in Allgemeinheiten. In dem Gesicht vom Soldatenleben schildert Moscherosch aus eigner Erfahrung, „aber als pars patiens, nicht pars delinquens," das wilde Treiben der Soldaten insbesondere und die von ihnen an Bürgern und Bauern verübten Unthaten und Gräuel. In der Vorrede dazu verwahrt er sich ausdrücklich vor dem Verdachte, er möge wohl übertrieben haben: „so gräulich, als etliches lautet", sagt er (Ausg. v. 1645. Th. 4, S. 600 f.), „so ist es doch nur obenhin erzählet; wann alle Umstände hätten beobachtet werden sollen, würden es die Anhörer nicht ohne Schauder haben vernehmen können." Für unser Gefühl ist schon das, was er berichtet, schauderhaft genug, und nicht minderes Entsetzen erregt der Inhalt mancher Abschnitte des Simplicissimus. — b) Vgl. u. a. die Schilderung, die Moscherosch in den Höllenkindern (Ausg. v. 1650. Th. 1, S. 403 bis 411) von dem Adelsleben seiner Zeit gibt. — c) Wie abgestumpft das Schamgefühl in der zweiten Hälfte des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrh. unter den höhern Ständen war, und was man damals von schlüpfrigen, unzüchtigen und bis zum Ekelhaften schmutzigen Dar-

und besonders nach dem Kriege der Einfluß der Fremde seinen vollen Druck auf die Gestaltung der Lebensgewohnheiten in Deutschland ausübte [d]). Der Eifer, mit dem sich zu Anfang dieses Zeitraums Fürsten und Adel neben den Gelehrten der vaterländischen Litteratur angenommen hatten, war um die Mitte und gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts bereits sehr erkaltet, und wenn auch noch immer einzelne Fürsten und Edle sich bei der Förderung der deutschen Dichtkunst entweder unmittelbar oder mittelbar betheiligten, so galt es bei den meisten doch schon wieder für unadelig und schimpflich, die Feder neben dem Schwerte zu führen und sich mit dem Dichten zu befassen [e]). — Aus solchen Zuständen und

---

stellungen in Versen und in Prosa fürstlichen und adeligen Herren und Frauen zu bieten wagte, ergibt sich nicht allein aus dem Inhalt vieler Gedichte und Romane selbst, die hauptsächlich für die Vornehmen geschrieben waren, sondern auch — und dieses scheint mir hierbei besondere Berücksichtigung zu verdienen — aus der Art, womit in Vorreden zu eben solchen mit den ärgsten Zweideutigkeiten oder den unzüchtigsten Schilderungen angefüllten Büchern von dergleichen Dingen, wie von ganz unschuldigen oder doch nicht allzu anstößigen, gesprochen wird, und dann noch aus dem Geschlechte, Stande und Character der Personen, denen derartige Stücke bisweilen zugeeignet sind. Verweisen will ich hierbei nur auf Hofmannswaldau's Aeußerungen über seine Heldenbriefe in der Vorrede zu seinen Gedichten und Uebersetzungen, auf König's Mittheilung über den Beifall, den ein berüchtigtes Gedicht von Besser nicht bloß bei dem großen Leibnitz, sondern auch bei einer sonst hochgebildeten Fürstin fand (im neuen Vorbericht vor Bessers Schriften, Ausg. v. 1732. 1, S. XXVII f.), und darauf, daß Lohenstein wagen durfte, seinen Ibrahim Sultan dem Kaiser Leopold und seine Agrippina gar einer Herzogin von Liegnitz zu widmen. — d) Ueber die Sitten der Höfe und der höhern Stände zu Ende dieses Zeitraums vgl. Schlossers Gesch. d. 18ten Jahrh. ꝛc. 3te Ausg. 1, S. 232 ff. — e) Logau konnte noch sagen (d. Sinngeb. 1stes Tauf. 1stes Hund. Nr. 74), weil die Musen vom Himmel stammen, dürfe auch ein Edelmann sich zu ihnen freunden; B. Schupp (Ausg. v. 1684, S. 916; Wackernagels Leseb. 3, 1, Sp. 794) klagt schon, daß die mildreichen und freigebigen Mäcenates ganz ausgestorben seien; in der Vorsprache zu Herzog An-

Stimmungen konnte die sich neu bildende Litteratur nur wenig gesunde Nahrung ziehen, durch die höchstens einzelne ihrer Zweige gedeihen mochten [f]), ihr kräftiger Wachsthum im Großen und Ganzen aber keineswegs gefördert wurde. Schwermuth und Wehmuth und eine fromme Sehnsucht nach dem Tode, oder eine düstere, zerknirschte, an der Gegenwart verzweifelnde oder sie verachtende und verspottende Gesinnung sind die Grundzüge in den meisten poetischen und prosaischen Werken dieser Zeit, die wirklich aus dem Leben und aus dem Herzen hervorgegangen sind, in denen sich etwas von einem wahrhaft volksthümlichen oder rein menschlichen Kerne vorfindet. Wo dieser Ton, diese Farbe und Stimmung nicht wahrnehmbar sind, wo Heiterkeit, Scherz und Laune herrschen sollen, wo die Darstellung auf das Heroische, Erhabene und Prächtige aus-

ton Ulrichs Aramena aber wird es dem derzeitigen unartigen Weltalter vorgehalten, daß „mancher Großhans nicht allein die Feder in der Poesie zu führen sich schäme, sondern auch diese edle Kunst an andern verlache und verachte." Sollte, heißt es weiter, eine Standes- oder Adelsperson die Feder allein auf dem Hute führen und sich schämen, dieselbe in die Hand zu fassen? An andern Stellen wird auf die bessern Zeiten verwiesen, wo die fruchtbringende Gesellschaft von vornehmen Herren gestiftet ward und blühte, so wie auf den kunstliebenden Adel fremder Länder, denen man ja sonst so gern alles nachmache. Vgl. auch den Anfang der Vorrede zu Aßmanns v. Abschatz Gedichten und Neukirchs Vorrede zum 1sten Theil der Sammlung, Hrn. v. Hofmannswaldau's und anderer Deutschen auserlesene Gedichte, wonach die deutschen Cavaliere diejenigen Schulfüchse schalten, welche die Franzosen für beaux esprits erkannten. — f) Und wenn man nur diese ins Auge faßt, kann man J. M. Dilherrs, des bekannten Nürnberger Theologen Ansicht (Sendschreiben v. J. 1646 an Harsdörfer, hinter d. 1. Th. von dessen poet. Trichter) wohl gelten lassen, der Krieg selbst habe sich günstig für die deutsche Poesie erwiesen, insofern „hochbegabte Gemüther in diesen allergräulichsten Läuften, da ganz Deutschland in der endlichen Kriegsglut glomm und den Gräuel seiner Verwüstung vor der Thür sah, etwas Ruhe in beförderlicher Ausarbeitung jetzt besagter deutschen Poesie suchten und gutes Theils erlangeten." —

geht, wo Lebensgenuß und wo das Glück und der Schmerz der Liebe geschildert werden: da ist in der Regel alles gemacht, frostig, steif und ohne inneres Leben, mattherzig und seicht oder rednerisch und schwülstig, üppig und frech oder widerlich roh und gemein, in knechtischer Hingabe an fremde Vorbilder diesen schwerfällig nachhinkend g).

§. 176.

Hatten die Deutschen, vornehmlich die höhern Stände, auch schon vor dem siebzehnten Jahrhundert zu verschiedenen Zeiten und in mehrfacher Beziehung der, wie es scheint, ihnen angebornen Neigung, das Fremde vor dem Heimischen zu bevorzugen, dieses aufzugeben und jenes an seine Stelle zu setzen, zu sehr nachgegeben, so hatte dieselbe doch niemals so weit Gewalt über sie erlangt, daß dadurch deutsches Wesen und Leben im innersten Kerne hätte gefährdet werden können. Jetzt aber war diese Gefahr wirklich vorhanden. Die Anziehungskraft, welche besonders Frankreich mit seinen Sitten, seiner Bildung, Sprache und Litteratur auf Deutschland längst ausgeübt hatte, wurde allgewaltig, als jene Macht unter Ludwig XIV. ein entschiedenes politisches Uebergewicht über alle andern civilisierten Staaten des europäischen Festlandes, vorzüglich aber über unser durch den langen Krieg erschöpftes und verwildertes Vaterland gewann, und das gerade zu der Zeit, wo vom Hofe begünstigt und von dem Adel und den Gelehrten gepflegt, die französische Litteratur eben in die glänzendste Periode ihrer neuen Entwickelung getreten, das französische

---

g) Was sich in P. Gerhards Liedern findet, heitre Glaubenssicherheit, ein immer getrostes und frohes Gemüth und der gesundeste und würdigste dichterische Gehalt in rein volksmäßiger Form, wird man in solchem Vereine und in solcher Gleichmäßigkeit wohl vergeblich noch bei einem andern Dichter dieses Zeitraums suchen.

Hof- und Adelsleben, bei aller innern Hohlheit und Unsittlichkeit, auf seiner Oberfläche aufs feinste ausgebildet worden war, und von einem prunkliebenden Könige alles aufgeboten wurde, es mit einem blendenden Schimmer zu umgeben. Zuerst die Anwesenheit französischer Krieger und Staatsmänner in Deutschland während des Krieges und der sich so sehr in die Länge ziehenden Friedensunterhandlungen, dann, und vorzüglich, Reisen nach Frankreich, die nun für jeden, der in der Gesellschaft etwas gelten wollte, fast eine Nothwendigkeit waren, zuletzt die von dorther geflüchteten Reformierten, die in großer Zahl auf deutschem Boden eine Freistätte fanden, waren außer der Fluth von französischen Büchern, womit Deutschland überschwemmt ward, die nächsten Vermittler für das maaßlose Eindringen französischer Sitten, Manieren, Trachten und Moden, französischer Sprache und Litteratur, französischer Thorheiten und Laster [1]). Und da einmal dem Fremden Thor und Thür weit geöffnet stand, schoben sich auch von anderwärts, aus dem Alterthum, von den Niederlanden, von Italien und Spanien, später auch von England, so mannigfache Elemente in das deutsche Leben ein, daß nicht bloß dessen äußere Erscheinung die Zeichen der Entlehnung und Nachäffung des Verschiedenartigsten darbot, sondern daß auch das unmittelbare Kleid der Gedanken, die heimische Sprache, wo man sie

1) Ueber die Folgen des vielen Reisens nach Frankreich läßt sich Moscherosch u. a. also vernehmen (Ausg. von 1645. 2, S. 723): „Was sind unsere von den Franzosen kommende oder zu den Franzosen ziehende und die Franzosen liebende Deutschlinge anders, als effeminatissima virorum pectora, welche kein eigenes Herz, keinen eigenen Willen, keine eigene Sprache haben; sondern der Welschen Willen, ihr Willen; der Welschen Meinung, ihre Meinung; der Welschen Rede, Essen, Trinken, Sitten und Gebärden, ihr Reden, ihr Essen und Trinken, ihre Sitten und Gebärden, sie seien nun gut oder böse?“

nicht lieber ganz fallen ließ, im geselligen und im schriftlichen Verkehr das buntscheckigste Aussehen erhielt. Auch in dieser äußersten, wahrhaft heillosen Abkehr vom Vaterländischen [2]) giengen die vornehmen Classen wieder den übrigen voran. Die Fürstenhöfe, selbst die kleinern, ja diese zum Theil mehr als die größern, wollten es, so weit es nur immer angieng, dem französischen Hofe nachthun: alles sollte daher prächtig, galant und, wie es damals hieß, à la mode sein; die französische Sprache drängte sich immer mehr als allgemeine Hofsprache ein, die deutsche wurde als roh und gemein verachtet [3]). Der Adel suchte nach bestem Vermögen den Fürsten hierin nachzukommen [4]), und wer aus dem bürgerlichen Gelehrten- und Beamtenstande mit vornehmen Herren und Edelleuten in

2) „Der langwierige Krieg, das leichte Kippgeld haben große Dinge gethan zu unserm Untergange; aber die Neusüchtigkeit, das à la mode thut viel ein mehreres und wird uns besorglich noch den Garaus machen." Moscherosch 2, S. 639 f. — 3) „Wir leben zu einer Zeit, da die Deutschen nicht mehr Deutsche sein, da die ausländischen Sprachen den Vorzug haben, und es eben so schimpflich ist, deutsch zu reden, als einen schweizerischen Latz oder Wamms zu tragen," sagt etwa 50 Jahre später, als Moscherosch schrieb, Neukirch a. a. O. — 4) „Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere junge Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigene Heimath nicht gekennet und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der deutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bei einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben solche Franz-Gesinnete viele Jahre über Deutschland regieret und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet), doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht." So Leibnitz (Unvorgreifl. Gedanken rc. §. 26.), ohne das Gute zu verkennen und zu verschweigen, das Deutschland aus der Fremde erhalten. —

näherer Verbindung stand und auf weltmännisches Wesen Anspruch machen wollte, bestrebte sich gemeiniglich auch die beliebten adeligen Sitten und Manieren sich anzueignen und sie zur Schau zu tragen. Mit demselben Eifer ließen es sich bald auch die wohlhabenden Bürgerclassen angelegen sein, einen modischen Anstrich zu gewinnen, so daß fast nur noch die tiefern Schichten des Volkes an der alten heimischen Lebensweise und der deutschen Sinnesart festhielten[5]). Dadurch wurde natürlich die Kluft, welche die bevorrechteten und höher gebildeten Stände von dem eigentlichen Volke schied, immer größer, und schon deshalb mußte die neue, von den Gelehrten und dem Adel ausgehende Litteratur den nicht gelehrten Volksclassen viel fremdartiger und unzugänglicher bleiben, als in den mittlern Zeiten den nichtadeligen Ständen die höfische Dichtung. — Allerdings fehlte es nicht an gutem Willen unter den besser Gesinnten, dem um sich greifenden Unwesen der Ausländerei zu wehren. Nach dem Vorgange der fruchtbringenden traten noch andere Gesellschaften zusammen, um in diesem Sinne zu wirken[6]); und im Einzelnen ließ sich mancher Dichter und Prosaist in strafendem Ernst oder Spott aus sowohl gegen das einreißende Sittenverderbniß überhaupt, wie gegen die schnöde, verderbliche und „neusüchtige" Nachäffung des französischen Wesens und die Bevorzugung fremder Sprachen vor der deutschen im Besondern[7]). Diese Bemühungen blieben auch wohl nicht ganz erfolglos, wenigstens innerhalb gewisser Kreise und in gewissen Richtungen. Allein auch hierin ließ der Eifer allmählig nach: wir begegnen ihm noch häufig

5) Schon Moscherosch meinte (2, S. 630), bei unsern redlichen Bauersleuten wären allein verae antiquitatis veterisque simplicitatis rudera unterweilen zu spüren. — 6) S. den zweiten Abschnitt. — 7) Schon Opitz in seiner lateinischen Jugendschrift Aristarchus. —

in der ersten Hälfte und bald nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts [8]), seltner und schwächer in den darauf folgenden Jahrzehnten, bis er in dem deutschgesinnten König Friedrich Wilhelm I. neu und thatkräftig erwachte [9]). Dem Einfluß dieses Fürsten, der selbst das Beispiel großer Sittenstrenge gab und darauf auch bei seinen Umgebungen und Unterthanen hielt, muß man es zum nicht geringen Theil zuschreiben, daß die höhern und tonangebenden Stände in Deutschland nicht völlig in Sittenlosigkeit und undeutsches Wesen versanken, und daß die guten Seiten des Volkscharacters in der Folgezeit wieder mehr ans Licht traten.

§. 177.

Wie von den Höfen und dem Adel des siebzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen das sittliche und geistige Leben in Deutschland viel mehr herabgezogen als gehoben, das Volksthümliche darin mehr untergraben als gepflegt wurde, so gieng auch von den Anstalten, deren nächste und eigentlichste Aufgabe die Bildung und Veredlung des Volks hätte sein müssen, bis gegen das Ende dieses Jahrhunderts nichts weniger aus, als eine Wirksamkeit dieser Art. In den katholischen Ländern noch ungefähr auf derselben untergeordneten Stufe, wie vor dem Eintritt der Reformation stehend, waren in den protestantischen die Schulen und Universitäten nach dem Aufschwunge, den sie in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ge-

8) Die vornehmsten Sprecher sind in dieser Zeit die Satiriker, vor allen der durch und durch deutschgesinnte Moscherosch (vgl. besonders das Gesicht à la mode Kehraus und darin wieder, außer den schon angeführten Stellen, zunächst 2, S. 636 ff.; 706 f.; 743 ff.; 754 f.; ferner in andern Gesichten 1, S. 210; 374; 537 ff.; 2, 878 f.), dann auch Lauremberg in den drei ersten Scherzgedichten (weniger Rachel, vgl. 6te Sat. Vs. 183 ff.) und der Epigrammatiker Logau. — 9) Vgl. Schlosser, a. a. O. 1, S. 259 f.



kommen hatten, schon vor dessen Ablauf an den meisten Orten wieder bedeutend gesunken, und die Drangsale des dreißigjährigen Krieges hatten sie, wo sie nicht ganz eingiengen, noch tiefer herabgedrückt. Besonders geriethen die eigentlichen Volksschulen, deren Vervielfältigung und Hebung die Reformatoren sich so sehr hatten angelegen sein lassen, in den tiefsten Verfall, von dem sie sich während dieses Zeitraums auch nicht wieder erholen konnten. Nicht viel besser war es im Ganzen mit den lateinischen oder gelehrten Schulen bewandt. Den Grund der Bildung, die hier bezweckt wurde, sollten die Religion, die alten Sprachen, vornehmlich die lateinische, und dialectisch-rhetorische Uebungen abgeben; in der Regel jedoch lief der ganze Unterricht darin auf ein bloßes gemüth- und geistloses Gedächtnißwerk und auf ein unfruchtbares Formelwesen aus, das die Jugend nicht einmal durch die Vermittelung des lebendigen Worts in der Muttersprache in sich aufnahm, sondern gefaßt in ein meist sehr schlechtes und barbarisches Latein *).

*) Um den Unterricht in der Muttersprache selbst war es im Ganzen noch kläglich bestellt: allerdings schrieben die Schulordnungen hier und da vor, die Jugend solle durch die deutsche Grammatik auf die lateinische vorbereitet werden; allein diese Vorbereitung beschränkte sich bloß auf das Allgemeinste, schon der Vorschrift nach, und die Lehrbücher, die zu diesem Behufe schon im 16ten Jahrh., so wie lange nachher abgefaßt wurden, bezogen sich in der Regel und vorzugsweise nur auf die Rechtschreibung; vgl. Reichards Versuch einer Hist. d. deutsch. Sprachkunst, S. 22 ff.; 62—66; 71; 407 ff. Harsdörfer, der es in seinem warmen vaterländischen Eifer nöthig fand, den Schulmännern das Studium der deutschen Grammatiken von Gueinz und Schottel zu empfehlen, und der meinte, der erste Fürst, der einen Professor der deutschen Sprache an einer Universität anstellte, würde sich damit unsterblichen Ruhm erwerben, verlangte von dem Schulunterricht im Deutschen auch nicht viel mehr, als jene obrigkeitlichen Anweisungen; und doch ergibt sich aus seinen Worten, wie wenig einem so billigen Verlangen damals noch (um 1646) im Allgemeinen genügt wurde (vgl. Specimen philologiae Germanicae, S. 92—95). Ausarbeitungen in der Muttersprache kamen

Auf den Universitäten endlich, wo auch noch lange ausschließlich in lateinischer Sprache gelehrt ward, traten die Wissenschaften, die zu einer allgemein menschlichen und zu einer volksthümlichen Bildung vorzüglich geeignet sind, die philosophischen, sprachlichen und geschichtlichen sehr zurück und wurden überdieß noch in einer höchst mangelhaften Weise betrieben, wobei alles nur auf eine todte Vielwisserei abgesehen war. Das entschiedenste Uebergewicht hatten vermöge ihres nahen Bezuges zu dem Staats- und Gemeindeleben unter den Facultäten die theologische und die juristische. Sie machten es in einer Art geltend, die kein Heil bringen konnte. Denn je mehr jede sich mit der von ihr als allein richtig anerkannten Lehre in sich selbst abschloß, und je strenger sie auf deren Reinheit hielt, desto schroffer und feindseliger trat sie gegen jede abweichende Meinung auf, und desto despotischer beschränkte und unterdrückte sie die freie Bewegung in Wort und Schrift, sofern sie Glaubens-, Staats- und Rechtsangelegenheiten betraf. Was aber diese Theologen und Juristen lehrten, war nicht wahrhafte und lebendige, im Geist der Reformation sich fortbildende und fortwirkende Wissenschaft, sondern ein starrer und todter, in gelehrten Spitzfindigkeiten sich ergehender Buchstabenglaube und ein eigensinniges und zähes Festhalten an der Ueberlieferung der Schule, wodurch weder ein echt christlicher, noch ein wahrhaft staatsbürgerlicher Sinn geweckt werden konnte. Kein Wunder also, wenn sowohl auf den Universitäten selbst, als in den davon entferntern Lebenskreisen des Volks die Früchte ausblieben, die wahres Christenthum und wahre Wissenschaftlichkeit tragen. Dort herrschten unter den Professoren Eng-

auf Schulen wohl erst durch Christian Weise einigermaßen in Gang; vgl. §. 178, Anmerkk. i. u. k. —

herzigkeit, Hochmuth, Streit- und Verfolgungssucht, unter den Studenten wilde Rohheit, die in die niedrigsten und gemeinsten Genüsse und in die Ausübung eines nichtswürdigen Pennalismus das Wesen academischer Freiheit setzte **); hier, wo den nicht gelehrten Ständen eben so wenig ein höheres Wissen von menschlichen und natürlichen Dingen durch verständige Vermittelung angenähert, wie den religiösen Bedürfnissen in einem lebendigen, herzerwärmenden Glauben Befriedigung geboten ward, wurden tiefere Gemüther zu düsterer Schwärmerei oder zu einem zwar bisweilen ahnungsreichen, doch immer unklaren Wühlen in den Geheimnissen der Religion, der Natur und der Menschenbrust hingerissen, während der große Haufe in geistiger Verdumpfung und in schädlichem Aberglauben aller Art befangen blieb.

§. 178.

Jedoch zur Abhülfe dieser großen Uebelstände sollte noch vor Ablauf des siebzehnten Jahrhunderts ein entscheidender Anfang gemacht werden [a]). Er geschah fast gleichzeitig von zwei Seiten her: auf dem kirchlichen Gebiete durch die Bewegungen, welche Phil. Jac. Spener [b]) und seine An-

---

**) An gleichzeitigen Schilderungen des Studentenlebens fehlt es nicht: man lese z. B. Moscherosch' Höllenkinder 1, S. 391 ff. (ausgeführter noch ist das Bild in der echten Ausg. v. 1650, 1, S. 421 ff.); Schochs Comödia vom Studentenleben, wovon Auszüge bei Bouterwek, 10, S. 285 ff. und Pischon 3, S. 351 ff. stehen; Picanders deutsche Schauspiele (den academischen Schlendrian und den Erzsäufer) und Günthers Gedichte (Ausg. v. 1742), S. 581, wozu man andere, das Studententreiben mehr mittelbar abspiegelnde Trink-, Tabaks- und Liebesgedichte von Günther, Hanke und Stoppe halte (vgl. Gervinus 3, S. 521). Wahrscheinlich wird auch Happels academischer Roman, den ich noch nicht gelesen habe, die damaligen Sitten der Studierenden in keinem günstigern Lichte darstellen.

a) Im Allgemeinen verweise ich bei diesem §. auf Schlosser, a. a. O. 1, S. 592 ff. — b) Geb. 1635 zu Rappoltsweiler im Ober-

hänger, die sogenannten Pietisten, hervorbrachten; auf dem wissenschaftlichen durch Christn. Thomasius [o]). Beide trafen darin zusammen, daß sie nach der Befreiung des Geistes von Schul- und Facultätszwang, von starrer Satzung und todtem Formelwesen, von Pedanterei, Vorurtheil und nutzloser Wortgelehrsamkeit strebten; daß sie den Glauben und das

---

Elsaß, studierte vornehmlich zu Straßburg, besuchte aber auch noch andere Universitäten. Von 1663—1686 verwaltete er das Predigeramt zu Straßburg und zu Frankfurt a. M., gieng dann als Ober-Hofprediger nach Dresden, verließ aber diese Stadt 1691, um einem Rufe nach Berlin zu folgen, wo er als Probst und Consistorialrath 1705 starb. Schon i. J. 1670 hatte er in Frankfurt die Collegia pietatis, wie man sie später nannte, gegründet, worin man sich über theologische und erbauliche Gegenstände unterhielt; die pietistischen Streitigkeiten, die besonders in Leipzig zum Ausbruch kamen (vgl. Anmerk. l.), und in die er verwickelt ward, fiengen erst 1686 an. Seine Schriften sind bei Jöcher 4, Sp. 724 ff., die bedeutendern u. a. auch bei Pischon 3, S. 563 f. verzeichnet. — o) Geb. 1655 zu Leipzig, wo er auch zuerst studierte, dann aber, nachdem er schon Magister geworden, noch nach Frankfurt a. d. O. gieng, in der Hoffnung, daselbst in der Rechtswissenschaft, auf die er sich vorzugsweise zu legen beabsichtigte, bessere Lehrer als in seiner Vaterstadt zu finden. In seiner Erwartung getäuscht, fieng er an selbst juristische Vorlesungen zu halten, kehrte darauf nach einer Reise in die Niederlande nach Leipzig zurück, wo er, nachdem er sich eine Zeit lang mit Rechtspraxis beschäftigt, an der Universität zu lehren begann, bald jedoch durch sein entschiedenes Auftreten gegen den alten academischen Schlendrian und durch sein Anschließen an die Pietisten in verdrießliche Händel mit den Theologen gerieth, die am Ende einen Verhaftsbefehl gegen ihn auswirkten (1689). Er entzog sich der Ausführung desselben durch die Flucht, gieng zunächst nach Berlin, dann als brandenburgischer Rath nach Halle an die dortige Ritteracademie, an der er unter außerordentlichem Zulauf Vorlesungen hielt. Sobald aber die Universität daselbst ins Leben trat, wurde er an ihr Professor der Rechte und später preußischer Geheimerath und Director der Universität. Er starb 1728. Vgl. Christn. Thomasius nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt von H. Luden. Berlin 1805. 8. und über seine hauptsächlichsten deutschen Schriften (es sind philosophische, juristische, critische und polemische) auch Jördens 5, S. 40 ff. Einige hier zunächst in Betracht kommende werde ich selbst gleich näher bezeichnen. —

Wissen innerlich zu befruchten und in lebendiges Wirken überzuleiten, der Rohheit des Zeitgeistes in Sitten, Neigungen und Geschmack entgegen zu arbeiten suchten; daß sie darauf ausgiengen, die unnatürliche Scheidewand einzureißen, welche die nicht gelehrten Volksclassen von jeder Theilnahme an höherer Erkenntniß und Bildung ausschloß, und zu dem Ende der deutschen Sprache das Recht zu erringen, von nun an auch bei der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände als eine der lateinischen ebenbürtige zu gelten [d]). Hierzu bedienten sie sich eben sowohl des lebendigen Worts von der Kanzel und dem

---

d) Die Pietisten brachen hierin in sofern wieder Bahn, daß sie, wie jene alten Mystiker des 13ten und 14ten Jahrh., mit denen sie sich auch innerlich mehrfach berührten, und wie Luther und die, welche in seinem Geiste auf das Volk im 16ten Jahrh. wirken wollten, nicht bloß erbauliche, sondern auch wissenschaftliche Werke deutsch abfaßten. Thomasius dagegen ließ sich hieran nicht genügen, vielmehr trat er gleich in seinem berühmt gewordenen Programm „Discours, welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll" (Leipzig 1687), welches er (das erste deutsch geschriebene) zur Ankündigung einer (gleichfalls deutsch zu haltenden) Vorlesung in Leipzig ans schwarze Brett schlagen ließ, geradezu als Verfechter des erweiterten schriftlichen Gebrauchs der Muttersprache und ihrer Einführung in den öffentlichen gelehrten Unterricht auf. Er wies darin auf die Franzosen hin, von denen die Deutschen freilich viel Böses gelernt und geholt hätten. Sie möchten sich aber ihre westlichen Nachbaren nur in dem zum Muster nehmen, worin sie wirklich nachahmungswürdig seien. „Denn," sagt er, „sie sind doch die geschicktesten Leute und wissen allen Sachen ein recht Leben zu geben." Vorzüglich aber sei an ihnen zu loben, „daß sie aus einem überaus klugen Absehen nicht allein ihre Werke mehrentheils in französischer Sprache herausgeben, sondern auch den Kern von den lateinischen, griechischen, ja auch nach Gelegenheit deutschen Autoren in ihre Muttersprache übersetzen; denn dadurch werde die Gelehrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgepflanzt, wenn ein jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erfordert wird, in seiner Landessprache lesen könne" ꝛc. Bald ließen sich auch andere Gelehrte in Thomasius' Sinn zu Gunsten der deutschen Sprache vernehmen; vgl. Eccard, Histor. stud. etym. ling. German. Cap. XXXIV. —

Lehrstuhle aus, als der Schrift, theils in größern selbständigen Werken von theologischem, juristischem, philosophischem, geschichtlichem ꝛc. Inhalt und in gelegentlichen Programmen, theils in gelehrten Zeitschriften, wovon die erste deutsch geschriebene (gemeiniglich „Monatsgespräche" genannt) Thomasius herausgab (1688—90) [e]). Zwar waren diese Männer mit Bestrebungen der angedeuteten Art nicht schlechthin die ersten in diesem Zeitraum. Als Wiedererwecker eines lautern und lebendigen, das Gemüth in seinen Tiefen ergreifenden und

e) Die älteste, ausschließlich von gelehrten Sachen und Litteratur handelnde Zeitschrift, die in Deutschland erschien, waren, wenn man wenige vereinzelte Vorläufer abrechnet, die lateinisch geschriebenen Acta Eruditorum, angeregt durch das Journal des Savans, das 1665 zu Paris ins Leben getreten, bald in andern Ländern Nachahmung fand. Die Acta wurden von einer Gesellschaft Gelehrter, an deren Spitze zuerst der Professor Otto Mencke stand, zu Leipzig seit 1682 in fast ununterbrochener Folge bis zum J. 1782 herausgegeben. Von bei weitem größerer Bedeutung aber, als diese von Anfang an im Geiste der Leipziger Universitätsgelehrsamkeit redigierte Zeitschrift wurden für die Erweckung einer allgemeinern und lebhaftern Theilnahme der Deutschen an litterarischen Dingen und insbesondere für die allmählige Vorbereitung eines bessern Geschmacks und eines gesundern Urtheils in der National-Litteratur die Monatsgespräche von Thomasius. Die 6 ersten Hefte, die er einzeln unter andern Ueberschriften veröffentlicht hatte, vereinigte er unter dem gemeinsamen Titel: „Lustiger und ernsthafter Monatsgespräche erster Theil"; für die spätern Theile änderte er denselben in „Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatsgespräche über allerhand, vornehmlich aber neue Bücher"; hielt aber auch diesen nicht bis ans Ende in seiner ganzen Vollständigkeit fest. Auf diese Zeitschrift ließ Thomasius noch andere folgen, die aber den Monatsgesprächen an Wichtigkeit und Wirkung weit nachstanden. Dasselbe gilt auch von den zahlreichen Nachahmungen, die von Andern ausgiengen; darunter gehören Wilh. Ernst Tenzels monatliche Unterredungen ꝛc., Leipzig 1689 ff., zu den ältesten und bekanntesten. Vgl. über Entstehung, Ausbreitung und Character der ältern litterarischen Zeitschriften in Deutschland überhaupt und über die Monatsgespräche besonders Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus, 1, S. 244 ff. —

ausfüllenden Christenthums, das dem Evangelium und den Absichten der Reformatoren entsprach, hatten die Pietisten bereits auf der Scheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts und auch späterhin einzelne würdige Vorgänger, namentlich in Joh. Arndt [f]) und Joh. Val. Andreä [g]) gehabt; und zu Gunsten einer verständigen, freisinnigen und auf das practische Leben wirklich vorbereitenden Jugendbildung und einer zweckmäßigen Einrichtung der Schulen überhaupt hatten schon vor Thomasius Männer wie Joh. Balthasar

---

f) Geb. 1555 zu Ballenstädt in Anhalt; war daselbst kurze Zeit Lehrer, dann seit 1583 Prediger auf einem anhältischen Dorfe. Von seinem Landesfürsten abgesetzt, verwaltete er von 1590—1611 unter vielfachen schweren Prüfungen geistliche Aemter zu Quedlinburg, Braunschweig und Eisleben, worauf er als Generalsuperintendent nach Celle berufen ward, wo er 1621 starb. Sein berühmtestes Werk sind die sehr oft aufgelegten und in viele fremde Sprachen übersetzten „Vier Bücher vom wahren Christenthum", die er von 1605—1609 herausgab. (Ansehnliche Stücke daraus bei Wackernagel, d. Leseb. 3, 1, Sp. 507 ff.) Wie sie, so haben auch andere seiner Schriften (ein „Paradiesgärtlein" überschriebenes Gebetbuch und Predigten in verschiedenen Sammlungen) als Erbauungsbücher in den weitesten Kreisen unendlich segensreich gewirkt. — g) Geb. 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen; er erwarb sich eine vielseitige Bildung, entschied sich aber zuletzt für den geistlichen Beruf. Von 1614—1620 war er Diaconus in Vaihingen an der Enz, und in diesem Amte hatte er die meiste Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit. Als Superintendent nach Calw versetzt, kam er von dort 1639 als Hofprediger nach Stuttgart, ward hier aber in so heftige kirchliche Kämpfe verwickelt, daß er 1650 sein Amt niederlegte und als Abt zuerst nach Bebenhausen, dann nach Adelsberg gieng. Allein bald nach dem Antritt der letzten Stelle starb er zu Stuttgart 1654. Seine meisten Schriften, und darunter die bedeutendsten, sind lateinisch und vorzüglich von satirischem und polemischem Character. Die wichtigsten gibt Pischon an, 3, S. 507 f. (über seine Dichtungen weiter unten). Herder, der 1780 zuerst wieder aufmerksam auf ihn machte, hat auch eine vortreffliche Schilderung seines litterarischen Characters geliefert. Nähere Nachweisungen darüber und über andere auf Andreä bezügliche Schriften ertheilt Grüneisens schönes Vorwort zu seiner Ausgabe der Christenburg, S. 5 ff. —

Schupp [h]) und Christian Weise [i]) ihre Stimme laut und wiederholt erhoben und nicht minder entschieden sich für

---

h) Geb. 1610 zu Gießen, studierte zuerst in Marburg, vorzüglich Philosophie und Theologie, machte dann, um die Welt kennen zu lernen, ausgedehnte Reisen, die ihn auch nach Königsberg und Rostock führten. Dort hörte er noch längere Zeit Vorlesungen, hier begann er öffentlich zu lehren (1631). Doch die Kriegsunruhen veranlaßten ihn bald, diese Universität mit der Marburger zu vertauschen, an der er als Privatdocent auftrat. Auch hier verweilte er nicht lange, kehrte aber dahin, nachdem er Holland besucht und dort einige der berühmtesten Gelehrten der Zeit kennen gelernt hatte, 1635 als Professor der Geschichte und Beredsamkeit zurück, übernahm auch daselbst 8 Jahre später noch ein Predigeramt, ward 1646 von dem Landgrafen von Hessen als Hofprediger, Consistorialrath &c. nach Braubach berufen, zu den Friedensunterhandlungen in Münster und Osnabrück gesandt, bei welcher Gelegenheit er vor den Abgeordneten im J. 1648 die Friedenspredigt hielt, und das Jahr darauf zum Prediger an St. Jacob in Hamburg ernannt. Hier predigte er anfänglich mit außerordentlichem Beifall, später aber erfuhr er viele Angriffe und Kränkungen; er starb 1661. Seine zahlreichen Schriften sind theils lateinisch, theils deutsch abgefaßt; die letztern, auf die ich weiter unten zurückkommen werde, erschienen gesammelt unter dem Titel: „Lehrreiche Schriften &c. verfertigt von J. B. Schuppen. Hanau 1663. 8. und öfter. Vgl. Jördens, 4, S. 677 ff. und Wachler in Eberts Ueberlieferungen &c. 1, 2, S. 140 ff. — i) Geb. 1642 zu Zittau, trat, nachdem er in Leipzig seine Universitätsstudien vollendet, 1668 bei einem Grafen von Leiningen als Secretär in Dienst, in welchem Verhältniß er, wie es vor einem seiner Werke (der grünen Jugend nothwend. Gedanken) heißt, sein „bisheriges Studieren an dem Probierstein des politischen (d. i. weltmännischen) Hoflebens urtheilen konnte", und wurde zwei Jahre später an dem besonders für junge Leute aus den höhern Ständen gestifteten Gymnasium zu Weißenfels als Professor angestellt. Hier, wo er ganz eigentlich den Beruf hatte, die Jugend für die Welt zu bilden, war sein ganzes Streben ein durchaus practisches, der alten „Schulfüchserei" abgewandtes. Er wollte seine Schüler bei den ihnen auferlegten Uebungen nicht „mit vergebener Mühe belästigen, sondern stracks gleichsam einen Schritt in das gemeine Leben thun lassen, damit sie, wie die jungen Adler, allgemach zu dem Lichte der hellen Sonne mitten in dem Schatten angewiesen würden". Auch in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt, der er von 1678 bis kurz vor seinem 1708 erfolgten Tode als Rector vorstand, und in seiner ganzen, überaus regsamen und frucht-

den unbeschränkten Gebrauch der Muttersprache in wissenschaftlichen Dingen, so wie für die Nothwendigkeit fleißiger Schulübungen darin, mündlicher wie schriftlicher, ausgesprochen [k]). Allein theils hatte der Krieg die wohlthätigen Folgen des Angefangenen unterbrochen und gehemmt, theils waren diejenigen, von denen solche Forderungen ausgiengen, durch ihre Stellung und durch anderweitige Verhältnisse in ihrer Wirksamkeit nicht so begünstigt, daß sie weit und tief in das Leben der Nation damit hätten eingreifen können; endlich geschahen die Auflehnungen gegen das Bestehende auch zu vereinzelt und mit zu

---

baren schriftstellerischen Thätigkeit suchte er practisch und theoretisch in diesem Sinne zu wirken. (Vgl. K. Förster in d. Biblioth. d. Dichter d. 17ten Jahrh. Bd. 14, S. XLIV ff.) Daß ihn Thomasius als einen „gescheidten und gelehrten Mann" schätzte, ergibt sich aus dem ersten Monatsgespräche (1, S. 64; vgl. Prutz, a. a. O. 1, S. 305). Auch auf ihn werde ich noch, und öfter zurückkommen und dann die merkwürdigsten seiner im Druck erschienenen Schriften angeben, die kaum irgendwo vollständig verzeichnet sein dürften. Die meisten geben Jöcher 4, Sp. 1887 ff. und Jördens 5, S. 245 ff. an. — k) Wie Schupp von dem deutschen Schulwesen seiner Zeit dachte, wie sehr er auf dessen Verbesserung drang, und welche Vorschläge er in dieser Beziehung z. B. für Schulpforte machte, kann man aus seinen „lehrreichen Schriften" ersehen: vgl. in der Ausg. von 1684 S. 4; 558; den Aufsatz „Vom Schulwesen", besonders von S. 948 an, sammt der Vorrede dazu und den „Teutschen Lehrmeister" S. 892 ff. (fast vollständig auch bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 761 ff.), worin er auch am nachdrücklichsten für den Gebrauch der Muttersprache in der Wissenschaft spricht. „Es ist," heißt es hier, „die Weisheit an keine Sprache gebunden. Die Franzosen und Italiener lehren und lernen alle Facultäten und freien Künste in ihrer Muttersprache." (Aehnlich in der Schrift „Von der Einbildung" S. 557 f.) Ein Urtheil über die Universitäten ist S. 295 ff. zu lesen. — Was Weise betrifft, so will ich hier nur an eine Stelle in seinem noch zu Weißenfels abgefaßten Buche „Der grünen Jugend nothwend. Gedanken." Leipzig 1675. S. 435 ff. erinnern. Darnach sah er als ein Haupterforderniß verständiger Schulbildung an, den Schülern „die deutsche Zunge zu lösen". S. über Schupps und Weise's aufklärende Tendenzen auch Gervinus 3, S. 408—417. —

geringem Nachdruck. Dagegen vereinigte sich vieles, was den von Thomasius und den Pietisten beabsichtigten Reformen einen glücklichen Erfolg sicherte. Schon daß sie eine Zeit lang in ihrem Streben sich an einander schlossen [1]), und daß die Angriffe und Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, ihren Muth nicht brachen, sondern steigerten, verlieh ihrer Thätigkeit eine Kraft nach außen, wogegen zuletzt rohe Gewalt und fanatischer Parteihaß nichts vermochten. Dann aber waren auch, um den Kampf zu einem entscheidenden zu machen, die Standorte, wo sie ihn anhuben, und von wo aus sie ihn siegreich durchfochten, vor allen andern geeignet. Das eine geschah in Sachsen, vorzüglich in Leipzig, einem Hauptsitze der in Kirche, Wissenschaft und Jugendbildung herrschenden Scholastik; das andere von der Universität Halle aus, die durch Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg im J. 1694 gestiftet, unter dem Schutze des jungen preußischen Königthums bald die vorzüglichste Pflegestätte in ganz Deutschland für freie und lebensvolle wissenschaftliche Thätigkeit, besonders in der Theologie und Philosophie, und für höhere Volksbildung ward. Denn in Sachsen verkannt und angefeindet,

1) In Leipzig hatten sich in den Achtzigern einige junge Männer, unter ihnen auch A. H. Francke (vgl. Anmerk. a.), angeregt durch Speners Schriften, zu einem sogenannten biblischen Collegium vereinigt, welches den Zweck hatte, vermittelst eines fleißigen Studiums der Grundsprachen die Theilnehmer tiefer in das Verständniß und den Geist der Bibel einzuführen. Ihre Zahl vergrößerte sich allmählig, besonders seitdem Francke, der von Leipzig eine Zeit entfernt gewesen war, 1689 dahin zurückkehrte und der eigentliche Mittelpunct der Gesellschaft wurde. Spener begünstigte von Dresden aus diese Richtung, in Leipzig aber erregte sie bald Anstoß. Nun erst kam der Name Pietisten auf. Von den alten Rechtgläubigen verfolgt, nahm Francke den Beistand von Thomasius in Anspruch, der nicht versagt ward: damit hob die nahe Verbindung an, welche eine Zeit lang zwischen Thomasius und den Pietisten bestand. —

hatten Thomasius und Spener sich nach Preußen gewandt und hier Aufnahme und Begünstigung jeder Art gefunden. Jener wirkte unmittelbar und von ihrem Anfang an in einer langen Reihe von Jahren an der besonders auf seine Veranlassung gegründeten neuen Hochschule [m]); dieser mittelbar durch seine Schüler und Anhänger, unter denen Aug. Hermann Francke sich nicht bloß als Theologe einen großen Namen machte, sondern auch als Urheber der berühmten nach ihm benannten Stiftungen und der für dieselben getroffenen Einrichtungen sich um das deutsche Erziehungswesen ein unvergängliches Verdienst erwarb [n]).

§. 179.

So wenig also auch die Gestaltung des wissenschaftlichen Lebens während dieses Zeitraums bis zum Ende der eben berührten Bewegungen im Ganzen den Erwartungen entsprach, zu denen die durch die Reformation errungene Glaubens- und Denkfreiheit und der damit geweckte Trieb zur Forschung zu berechtigen schienen: so läßt sich doch nicht läugnen, daß in

---

m) Sie zeichnete sich auch gleich dadurch vor allen ältern aus, daß fast alle Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten wurden. Eccard sagt a. a. O. S. 258, Thomasius habe durch sein Ansehen der Meinung, man müsse die Wissenschaft deutsch lehren, bei den meisten Professoren der hallischen Universität Eingang verschafft, „ut jam ibi quicquid sciri potest, Germanicis verbis audias proponi, linguamque Romanam a clavo sapientiae paene remotam cernas.“ Vgl. über die ersten Zeiten der Universität Halle den Aufsatz von Echtermeyer in d. Hall. Jahrb. 1838. Nr. 1 u. 39. — n) Geb. 1663 zu Lübeck, studierte auf mehreren Universitäten, zuletzt in Leipzig, wo er auch seit 1689 Vorlesungen hielt, die ihm aber viele Feinde erweckten. Schon im nächsten Jahre gieng er als Prediger nach Erfurt, von da jedoch durch die Ränke der Katholiken bald vertrieben, im J. 1692 nach Halle, wo er zuerst Professor der oriental. Sprachen, nachher auch der Theologie und Prediger war. Im J. 1695 legte er durch die Eröffnung einer Armenschule den ersten Grund zu dem Waisenhause und den damit verbundenen Anstalten. Er starb 1727.

einzelnen Wissenschaften Fortschritte geschahen, zu andern ein breiterer und festerer Grund gelegt ward, und daß es auch von oben her den gelehrten Anstalten und den Männern der Wissenschaft nicht durchaus an Unterstützung und Aufmunterung gebrach. Entschiedener und in größern Verhältnissen trat dieß freilich erst Alles in den zunächst darauf folgenden Jahrzehnten hervor [1]); der National-Litteratur aber sollte daraus nicht eher, als im weitern Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts, als die wissenschaftliche Bildung unterdeß schon mächtig vorgeschritten war, ein reiner und wesentlicher Gewinn erwachsen. — Unter den Universitäten, deren mehrere neue, schon vor der hallischen, im siebzehnten Jahrhunderte gegründet waren, zeichneten sich theils durch einzelne berühmte Lehrer, theils durch ihre über die eigentliche Facultätsgelehrsamkeit hinausgehenden Bestrebungen in Philosophie, Geschichte und Sprachen außer Halle vornehmlich Wittenberg, Helmstädt, Altorf, Kiel, Jena und Leipzig aus, besonders seitdem der durch die Pietisten und Thomasius geweckte Geist auch in ihre Hörsäle Eingang zu finden begann. Einen Mittelpunct der freiesten und reinsten wissenschaftlichen Thätigkeit abzugeben, ward durch Kurfürst Friedrich III. nach Leibnitzens Plan und Angabe im Jahre 1700 die Berliner Academie gestiftet, in Deutschland die erste ihrer Art, nur leider zu sehr nach französischem Muster eingerichtet [2]). — Daß und in wiefern die theologischen Studien in eine bessere Richtung gelenkt und

---

1) Vgl. Wachlers Vorles. 2, S. 82—87; 98—100; Schäffer 2, S. 82 ff. — 2) Unter dem Guten, das von den Franzosen herübergenommen wurde, war auch die königl. Vorschrift, die Societät der Wissenschaften (so hieß anfänglich die Academie) solle für die Reinigkeit und Selbständigkeit der vaterländischen Sprache Sorge tragen: sie wurde aber nicht sonderlich befolgt; vgl. Reichards Versuch einer Hist. der deutschen Sprachkunst, S. 415 f.

einer höhern Belebung theilhaftig wurden, ist bereits angedeutet. In der Rechtswissenschaft brach Sam. von Pufendorf [3]) dadurch neue Bahn, daß er in Deutschland den Grund zu der wissenschaftlichen Behandlung des Natur- und Staatsrechts legte, und daß er sie in einen nähern Bezug zu der historischen Forschung setzte. Die Naturwissenschaften wurden durch höchst erfolgreiche Entdeckungen wesentlich erweitert. In der Philosophie hatte sich schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Jac. Böhme [4]), unabhängig von jeder Schule und selbst ohne alle gelehrte Bildung, eigene Wege gesucht und die Ergebnisse seiner theosophischen Anschauungen und seiner Speculationen in mehreren tiefsinnigen Werken niedergelegt, die jedoch während dieses Zeitraums noch wenig Einfluß auf den Entwickelungsgang des gelehrt-wissenschaftlichen Lebens ausübten. Diesen erlangten dagegen schon im ausgedehntesten Maaße die philosophischen Schriften, die einer der größten Gelehrten aller Zeiten, Gottfr. Wilh. von Leibnitz [5]), der auch in andern Fächern des Wissens als tiefer Denker und critischer Forscher

---

3) Geb. 1632 in Dorf Chemnitz (vgl. die Fortsetzung von Jöcher 6, S. 1031), lehrte als Professor an verschiedenen Universitäten, trat 1686 in schwedische und zwei Jahre später in brandenburgische Dienste und starb 1694 zu Berlin. Er war bürgerlicher Herkunft, und erst kurz vor seinem Tode erhob ihn der König von Schweden in den Freiherrnstand. — 4) Geb. 1575 zu Alt-Seidenberg in der Nähe von Görlitz, wo er sich später als Schuhmacher niederließ. Er hatte als Knabe wenig mehr als nothdürftig lesen und schreiben gelernt; sein Wissen wollte er durch mehrere besondere Offenbarungen erhalten haben. Zuerst schrieb er (1612) seine „Morgenröthe im Aufgange", die, lange bevor sie gedruckt wurde, ihm die Verfolgung des Oberpfarrers in Görlitz zuzog. Diese nahm zu, als Böhme seit 1619 seine übrigen Schriften abfaßte. Er betrieb von da an sein Handwerk nicht mehr, sondern befand sich viel auf Reisen bei Freunden und Geistesverwandten. Er starb zu Görlitz 1624. Ueber die merkwürdigsten seiner Schriften, die u. a. bei Pischon 3, S. 542 ff. angegeben sind, s. weiter unten. — 5) Geb. 1646

glänzte, auf der Scheide des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts herausgab, zumal seitdem Thomasius durch Vorlesungen und Bücher die Philosophie dem Leben näher gerückt hatte, und Christian von Wolff[6]) das System, welches Leibnitz

---

zu Leipzig, wo sein Vater Professor war, studierte daselbst, wie auch zu Jena, und ward, bereits im Besitz der umfassendsten Kenntnisse in den philosophischen Wissenschaften, in Mathematik, Jurisprudenz, Politik und Geschichte, 1667 nach Mainz als Canzleirevisionsrath berufen und zu den wichtigsten diplomatischen Geschäften gebraucht. Später besuchte er Paris, London und Holland, kam dadurch mit den berühmtesten Gelehrten des Auslandes in Verbindung und ward bei seiner Rückkehr nach Deutschland 1676 zu Hannover als Hofrath und Bibliothekar angestellt. Um Quellen zu der ihm aufgetragenen Geschichte des Hauses Braunschweig aufzusuchen, bereiste er Italien und Deutschland, gieng später noch einmal nach Rom und zweimal nach Wien, wo er auch 1711 von dem Kaiser zum Freiherrn und Reichshofrath ernannt ward. Der König von Preußen hatte ihm schon früher die Präsidentschaft bei der Berliner Academie übertragen, von andern Fürsten erhielt er Jahrgelder oder Titel. Er starb zu Hannover 1716. Die meisten seiner sehr zahlreichen Werke sind in lateinischer oder französischer Sprache abgefaßt. Was er deutsch geschrieben, ist gesammelt und herausgegeben von G. E. Guhrauer: Leibnitz's deutsche Schriften. Berlin 1838. 40. 2 Bde. 8. Von der schon oben angezogenen interessanten Abhandlung „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ vom J. 1697, die zuerst in den von J. G. Eccard 1717 herausgegebenen „Leibnitii Collectanea Etymologica“ gedruckt erschien, gibt es eine besondere Ausg. von H. Lindner, Dessau 1831. 8.; auch hat sie nebst andern deutschen Stücken von Leibnitz, nach Guhrauers Text, fast ganz aufgenommen Wackernagel, a. a. O. Sp. 977—1026. — 6) Geb. von bürgerlichen Eltern zu Breslau 1679, studierte in Jena, dann in Leipzig, wo er anfieng Vorlesungen zu halten, besonders über die Mathematik. Als Professor dieser Wissenschaft 1707 nach Halle berufen, begann er erst zwei Jahre darauf seine Vorträge über Philosophie, auf die er die mathematische Entwickelungsform anwandte; 1712 erschien das erste seiner dahin einschlagenden Werke (s. den letzten Abschnitt). Von den Theologen des Unglaubens und der Irrlehre angeklagt, ward er 1723 seines Amtes entsetzt und aus dem Lande verwiesen. Er fand in Hessen-Cassel Aufnahme, ward in Marburg wieder angestellt und erhielt von auswärts verschiedene Auszeichnungen. Obgleich noch Friedrich Wilhelm I. seine Rückkehr nach

mehr nur in den Grundzügen entworfen und in einzelnen Theilen ausgeführt hatte, streng methodisch und vollständig ausbaute. Die classischen Studien, in deren Behandlung man sich seit dem Anfange dieser Periode besonders die Niederländer zum Vorbilde nahm, vermochten noch nicht es zu viel mehr zu bringen, als zu einer auf massenhafte Stoffanhäufung gerichteten Betriebsamkeit und unbeholfenen Vielwisserei und zu einer mechanischen Aneignung des äußerlichst Formellen der alten Sprachen, hauptsächlich der lateinischen: ein tieferes Eindringen in das eigentliche Leben des griechischen und römischen Alterthums, eine Läuterung und Veredelung des Geschmacks durch eine geistvolle Auffassung seiner Meisterwerke und eine lebendige und sinnige Vermittelung zwischen dem antiken und dem deutschen Geiste war einer spätern Zeit vorbehalten. Auch die geschichtliche Forschung begnügte sich noch vorzugsweise mit dem bloßen Zusammentragen der Thatsachen, meist ohne kritische Sichtung, und mit dem Aufsuchen und Sammeln von Quellen, lieferte indeß, wo sie zu selbständiger Darstellung übergieng, mitunter schon Ergebnisse, die auch für die Folgezeit noch ihren wissenschaftlichen Werth behalten haben. In sofern sie auch jetzt, wie bereits im funfzehnten Jahrhundert, unter ihren verschiedenen Richtungen die der vaterländischen Vorzeit zugekehrte beibehielt, führte sie zur tiefern Begründung und zur Erweiterung einer eigenen deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft hin, deren allererste Anfänge auch schon im Reformationszeitalter herausgetreten waren; worüber einige

Halle wünschte, folgte er doch erst dem Rufe, den gleich nach seiner Thronbesteigung Friedrich der Große an ihn erließ. Als preuß. Geheimerath und Vicecanzler der Universität trat er sein Lehramt in Halle 1740 wieder an, ward drei Jahre darauf Canzler, 1745 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und starb 1754. —

besondere Andeutungen zu geben, sich weiter unten eine schickliche Stelle bieten wird [7]).

Zweiter Abschnitt.

Aenderung in den örtlichen Verhältnissen der deutschen Litteratur; ihre Hauptpflegestätten während dieses Zeitraums. — Schlesien und Opitz. Die von ihm gegründete Poesie fußt auf fremder Theorie; Poetiken; Anfänge der ästhetischen Kritik.

§. 180.

Die deutsche Litteratur, zumal die poetische, hatte während des Mittelalters vorzugsweise im Süden ihre Heimath gehabt; im Zeitalter der Reformation fand sie dann, wie diese selbst, den ihr günstigsten Boden mehr in den mittlern Gegenden; nun nahm sie gleich mit dem Beginn dieses Zeitraums den Zug entschieden nach dem Norden und Osten und setzte sich während seiner ganzen Dauer in den, zum Theil nicht einmal rein germanischen Ländern fest, die sich, östlich der Werra und Weser, von der Röhn, dem Fichtel- und Riesengebirge und den dazwischen liegenden Höhenzügen bis zur Nord- und Ostsee absenken. Weiter südlich fand sie allein in Nürnberg eine ihrer vornehmsten Pflegestätten; nur im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts schien es, als wollte sie auch an einzelnen Stellen des Oberrheins und in Schwaben, wo sie früher blühte, haften bleiben und sich neu kräftigen; in Baiern, in der Schweiz, am Niederrhein und in Westphalen gieng sie fast ganz aus; in Oesterreich und in den mittlern Landstrichen nach dem Rheine zu trieb sie zwar einzelne Schößlinge, doch meist entweder aus unselbständigen Wurzeln, die von ihren

---

7) Vgl. den dritten Abschnitt.



entfernt stehenden Hauptstämmen bis dahin vorgedrungen waren, oder als Nachwuchs der ältern Volksdichtung *). Diese Aenderung in ihren örtlichen Verhältnissen mußte eintreten, sobald die Litteratur aus einer volksmäßigen eine rein gelehrte wurde. Sie setzte sich dadurch in unmittelbare Abhängigkeit von der Schul- und Universitätsbildung, deren Förderung und Pflege fast ausschließlich den Protestanten anheimgefallen war, und die zu Anfang dieses Zeitraums gerade in den Ländern und Städten, die für die neue Entwickelung der Poesie bedeutend wurden, mit am weitesten vorgerückt war und hier auch fernerhin noch am besten gedieh. Sie begab sich somit selbst so gut wie ganz in die Hände der Protestanten, da sogar von den äußerst wenigen Katholiken, die sich während des siebzehnten Jahrhunderts als deutsche Dichter oder Prosaisten einen Namen machten, die Mehrzahl in den Lehren der evangelischen Kirche erzogen war und von dieser erst in spätern Jahren abfiel. Ihre vorzüglichsten Stütz- und Anhaltpuncte aber fand sie bei dieser Wendung, theils gleich im Beginn ihrer Neugestaltung, theils im Laufe ihrer fernern Entwickelung, an den sogenannten Sprachgesellschaften und an einzelnen Universitäten, Handelsstädten und Höfen.

§. 181.

Unter den Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts versteht man eine Anzahl von Vereinen, die an verschiedenen Orten nach und nach, zuerst von einigen Fürsten und Adeligen, dann von einzelnen angesehenen Dichtern gestiftet, alle den gemeinsamen Zweck hatten, die deutsche Sprache vor dem Eindringen fremdartiger Elemente zu schützen, sie in-

*) Vgl. zu diesem §. Gervinus 3, S. 20 f.; 120 f.; 181; 247 ff.; 461 ff.

nerlich zu verbessern und äußerlich zu heben und die vaterländische Litteratur, vorzüglich die poetische, in jeder Weise zu fördern [a]). Dem Alter nach die erste, durch den Rang und den Ruhm ihrer Gründer und Mitglieder die vornehmste und angesehenste, durch den Einfluß endlich, den sie auf die deutsche Litteratur ausübte, die wichtigste dieser Gesellschaften, die in ihrer äußern Einrichtung auch mehr oder minder das Vorbild der übrigen abgab, war die fruchtbringende oder der Palmenorden [b]), im J. 1617 zu Weimar von drei sachsen-weimarischen Herzogen, zwei anhältischen Fürsten und einigen Edelleuten in der ausdrücklichen Absicht gestiftet [c]), durch die Wirksamkeit der Mitglieder vaterländische Sitte und Zucht und deutsches Wesen überhaupt zu wahren, vornehmlich aber die „Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und

---

a) Vgl. über diese Verbindungen überhaupt eine kleine Schrift von O. Schulz: Die Sprachgesellschaften des 17ten Jahrh. Berlin 1824. 8., wo auch die Quellen zur Geschichte jeder einzelnen aufgeführt sind. — b) Das Hauptwerk über die Geschichte dieses Ordens ist: Der neusprossende deutsche Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der hochlöbl. fruchtbringenden Gesellschaft Anfang, Absehn, Satzungen ꝛc. von dem Sprossenden (d. i. Georg Neumark, der, als der Orden seinen Sitz in Weimar hatte, Erzschreinhalter desselben war; vgl. über ihn weiter unten). Nürnberg o. J. 8. (nach der Unterschrift unter der Widmung bereits 1668 gedruckt, aber erst 1673 ausgegeben). Benutzt ist dabei eine ältere Schrift: Der deutsche Palmenbaum ꝛc. verfasset durch den Unverdrossenen (K. G. v. Hille, der braunschw. lüneburgischer Hofmeister war). Nürnberg 1647. 8. — c) Bei Gelegenheit eines fürstlichen Begräbnisses, dem die drei herzogl. Brüder Johann Ernst d. J., Friedrich und Wilhelm von S. Weimar, die beiden Fürsten zu Anhalt, Ludwig und Johann Casimir, so wie die Herren Dietrich von dem Werder, Friedrich von Kospoth, Christoph von Krosigk und Casp. von Teutleben beiwohnten, brachte der zuletzt genannte am 24. Aug. die Gründung der Gesellschaft in Vorschlag und ward ihr erstes Mitglied. Alle andern traten gleichfalls ein, doch v. d. Werder und v. Kospoth nach Neumarks Verzeichniß erst 1620 und 1622. —

rechten Verstande, ohne Einmischung fremder ausländischer Flickwörter, im Reden, Schreiben, Gedichten aufs aller zier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben" [d]). Zur Aufnahme befähigten, tadellosen Wandel vorausgesetzt, nur hoher Rang und edle Geburt, oder wissenschaftliches und dichterisches Verdienst; indessen bestand, so lange der Verein blühte, nur der bei weitem kleinere Theil seiner Mitglieder aus Bürgerlichen [e]). Oberhaupt sollte immer ein deutscher Fürst sein. Zuerst war es Ludwig von Anhalt (der Nährende, von 1617—50), dann Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar (der Schmackhafte, 1651—62), zuletzt, nach einer mehrjährigen Zwischenzeit, Herzog August von Sachsen [f]) (der Wohlgerathene, 1667—80), nach dessen Tode der Orden allmählig eingieng [g]). Mit seinen Vorstehern wechselte er auch seinen Sitz: unter Ludwig war es der Hof zu Köthen, unter seinem Nachfolger wurde es Weimar, August endlich verlegte ihn nach Halle. Die nächsten Vorbilder waren bei der Stiftung die italienischen Academien gewesen [h]).

d) Vgl. Neumark, S. 26 u. 172; O. Schulz, S. 10. — e) Bis zum J. 1662 führt Neumark unter beinahe 800 Ordensgliedern außer einem Könige und drei Kurfürsten noch 94 aus dem Fürstenstande und 95 Grafen oder Freiherren auf, und unter den übrigen 600 „Edelleuten, Gelehrten und andern vornehmen bürgerlichen Standespersonen" bilden auch die Edelleute die große Mehrzahl. — f) Postulierter Administrator des Erzstiftes Magdeburg. — g) Das Verzeichniß der von 1668—1680 aufgenommenen „Gesellschafter" befindet sich bei Herdegen (s. §. 182) S. 855 ff. Doch muß noch bis in den Anfang des 18ten Jahrh. der Orden in gewisser Art fortbestanden haben; denn Ferd. Gasto von Perlensee aus Nürnberg unterzeichnet sich nicht bloß unter einer Zuschrift vom J. 1708 an B. Feind (vor dessen aus dem Holländ. übersetzten Satire vom Lobe der Geldsucht, Cölner Ausg. von 1709) „Edelgekrönter Dichter, in der hochlöbl. fruchtbringenden Gesellschaft der Wahrhafte zubenamt", sondern spricht auch in der Zuschrift selbst von einem ihm ertheilten Auftrage des Prof. Omeis in Altorf und „der ganzen löblichen fruchtbringenden Gesellschaft." — h) Die älte-

Leider that man es ihnen auch in dem Kleinlichen und Lächerlichen der äußern Einrichtung nach, in den Gebräuchen bei den Zusammenkünften und bei der Aufnahme neuer Mitglieder, in dem Spielen mit Namen, Sinnbildern, Denksprüchen und Ordenszeichen, und verfiel so, in geradem Widerspruch mit der vaterländischen Tendenz der Gesellschaft, gleich von vorn herein selbst in die Untugend der Nachäffung des Auslandes [i]). Und nicht weniger abhängig machte man sich von ihm in den nächsten Bestrebungen für die heimische Dichtung und trug dazu bei, daß diese in den meisten ihrer Gattungen um allen eigenen Gehalt und alle volksthümliche Farbe kam, indem man zu ihrer Hebung und Veredelung besonders treues und sorgfältiges Uebersetzen aus andern gebildeten Sprachen empfahl und übte [k]), zu einer Zeit, wo weder innerhalb, noch außerhalb des Ordens in der Kraft eigener und selbständiger dichterischer Thätigkeit ein wirksamer Widerdruck gegen dieses Eingehen in fremde Denk-, Gefühls- und Anschauungsweise und gegen das Anschmiegen an fremde Darstellungsart vorhanden war. Gleichwohl hat die fruchtbringende Gesellschaft in mehr als einer Beziehung wohlthätig gewirkt [l]), zumal in

---

sten dieser Academien, mit denen Italien nach und nach überschwemmt ward, reichen bis in das 15te Jahrh. zurück; vgl. über sie Bouterwek, 2, S. 15 ff. — i) Daher konnte einem Volksmanne wie J. V. Andreä, der im J. 1646 in die Gesellschaft aufgenommen wurde, das Treiben derselben nur Aergerniß erregen. In einem Briefe von 1648 meint er, sie könne eher mortifera als fructifera heißen, und ihre Mitglieder nennt er genus hominum semipaganum, immo bis paganum; vgl. Fr. Horn, d. Poes. und Beredsamk. d. Deutschen &c. 1, S. 256. — k) In der Uebersicht, die Neumark S. 449 ff. von den litterarischen Leistungen des Ordens gibt, kann man sehen, mit welchem Eifer seine Mitglieder, und vorzüglich mehrere von höherem Range, sich auf das Uebersetzen aus dem Französischen, Italienischen, Niederländischen &c. gelegt haben. — l) Diese Wirksamkeit hat zuerst Gervinus in der rechten Weise anerkannt und 3, S. 180 ff. vortrefflich nachgewiesen. —

den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens. Zuvörderst gab sie einen Vereinigungspunct für diejenigen ab, die sich in den höhern und gebildeten Ständen für vaterländische Sprache und Litteratur interessierten. Fürsten und Adel traten dadurch wieder zu beiden in ein näheres und lebendigeres Verhältniß; eben so die Gelehrten. Wenn auch im Ganzen von den vornehmern Mitgliedern des Ordens nur wenige sich selbst in einem höhern Grade litterarisch thätig erwiesen m), so hoben doch alle durch den Glanz und das Ansehen ihrer Namen die schriftstellerischen Bestrebungen in der Muttersprache, die von andern, durch die Geburt minder bevorzugten Ordensgenossen ausgiengen. Als solche wurden nach und nach Opitz und andere Hauptvertreter der neuen Kunstdichtung aufgenommen n), die somit gleich anfänglich der Mißachtung weit entrückt wurde, zu welcher die Volkspoesie bei dem Adel und den Gelehrten herabgesunken war. Ferner schlang sich nun um diese beiden Stände ein Band, das sie in einem gemeinsamen vaterländischen Streben zusammenhielt, auch die Nachtheile provinzieller Trennung und Absonderung unter den deutschen Schriftstellern von Ansehen verringerte: beides für die

m) Sie sind mit ihren Ordensnamen, wonach man ihre eigentlichen Namen und Titel bei Neumark (vgl. das 2te Register) leicht finden kann, aufgeführt in der (unstreitig von S. v. Birken abgefaßten) Vorsprache zu Herzog Anton Ulrichs Aramena, Bl. 6, v. w. Indeß fehlt hier eins der bedeutendsten, Fr. v. Logau, unter dem Namen des Verkleinernden (vgl. W. Müllers Biblioth. 6, S. XIV die Noten) 1648 in den Orden aufgenommen. — n) Opitz (der Gekrönte) 1629; Buchner (der Genossene) 1641; Harsdörfer (der Spielende) und Schottel (der Suchende) 1642; Moscherosch (der Träumende) 1645; Rist (der Rüstige) 1647; Zesen (der Wohlsetzende) 1648; Olearius (der Vielbemühte) 1651; Neumark (der Sprossende) 1653; Birken (der Erwachsene) 1658; Andr. Gryphius (der Unsterbliche) 1662. —

neu sich bildende Litteratur um so nothwendiger, als ihre Anfänge mit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges zusammenfielen. Dann aber hat der Palmenorden auch zur Feststellung einer allgemein gültigen Litteratursprache wesentlich mitgewirkt, in sofern er nämlich durch die in seinen Hauptsitzen entstandenen Schriften und durch seinen Einfluß nach außen hin der obersächsischen Mundart das Uebergewicht aufs Neue sicherte, das ihr bereits Luther vor allen übrigen auf eine Zeit lang verschafft hatte, auch die Bearbeitung der deutschen Grammatik und eine geregelte Schreibung der Wörter anregte und durch einzelne seiner Mitglieder ins Werk setzte [o]). Endlich war er es, wie bereits oben angedeutet ward, der bei allem Abirren von der Bahn, die zu verfolgen er sich vorgesetzt hatte, noch immer mit am kräftigsten der einreißenden Sprachmengerei und der völligen Abkehr der höhern Classen von deutscher Art und Sitte während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entgegenarbeitete.

§. 182.

Auch die aufrichtige Tannengesellschaft, die 1633 zu Straßburg durch Esaias Rómpler von Löwenhalt [1]) gestiftet wurde, gieng darauf aus, deutsche Gesinnung zu fördern, der Muttersprache ihre Reinheit wieder zu geben und die Rechtschreibung festzustellen. Sie scheint aber nur sehr wenige Mitglieder gezählt [2]) und sich nicht über den nächsten

o) Mehr darüber im dritten Abschnitt.

1) Oder, wie er in Schneubers Gedichten (Straßb. 1644. 58.) 1, S. 19 u. 366 heißt, Jesa. Rumpler v. L. Ueber seine Lebensumstände habe ich keine Nachrichten auffinden können. Ein „erstes Gebüsche seiner Reimgedichte" erschien zu Straßburg 1647. 4. (in Neumeisters Specimen, Wittenb. Ausg. von 1708 ist das J. 1643 wohl nur einer der vielen Druckfehler); vgl. darüber Bouterwek, 10, S. 222 ff.; Gervinus, 3, S. 161 f. — 2) Bekannt sind außer Löwenhalt, so

Bereich des Stiftungsortes ausgebreitet zu haben [3]). Hieraus, so wie aus der kurzen Zeit ihrer Dauer erklärt sich ihr geringer Einfluß auf die Litteratur dieses Zeitraums. — Viel bedeutender wurde, besonders durch die Behandlung und Gestaltung der Sprache, die sie durchsetzen wollte, und durch die Gegenwirkung, die sie damit hervorrief, die deutschgesinnte Genossenschaft. Gegründet zu Hamburg im Jahre 1643 durch Phil. von Zesen und zwei seiner Freunde [4]), fieng sie erst im nächsten Jahre an sich zu erweitern, wuchs aber allmählig so an, daß bis zum Jahre 1678 zu der Rosenzunft, aus der sie anfänglich allein bestand, schon zwei neue Zünfte gekommen waren, die mit der ersten mehr als anderthalbhundert Genossen zählten und noch eine vierte nöthig machten, die auf den Zutritt von einer fast eben so großen Anzahl von Mitgliedern berechnet war [5]). Trotz der vielen Anfechtungen,

---

viel ich weiß, nur Joh. Matth. Schneuber, Prof. zu Straßburg, und Rud. Weckherlin. — 3) Zesen berichtet in seinem hochd. heliconischen Rosenthal, S. 13 f., die straßburgische Gesellschaft sei aus den fürtrefflichsten Männern seiner Zeit entstanden, aber unter ihnen allein geblieben und nicht weiter fortgesetzt worden. — 4) Dietr. Peterson aus Hamburg und Joh. Christoph v. Liebenau aus Preußen. Ueber Zesen und die Stifter der übrigen Orden mehr an andern Stellen. — 5) Auf die Rosenzunft folgte zunächst die Lilienzunft, dann die Nägleinzunft, und zuletzt kam die Rautenzunft. Jede zerfiel wieder in Zunftsitze oder Tribus mit einer bestimmten Anzahl von Zunftgenossen. Zesens eigene Schriften über seine Gesellschaft, in welcher er der Fertige hieß, sind: das hochd. heliconische Rosenthal ꝛc. Amsterdam 1669. 8.; des hochd. helicon. Lilienthals — Vorbericht. Amsterd. 1679. 8.; des hochd. helicon. Nägleinthals — Vorbericht. Hamb. 1687. 8. Andere darauf bezügliche Schriften, so wie die vollständigen Titel der angeführten, findet man (mit genauern Angaben als bei O. Schulz) in Eccards Histor. stud. etym. etc. S. 116 ff. und in Reichards Versuch einer Hist. d. d. Sprachkunst, S. 155 ff. Am letztern Ort sind auch aus den Quellen geschöpfte Nachweisungen über die Einrichtung, den Hauptzweck und die weite Verzweigung des Ordens. —

welche die Gesellschaft vornehmlich wegen ihres zwar wohlgemeinten, jedoch übertriebenen und irre geleiteten Eifers für die Reinigung der Muttersprache von allen wirklich oder nur scheinbar fremden Ausdrücken und für die Einführung einer eigensinnigen und zum großen Theil sehr willkürlichen Schreibweise deutscher Wörter erfuhr, bestand sie, wo nicht länger, doch mindestens bis zum J. 1705. — An sie schloß sich der Zeit ihrer Entstehung nach zunächst die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, auch der gekrönte Blumenorden an der Pegnitz genannt[6]), die 1644 zu Nürnberg durch Georg Phil. Harsdörfer und Joh. Klai gestiftet[7]), während

6) Die Geschichte der Gesellschaft während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens hat sehr ausführlich, aber auch sehr weitschweifig erzählt Joh. Herbegen (Amarantes) in seiner „Historischen Nachricht von des löbl. Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang ꝛc. Nürnberg 1744. 8. — 7) Den nächsten Anlaß dazu gab ein Vermählungsfest zweier edlen Brautpaare. Harsdörfer und Klai waren ersucht worden, „dieselben mit einem und dem andern Lobgedicht zu beehren". Sie ließen sich in einen poetischen Wettkampf ein: der Sieger sollte einen Blumenkranz als Preis davon tragen. Es blieb ungewiß, wer von beiden den Vorzug verdiente: von den Streitenden selbst lehnte jeder bescheiden die Ehre des Sieges ab und sprach sie seinem Gegner zu. Endlich schlug Harsdörfer vor, jeder möge aus dem gelösten Kranze eine einzelne Blume nehmen; der aufs Neue gewundene Kranz solle dann „das Merkmal einer Gesellschaft von Blumenhirten" sein, und mit einer auf ein weißes Seidenband gestickten Blume daraus jeder Hirte bei seinem Eintritt beschenkt werden, wogegen er sich anheischig machen müsse, daß er „fortan unserer Mutterzunge mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen emsig wolle bedienet und bemühet sein in Beförderung ihres Aufnehmens". Erster Vorsteher der Gesellschaft wurde Harsdörfer. Er nannte sich in ihr Strephon, sein Mitstifter mit leichter Namensänderung Clajus: beide Namen entlehnten sie höchst wahrscheinlich aus des Engländers Phil. Sidney Arcadia, von der 1629 eine deutsche Uebersetzung (durch Valent. Theocritus von Hirschberg) erschienen war (in einer neuen Auflage von 1643 übersehen durch M. Opitz; s. Ebert, Nr. 21189). Vgl. Herbegen, S. 5 ff. —

des siebzehnten Jahrhunderts nach der fruchtbringenden am meisten in Ansehen stand. Sie hat sich bis auf den heutigen Tag, wiewohl in einer von der ursprünglichen völlig abweichenden Gestalt erhalten. Bis zum Ende dieses Zeitraums jedoch behielt sie ihre erste Einrichtung im Ganzen bei, als ein Dichterverein, innerhalb dessen die geselligen Zustände und die geistigen Beschäftigungen einer halb erträumten, halb willkürlich geschaffenen Schäferwelt [8]) „zu Gottes Ehre, zur Tugendlehre und deutscher Sprache und Dichtkunst Ausübung und Vermehrung" [9]) verwirklicht werden sollten. So einerseits bei Ausbildung des schäferlichen Wesens und seiner darauf beruhenden und davon durchdrungenen Dichtungen in das lächerlichste und geschmackloseste Spielen mit gesellschaftlichen und poetischen Formen verfallend, andrerseits die religiöse und moralisierende Richtung der meisterlichen Poesie festhaltend [10]), stand dieser Orden, der überdieß seinen Mittelpunct fortwährend in einem der Hauptsitze des spätern Meistergesangs hatte, auch viel abgeschlossener in sich war [11]), als die übrigen größern Dichtervereine, in einer Art von verwandtschaftlichem Verhältniß zu den alten Singschulen und bildete eben so an sich selbst das vermittelnde Glied zwischen diesen und den andern deutschen Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts, wie in seinen Bestrebungen zwischen der alten ausgearteten Kunst-

8) Dem Schäferwesen ward der Eingang in die deutsche Litteratur, schon seit dem Ausgange des 16ten Jahrh., besonders durch Romane gebahnt, die von Frankreich, Italien, Spanien und England zu uns herüberkamen und fleißig übersetzt wurden; vgl. Gervinus 3, S. 294 ff.; 396 ff. — 9) Omeis, Gründliche Anleitung zur deutschen accuraten Reim- und Dichtkunst, S. 45; 50. — 10) Die religiöse Tendenz scheint die Poesie des Ordens besonders erst in der Zeit angenommen zu haben, wo Siegm. von Birken (Floridan) ihm vorstand (1662—81); dafür spricht namentlich Birkens Redebind- und Dichtkunst; vgl. auch Herdegen, S. 18 ff. — 11) Vgl. Gervinus 3, S. 292 ff. —

dichtung der Handwerker und den Anfängen der neuern Gelehrtenpoesie. — Erst um das Jahr 1656 trat, von Joh. Rist gegründet, zu Wedel im Holsteinischen der Elbschwanenorden hervor[12]. Nach der Absicht des Urhebers sollte er einen „Pflanzgarten" abgeben, aus dem sich, wie aus dem pegnesischen Blumenorden, die fruchtbringende Gesellschaft ergänzen könnte[13]. Auch hier führten die eben nicht sehr zahlreichen Mitglieder Schäfernamen[14], und noch bestimmter, als es in den übrigen Vereinen geschehen, war es ihnen zur Pflicht gemacht, wechselseitig ihre dichterischen und anderweitigen litterarischen Arbeiten zu fördern und in der öffentlichen Meinung zu heben, wie auch jeden Angriff, der von außen her gegen einen einzelnen Ordensgenossen gerichtet würde, gemeinschaftlich abzuwehren. Die Wirksamkeit der Gesellschaft, die sich in einem weit seichteren und wo möglich auch noch geschmackloseren Treiben, als die übrigen gefiel und namentlich in ihren vermeintlichen Sprachverbesserungen auf ärgere Thorheiten gerieth, als die von ihr bitter angefeindete und verspottete deutschgesinnte Genossenschaft, dauerte nicht lange: schon mit dem 1667 erfolgten Tode Rists gieng sie ein. — Mehrere dieser Orden gestatteten auch Frauen, die jetzt anfiengen einen thätigern

---

12) Gewöhnlich wird seine Entstehung in oder um das Jahr 1660 gesetzt. Daß aber 1656 dafür stehen muß, hat K. Förster in einer Anmerk. zu S. XVII des 11. Bdes. der Biblioth. d. Dichter d. 17ten Jahrh. gezeigt. Das Buch, worauf er sich dabei bezieht „Candorins (d. i. Konr. von Hövelen) deutscher Zimber-Swan." Lübeck 1666—67. ist die wichtigste Quelle für die Geschichte des Ordens (aber nicht die einzige, wie Gervinus 3, S. 268 f. meint; denn Eccard, a. a. O. S. 119 führt noch ein anderes dahin einschlagendes Werk desselben Verfassers an). — 13) Vgl. Neumark, a. a. O. S. 50. Daß wirklich schon Harsdörfer in dem Blumenorden nebenbei eine Pflanzschule für die fruchtbringende Gesellschaft zu gründen beabsichtigt habe, stellt Herdegen, S. 4 wenigstens als eine Vermuthung hin. — 14) Rist

Antheil an der vaterländischen Dichtkunst zu nehmen [15]), den Eintritt: in dem zesenschen konnten sie selbst Zunftvorsteherinnen werden [16]); in den Blumenorden wurde bereits 1646 eine Hirtin aufgenommen, der späterhin viele andere folgten [17]), und beider Gesellschaften Beispiel erwirkte dem weiblichen Geschlecht eine ähnliche Vergünstigung bei dem Palmenorden [18]), wogegen es von Rists Verein ausgeschlossen blieb. — Später wurden noch von mehreren Seiten Versuche gemacht, neue Genossenschaften für Sprache und Poesie in der Art jener Orden zu errichten; sie kamen aber nicht mehr zu Stande [19]). Die deutschen Gesellschaften, die gegen das Ende des siebzehnten und im Anfange des folgenden Jahrhunderts ins Leben traten, waren in viel freierer Weise gebildet: in ihnen wurde nicht mehr mit Ordensnamen, Sinnbildern, Denksprüchen rc. gespielt, und nur darin trafen sie mit den ältern zusammen, daß sie zu Einigungspuncten für sprachliche und dichterische Zwecke dienten. Ihrem Ursprunge nach lehnten sich die meisten an Universitäten.

§. 183.

Universitäten und gelehrte Schulen hatten vor dem siebzehnten Jahrhundert unmittelbar nur das Gedeihen der lateinischen Poesie begünstigt. Auch während dieses Zeitraums blieben sie nebst den Jesuiter-Collegien deren Hauptsitze; doch

---

selbst nannte sich Palatin. — 15) Ueber deutsche Dichterinnen dieses Zeitraums s. Morhofs Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie (Ausg. v. 1700), S. 398 ff.; G. Ch. Lehms, Deutschlands galante Poetinnen, mit ihren sinnreichen und netten Proben. Frankfurt a. M. 1715. 8. und Gervinus 3, S. 289—92. Rachel wollte von dichtenden Frauen nichts wissen und eifert gegen sie in der 8ten Satire, Vs. 167 ff. — 16) Reichard, a. a. O. S. 157. — 17) Vgl. bei Herdegen, der viele Frauen als Ordensglieder aufführt, besonders S. 254 f.; 444 f.; 490. — 18) Neumark, S. 179 f.; Lehms, a. a. O. S. 15 ff. — 19) Vgl. Gervinus 3, S. 498 f.

wurde es nun schon immer häufiger, daß academische Lehrer und Schulmänner sich nicht allein selbst in deutschen Gedichten versuchten, sondern sich auch, freilich noch immer weit mehr in Folge persönlicher Neigung, als um damit einer amtlichen Pflicht zu genügen, angelegen sein ließen, durch Lehre und Beispiel in ihren Zuhörern und Schülern Liebe zur vaterländischen Dichtkunst zu erwecken und sie zu Uebungen darin anzuleiten. Angekündigt hatte sich diese Wendung in der gelehrten Bildung bereits zwischen 1570 und 1624 durch die deutschen Gedichte einiger Männer, die zu Heidelberg und zu Straßburg lebten [a]); augenfälliger jedoch und von entschiednerem Einfluß auf den Gang der deutschen Litteratur zeigte sie sich erst, seitdem Opitz, zum größten Ansehn als Dichter und Lehrer der Dichtkunst gelangt, an den höhern Bildungsanstalten Vertreter seiner Ansichten und Beförderer seiner Bestrebungen fand, zuerst in seinem Freunde Aug. Buchner [b]), nachher in ihren bei-

a) Wie Melissus, Denaisius und Isaac Habrecht. Alle drei waren Gelehrte von Ruf: die beiden ersten lebten zu Heidelberg, Denaisius wenigstens zuletzt (vgl. den vierten Abschn. §. 200), ohne jedoch ein academisches Lehramt zu bekleiden; ob dieß bei Habrecht, der sich als Arzt und Mathematiker in Straßburg aufhielt und daselbst 1633 starb, der Fall gewesen, ist mir nicht bekannt. Moscherosch stellt ihn neben Weckherlin (im Soldatenleben, 4, S. 687) und rühmt beiden nach, sie hätten „lange Zeit vor dem sonst ewig lobwürdigen Herrn Opitzen die deutsche Sprache mit zierlicher eigensinniger Reimenkunst herrlich gemacht". Er gehört zu den Dichtern, von denen Zinkgref einzelne Stücke in den Anhang zur 1sten Ausg. von Opitzens Gedichten rc. aufgenommen hat. — Vgl. hierzu auch Gervinus 3, S. 159 f. — b) Geb. 1591 zu Dresden, seit 1616 Professor zu Wittenberg, wo er auch 1661 starb. Von seinen eigenen Gedichten hat er zum größten Bedauern seiner Zeitgenossen nicht mehr als eins herausgegeben, „Weihnachtgedanken und Nachtmahl des Herrn", Wittenberg 1638; ein anderes kleines und sehr unbedeutendes Stück hat Neumeister in seinem Specimen S. 19 f. mitgetheilt; ein drittes, ein Morgenlied, das er kurz vor seinem Tode abgefaßt haben soll (J. C. Wetzels Hymnopoeogra-

derseitigen Schülern und Anhängern. Buchner lehrte zu Wittenberg; außer seinen Vorlesungen über lateinische Poesie und Beredsamkeit und über die alten Classiker hielt er Vorträge über deutsche Dichtkunst, womit er practische Uebungen darin verband: dadurch ward er der Mittelpunct eines Kreises von jungen Leuten, die sich mit Eifer auf das Abfassen deutscher Verse warfen und den opitzischen Geschmack verbreiten und befestigen halfen. Das Beispiel, das Buchner gegeben, fand auf andern Universitäten Nachfolge: zunächst in Rostock durch Andr. Tscherning [c]), in Königsberg durch Sim. Dach, in Tübingen durch Christoph Kaldenbach [d]), später in Kiel und Altorf durch Dan. Georg Morhof und Magn. Dan. Omeis [e]), Männer, die fast alle in dem Rufe vorzüglicher Dichter bei ihren Zeitgenossen standen. Selbst unter der Schuljugend wurde es bald üblich, neben lateinischen Versen auch deutsche zu machen. Besonders war dieß der Fall

phia, 1, S. 134 f.), ist in die Gesangbücher aufgenommen (bei Bunsen Nr. 12). Von seiner Anleitung zur deutschen Poeterei weiter unten. Vgl. über ihn und seine Schule Gervinus 3, S. 233 f.; 250 ff. — c) Ueber ihn und die meisten andern in diesem §. namhaft gemachten Dichter sind die Lebensnachrichten in den folgenden Abschnitten zu suchen. — d) Geb. zu Schwibus in Schlesien 1613, studierte zuletzt in Königsberg, wo er auch eine Zeit lang ein Schulamt verwaltete und dem Dichterkreise angehörte, dessen Mittelpunct S. Dach war. 1636 gieng er als Professor der Geschichte, Poesie und Beredsamkeit nach Tübingen, wo er 1698 starb. Er schrieb in lateinischer Sprache eine Anweisung zur deutschen Dichtkunst (Poetice Germanica, Nürnberg 1674. 12.) und gab auch eigene „deutsche Lieder und Gedichte" Tübingen 1683. 8. heraus. — e) Geb. 1646 zu Nürnberg, wurde 1674 Professor in Altorf und starb 1708. Er war gekrönter Dichter, Pfalzgraf und unter dem Namen Damon der Norische seit 1697 Vorsteher des pegnesischen Blumenordens. Ueber seine Gedichte, deren Werth sehr gering ist, vgl. Herdegen, a. a. O. S. 179; seine „Gründliche Anleitung zur deutschen accuraten Reim- und Dichtkunst", zuerst gedr. Altorf 1704. 8. hat er zum großen Theil aus den ältern Poetiken von S. v. Birken, Morhof und Chr. Weise zusammen geschrieben. —

auf den blühenden Gymnasien Schlesiens und Sachsens, wo es auch nicht an einzelnen Vorstehern und Lehrern fehlte, die, wie Chr. Weise zu Zittau und Christian Gryphius zu Breslau, ihren Schülern das Beispiel eines warmen Eifers für die vaterländische Dichtkunst gaben und in ihnen den Sinn dafür durch allerlei theoretische und practische Mittel zu wecken suchten. — Eine eigentliche poetische Gesellschaft erhielt in der ersten Hälfte dieses Zeitraums von allen Universitätsstädten, in denen sich ein lebhafteres Interesse für die deutsche Litteratur hervorthat, allein Königsberg: sie bildete sich hier, ohne einen bestimmten Namen anzunehmen und mehr nur durch das innere Band gleichartiger Gesinnung, als durch äußere Satzungen zusammengehalten, um Sim. Dach und seine nächsten Freunde, Rob. Roberthin und Heinr. Albert [f]). Ihrer Einrichtung, ihren Zwecken und der bürgerlichen Stellung ihrer Mitglieder nach hielt sie gewissermaßen die Mitte zwischen den ältern Sprach- und Dichtorden und den deutschen Gesellschaften, die in der Folge an deren Stelle traten. Von diesen wurde die erste zu Leipzig im Jahre 1697 durch eine Anzahl junger Männer in der Absicht gestiftet, einander in regelmäßigen Zusammenkünften ihre dichterischen Versuche mitzutheilen und sich durch wechselseitige Beurtheilung derselben in ihren Bestrebungen zu fördern [g]). Zum Vorsteher wählten sie später ihren gemeinschaftlichen Lehrer, den Prof. Joh. Burkh.

---

f) Ueber diesen Dichterverein vgl. Gervinus 3, S. 254 ff. — g) Da sie entweder geborne Görlitzer oder doch Zöglinge des Gymnasiums zu Görlitz waren, hieß ihr Verein anfänglich görlitzische poetische, später, als auch andere Mitglieder aufgenommen wurden, deutschübende poetische, seit 1727 die deutsche Gesellschaft. Näheres über ihre Geschichte in (Gottschedś) Nachricht von d. deutsch. Gesellschaft zu Leipzig, bis auf das Jahr 1731 fortgesetzt. Leipz. (1731). 8.; vgl. auch D. Schulz, a. a. D. S. 49 ff. —

Mencke[h]). Einen bedeutendern Einfluß auf die deutsche Litteratur erlangte die Gesellschaft jedoch erst durch den Zutritt Gottscheds, der 1726 zu ihrem Senior ernannt, bald ihre eigentliche Seele ward, sie neu belebte und den Kreis ihrer Thätigkeit besonders dadurch erweiterte, daß er dieselbe mehr, als zeither geschehen, auf die Sprachverbesserung und Sprachforschung lenkte[i]). Nach dem Beispiel der Leipziger bildeten sich allmählig die deutschen Gesellschaften an andern Universitätsorten[k]), von denen aber keine für die Geschichte unserer Sprache und Poesie von besonderer Wichtigkeit geworden ist. Gleiches läßt sich von der deutschübenden Gesellschaft sagen, die ebenfalls nach dem Muster des Leipziger Vereins 1715 zu Hamburg von Brockes, Richey und König gegründet ward[l]) und später die patriotische hieß. Sie schlang ein lockeres Band um eine große Zahl von Dichtern und Dichterinnen, die man unter dem Namen der Niedersachsen zu be-

h) Ein Sohn von Otto Mencke, dem er in der Leitung der Acta Eruditorum folgte, geb. zu Leipzig 1675, seit 1699 daselbst Professor der Geschichte, gest. 1732. Er war ein Mann von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit, vielseitig thätig, mit der Poesie der Franzosen, Italiener und Engländer wohl bekannt, der sich junger Dichter annahm, auch selbst unter dem Namen Philander von der Linde vier Theile Gedichte, eigene und übersetzte, herausgab (Leipzig 1710—13. 8.), worüber vgl. Gervinus 3, S. 495 f. — i) Schon Mencke hatte es der Gesellschaft „zur besondern Pflicht gemacht, die deutschen Dichter der alten und mittlern Zeiten der größten Aufmerksamkeit zu unterziehen und wo möglich herauszugeben" (Fr. Horn, d. Poesie u. Beredsamk. 2c. 1, S. 347); ich wüßte aber nicht, daß sie dieser Vorschrift sonderlich nachgekommen wäre. — k) z. B. in Jena, Göttingen, Greifswald, Königsberg, Helmstädt, die alle bis zum J. 1746 ins Leben getreten waren; vgl. Manso in d. Characteren der vornehmsten Dichter aller Nationen, Bd. 8, St. 1, S. 56, Anmerk. q. — l) Den Zweck der Gesellschaft und die andern Mitglieder, die ihr gleich von Anbeginn zutraten, gibt Richey in seinem Idioticon Hamburgense, 2. A. S. XII f. an. —

greifen pflegt [m]): mit wenigen Ausnahmen sehr mittelmäßige und seichte Reimer. Durch die bessern indeß, unter denen vornehmlich Brockes hervorragt, erhielt sich Hamburg bis in den folgenden Zeitraum hinein einen nicht geringen Theil des Ruhmes, den es sich seit den Vierzigern des siebzehnten Jahrhunderts erworben hatte, als einer der vornehmsten Sitze deutscher Geistesbildung überhaupt, auch die Pflege der vaterländischen Dichtung, die hier in allen ihren Hauptgattungen nach und nach durch bedeutende Männer vertreten ward, vor allen übrigen Städten begünstigt zu haben [n]).

§. 184.

Fürstenhöfe gaben auch noch anderweitig, als in der unmittelbaren Betheiligung der ersten Vorsteher und einiger fürstlichen Mitglieder des Palmenordens an der sich neu gestaltenden poetischen Litteratur [1]), Stützpuncte für dieselbe ab. Zuvörderst geschah außer dem bereits Erwähnten noch Verschiedenes, wodurch sie, wenn auch nicht an innerer Kraft und an Selbständigkeit, doch an äußerm Ansehn gewinnen mußte. Die Kaiser verliehen den poetischen Lorbeer, den früher bloß lateinische Dichter hatten erlangen können, nun auch an deutsche [2]), begabten auch nicht wenige unter ihnen mit der Pfalzgrafenwürde, wodurch sie ihnen zugleich das Recht

---

m) Viele Gedichte, die Gliedern dieses Kreises ihr Dasein verdanken, vereinigt die von Chr. Fr. Weichmann begonnene und von Joh. Pet. Kohl weiter geführte Sammlung „Poesien der Niedersachsen", Hamburg 1721—38. 6 Bde. 8. — n) Vgl. hierzu Gervinus 3, S. 278 ff.; 419; 468 ff.; 531 ff.

1) Vgl. darüber Neumark, a. a. O. S. 449—451. — 2) Häufig geschah dieses seit dem Auftreten Opitzens, doch finden sich schon einige frühere Fälle. So wurde 1608 dem bekannten Liederdichter Johann Heermann auf Befehl Kaiser Rudolfs II. der Lorbeerkranz aufgesetzt (Kahlert „Schlesiens Antheil rc." S. 27), und sogar ein Volksdichter, der Barbier Jacob Vogel, der bis in die Zwanziger eines

gewährten, andere zu gekrönten Poeten zu ernennen [3]), und erhoben sogar mehrere der berühmtesten, wie Opitz, Zesen, Birken, in den Adelstand, eine Auszeichnung, die einigen der spätern auch von andern Fürsten zu Theil ward. Mehrere Große zogen ferner einzelne Dichter an ihre Höfe, theils um ihnen die Erziehung und Bildung ihrer Söhne oder andere Aemter im Hof- und Staatsdienst anzuvertrauen, theils um sich ihres Beistandes bei Anordnung von Festlichkeiten, Aufzügen, dramatischen Spielen u. dergl. zu bedienen. Hierdurch kamen auch bürgerliche Dichter bisweilen in ein sehr nahes Verhältniß entweder zu den Fürsten selbst, oder doch zu deren vornehmen Umgebungen zu stehen, zuerst besonders an einigen kleinern Höfen, wie an denen zu Köthen, Weimar, Braunschweig, gegen das Ende dieses Zeitraums auch an den größern zu Berlin, Dresden, Wien, von wo aus, zumal durch die Dichter, die sich in Berlin zusammenfanden, hauptsächlich die Veränderungen eingeleitet wurden, welche unter dem Einfluß der französischen Hoflitteratur unter Ludwig XIV. in der deutschen Dichtkunst eintraten. Endlich gab es auch hier und da eigentliche Hofpoeten, die von Amts wegen angewiesen waren, bei gewissen Anlässen Lob-, Freuden- und Trauergedichte zu fertigen und der stäts wachsenden Vorliebe der Vornehmen für

---

großen Rufes genoß und selbst an den kursächsischen Hof gezogen wurde, erhielt ihn. Vgl. über ihn Neumeisters Specimen, S. 108 und Gervinus 3, S. 118 f. — 3) Dieses Recht wurde freilich von manchen Pfalzgrafen so verschwenderisch geübt, daß der Besitz des Lorbeers (auch Frauen wurden bisweilen damit geschmückt; vgl. Herbegen, a. a. O. S. 333; 337; 347; 348) bald aufhörte eine besondere Ehre zu sein. Rachel (Satir. 8, 104 ff.) sucht den Grund der Verachtung, zu welcher die Dichter herabgesunken seien, auch in der Leichtfertigkeit, womit der Poetenkranz verliehen wurde; vgl. auch was Chr. Weise in der Vorrede zu „der grünen Jugend nothwend. Gedanken" von Siber berichtet, und Kahlert, a. a. O. S. 42. —

dramatische und diesen verwandte musikalische Unterhaltungen durch Abfassung von Schauspielen, Opern, Cantaten rc. zu genügen. Sie verdrängten allmählig die alten Pritschmeister[4]), die an verschiedenen Höfen noch bis tief ins siebzehnte Jahrhundert herein fortbestanden[5]); ja in Dresden wurden Name und Kleidung erst zu Anfang des achtzehnten aufgegeben, als König mit dem Titel eines königl. Geh. Secretärs und Hofpoeten in die Stelle des letztverstorbenen Pritschmeisters[6]) einrückte.

§. 185.

Obgleich in Schlesien weder eine poetische Gesellschaft ihren Sitz hatte, noch eine Universität oder glänzende und kunstliebende Fürstenhöfe Pflegestätten deutscher Litteratur waren, hat dieses Land doch während des siebzehnten und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch eine Reihe bedeutender Männer, deren Heimath es war, eine so große Wichtigkeit in der Geschichte unsrer neuern Poesie erlangt, daß man nach ihnen diese ganze Periode auch die Zeit der schlesischen Dichtung zu benennen pflegt. Ursprünglich slavisch und erst allmählig germanisiert, hatte Schlesien in den zunächst voraufgehenden Jahrhunderten mit der eigentlich volksthümlichen Bildung der rein deutschen Länder nicht gleichen Schritt halten können. So hatte hier auch die Volkspoesie nicht den günstigen Boden wie anderwärts gefunden: außer Kirchenliedern und andern Sachen religiösen Inhalts wurde wenig Anderes in deutscher Sprache gedichtet, als Schauspiele, die aber auch weltliche Stoffe seltener als geistliche behandelten, und rohe Gelegenheitsstücke in

4) S. §. 141. — 5) Vgl. Gervinus 3, S. 138 f. — 6) Es war der Kammer-Secretär Meber, „der im Uebrigen seinen andern Verrichtungen vorstand und nicht eher als bei Schießen und andern Lustbarkeiten das Amt eines Poeten verwaltete. Das Pritschmeisterkleid ward für König in die ordentliche Kleidung eines alten römischen Herolds verwandelt.“ Rost in der Vorrede zu des Herrn v. Königs Gedichten.

der Art der alten Pritschmeisterpoesien. Dagegen gedieh hier in Folge der Reformation, zu der sich ein großer Theil des Landes bekannte, mit dessen wachsendem Wohlstande und bei einem lebhaften Verkehr mit dem nahen Sachsen und andern in der Bildung vorgerückten Ländern, deren Universitäten von der schlesischen Jugend fleißig besucht wurden, ganz vorzüglich die auf das classische Alterthum gebaute Schulgelehrsamkeit, seitdem Trotzendorf [a]) in Goldberg dazu den Grund gelegt hatte: schon zu Melanchthons Zeit zeichneten sich die Schlesier in aller Art gelehrten Wissens, so wie als lateinische Dichter und Prosaisten aus. Beides, der kümmerliche Zustand der deutschen Volksdichtung und die Blüthe einer lateinischen Schul- und Gelegenheitspoesie, mußte durch sein Zusammentreffen hier das Aufkommen einer neuen Gelehrtendichtung in der Muttersprache erleichtern [b]), sobald sich nur der rechte Mann fand, der damit einen glücklichen Anfang machte und Ansehn genug besaß, seinen Grundsätzen und seiner Verfahrungsweise allgemeine Geltung zu verschaffen. Dieser Mann war Martin Opitz [c]). Mit ihm hob die Reihe der berühmten schlesischen

a) Valentin Friedland, nach seinem Geburtsorte, einem Dorfe bei Görlitz, von Trotzendorf genannt, war geb. 1490, studierte zu Leipzig und Wittenberg, wo er sich besonders in Melanchthons Schule bildete, erhielt zuerst eine Anstellung als Lehrer zu Görlitz, ward dann 1623 nach Goldberg zur Wiederaufrichtung der dortigen Schule berufen, der er eine lange Reihe von Jahren mit großem Ruhme vorstand, und starb 1556. — b) Vgl. zu dem Vorhergehenden Kahlert, Schlesiens Antheil 2c. S. 17—34; 37; 43; Hoffmanns Spenden, 2, S. 195 ff.; H. Wuttke, die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens 2c. Leipzig 1842 f. Bd. 1, S. 224 ff.; 2, S. 43 ff. und Gervinus 3, S. 201—208. — c) Geb. 1597 zu Bunzlau am Bober, erhielt auf der Schule seiner Vaterstadt, der damals tüchtige Rectoren vorstanden, den ersten gelehrten Unterricht und gieng von da zunächst auf das Magdalenäum zu Breslau, wo er sich bald vor seinen Mitschülern so auszeichnete, daß ihn ein angesehener Arzt in sein Haus aufnahm und ihm seine Söhne zum Unterricht übergab. Schon zu dieser Zeit wagte er mit

Dichter dieses Zeitraums an, die sich erst ganz am Ende desselben mit Günther schloß. Der außerordentliche Einfluß, den

lateinischen Gedichten öffentlich aufzutreten (Strenarum libellus, 1616). Auf den Rath seiner Freunde und Gönner beschloß er, sich fortan den sogenannten schönen Wissenschaften und zugleich dem Studium der Rechte zu widmen; zu dem Ende bezog er 1617 das seit Kurzem eröffnete und bereits im besten Rufe stehende academische Gymnasium zu Beuthen, wo in ihm während eines einjährigen Aufenthalts seine große Vorliebe für die classische Litteratur noch fester begründet und seine Neigung zur Poesie verstärkt ward. Auch in Beuthen übernahm er eine Hauslehrerstelle bei einem Manne, der wissenschaftliche Kenntnisse zu schätzen verstand und ein Freund der Dichtkunst war. Gewiß hatte Opitz schon zu Breslau neben lateinischen auch deutsche Gedichte verfaßt, aber keins veröffentlicht; in Beuthen trat er zuerst nur mit ein Paar Proben seiner deutschen Poesien hervor, die er in seine Abhandlung Aristarchus, sive de contemptu linguae Teutonicae einrückte (nach Hoffmanns Spenden, 2, S. 67, Note wohl schon 1617, nach der gewöhnlichen Annahme erst 1618 zu Beuthen gedruckt; vgl. Gottscheds N. Büchers. 7, S. 255). Mit dieser Schrift, die ihm seine Liebe zum Vaterlande und zu dessen Sprache eingegeben hatte, und in der er sich sehr entschieden gegen die eingerissene Ausländerei und die Verunstaltung des Deutschen durch allerlei fremde Wörter und Redensarten erklärte, kündigte er sich gewissermaßen als den künftigen deutschen Dichter und als den Reformator der vaterländischen Poesie dem Gelehrtenstande an. Im Jahr 1618, wo er auf die Universität zu Frankfurt a. d. O. gieng, verfaßte er sein erstes Hochzeitsgedicht in deutscher Sprache, das er für den Druck bestimmte (es erschien mit einem andern von einem Freunde Opitzens zu Görlitz 1618. 4.). Schon im nächsten Jahre vertauschte er Frankfurt mit Heidelberg, wo er in einem vornehmen Hause wieder unterrichtete und wohnte und mit mehrern talentvollen Jünglingen, unter denen auch der um einige Jahre ältere Zinkgref war, in freundschaftlichen Umgang trat. Auch suchte er hier sowohl, wie in Straßburg und Tübingen, den berühmten Männern, die an diesen Universitäten lehrten, näher zu kommen, was ihm auch gelang. Außer der Alterthumswissenschaft, neben der er wahrscheinlich seine juristischen Studien nicht ganz vernachlässigte, beschäftigte ihn hauptsächlich die Poesie. Bereits im Aristarch hatte er mit der höchsten Bewunderung von den holländischen Gedichten des auch seiner philologischen Gelehrsamkeit wegen vielgerühmten Dan. Heinsius gesprochen; in Heidelberg nun, wo er dessen großen Lobgesang auf den Heiland übersetzte, neigte er sich immer entschiedener seiner Dichtungsmanier zu, der er sich ganz ergab, als ihm



Opitz auf den Bildungsgang der deutschen Poesie seit den Zwanzigern des siebzehnten Jahrhunderts ausübte, und der

---

eine 1620 nach den Niederlanden unternommene Reise die persönliche Bekanntschaft und Freundschaft des Mannes verschafft hatte, dessen Poesie, wie er selbst bekennt, „die Mutter der seinigen war" (vgl. das Gedicht auf D. Heinsii niederländische Poemata, in der Ausgabe von 1690, 2, S. 44 f.). Seit dem Frühjahr 1621 lebte und dichtete O. zuerst bei einem Freunde in Jütland, dann kurze Zeit am Liegnitzer Hofe, von wo er als Lehrer an die Schule zu Weißenburg in Siebenbürgen berufen ward. Neben einigen größern Gedichten, die während seines Verweilens in Siebenbürgen entstanden, beschäftigte ihn ein gelehrtes Werk, das er in lateinischer Sprache über die Alterthümer Daciens zu schreiben begann, aber nie vollendete. Die Sehnsucht nach der Heimath verleidete ihm bald ein längeres Verweilen in Weißenburg; er kehrte nach Bunzlau zurück, ward wiederum an den Hof des Herzogs von Liegnitz gezogen, an dem er nun mit längern oder kürzern Unterbrechungen durch Reisen nach Sachsen (besonders zu Buchner), nach Köthen, Wien ꝛc. bis 1626 lebte, worauf er in die Dienste des Grafen Karl Hannibal von Dohna, Kammerpräsidenten zu Breslau, als Secretär trat. In dieser Stadt hielt er sich nun meistentheils auf. Das Verhältniß, in das er sich als Protestant zum Grafen, einem der verfolgungssüchtigsten und grausamsten Katholiken, stellte, wirft ein noch ungünstigeres Licht auf seinen Character und seine Gesinnung, als seine sonstige Liebedienerei und Schmiegsamkeit gegen die Großen und seine Sucht nach Auszeichnung und vornehmen Bekanntschaften. Zu Anfang des J. 1628 oder vielleicht schon etwas früher verlieh ihm Ferdinand II., von dem er bereits einige Jahre zuvor den Lorbeerkranz erhalten hatte, den Adel und zu seinem Namen den Beisatz „von Boberfeld". 1630 mit geheimen Aufträgen von Dohna nach Paris gesandt, kam er dort mit den angesehensten Staatsmännern und Gelehrten in nahen Verkehr. Nach seiner Rückkunft wurde er noch vor Dohna's Tode (1633) durch den Gang des Krieges in Schlesien von seinem Patron getrennt. Er suchte sich nun wieder ältern Gönnern anzunähern, deren einem, dem Herzog von Brieg, er 1634 auf der Flucht nach Preußen folgte. Er wählte Danzig zu seinem Wohnort, erwarb sich hier durch ein Lobgedicht auf den König Uladislaus von Polen dessen Gunst, ward von ihm zu seinem Secretär und zum königl. poln. Historiographen ernannt, starb aber schon wenige Jahre nachher am 17. Aug. 1639 an einer pestartigen Krankheit, die in Danzig wüthete. Vgl. über Opitzens Leben und Character außer den ältern bei Jördens 4, S. 138 f. mit ihren vollständigen Titeln aufgeführten Schriften von Colet und Lindner das was

ihn lange überdauerte, beruhte theils auf seinen eigenen Gedichten, die volle hundert Jahre hindurch fast ohne Widerspruch als poetische Musterstücke galten, theils auf einem von ihm abgefaßten Lehrbuch „von der deutschen Poeterei", worin er für Deutschland den Grund zu den während dieses Zeitraums herrschenden Ansichten über Ursprung, Wesen und Zweck der Poesie überhaupt legte, ihre für die neuere Zeit passenden Gegenstände, Arten und Formen angab und bestimmte und Vorschriften über die Behandlung der dichterischen Sprache, so wie über deutsche Prosodie und Metrik ertheilte. Weder als Dichter, noch als Theoretiker konnte Opitz auf

---

Jördens selbst 4, S. 99 ff. zusammengetragen hat und einen Aufsatz von Hegewisch, Leben des Dichters M. Opitz von Boberfeld, nebst Bemerkungen über seinen poetischen Character," in Fr. Schlegels deutsch. Mus. 2, S. 116—157; 285—311, dabei aber auch Hoffmanns Spenden 2, S. 57—72; dessen polit. Gedichte aus der deutsch. Vorzeit, S. 211—242 und Gervinus 3, S. 217—220. Ueber den Dichter Opitz s. §. 201. — Die erste Sammlung opitzischer Gedichte (die „zum Theil von ihm selber, zum Theil in seinem Abwesen von Andern ungeordnet und unübersehen zusammengelesen ist worden", und worin vieles ist, „welches er, da er fast noch ein Knabe gewesen, geschrieben hat") gab Zinkgref mit dem Aristarchus, der Verdeutschung zweier Lobgesänge von Heinsius und einem Anhange auserlesener Gedichte von andern deutschen Poeten zu Straßburg heraus, 1624. 4. Die erste Ausgabe, welche Opitz selbst veranstaltete, erschien Breslau 1625. 4.; ihr folgten noch zwei echte bei Lebzeiten des Dichters (Breslau 1629 und 1637. 8.) und eine vierte bald nach seinem Tode (Danzig 1641. 8., wie die beiden vorhergehenden in 2 Theilen), die er noch selbst angeordnet hatte. Unter den spätern, von denen jedoch keine alle von ihm erhaltenen Werke befaßt, ist die vollständigste, aber auch zugleich die fehlerhafteste, die Breslauer von 1690, 3 Thle. 8. (mit neuem Titel Frankfurt und Leipzig 1724). Eine kritische Ausgabe, in der jedoch die alte opitzische Orthographie einer neuern hat weichen müssen, wurde von Breitinger und Bodmer begonnen; sie brach aber schon mit dem ersten Theil (Zürich 1745. 8.) ab, weil fast gleichzeitig eine andere von Triller erschien (Frankf. a. M. 1746), die ungeachtet ihrer Werthlosigkeit besser abgieng.



Originalität und Selbständigkeit Anspruch machen: in der ersten Eigenschaft schmiegte er sich an fremde Vorbilder in dem Sachlichen, in der Form und in der Behandlung seiner Gedichte aufs engste an; in der andern hatte er seine Ansichten und Vorschriften zum allergrößten Theil aus Büchern geschöpft, die gleichfalls fremden Ursprungs waren. Seine Poesie ist daher wenig oder gar nicht aus den Tiefen des Gemüths und des Lebens selbst hervorgegangen, noch ist sie das Erzeugniß einer frei wirkenden Phantasie; sie ist so gut wie ganz ein Kind der Theorie und ein Werk des Verstandes und der Reflexion. Dieß gilt auch mit einigen Beschränkungen von der ganzen übrigen Dichtung dieses Zeitraums. Deshalb muß man, um sie in ihrer geschichtlichen Entwickelung zu begreifen, auf die Poetiken des siebzehnten Jahrhunderts und auf die Muster zurückgehen, welche die deutschen Dichter nachahmten oder nachzuahmen sich wenigstens einbildeten.

§. 186.

Opitz war nicht der erste deutsche Dichter, der damit in bessere Wege einzulenken und die vaterländische Poesie zu veredeln meinte, daß er nicht mehr bloß Stoffe für sie von außen her bezog, sondern sie auch in ihrem geistigen Gehalt und in ihren Formen fremden Vorbildern anzunähern suchte. Aber diejenigen, die ihm hierin vorangegangen [1]), hatten, freilich ohne sonderlichen Erfolg, eher nach einer Vermittelung zwischen der deutschen Volksdichtung, wie sie sie vorfanden, und den Kunstformen entweder der classischen Poesie selbst, oder der unter ihrem Einfluß entstandenen neuromanischen Litteraturen gestrebt, als jene geradehin verdrängen und eine ganz neue an ihre Stelle setzen wollen. Hierauf gieng Opitz aus. Ihn widerte

---

1) Vgl. im dritten und vierten Abschnitt §§. 194 u. 200. —

die deutsche Poesie an, wie sie auf der Scheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts besonders von Meistersängern und Volksdichtern geübt ward. Er verkannte nicht, daß die Deutschen ehemals schon eine höhere und edlere Dichtung besessen; er bedauerte, daß man auf diesem Wege nicht fortgeschritten, daß die Kunstübung, die er in einzelnen ihm früh bekannt gewordenen mittelhochdeutschen Stücken gewahrte, seit lange her in Vergessenheit gerathen sei[2]); er warf sich kurz vor seinem Tode sogar mit Eifer auf die wissenschaftliche Erforschung unsers poetischen Alterthums[3]): gleichwohl gieng er

---

2) Was er von altdeutschen Poesien vor Abfassung seines Buchs von d. d. Poeterei kannte, hatte er in Goldasts Paraenet. veter. (vgl. §. 119, Anm. 4.) und in andern (von Lachmann, Vorrede zu Walther, S. VII angeführten) Büchern dieses ihm später auch persönlich bekannt gewordenen Gelehrten gefunden. Schon im Aristarch S. 79 f. der Züricher Ausg. bemerkt er bei einer aus dem Marner eingerückten Stelle: Quae certe eius sunt amoenitatis, ut nos poenitere sermonis nostri non debeat. Et dolendum profecto tam felicem poetandi spiritum plane hactenus interceptum fuisse; und in der Poeterei S. 23 f., wo er mehrere mittelhochd. Dichter nennt, meint er, daß sie und andere „manchen stattlichen lateinischen Poeten an Erfindung und Zier der Rede beschämen"; eine Stelle aus Walther v. d. Vogelweide aber könne zeigen, „wie hoch sich selbige vornehme Männer, ungeachtet ihrer adeligen Abkunft und Standes, der Poeterei angemaßet". Hierin also wenigstens urtheilte er ungleich verständiger, als es manche seiner gelehrten Zeitgenossen und Nachfolger in ihrem Poetendünkel thaten, z. B. S. v. Birken, der (in der Vorrede zu seiner d. Redebind- u. Dichtkunst §. 10.) von einer Poesie in Deutschland vor dem Auftreten der Humanisten nichts wissen wollte. — 3) Hiervon legen die Anmerkungen zu seiner Ausgabe des Annoliedes (s. §. 90, Anm. 8.) vollgültiges Zeugniß ab. Daß er durch Bestrebungen dieser Art die Ehre der vaterländischen Sprache zu fördern überzeugt war, ergibt sich aus den Worten kurz vor dem Schluß seiner Prolegomena zum Annoliede: Scio quid dicturi sint, qui talia non aestimant quia ignorant: nos, qui linguae Germanicae cultum hodiernum cum laude aliqua iuvenes hucusque auximus et protulimus, veniam, ut speramus, merebimur, quod et nunc, post seposita quamquam haec studia, *priscam linguae maternae gloriam* per ἀποσπασμάτιον hoc eius dilatare, ac



so wenig in seiner Dichtungslehre, wie in seiner Dichtweise auf dasselbe zurück. Ihm, der durch das classische Alterthum gebildet war, dessen poetisches Talent sich frühzeitig in lateinischer Sprache versucht, sich in die Regeln, Formen, Manieren und Gegenstände der neulateinischen Dichter eingewöhnt hatte, standen diese sammt ihren Nachtretern in den neueuropäischen Sprachen ungleich näher, als die mittelhochdeutschen. Daß er sich also an jene und nicht an diese anschloß, sobald er, von der Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der deutschen Dichtung, die er vorfand, überzeugt, selbst diese Umgestaltung unternahm, kann keine Verwunderung erregen. Er erreichte seine Absicht in sofern, daß er eine Gelehrtenpoesie in deutscher Sprache begründete, die nach seiner eigenen und seiner Zeitgenossen Meinung im Wesentlichen die allgemeinen Kunstgesetze der classischen Dichter wieder aufnahm und befolgte, während sie sich in der That nur auf eine Kunstlehre stützte, die sich aus unklaren und verworrenen Begriffen von dem Wesen der altclassischen Poesie, aus mißverstandenen und zu verkehrten Folgerungen verwandten Lehrsätzen des Aristoteles, Horaz und anderer Alten und aus seichten und alles geschichtlichen Grundes entbehrenden Vorstellungen der Neuern von dem Entstehen, der Natur und der Bestimmung der Poesie überhaupt, so wie ihrer besondern Gattungen und Arten im Auslande gebildet hatte. In größter Ausführlichkeit hatte sie Jul. Caes. Scaliger[4]) in seiner lateinisch geschriebenen Poetik[5]) abgehandelt.

---

animadversionibus in illud nobis sub manu natis illustrare conati fuimus. — 4) Geb. 1484 in Oberitalien, gest. 1558 zu Agen in Frankreich. — 5) Poetices libri septem, erst nach seinem Tode gedruckt, Genf 1561. fol. und dann mehrmals aufgelegt. Dieß Buch stand während des ganzen 17ten Jahrh. bei den deutschen Dichtern im höchsten Ansehn; noch Barth. Feind hielt Scaliger für den „größesten und vollkommensten Criticus der griech. und latein. Poesie"; s. die Abhandl. von dem Tem=

Nach ihr richteten sich die französischen Dichter seit P. Ronsard [6]), die niederländischen seit Dan. Heinsius [7]); aus ihr flossen auch die Poetiken, welche Franzosen und Holländer vor Boileau in ihren Landessprachen schrieben. Heinsius und Ronsard waren dem Dichter Opitz die nächsten und höchsten Muster [8]); als Lehrer der Dichtkunst zog er seine Sätze daher gleichfalls vornehmlich aus Scaliger [9]). Das Buch „von der deutschen Poeterei", binnen wenigen Tagen von ihm zusammengeschrieben [10]), erschien fast gleichzeitig mit der ersten Sammlung seiner Gedichte, noch vor Ablauf des J. 1624 [11]). Von den beiden Haupttheilen, in welche es zerfällt, enthält der zweite die besondern Vorschriften in Betreff der Sprache und der metrischen Form deutscher Gedichte, worüber die nähern Andeutungen dem folgenden Abschnitt vorbehalten bleiben; der erste das, was er überhaupt über alle Poesie zu er-

---

perament rc. S. 35. — 6) Geb. 1524, gest. 1585. — 7) Geb. 1580, gest. 1655. — 8) Wie er von Heinsius dachte und als Dichter zu ihm stand, ist vornehmlich aus dem §. 185, Anm. c. erwähnten Gedichte und aus der Vorrede zu der Uebersetzung von „Dan. Heinsen Lobgesang Jesu Christi" zu ersehen. Ueber sein Verhältniß zu Ronsard, den er in der Poeterei S. 20 „der französischen Poeten Adler" nennt, vgl. Gervinus 3, S. 177 ff. — 9) Auf ihn verweist er öfter in der Poeterei und Vieles darin ist wörtlich aus Scaligers Buch übersetzt; außerdem führt er von Neuern noch Viba (de arte poetica libr. III. Rom 1527. 4.) und bei dem, was er über die Tragödie sagt, auch D. Heinsius an (de tragoediae constitutione liber). Daß er auch Ronsards Abrégé de l'art poétique vor sich gehabt, wird man nach der Bemerkung U. v. Königs (Bessers Schriften 2, S. 899) wohl annehmen dürfen. — 10) Er brachte sie nach S. 66 in fünf Tagen zu Stande. — 11) Zu Breslau in 4. und noch bei Opitzens Lebzeiten und späterhin häufig aufgelegt, sowohl einzeln, als in den drei letzten Ausgaben der Gedichte, öfter zugleich mit den 1645 dazu gekommenen Anmerkungen und Erweiterungen (als Anhang) von Enoch Hanmann (geb. 1622 zu Leipzig, Pastor und Superint. zu Rochlitz, gest. 1680). Zwei der wichtigsten Kapitel nach der Originalausgabe bei Wackernagel, d. Leseb. 3, 1, Sp. 619 ff. —



innern für nöthig erachtet [12]). Diese besteht ihm im „Nachäffen der Natur“ und beschreibt die Dinge nicht sowohl, wie sie sind, als wie sie etwa sein könnten oder sollten. Ihrem geistigen Gehalte nach ist sie ursprünglich eine „verborgene Theologie“ und befaßt alle andern Künste und Wissenschaften in sich: denn ihr Zweck ist nicht bloß in ihr selbst zu suchen, noch in die Ergetzung allein zu setzen; sie soll auch zugleich unterrichten, d. h. nützen. Darum haben diejenigen Unrecht, welche sie schlechthin verachten und verwerfen: entweder zeigen sie damit, daß sie ihren wahren Nutzen nicht kennen, oder sie legen dem Dichter zur Last, was sie Verächtliches an den bloß Silben zählenden Reimern und den elenden Gelegenheitspoeten wahrgenommen haben. Wer nicht zum Dichter geboren ist, kann es durch Unterweisung allein nie werden; die äußere Technik ist das Allerwenigste, was zum Dichter gehört; vor Allem kommt es auf die innere Begabung an [13]), wo die vorhanden, stellt sich das Uebrige leicht ein. Aber Uebung und Fleiß fördern die Entwickelung der angebornen Anlagen und helfen den vollkommenen Dichter machen. Vornehmlich hat man sich an gute Muster zu halten und nach ihnen sich zu bilden. Hier stehen die Alten oben an; sich mit ihnen

---

12) Hier meint er auch S. 22, die alten Germanen, wenn sie von den Thaten Armins zu singen pflegten, hätten es „vielleicht den Franzosen nachgethan“, bei denen die Barden Lobgedichte sangen und Poeten waren. Diese Vermuthung, daß selbst die älteste Poesie unsers Volks auf Nachahmung der Fremde beruhe, scheint mir sehr bezeichnend für den deutschen Dichter Opitz. — 13) S. 14 f. „Die Worte und Syllaben in gewisse Gesetze zu bringen und Verse zu schreiben, ist das Allerwenigste, was in einem Poeten zu suchen ist. Er muß *εὐφαντασίωτος*, von sinnreichen Einfällen und Erfindungen sein, muß ein großes unverzagtes Gemüthe haben, muß hohe Sachen bei sich erdenken können, soll anders seine Rede eine Art kriegen und von der Erden emporsteigen.“ —

vertraut zu machen und ihnen „den rechten Griff" abzulernen, ist nebst natürlicher Anlage zur Poesie für jeden unumgänglich nöthig, der insbesondere als deutscher Dichter etwas Rechtes leisten will. Bei wem nicht beides zusammentreffe, dem werden, wie Opitz gleich bevorwortet, auch alle die Lehren nichts nützen, die er in seinem Buche niedergelegt habe[14]). In diesen Lehren aber, so weit sie das Allgemeine der Poesie betreffen, zeigt sich nun recht, wie wenig er selbst die Dichtkunst der Alten begriffen hatte, in welche Außendinge er ihr Wesen setzte, und wie wenig die deutsche auf dem Wege, den er ihr vorschrieb, zu einer innern Vollendung gelangen konnte, der ähnlich, welche der classischen eigen ist. Ueber die poetische Erfindung der Dinge äußert er sich nur ganz kurz und im Allgemeinsten, alles Besondere sei bei Scaliger zu finden[15]); ihre Anordnung müsse sich nach der Natur der einzelnen Dichtarten richten, die er in sehr willkürlicher Folge aufzählt[16]) und ohne alle tiefere Einsicht in ihr Wesen und ihre Unterschiede von einander nur ganz äußerlich characterisiert. Dann auf die „Zubereitung und Zier der Worte" übergehend, so wie auf die der Verschiedenheit der Dinge, welche dargestellt werden sollen, anzumessende Höhe oder Tiefe der Redeweise, hebt er als ein für die Würde

---

14) Aehnlich äußert er sich in einem bekannten Gedicht an Zinkgref (2, S. 28): es sei nicht genug, die arme Rede zu zwingen und die Gedanken über Hals und Kopf in Reime zu bringen; „wer nicht den Himmel fühlt, nicht scharf und geistig ist, nicht auf die Alten zielt, nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner, als seine Finger selbst, und schaut, daß ihm kaum einer von ihnen außen bleibt, wer die gemeine Bahn nicht zu verlassen weiß, ist zwar ein guter Mann, doch nicht auch ein Poet." — 15) In der Idea, dem 3ten Buch der Poetik. — 16) Nämlich: heroisches Gedicht, Tragödie, Comödie, Satire, Epigramm, Ecloge oder Hirtenlied, Elegie, Echo oder Widerruf (!), Hymnen oder Lobgesänge, Sylven oder Wälder, Lyrica oder Gedichte, die man zur Musik sonderlich gebrauchen kann. —

und das Ansehn der deutschen Rede durchaus nothwendiges Erforderniß hervor, daß man über einen Vorrath von mahlenden und schmückenden Beiwörtern zu verfügen habe[17]), an denen zeither großer Mangel gewesen, und die man sonderlich von den Griechen und Lateinern absehen und sich zu Nutze machen könne. Zu diesem Ende empfiehlt er denn auch ganz besonders das Uebersetzen griechischer und lateinischer Dichter[18]), wobei er zugleich andeutet, wie es dem neuern Dichter nicht

---

17) Diese Vorschrift kehrt in den folgenden Poetiken dieses Zeitraums als eine von denen wieder, auf die ein ganz besonderer Nachdruck gelegt wird; sie hilft mit manche Verirrungen der Poesie erklären, zumal wie sie von den Pegnitzschäfern und den Schlesiern nach der Mitte des 17ten Jahrh. geübt ward. — 18) Opitz hat selbst sowohl aus dem Griechischen und Lateinischen, wie aus den Italienern, Franzosen, Niederländern etc. Vielerlei übersetzt und bearbeitet. Sein Anempfehlen von dergleichen Uebungen, das Beispiel, das in seinen eigenen Arbeiten vorlag, und die Anregungen, die in dieser Beziehung von der fruchtbringenden Gesellschaft ausgiengen, verfehlten ihre Wirkung nicht: es wurde von nun an in Deutschland unglaublich viel aus alten und neuen Sprachen übersetzt. Allerdings war dieß in der Sache nichts Neues; schon seit vielen Jahrhunderten hatte die deutsche Litteratur sich auf dem Wege der Uebertragung fremder Werke in Versen und Prosa zu bereichern gesucht: dieß war aber mehr nur ein mit größerer oder geringerer Freiheit vollzogenes stoffliches Aneignen gewesen. Jetzt dagegen, wo man anfieng wort- und sinngetreuer zu übersetzen, versuchte man auch die fremden Formen so weit wie möglich nachzubilden, zunächst die romanischen und die denselben schon angenäherten niederländischen, später (im 18ten Jahrh.), als man die Muster für die deutsche Dichtung mehr bei den Alten selbst suchte, als bei ihren vermeintlichen Nachfolgern unter den Neuern, auch die antiken. Zu dieser neuen Uebersetzungsweise, die B. Schupp (im deutschen Lehrmeister, S. 896; bei Wackernagel, 3, 1, Sp. 767 f.) noch entschieden mißbilligte und verwarf, legte Opitz den Grund (vgl. Gervinus 3, S. 147; 187 f.; 224 f.; 392 f.; 398 und einen Aufsatz von Prutz „Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungslitteratur", Hall. Jahrb. 1840. Nr. 57—63, dem ich jedoch nicht in Allem beipflichten möchte). Sie hat für die neuere Gestaltung unserer Litteratur ihr Gutes gehabt, aber auch manchen Nachtheil herbeigeführt, besonders im 17ten Jahrh.; vgl. §. 181. —

nur erlaubt, sondern sogar anzurathen sei, aus den Alten „ganze Plätze zu entlehnen“ [19]), wie er selbst wirklich häufig genug gethan hat. Denn wenn man nicht etwa noch die gebildete äußere Form seiner Gedichte hierher rechnen will, so läuft zuletzt alles, was er den Alten abgelernt und entnommen hat, und was er Andern sich aus ihnen anzueignen räth, auf nicht viel mehr hinaus, als auf schmückende Beiwörter, Figuren und Gleichnisse und sodann auf Beschreibungen, Sentenzen, Sittenlehren, auf mythologisches Zierwerk und andere Realien [20]).

§. 187.

Zwar fehlte es nicht an einzelnen gewichtigen Stimmen, besonders im südwestlichen Deutschland, die sich gegen Opitzens Kunstlehre und Dichtweise vernehmen ließen, zumal in sofern dadurch die bisher üblichen äußern Formen der Poesie einer strengern Regel unterworfen werden sollten [a]); jedoch im Ganzen

19) Er weist darauf hin, wie „die Römer mit den Griechen und die neuen Scribenten mit den alten verfahren“; selbst Virgilius habe sich nicht geschämt, ganze Plätze aus Andern zu entlehnen. — 20) Welche Frucht Opitzens Lehre und seine Art, die Alten und die Neuern zu benutzen, auf lange Zeit hin trug, kann man u. a. aus einer Aeußerung Königs im Vorbericht zu seiner Ausgabe der Gedichte von Canitz (S. XLVII) ersehen. Nachdem er nämlich von Stellen gesprochen, die dieser Dichter sich aus Andern zu Nutze gemacht hat, fügt er hinzu: den wahren Kennern wachse ein ganz außerordentliches Vergnügen daraus zu, „wann sie in einem Gedichte die Fußstapfen finden, darinnen der Verf. den alten oder einem andern neuen auswärtigen großen Dichter nachgegangen.“ Wodurch hätte, so lange dergleichen Ansichten unter den Gebildeten herrschend waren, bei den deutschen Dichtern ein Streben nach wahrer Selbständigkeit des Gehalts ihrer Werke geweckt werden sollen? Sie durften schon des Beifalls und der Bewunderung ihrer Leser vollkommen versichert sein, wenn sie, wie schon Opitz that, in besondern Commentaren oder in Noten unter dem Texte nachwiesen, welche Gelehrsamkeit in ihren Gedichten verarbeitet, wie viel Erborgtes darin anzubringen ihnen gelungen sei.

a) Weckherlin erklärte noch in der Ausgabe seiner Gedichte von 1648, ihm sei nicht unbekannt noch unnachthunlich, was in den griechischen,

drang er mit beiden bald durch, wozu wesentlich beitrug, daß die fruchtbringende Gesellschaft gleich mit Entschiedenheit darauf eingieng, und daß Buchner sich an ihn anschloß und ihm seinen wirksamen Beistand lieh [b]). Was in der Schrift von der deutschen Poeterei nur mehr angedeutet war, suchte dieser in seinen academischen Vorträgen fester zu begründen und im Besondern auszuführen; und noch bevor seine bekannten Lehrbücher im Druck erschienen [c]), waren schon von Andern genug Anweisungen zur Dichtkunst veröffentlicht, die alle unmittelbar oder mittelbar auf seinen, auf Opitzens und auf Scaligers Lehrsätzen fußten. Allein wie man in der Sprachregelung mit besonderem Eifer das Aeußerlichste, die Rechtschreibung, betrieb, so giengen die meisten Verfasser dieser und der ihnen folgenden zahlreichen Poetiken [d]) vornehmlich auch

lateinischen und andern Poeten zierlich und gebräuchlich sei; warum aber unsere Sprache den Gesetzen der griechischen, lateinischen und anderer Sprachen unterworfen und von und nach ihnen regiert werden solle, könne er nicht verstehen. — b) Vgl. §. 183. — c) Es geschah erst nach seinem Tode. Zunächst gab ein Mag. Götz gegen den Willen von Buchners Erben einen „Wegweiser zur deutschen Dichtkunst", Jena 1663. 12., nachher Praetorius, ein Verwandter des Verstorbenen, die „Anleitung zur deutschen Poeterei" und drei Discurse unter dem Titel „A. Buchners Poet", beides Wittenberg 1665. 12. heraus. Indessen muß bereits vor 1645 eine „Prosodie" von ihm selbst bekannt gemacht worden sein; denn Schottels Verweisung in der 1sten Ausg. seiner deutschen Verskunst auf Buchner gilt gewiß dieser Prosodie, die Zesen im hochdeutschen Helicon (2, S. 15 der Ausg. von 1656, ich weiß nicht, ob schon in einer frühern) anführt, und die auch wohl Harsdörfer in der Vorr. zum 1sten Thl. des poet. Trichters §. 3. im Sinne hatte. Vgl. dazu Morhofs Unterricht ꝛc. (Ausg. v. 1700) S. 478. — d) Man findet sie am vollständigsten aufgezählt und beschrieben in Reichards Versuch einer Historie d. deutsch. Sprachkunst, S. 323 ff.; die Titel der meisten sind auch von Hoffmann, d. deutsche Philologie ꝛc. S. 207 f. verzeichnet. Außer den im Text dieses §. aufgeführten gehören zu den merkwürdigern unter den ältern die von Zesen (Hochdeutscher Helicon, zuerst Wittenb. 1640; 4te und vollständigere Ausg. Jena 1656. 8.), von Joh. Pet. Titz (Titius, geb. 1619 zu

nur auf das Aeußerlichste der Dichtkunst, auf die Behandlung der metrischen Formen, näher ein e), die Opitz in der Hauptsache schon festgestellt und erläutert hatte. In der Auffassung des Grundwesens aller Dichtung, der sie bedingenden und erzeugenden Geisteskräfte, ihrer Gegenstände, Mittel und Zwecke, so wie in der Sonderung und Bestimmung der poetischen Gattungen und in der Einsicht in die Natur einer jeden kam man im Allgemeinen nicht viel über Opitz hinaus, wenn einzelne Bücher, wie die von Harsdörfer f) und Birken g), sich auch weit-

Liegnitz, gest. 1689 als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst zu Danzig: Zwei Bücher von der Kunst hochdeutsche Verse und Lieder zu machen. Danzig 1642. 8.) und von J. G. Schottel (vgl. §. 191, Anm. d. u. e.). Unter den jüngern Poetiken standen zu ihrer Zeit in besonderem Ansehn die von J. L. Prasch (geb. 1637 zu Regensburg, wo er als Bürgermeister rc. 1690 starb) und von A. Ch. Roth (geb. 1651 zu Ottenhausen in Thüringen, gest. als Prediger zu Leipzig 1701); jene erschien 1680, diese 8 Jahre später. — e) Beides war gewissermaßen schon früher vorbereitet, das Eine durch Niclas von Weyl und die ältesten Grammatiken in deutscher Sprache (vgl. §. 171), das Andere durch die Tabulaturen der Meistersänger und einige Anweisungen zur Prosodie und Verskunst, die bereits vor Opitz erschienen waren (vgl. §. 137, Anm. e. und den 3ten Abschnitt). Es war aber auch ganz natürlich, daß die Reform der Sprache und der Poesie gerade diese Wege zunächst einschlug: die Rohheit und Willkür in der Schreibung der Wörter und die ausgearteten und verwilderten poetischen Formen mußten den an die Correctheit und Kunstregel des Lateinischen gewöhnten Gelehrten gleich in die Augen springen, sobald sie sich zu Verbesserern der deutschen Sprache und Dichtung aufwarfen. — f) „Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in 6 Stunden einzugießen rc." Nürnberg 1647. U. 8.; dazu „Poetischen Trichters zweiter Theil" 1648. (er ist hier für uns der wichtigere; sein Inhalt ist wieder in 6 Stunden vertheilt). Diese Ausgabe, die ich selbst besitze, dürfte die erste sein; über die spätern, die aus 3 Theilen bestehen, vgl. Jördens 2, S. 335 ff. und Hoffmann, a. a. O. — g) „Deutsche Redebind- und Dichtkunst, oder kurze Anweisung zur deutschen Poesie, mit geistlichen Exempeln." Nürnberg 1679. 12. Diese Anweisung zielte nach §. 25 der Vorrede besonders auf den Zweck, daß die edle Dichtkunst zur Ehre Gottes möchte verwendet werden. Schon



läuftiger darüber ausließen h) als das seinige. Lange giengen diese Theoretiker dabei von der Voraussetzung aus, daß die tiefern Geheimnisse der echten Poesie von ihnen überliefert würden,

30 Jahre bevor Birken sie herausgab, hatte er „auf Ansinnen eines hohen Cavaliers ein halb hundert Lehrsätze von dieser Wissenschaft" zu Papier gebracht; sie waren ohne sein Wissen „vielfältig abgeschrieben und endlich gar in die Schulen einzuführen ihm abgeheischet worden". — Wie schon Opitz, gaben auch die Verfasser der übrigen Poetiken für die von ihnen vorgetragenen Lehren gemeiniglich Beispiele, die von ihnen selbst herrührten. Diesem Gebrauche folgte auch noch Gottsched in seinem „Versuch einer critischen Dichtkunst". — h) Gervinus (3, S. 223; 300) hat gewiß Recht, wenn er Opitzens Anlage zur poetischen Erfindung sehr gering anschlägt, weshalb ihm schon Harsdörfer den Dichternamen verweigert habe. Es mag auch sein, daß (wie es S. 363 heißt) Harsdörfer und Birken weit mehr Ahnung von eigentlicher Poesie hatten als Opitz. Allein deutlichere und höhere Begriffe von dem, was zur wahren Poesie und zum wahren Dichter gehört, hatten die Nürnberger wohl kaum. Wenn sie auf Erfindung drangen und sie als die Hauptsache beim Dichten ansahen, so hatte dieß Opitz auch gethan (vgl. §. 186, Anm. 13.); er gieng in seinen flüchtig hingeworfenen Sätzen nur nicht näher auf diesen wichtigsten Punct ein, weil er glaubte, daß darüber bei Scaliger schon genug zu finden wäre. Die Nürnberger handelten freilich umständlicher davon, auch zeigen Harsdörfers Citate, daß er Hülfsmittel hatte benutzen können, die für Opitz noch nicht vorhanden waren; in allen Hauptsätzen der Poetik stimmten sie aber mit diesem überein (vgl. besonders bei Harsdörfer 1, S. 8. 15; 2, S. 7 f.; bei Birken Vorrede §. 22 und S. 88; 175; auch hebt Opitz schon in der Zuschrift vor der Judith im J. 1635 die „Schauspiele", worunter er dem ganzen Zusammenhange nach Tragödien meint, über alle andern Arten von „poetischen Sachen oder Gedichten"); nur daß nach Birkens Theorie (S. 184) der Zweck, wonach ein christlicher Poet zielen soll, nicht bloß „Nutzen und Belusten", sondern auch drittens oder vielmehr erstens „die Ehre Gottes" sein muß. Was sie Eigenes geben oder zu geben scheinen, namentlich auch über die Erfindung, bewähret sicherlich nicht einen feinern und geübtern Kunstverstand, als ihn Opitz besaß, von dem es bei Gervinus S. 302 auch nicht heißen sollte, Birken nenne ihn fast nie: er führt ihn in seiner Redebind- und Dichtkunst häufig und mehrmals mit den ehrendsten Beiwörtern und Zusätzen an (z. B. S. 57; 59; 61; 86; 103; 116; 183; 201; 301) und nennt ihn in der Vorsprache zur Aramena (vgl. §. 181, Anm. m.) sogar unsern deutschen Homerus. —

daß die mit Opitz anhebende Dichtung die wahre wäre, und daß Deutschland schon poetische Meisterwerke besäße, die sich den vortrefflichsten fremden aus dem Alterthum und der neuern Zeit an die Seite setzen ließen. Anders faßte Chr. Weise die Sache. Bei aller seiner Verehrung für Opitz und die gefeiertsten unter seinen Nachfolgern bezweifelte er doch, daß sie auf gleicher Höhe mit den großen Classikern stünden [i]), und daß es überhaupt den Neuern möglich wäre, sie zu erreichen, weil die Poesie nicht mehr eigentlicher Beruf des Lebens, vielmehr nur eine dasselbe schmückende und erheiternde Nebenbeschäftigung sein dürfte, die auf die rechte Weise geübt allerdings auch viel zur allgemeinen Geistesbildung und zur Gewandtheit in jeder Art der Rede beitragen könnte. In diesem Sinne schrieb er, zunächst für die Schuljugend, seine Anweisungen zur Abfassung deutscher Gedichte [k]). Sie fanden, so seicht und

i) Schon in der Vorrede zur 1sten Ausg. seiner „Ueberflüssigen Gedanken der grünenden Jugend" bemerkt er: „Die deutschen Virgilii und Horatii sollen entweder noch geboren werden, oder sie verbergen ihre Schriften noch, und der müßte ein blöd Gesichte haben, der sich durch die Sterne unserer Zeit wollte verblenden lassen." — k) Zuerst in den Anmerkungen zu „der grünen Jugend nothwendigen Gedanken", Leipzig 1675. 8. (wiederholt 1684). Hiernach (S. 306) „läßt sich das ganze poetische Geheimniß in zwei Theil abfassen". Erstlich müsse man sich nach der Grammatik und vors Andere nach der Rhetorik richten. Auch pflege er es sonst also auszusprechen: „Ein Liebhaber der Poesie (ich sage nicht ein Poet) muß sich erstlich auf gute Verse, hernachmals auf geschickte Verse befleißigen." Ein guter Vers sei, an welchem der Grammaticus nichts zu tadeln habe, ein geschickter, welcher nichts wider die Rhetorica enthalte; denn ein Vers könne am Klange sehr lieblich sein, der doch im Verstande und in der Ordnung gar elend bestellt wäre. Daher müsse vorerst die Erfindung oder Inventio, darnach die Ordnung oder Dispositio, endlich die Ausrede oder Elocutio in Acht genommen werden. Alles nun, was er über Erfindung, Anordnung und Ausführung sagt, ist unglaublich seicht und prosaisch und ganz nach der Rhetorik eingerichtet, wie er sie in seinem „politischen Redner" (Leipzig 1677. 8. u. öfter) abgehandelt hat. Später gab Weise „Curiöse

platt sie waren, ungemeinen Beifall: Weise's Grundsätze und die practischen Kunstgriffe, die er den Liebhabern der Poesie bei eigenen Versuchen darin anempfahl, giengen in die spätern Poetiken über, die vor dem Auftreten Gottscheds und der Schweizer noch in bedeutender Zahl entstanden, und bildeten deren eigentlichen Kern. Selbst unter den Pegnitzschäfern suchte Omeis die von Harsdörfer und Birken überkommene Theorie mit der weiseschen zu vermitteln [l]). Wenn aber schon dieser Versuch zu einem viel roheren und armseligern Ergebniß führte, als in Weise's eigenen Lehrbüchern vorlag, so glitt die Auffassung und Behandlung der Poetik nach seinen Grundsätzen doch noch zu einer bei weitem tieferen Stufe der Plattheit in einer im niedrigsten und gemeinsten Tone abgefaßten Schrift [m]) hinab, die von Neumeister entworfen war und von Hunold mit Zusätzen herausgegeben wurde. Das einzige hierher fallende Werk der weiseschen Schule, in welchem sich den frühern Poetiken gegenüber noch eine Art Fortschritt wahrnehmen läßt, ist Morhofs [n]) „Unterricht von der deutschen Sprache und

---

Gedanken von deutschen Versen" ꝛc. Leipzig 1691. 8. (u. öfter) heraus, die eine weitere Ausführung jener Anmerkungen sind; vgl. Gervinus 3, S. 487 f. So elend aber auch diese Anleitungen zur Schulpoesie sind, so haben sie doch in Verbindung mit Weise's übrigen Schriften ihr Gutes gewirkt, wovon mehr weiter unten. — l) Vgl. §. 183, Anm. e. — m) Die allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen ꝛc., ans Licht gestellet von Menantes. Hamburg 1707. 8. (auch wiederholt aufgelegt). Wer dieß Buch nicht selbst zur Hand hat und den Geist und Ton, in welchem es geschrieben ist, etwas näher kennen lernen will, lese bei Gervinus 3, S. 494 die Anmerkung. — n) Dan. Georg Morhof, einer der größten Vielwisser seiner Zeit, geb. 1639 zu Wismar, studierte zu Rostock, wo er 1660 die Professur der Poesie erhielt; noch vor Antritt seines Amtes machte er Reisen nach Holland und England. 1665 gieng er als Professor nach Kiel, besuchte von da aus nochmals die genannten Länder und starb auf der Rückkehr von einer Badereise zu Lübeck 1691. Seine deutschen Gedichte, die nicht zu den schlechtesten dieses Zeitraums gehören, obgleich sie sich auch in keiner

Poesie" o). Denn außerdem, daß es durch die Uebersicht, die es in der ersten Hälfte über die neueuropäischen Litteraturen gibt p), zu der geschichtlichen Betrachtung der Poesie und zu der Beurtheilung der Dichter und ihrer Werke mehr als zeither überführt q), findet sich darin auch zuerst eine verständi-

---

Hinsicht auszeichnen, sind mit dem „Unterricht" zusammengedruckt. — o) Zuerst gedruckt Kiel 1682. 8., dann (vermehrt und verbessert) Lübeck und Frankfurt 1700 und sonst noch. Wie übrigens auch noch Morhof von der poetischen Erfindung dachte, kann folgende Stelle (S. 590) zeigen: Ehe einer erfinden kann, muß er zuvor gelesen und gesammelt haben, sonsten wird er leeres Stroh dreschen. Er muß nicht allein die vornehmsten deutschen Poeten, sondern auch die lateinischen und griechischen, von welchen doch alles herfließet, wohl durchkrochen und ihre Künste ihnen abgelernet haben. Will er diesen die Ausländer, als Spanier, Franzosen, Italiener hinzusetzen, wird er seinen Schatz desto größer machen. Der delectus verborum muß insonderheit allhie wohl in Acht genommen werden; denn wie derselbe origo eloquentiae genannt wird, so ist er im carmine vor allem andern das Vornehmste. Zu solchem Ende kann man in der deutschen Dichterei eben solche Excerpta machen, wie in der lateinischen. Gleichwohl ist Morhof verständig genug zu bekennen, daß sich auch in gemeinen und ungelehrten Leuten ein Dichtergeist regen und etwas Ungemeines bei sich führen könne; dieß sei aber mehr dem Triebe der Natur als der Kunst zuzuschreiben (S. 397). Daher urtheilt er auch, nach dem Vorgange Hofmannswaldau's (Vorrede zu seinen d. Uebersetz. u. Ged.), ganz anders über Hans Sachs, als es in dieser Zeit unter den Gelehrten üblich war (S. 341). Auch Chr. Weise spricht, so weit ich seine Sachen kenne, von ihm nie in einem Tone, der Geringschätzung verriethe; vgl. auch Gervinus 3, S. 491. — p) Er nennt, so viel mir bekannt ist, in Deutschland zuerst Shakspeare's Namen, von dem er aber noch nichts gesehen hat (S. 229). Ob B. Feind, der ungefähr 25 Jahre später von dem „renommierten englischen Tragicus" spricht, schon selbst etwas von ihm gelesen hatte, ist aus seinen Worten (Gedanken von der Opera, S. 109) nicht deutlich. — q) Schon einige Jahre früher hatte Hofmannswaldau in der Vorrede zu seinen „deutschen Uebersetzungen und Gedichten", Breslau 1679. einen kurzen Abriß von der Geschichte der neuern Poesie geliefert. Mit einer Beurtheilung deutscher Dichter seit Opitz trat kurz darauf in dem „unvorgreiflichen Bedenken über die Schriften derer bekanntesten Poeten hochdeutscher Sprache", Königsberg 1681. 12. ein Schriftsteller hervor, der

gere und naturgemäßere Eintheilung der Gedichte nach Hauptgattungen [r]).

§. 188.

Daß sowohl die neue Gelehrtenpoesie selbst, wie die Anleitungen dazu so geraume Zeit in Verkehrtheit und Irrthum befangen blieben und sich sogar in den Besten nicht von der Mittelmäßigkeit und dem Haften an der Schale loszumachen vermochten, hatte seinen Grund nicht allein in der fast völligen Abkehr der weltlichen Dichter von dem Volksthümlichen und in der Gesunkenheit des deutschen Volkslebens überhaupt: es lag auch zum nicht geringen Theil an der Beschaffenheit der fremden Muster, an die man sich beim Dichten hielt, und an der dünkelhaften Selbstgenügsamkeit der gelehrten Poeten. Die Franzosen der ronsardschen Schule und ihre niederländischen Nachahmer blieben während der opitzischen Zeit vorzugsweise die Vorbilder für die deutsche Dichtung; daneben machten sich auch schon italienische und spanische Einflüsse geltend, entschiedener jedoch wandte man sich erst nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu den Italienern, nicht sowohl zu den ältern und bessern, als hauptsächlich zu deren ausgearteten Nachfolgern. Den Alten, die immer im Munde geführt, im Allgemeinen aber nur in der von Opitz anempfohlenen Weise benutzt wurden, suchte man, was ihre Kunst

---

sich nur mit den Buchstaben M. K. C. P. C. bezeichnet: offenbar Martin Kempe (1637—1683; vgl. über ihn Herbegen, S. 288 ff., der ihn aber schon 1682 sterben läßt, und über seine Schrift Eberts Ueberlieferungen 1, 1, S. 200 ff.). Ausführlicher gieng auf denselben Gegenstand, jedoch erst mehrere Jahre nach dem ersten Druck von Morhofs Buch E. Neumeister ein in seinem Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis huius seculi praecipuis. Leipzig 1694. 4. (u. öfter). — r) Es handeln nämlich die letzten Kapitel nach einander: von den Heldengedichten, von den Oden, von den Schauspielen, Hirten- und Strafgedichten und von den Epigrammen.

selbst betraf, nur etwa im Epigramm, in der Satire und in der Heroide, also in untergeordneten Dichtarten, näher zu kommen. Erst ganz zu Ende des Zeitraums fieng zugleich mit der französischen Hoflitteratur des siebzehnten Jahrhunderts und der jüngern englischen auch die römische an, unmittelbarer auf die deutsche einzuwirken; aber es dauerte noch bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein, ehe man bei den großen Mustern alter und neuer Zeit anlangte, die in voller Selbständigkeit dastehend auf den ewigen Urquell aller wahren und lebensvollen Poesie zurückwiesen. Diesem Ziele, das erst erreicht werden mußte, bevor die neudeutsche Dichtung in das Alter der Mündigkeit treten konnte, blieb sie so lange fern, als es bei uns an einer unbefangenen, gründlichen und geistvollen Kunstkritik fehlte. An eine solche war indeß gar nicht zu denken, so lange die Dichter in ihrem Verhalten zu einander sich nur in einem unaufhörlichen Bewundern und Loben gefielen[1]) und die Theoretiker in diesen Ton mit einstimmten. Es mußte erst bei den Einen der Zweifel an der Vortrefflichkeit der Andern, es mußte bei einzelnen Männern ein Mißtrauen gegen die unbedingte Gültigkeit der fremden Muster und gegen die Unfehlbarkeit der bis dahin allgemein bewunderten Häupter der neuen heimischen Dichtung aufkommen, es war Angriff und Vertheidigung nöthig, daß die Geister aus ihrer schlaffen Sicherheit aufgerüttelt wurden, daß sich ein ästhetisches Urtheil zu bilden anfieng. Es dauerte lange, ehe etwas der Art eintrat, das tiefer in die Litteratur eingriff, in ihr eine allgemeinere Bewegung hervorbrachte. Denn auch hier waren es wieder, wie in den Poetiken, nur die augen-

1) Als Belege können besonders auch die gereimten Complimentierstücke gelten, die den Gedichtsammlungen aus dieser Zeit vorgedruckt zu sein pflegen.

fälligsten Uebelstände an der Oberfläche des Litteraturkörpers, auf die man schon zeitig aufmerksam wurde, die man durch offenen oder versteckten Angriff zu beseitigen trachtete: die elenden Reimereien und die Feilheit der Lohn- und Bettelpoeten, der Unfug, der mit der Gelegenheitspoesie überhaupt getrieben ward, die Mißhandlung, welche die Sprache einerseits durch das maaßlose Einmischen fremder Ausdrücke, andrerseits durch den unbesonnenen Eifer für ihre Reinheit, dann aber auch durch die willkürlichen Neuerungen in der Rechtschreibung erlitt [2]); ferner die unschickliche Anwendung des mythologischen Schmucks, zumal in Gedichten religiösen Inhalts [3]), und endlich, wiewohl dieß vor dem letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts nur mehr ausnahmsweise und von einzelnen unter den Bessern gerügt wurde, die Uebertreibung und der Schwulst in poetischen Ausdrücken und Figuren, das Gesuchte,

---

2) Einige Hauptstellen aus Dichtern und Prosaisten, worin gegen diese sprachlichen Unarten geeifert wird, werde ich in den Anmerkungen des folgenden Abschnitts anführen. Wie man sich gegen die feilen Lohnpoeten vernehmen ließ, in denen man die alten Pritschmeister fortleben sah, und die „dem reblichen Volk" der Dichter schadeten, wie gegen die zu aller Zeit dienstfertigen und jede Lumperei bereimenden Gelegenheitssänger, in denen die Strafenden, sofern sie selbst dichteten, gemeiniglich auch sich und ihre ganze vornehme Zunft, freilich ohne es zu wollen, mit lächerlich machten, kann man u. a. ersehen aus Opitz, von d. d. Poeterei, S. 15; Flemming, S. 220 f. (der Jenaer Ausg. von 1651; vgl. dazu Zesens heliconische Hechel, S. 13 f.); Lauremberg, im vierten Scherzgedicht; Rachel, Sat. 8, 112 ff.; B. Schupp, im deutschen Lehrmeister, S. 908 ff. (Wackernagel 3, 1, Sp. 782 ff.) und besonders aus Joh. Riemers satirischer Schrift „Reime dich oder ich fresse dich", von der Gervinus 3, S. 333 ff. einen Auszug gibt. — 3) S. Rist's Vorbericht zu seinem poetischen Schauplatz, Hamburg 1646; Zesens hochdeutschen Helicon 1, S. 209 f.; Moscherosch, im jüngsten Gericht 1, S. 290; Birken, Redebind- und Dichtkunst, S. 62 ff.; Chr. Weise (der eine Mittelstraße einzuhalten rieth), in der grünen Jugend nothwend. Gedanken S. 311 f.; vgl. auch Hoffmanns Spenden 2, S. 86 ff. —

Spitzfindige und doch Hohle in den Gedanken[4]) und die Unnatur der Schäferdichtung[5]). Dabei waren alle diese Angriffe mehr allgemeiner Art, bis auf die gegen Zesen und seine Anhänger[6]), und auch zwischen diesen und ihren Gegnern kam es weniger zu einer eigentlich litterarischen Fehde, durch die etwas entschieden wäre, als zu persönlichen Reibungen. Es bedurfte der Anregung von außen, um eine Reihe von Kämpfen auf dem Felde der Litteratur herbeizuführen, welche die alteingewurzelten oder neuaufgeschossenen Irrthümer auf demselben zerstörten und für das Aufgehen und Gedeihen einer bessern poetischen Aussaat, als die des siebzehnten Jahrhunderts gewesen war, den Boden auflockerten. Diese Anregung kam erst gegen das Ende des Zeitraums und zunächst von Frankreich her: Boileau's[7]) Art poétique untergrub allmählig das Ansehn von Scaligers Poetik und bahnte Horazens unverfälschten Grundsätzen von der Dichtkunst[8]) den Eingang; die

4) Verspottet wurden diese Fehler schon von R. von Löwenhalt (Vorrede zum ersten Gebüsche seiner Reimgedichte; vgl. Gervinus 3, S. 161, Anm. 124.); Lauremberg, a. a. O.; Moscherosch (im Weiberlob 2, S. 794 ff.; in den Höllenkindern 1, S. 428 ff., wo es u. a. heißt: „Ueber das ist es unmöglich, daß man eines Poeten Heimath, Glauben und Religion recht kann erfahren: sie nennen sich zwar alle Christen heutiges Tags, aber sie haben irrige verketzerte Seelen. Ihre Gedanken sind arabisch und schwärmen in denselben einsamen Wüstinnen herum wie ein Muck in einer Drumel. Ihre Schriften, Wort und Gebete sind ohne Maaß und ohne Zahl; denn sie zahlen nicht leichtlich, sind des Borgens besser gewohnt." — 5) Vgl. Andr. Gryphius im Vorwort zum schwärmenden Schäfer; Morhof, a. a. O. S. 188 f.; 674 ff.; Omeis, a. a. O. S. 221 ff. — 6) Vgl. Gervinus 3, S. 282 ff. — 7) Geb. 1636, gest. 1711. Die Art poétique erschien 1674. — 8) Nachdem bereits 1639 Andr. Heinr. Buchholz den Brief an die Pisonen verdeutscht hatte, gab J. G. Eccard 1718 eine neue Uebersetzung davon (wiederholt abgebr. in seinen „Poetischen Nebenstunden") und nicht lange darauf (1730) Gottsched eine dritte in seinem Versuch einer kritischen Dichtkunst 2c. Vgl. die Leipziger Beiträge zur krit. Histor. d. deutsch. Sprache 2c. St. 1, S. 21 ff. —



ungünstigen Urtheile, welche von französischen Kritikern über deutschen Geist, deutschen Geschmack und deutsche Litteratur gefällt wurden, trafen die Eitelkeit der Schriftsteller aufs empfindlichste [9]); die litterarischen Zeitschriften endlich, zu denen, wie bereits erwähnt wurde [10]), der Anstoß gleichfalls von Frankreich ausgieng, brachten besonders seit dem Erscheinen der Monatsgespräche von Thomasius eine außerordentliche Bewegung und Rührigkeit in das geistige Leben und machten erst die volle Wirksamkeit einer sich bildenden ästhetischen Kritik möglich. Der erste litterarische Kampf von einiger Bedeutung wurde von Wernicke begonnen: er war gegen die blinden Verehrer Hofmannswaldau's und Lohensteins gerichtet und fiel gerade in die Zeit, wo die eben berührten Einwirkungen Frankreichs auf Deutschland hier anfiengen, in weitern Kreisen fühlbarer zu werden [11]).

Dritter Abschnitt.

Sprache. — Verskunst.

§. 189.

1. Je entschiedener die Litteratur dieses Zeitraums sich nach dem Norden und Nordosten Deutschlands zog, und je

---

9) Vor Allem fühlten sich die deutschen Schöngeister durch die von dem Jesuiten Bouhours (1628—1702) in seinen Entretiens d'Ariste et d'Eugène aufgeworfene Frage, ob es auch anderwärts als in Frankreich beaux-esprits geben könne, verletzt, weil er sie namentlich für Deutschland verneinend beantwortet hatte. Es wurde Vielerlei dagegen geschrieben, lateinisch und deutsch (vgl. Jöcher 1, Sp. 1291; Thomasius in seinem §. 178, d. angeführten Programm (Kl. deutsche Schriften, S. 39 ff.); Weichmanns Vorrede zu der Poesie der Niedersachsen, Bd. 1. und besonders Wernicke's poetische Versuche in Ueberschriften ꝛc. nach der Ausgabe von 1763. S. 139 f.). — 10) S. §. 178, Anm. e. — 11) Mehr davon im vierten Abschnitte.

bedeutender gerade die Niedersachsen sich bei ihrer Pflege betheiligten, desto eher hätte man erwarten können, daß der Gebrauch des Niederdeutschen als Schriftsprache wieder allgemeiner geworden wäre. Dem war aber nicht so. Gerade das, was die neue Litteratur aus Obersachsen und Schlesien den nördlichen Gegenden zuführte, begünstigte hier auch die bereits in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts weit vorgeschrittene Ausbreitung des Hochdeutschen und verschaffte ihm in allen Arten schriftlicher Darstellung den vollständigsten Sieg über das Niederdeutsche: der Protestantismus und die mit ihm Hand in Hand gehende gelehrte Bildung. Schon vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war es in dem protestantischen Norden von Deutschland so gut wie allgemein üblich, sich im Schreiben und in der öffentlichen Rede des Hochdeutschen zu bedienen: die landschaftlichen Mundarten, in ihrer Heimath selbst „unwerth" geworden, wichen ihm in Kirche und Schule, in den Rechtshöfen und in den Canzleien, und es dauerte nicht lange, so gehörte es zum feinern Ton, auch im gesellschaftlichen Verkehr nur „obersächsisch" zu sprechen[a]). Wenn noch hin und wieder bis in den Anfang des folgenden

a) Wie Joh. Micraelius (in der Vorrede zum 3ten Buch seiner Chronik „das alte Pommerland", Stettin 1639. 4.) sagt, war das Niederdeutsche zu seiner Zeit im kirchlichen Gebrauch schon so zurückgedrängt, daß die „Kinder nicht ein Vater Unser, wo nicht in hochdeutscher Sprache beteten, und keine pommerische Predigt fast mehr in ganz Pommern gehört werden mochte" (die Stelle steht auch bei Morhof, a. a. O. S. 438). Von der Festsetzung des Hochdeutschen als Kirchen-, Schul-, Geschäfts- und Umgangssprache der höhern Stände in Mecklenburg, Holstein und Hamburg legen Zeugniß ab Lauremberg im 4ten Scherzgedicht (Ausg. von 1700, S. 93), Joh. Moller in seiner Isagoge ad histor. Chersonesi Cimbricae, Hamburg 1691. Kap. 3, §. 11. (auch bei Eccard, Histor. stud. etymol. etc. S. 101) und Brockes in der „Beurtheilung einiger Reimenbungen ꝛc." (vor dem ersten Theil von Weichmanns Poesie der Niedersachsen) S. 4. —

Jahrhunderts niederdeutsche Mundarten von den gelehrt Gebildeten zu Gedichten gewählt wurden, so geschah es meist nur in drollig-satirischen und scherzhaften Gelegenheitsstücken, die, wie manches der Art, das von den Hamburger Dichtern ausgieng, zunächst bloß für einen engern Kreis von Lesern bestimmt waren [b]), mitunter auch wohl in komischen Erzählungen [c]), im Lustspiel und in der Oper, besonders für einzelne Scenen oder Gesänge [d]). Auf diesen Bereich beschränkte sich mit seinen niederdeutschen Stücken selbst Johann Lauremberg [e]), der einzige namhafte Dichter dieser Zeit, der den

---

b) Dahin gehören die Stücke von Brockes, Bokemeyer, Grupe u. Weichmann d. J., welche in Weichmanns Sammlung 1, S. 138 ff.; 149 ff.; 2, S. 10 ff.; 27 ff.; 51 f.; 173 ff.; 5, S. 95 ff. stehen. Weichmann besaß auch, wie er in der Vorrede zu Postels Wittekind berichtet, aus dem handschriftl. Nachlaß des Dr. Luc. von Bostel (Syndicus und nachher Bürgermeister zu Hamburg, geb. 1649, gest. 1716) verschiedene in plattdeutsche Verse übersetzte Satiren des Boileau. Eine plattd. Uebersetzung der Eclogen Virgils und einiger Episteln und Satiren des Horatius ꝛc. gedruckt 1729. 32. führt Hoffmann an, d. d. Philol. im Grundr. S. 193. — c) Vgl. Anm. e. — d) Eine Bauernkomödie in plattdeutscher Sprache, die 1644 gedruckt ward, führt Gottsched im nöthigen Vorrath zur Gesch. d. d. dramat. Dichtk. 1, S. 197 an. In derselben Mundart sprachen die Bauern zuweilen in sonst hochdeutsch geschriebenen Stücken, wie in E. Stapels Irenaromachia (von 1630; vgl. Gottsched, a. a. O. S. 194 f. und Schütze, hamburg. Theatergeschichte, S. 17 ff.) und in zwei Komödien Laurembergs (von 1634; vgl. Freieslebens kl. Nachlese zu Gottscheds nöthigem Vorrath ꝛc. S. 25 f.). In der Oper wurden zu Hamburg öfter plattdeutsche Arien neben hochdeutschen, italienischen und französischen gesungen; vgl. Schütze, a. a. O. S. 148; 154, und Lessings Collectaneen im Artikel „Hamburg. Oper" (bei Lachmann, Th. 11, S. 355). — e) Gewöhnlich Hans Wilmsen (d. h. Wilhelms Sohn) Lauremberg genannt, geb. zu Rostock 1591, zuerst Professor der Mathematik in seiner Vaterstadt, seit 1623 an der Ritteracademie zu Soroe in Dänemark, wo er 1659 (nach Wachler 2, S. 60 schon 1658) starb. Seine Satiren erschienen unter dem Titel „De veer olde berömede Schertzgedichte: Als erstlick ꝛc. Gedrücket in düssen itzigen Jahr (1654; nach J. Grimm, d. Mythol. 2. A. 1, S. 486, Note 1 wäre wenigstens das

Schriftgebrauch der ihm von den Vätern vererbten Mundart aus einer besondern Vorliebe für dieselbe grundsätzlich in Schutz nahm und sie gegen ihre Verächter vertheidigte [f]). Sieht man aber von solchen vereinzelten Erscheinungen [g]) ab, so war Alles was die nördlichen Landschaften zu der Litteraturmasse dieses Zeitraums beisteuerten, in hochdeutscher Sprache abgefaßt.

§. 190.

Die hochdeutsche Litteratursprache, welche das siebzehnte Jahrhundert von der zunächst voraufgegangenen Zeit überkam, litt an zwei Hauptgebrechen, an eigner Rohheit, in die sie ihrem Innern und Aeußern nach allmählig verfallen war, und an einer ihr von auswärts gekommenen Verunstaltung, die ihre Reinheit und Selbständigkeit gefährdete. — Die Prosarede war in den meisten Schriften, die gegen das Ende des vorigen Zeitraums entstanden, schon wieder tief von der Höhe

---

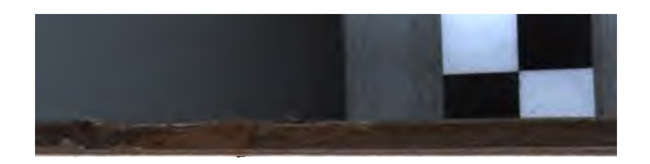
zweite Gedicht bereits 1648 herausgegeben); auch unter etwas verändertem Titel in demselben Jahre gedruckt (vgl. Pischon, Denkm. 3, S. 316 f., wo auch aus allen vieren Auszüge stehen); später öfter mit Rachels Satiren zusammen herausgegeben; besonders noch Cassel 1750. Eine hochdeutsche Uebersetzung der drei ersten Scherzgedichte sammt dem vierten in der ursprünglichen Abfassung wurde auch schon 1654 gedruckt. Außer diesen vier Gedichten enthalten die niederdeutschen Ausgaben in einem Anhange auch noch verschiedene kleinere Stücke, darunter auch einige komische Erzählungen. Hier mag auch der auf die Scheide dieses und des folgenden Zeitraums fallende Hennynk de Han erwähnt werden, den Kasp. Fr. Renner (geb. 1692, gest. 1772) unter dem angenommenen Namen Fr. Heinr. Sparre als Fortsetzung des Reineke Vos dichtete und (Bremen) 1732. 4. herausgab (neuer Abdruck, besorgt von R. Meyer, Bremen 1814. 8.); vgl. Jördens 4, S. 335 ff. — f) Im vierten Scherzgedicht, S. 93 ff., wo er sich auch über die Vortrefflichkeit des niederdeutschen Reineke Vos ausläßt, den ins Hochdeutsche leidlich zu übertragen, man sich vergeblich zermartert habe. — g) Vgl. darüber auch K. Schellers Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache rc. Braunschweig 1826. 8. und Hoffmann, a. a. O. S. 191 — 205.

herabgesunken, zu der sie Luther und seine Zeitgenossen erhoben hatten. Die poetische Sprache hatte selbst bei dem Aufschwung der Prosa in keiner Art von Darstellung, wenn man etwa das Kirchenlied ausnimmt, ihre alte Verwilderung mit einigem Erfolge abzustreifen versucht. Diese verrieth sich noch immer, wie hundert Jahre früher, äußerlich in der rohen Behandlung der Wortformen, die man, unempfindlich gegen Härten und ohne Sinn für grammatische Richtigkeit, bald abstumpfte, zusammenzog und verstümmelte, bald ausweitete und mit ungehörigen Anhängseln versah, wie es für Vers und Reim bequem war; innerlich in der Gemeinheit und Plattheit der Ausdrücke und Wendungen, die man ohne Rücksicht auf die verschiedene Natur der einzelnen Dichtarten und auf den besondern Character eines Gedichts überall mit einlaufen ließ, und in der nur zu häufig mangelnden Sorgfalt und Sicherheit Gedanken so wie Bilder sprachrichtig und geschickt in Worte zu kleiden und diese in satzmäßiger Gliederung zusammenzufügen. Dabei drängten sich noch fortwährend die gemeinen Volksmundarten in der Litteratur ungebührlich vor: eine allgemein gültige, ebenmäßige Dichtersprache gab es nicht; nur im protestantischen Kirchenliede wurde im Ganzen Luthers Bibelsprache festgehalten. — Das Eindringen fremdartiger Sprachelemente hatte bei uns schon früh mit der Aneignung französischer Bildung und der Herübernahme romanischer Dichtungsstoffe begonnen; später erst, besonders seitdem das Uebersetzen aus den Alten häufiger wurde, fieng man auch an, die deutsche Redeform an fremde Wort- und Satzfügung zu gewöhnen. Unter dieser gedoppelten Einwirkung von außen hatte sich, als die deutsche Prosa mehr Spielraum in der Litteratur, der Gesetzgebung und den Staatsacten gewann, die Sprache der Canzleien und Reichstagsverhandlungen gebildet,

auf der schon Luther mit der seinigen fußte [1]), und an die sich auch nachher noch lange die gelehrten Schriftsteller vorzugsweise hielten. Sie hatte, zumal seit Karl V., unter dem die Fremden zuerst einen bedeutenden Einfluß auf die Reichsangelegenheiten und öffentlichen Geschäfte erlangten, viele romanische und lateinische Wörter und Redensarten in sich aufgenommen [2]). Die lateinische Schul- und Universitätsgelehrsamkeit, die zahlreichen Uebersetzungen aus dem Französischen und Italienischen und die Nachbildungen welscher Lieder, die dem Volk durch die Musikbücher näher gebracht wurden [3]), die vielen Reisen ins Ausland, dieß Alles kam hinzu, um den Körper der deutschen Schriftsprache schon vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges mit außerordentlich vielen fremden Bestandtheilen zu versetzen und die ihm natürliche Art sich dem Gedanken zu fügen und anzuschmiegen in mehrfacher Beziehung unvortheilhaft abzuändern [4]). — Erwägt

---

1) Vgl. §. 134, Anm. a. — 2) Schon Aegid. Tschudi klagt in seiner Rhaetia (1538) über das übermäßige Einmischen lateinischer und welscher Ausdrücke in die deutsche Canzleisprache; vgl. Wackernagel, Leseb. 3, 1, Sp. 386. Auch Laurentius Albertus, genannt Ostrofrank, straft in seiner (lateinisch geschriebenen) deutschen Grammatik (1573) die unter den Deutschen eingerissene Sprachmengerei; vgl. Reichards Versuch ꝛc. S. 41. Kurz zuvor (1571) hatte Simon Rote einen „Deutschen Dictionarius, d. i. Ausleger schwerer unbekannter deutscher, griech., latein., hebr., welscher, französ., auch anderer Wörter, so nach und nach in deutsche Sprache kommen sind", herausgegeben. — 3) Vgl. Hoffmann, d. deutsch. Gesellschaftslieder des 16ten u. 17ten Jahrh. S. IX f.; 45 f. und Gervinus 3, S. 271, Note 177, wo einige Beispiele von der Mischsprache in dergleichen Liedern aus der Zeit des Uebergangs der Volksdichtung zur neuen Kunstpoesie zu finden sind, die den bekannten Versen bei Opitz (von d. deutschen Poeterei, S. 36) und bei Neumark (d. neusprossende Palmbaum, S. 138 f.), worin das Thörichte und Lächerliche der Schreibart à la mode verspottet wird, an Buntscheckigkeit wenig nachgeben. — 4) Vgl. Leibnitz, Unvorgreifl. Gedanken ꝛc. §§. 9—24; Eccard, a. a. O.



man nun noch, daß bei der schon vor Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts weit genug gediehenen Vorliebe der Fürsten und des Adels für französische Litteratur und Sprache und bei dem fast ausschließlichen Gebrauch des Lateinischen in der Gelehrtenpoesie und in der Wissenschaft die Muttersprache von den höhern und gebildetern Ständen mißachtet wurde[5]), so begreift man, wie viel von vaterländisch gesinnten Männern geschehen mußte, wenn durch ihre Bemühungen die Deutschen wieder eine reine und geregelte, wenn sie gar eine fein gebildete und zu allgemeinem Ansehn erhobene Schriftsprache erhalten sollten. Schnelle und glänzende Erfolge hierin wären kaum zu erwarten gewesen, selbst wenn diese Männer nur von Alters her vorhandene Mißbräuche und Vorurtheile abzustellen und zu bekämpfen gehabt hätten, in den Verhältnissen ihrer eigenen Zeit aber auf keine besondern und starken Hemmnisse für die Durchsetzung ihrer Absichten gestoßen wären. Es ist jedoch schon oben angedeutet worden[6]), wie seit dem dreißigjährigen Kriege das fremdländische Wesen in Deutschland erst rechten Eingang fand und der Sprache, die es mit einer Masse undeutscher Ausdrücke und Redensarten von allen Seiten her überfluthete[7]), indem es sie zugleich aus den höhern Kreisen

---

S. 112 f. und Gervinus 3, S. 189 ff. — 5) Wenn sich gelehrte Männer gegen den Ausgang des 16ten Jahrh., wie Fischart, Nath. Chyträus (um 1582; vgl. Eccard, a. a. O. S. 106) und Rollenhagen (im Zueignungsgedicht vor dem Froschmäuseler), zu Gunsten der Muttersprache vernehmen ließen und es tadelten, daß die Deutschen über dem Eifer für fremde Sprachen die heimische vernachlässigten und verachteten, so geschah dieß im Ganzen doch noch selten. — 6) S. §. 176. — 7) Wie weit es bereits zu der Zeit, da Opitz auftrat, damit gekommen war, in die deutsche Rede lateinische, französische, italienische, spanische und selbst griechische Wörter einzumischen und „unsre alte Heldensprache" (ein Lieblingsausdruck der Schriftsteller des 17ten Jahrh.) dadurch zu verunstalten, ergibt sich aus seinen Klagen im Aristarch, S. 75 f. und im B. v. d. d. Poeterei, S. 36. Seine Hoffnung, es

der Gesellschaft ganz zu verdrängen drohte, bei weitem gefährlicher ward, als je zuvor. Um so höher also ist anzuschlagen, was schon im Laufe dieses Zeitraums für die Schriftsprache

möchte die Sprache, „sonderlich durch Vermittelung poetischer Schriften, des eingemengten Wesens der Ausländer ehest befreiet und in ihre alte Zier und Reinigkeit wiederum eingesetzet werden", wurde, wie er zu Eingang der Zuschrift an H. U. von Schafgotsch (1629) vor der Hercynie sagt, durch die Ungunst der Zeitumstände vereitelt. Moscherosch, der den Grund des Uebels besonders in dem Sprachgebrauch der fürstlichen Canzleien sucht, wo die Schreiber Gefahr liefen, „für unverständige Esel gescholten oder wohl gar abgeschafft und an ihrem Glücke gekürzt zu werden, wofern sie nicht der thörichten Liebhaberei ihrer Herrschaften für das Wortgemenge nachkämen" (à la mode Kehraus 2, S. 743 ff.; vgl. auch 1, S. 63 f.), dabei aber nicht verkennt, daß auch durch die „Griechisch- und Lateinfresser" viele fremde Wörter bei uns eingedrängt worden seien (2, S. 753 f.; vgl. 2, S. 821), meint (in der deutschen Zugabe zum 1sten Theil, S. 622 f.), wenn man eines neusüchtigen Deutschlings Herz öffnen und sehen sollte, man augenscheinlich befinden würde, daß fünf Achtel desselben französisch, ein Achtel spanisch, eins italienisch und kaum eins deutsch daran sollte gefunden werden. Er fügte darum auch absichtlich in die sieben ersten seiner Gesichte so viel Griechisches, Lateinisches und Welsches ein, einzelne Worte sowohl, wie ganze poetische und prosaische Stellen, um ihnen die Farbe der Zeit zu geben: denn unsere à la mode Tugenden hätten auch müssen mit à la mode Farben entworfen oder angestrichen werden (1, S. 622; vgl. auch noch 2, S. 750 f.). So machten sich Spott, Klage und Entrüstung über die häßliche Sprachmengerei, die selbst auf die Kanzel den Weg fand und bis zum Ende des Zeitraums fortdauerte, noch in den verschiedensten Weisen bei den Schriftstellern von besserer Gesinnung Luft; vgl. außer dem, worauf schon im Allgemeinen oder Besondern §. 176, Anm. 8. verwiesen ist, auch Harsdörfer im Specimen philol. German. (1646), S. 226 ff.; Logau, Sinngeb. 1stes Taus. 3tes Hund. Nr. 57; die Scenen des Scherzspieles Horribilicribrifax von Andr. Gryphius, worin die beiden prahlerischen Hauptleute und der pedantische Schulmeister auftreten; Schottels ausführl. Arbeit v. d. d. Hauptsprache, S. 137, 6; 167; Rachels 8te Sat. 265 ff.; Chr. Gryphius' poet. Wälder, S. 714; Wernicke's poet. Versuche rc. (Ausg. v. 1763) S. 63 f. (wo er sich sehr derb über die in Deutschland aufgekommene „babylonische Thurmsprache" ausläßt) und S. 141; Bessers Schriften 1, S. 116, Andrer nicht zu gedenken. Eine satirische Flugschrift vom J. 1648, „Neu ausgeputzte Sprachposaune an die unartigen deutschen

Gutes erreicht wurde, sei es mehr mittelbar auf dem Wege der Sprachwissenschaft und durch die Polemik gegen den Sprachunfug, sei es unmittelbar durch die Handhabung der Sprache selbst in den bessern Werken deutscher Poesie und deutscher Prosa; ja es ist das in dieser letztern Beziehung Geleistete vielleicht das reinste und schönste Verdienst, das sich die Männer, denen es in dieser Zeit Ernst mit der Hebung der vaterländischen Litteratur war, um dieselbe in ihrem Wetteifer mit dem gebildeten Auslande erworben haben.

§. 191.

In der Sprachwissenschaft [a]) wurden zwei Hauptwege verfolgt, die bereits im sechzehnten Jahrhundert angebahnt waren, und die sich jetzt mehrfach kreuzten und in einander liefen: auf dem einen suchte man zu einer fest geregelten Grammatik des Hochdeutschen, wie es in diesem Zeitraum gesprochen und geschrieben ward, zu gelangen; der andere war der vaterländischen Vorzeit zugewandt und sein Ziel die Erforschung ihrer Sprachzustände, wie sie vornehmlich in Denkmälern der alt- und mittelhochdeutschen Poesie und Prosa vorlagen. Die wissenschaftliche Bildung überhaupt war zwar noch nicht weit genug vorgeschritten und der Sinn für sprachgeschichtliche Untersuchungen insbesondere noch nicht hinlänglich geübt und geschärft, daß die Beschäftigung mit dem deutschen Sprachalterthum im Allgemeinen schon zu vielen bedeutenden und in ihrer Gültigkeit gesicherten Ergebnissen geführt, die

---

Sprachverderber", die über die Sprachmengerei ziemlich vollständige Auskunft geben soll, kenne ich nur aus Wachlers Anführung (2, S. 71).

a) Vgl. zu diesem §. überhaupt Eccards Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi. Hannover 1711. 8.; E. E. Reichards Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst. Hamburg 1747. 8.; J. Grimms d. Gramm. 1. A. 1, S. LXXII ff. und Hoffmann, d. deutsche Philol. im Grundriß, S. 125 ff. —

Grammatik des Neuhochdeutschen daraus eine feste Grundlage gewonnen hätte; auch versäumten es gerade diejenigen, die sich mit Aufstellung eines Lehrgebäudes der neuern Sprache abgaben, zum Nachtheil für die Sache meistens zu sehr, sich gründliche und umfassende Kenntnisse von der ältern zu verschaffen. Gleichwohl dürfen die Erfolge hier nicht für so gering gehalten werden, daß die eigentlich grammatischen Bestrebungen, die dem nächsten Bedürfniß abhelfen sollten, nicht der Litteratur dieses, die der Erhaltung und Erforschung der ältern Sprachdenkmäler gewidmete Sorgfalt nicht der Litteratur des folgenden Zeitraums vielfachen Nutzen gebracht hätten. An die deutsch oder lateinisch geschriebenen Sprachlehren aus dem sechzehnten und dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, unter denen die von Joh. Clajus [b]) den meisten Beifall und die größte Verbreitung gefunden hatte, schlossen sich zunächst die grammatischen Werke von Christn. Gueinz [c]) und Just. Georg Schottel [d]) an, wozu die Anregung mittelbar oder unmittelbar von der fruchtbringenden Gesellschaft

---

b) S. §. 137, Anm. e. Er war zu Herzberg in Sachsen geboren, verwaltete mehrere Schulämter, unter andern auch zu Goldberg in Schlesien (bald nach Trotzendorfs Tode) und starb als Prediger zu Bendeleben in Thüringen. — c) Geb. 1592 zu Kokau in der Niederlausitz, seit 1627 Rector am Gymnasium zu Halle, wo er 1650 starb. Unter dem Namen des Ordnenden war er seit 1641 Mitglied des Palmenordens. Von ihm „Deutscher Sprachlehre Entwurf". Köthen 1641. 8. und „Deutsche Rechtschreibung" (von den ältesten und vornehmsten Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft durchgesehen und gut geheißen). Halle 1645 (auch 1666). 8. — d) Geb. 1612 zu Eimbeck im Hannöverschen, besuchte mehrere in- und ausländische Universitäten, ward 1638 von Herzog August von Braunschweig zum Erzieher seines Sohnes Anton Ulrich berufen, unterrichtete später auch dessen Schwestern und jüngern Bruder und starb 1676 zu Wolfenbüttel als Hof-, Consistorial- und Kammerrath. Seine Gedichte sind unbedeutend; am bekanntesten ist „der nunmehr hinsterbenden Nymphe Germaniae elendeste Todesklage", Braunschweig 1640. 4. —



ausgegangen war. Schottel erlangte auch unter allen Grammatikern dieses Zeitraums den größten Ruf und das meiste Ansehn, vornehmlich in Folge seiner „Ausführlichen Arbeit von der deutschen Hauptsprache“ [e]). Von den übrigen systematischen Sprachlehren, die nach diesem Buche erschienen, empfahlen sich besonders durch ihre für jene Zeit anerkennenswerthe Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit die „Grundsätze der deutschen Sprache im Reden und Schreiben“ von Joh. Boediker, die sich (später von dem gelehrten Joh. Leonhard Frisch verbessert und vermehrt) lange in Gebrauch erhielten [f]). Die unscheinbaren Anfänge der sprachgeschichtlichen Forschung sind in derselben Zeit zu suchen, wo die sogenannten humanistischen Studien sich in Deutschland zu heben begannen. Im Allgemeinen gieng man darauf aus, das Deutsche mit andern

---

e) Dieß sehr umfangreiche Werk erschien zu Braunschweig 1663. 4. (mit verändertem Titel Hildesheim 1737. 4.) und umfaßte in einer neuen, zum großen Theil erweiternden Bearbeitung Schottels schon früher herausgegebene grammatische und metrische Schriften: „Deutsche Sprachkunst“ (1641 u. 1651. 8.); „Der deutschen Spr. Einleitung“ (1643. 8.); „Deutsche Verskunst“ (1645 u. 1656. 8.). Ohne sich als Verf. zu nennen, gab er nachher noch heraus „Horrendum bellum grammaticale Teutonum antiquissimorum“ (wovon man den weitläuftigen deutschen Titel nebst der Inhaltsangabe u. a. bei Reichard, a. a. O. S. 118 ff. und bei Jördens 4, S. 622 f. finden kann), Braunschweig 1673. 4. — f) Boediker, geb. 1641, war zuerst Prediger in der Mark, zuletzt (seit 1675) Rector des cölnischen Gymnasiums zu Berlin und starb 1695. Seine Grammatik erschien in Cöln a. d. Spree 1690. 8. und bis 1709 in zwei Auflagen; dann Berlin 1723 u. 1729. 8. mit den Verbesserungen von Frisch (geb. 1666 zu Sulzbach, seit 1706 Lehrer am grauen Kloster zu Berlin und von 1727 an dessen Rector, gest. 1743; sein „Deutsch-lateinisches Wörterbuch“, Berlin 1741. 4., worin das Deutsche Haupt- und das Lateinische Nebensache ist, darf noch immer für eins der gründlichsten und werthvollsten Werke seiner Art gelten). Späterhin (1746) wurde von J. J. Wippel eine Ausg. besorgt, in welcher Boedikers ursprüngliche Arbeit wieder erschien, außerdem aber auch was Frisch daran gethan hatte, nebst neuen Anmerkungen. —

Sprachen, alten und neuen, zu vergleichen und die Verwandtschaftsverhältnisse unter ihnen zu ermitteln[g]); im Besondern zunächst die Abstammung und Bedeutung von solchen deutschen Wörtern zu bestimmen, die darüber nicht selbst durch Form und Gebrauch Auskunft gaben, vorzüglich von Eigennamen[h]) und von den merkwürdigern, zum Theil schon lange verschollenen Ausdrücken in übrigens lateinisch abgefaßten Gesetzen, Capitularien und Geschichtswerken des Mittelalters, die man zu sammeln und herauszugeben anfieng. Dieß und das Bedürfniß, die alten deutsch geschriebenen Rechtsbücher, die für manche Verhältnisse in den Gerichten noch immer nicht außer Gebrauch gekommen waren, gründlich zu verstehen und zu erklären, führte einzelne Forscher bald dahin, sich nach reichlicher fließenden Sprachquellen der Vorzeit umzusehen: mehrere der wichtigsten Denkmäler alt- und mittelhochdeutscher Poesie und Prosa wurden sammt bedeutenden Ueberresten der gothischen Bibelübersetzung allmählig von deutschen und niederländischen Gelehrten ans Licht gezogen und mit Erläuterungen über Wortbedeutung, Sprachgebrauch und Sachen dem Druck übergeben. Vorzüglich verdient machten sich in dieser Beziehung unter den ältern Melch. Goldast[i]) und Franz

g) Wie wenig aber dabei herauskommen konnte, ergibt sich schon daraus, daß man im 16ten und 17ten Jahrh. immer mehr oder minder bestimmt von der Voraussetzung ausgieng, das Deutsche müsse sich auf eine der alten Sprachen (die hebräische miteingerechnet) zurückführen lassen, oder umgekehrt, die deutsche sei die Mutter von jenen (die letztere Meinung herrschte besonders im 17ten Jahrh. vor). Dabei hatte sich allmählig eine wunderliche Vorstellung von einer celtischen Sprache, als der Urmutter sämmtlicher germanischen, ja europäischen Idiome gebildet. — h) Auch Luther schrieb in latein. Sprache ein Buch darüber; vgl. Reichard, S. 17 ff. und Jördens 6, S. 712 f. — i) Geb. 1576 zu Espen bei Bischofszell in der Schweiz, lebte meist zu Frankfurt a. M. und starb 1635 zu Gießen. —

Junius k), unter den jüngern Joh. Schilter l), Joh. Georg Scherz m) und Joh. Georg Eccard n). Auch Leibnitz nahm an diesen Dingen ein sehr lebhaftes Interesse und bethätigte es nicht allein durch beachtenswerthe Vorschläge, die darauf abzielten, die deutsche Sprachwissenschaft tiefer zu begründen, ihr Gebiet zu erweitern und ihr mehr Wirksamkeit auf die Gestaltung der lebendigen Litteratursprache zu verschaffen o), sondern auch durch eigene etymologische Forschungen.

---

k) Mit seinem französischen Familiennamen hieß er Du Jon, geb. zu Heidelberg 1589, hielt sich die meiste Zeit in Holland und England auf und starb 1677 zu Windsor (vgl. J. Grimm, Hymnor. vet. ecclesiae XXVI interpretatio theot. S. 1 ff.). — l) Geb. 1632 zu Pegau in Sachsen, seit 1686 Professor an der Universität zu Straßburg, wo er 1705 starb. — m) Geb. 1678 zu Straßburg, wo er auch von 1702 an als Professor lehrte und 1754 starb. — n) Eckhardt, wie er sich deutsch schrieb, geb. zu Duingen im Kalenbergischen 1674, folgte Leibnitzen, zu dem er in nahem Verhältnisse gestanden hatte, als Historiograph ꝛc. zu Hannover, gab seine Stelle aber 1723 auf, wurde katholisch und lebte dann zu Würzburg in Diensten des Bischofs; vom Kaiser geadelt, starb er 1730. — Von den deutschen Dichtern und Prosaisten des 17ten Jahrh. zeigten nach Opitz noch mehrere, und eben nicht die schlechtesten, entweder dadurch, daß sie in ihren Schriften Stellen aus Gedichten der alten und der mittlern Zeit anführten, oder durch Klagen über die Gleichgültigkeit der allermeisten Gelehrten gegen unser sprachliches und poetisches Alterthum und durch dringendes Anempfehlen seiner Wiederbelebung, daß sie sich für dasselbe und die darauf gerichteten Bestrebungen interessierten. Als solche kann ich nennen Harsdörfer, Moscherosch, Lauremberg, Neumark, Hofmannswaldau, Morhof (vgl. besonders im „Unterricht von der deutschen Sprache ꝛc." S. 246 f.; 254 ff.; 277 f.; 297 f.; 302 ff.; 333). Daß sich Rob. Roberthin mit Otfried beschäftigte, ersehe ich aus Opitzens Anmerkungen zum Annoliede, S. 298. — o) Er hielt es in seinen „Unvorgreifl. Gedanken ꝛc." §. 30 ff. nicht für ausreichend, daß Einzelne sich darum bemühten, die deutsche Sprache zu reinigen und zu heben. Indem er vor Augen hatte, was in Frankreich von der Academie und was von einzelnen Gelehrten geschehen, meinte er, es bedürfte diese „Sache von einem großen Begriff einer gewissen Versammlung oder Vereinigung, aus Anregung eines hocherleuchteten vornehmen Hauptes". Ein solcher

Die Herkunft und Stammverwandtschaft deutscher Wörter zu untersuchen, ließen sich überhaupt auch noch während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts, so wie zu Anfange des achtzehnten die Sprachgelehrten besonders angelegen sein p), öfter

---

Verein von gelehrten Männern müßte die Sprache in ihrem ganzen Umfange mit Berücksichtigung ihrer örtlichen und zeitlichen Unterschiede gründlich durchforschen, also auch alle Volksmundarten und vornehmlich die ältern und ältesten Schriftwerke des ganzen germanischen Stammes, „daran der treffliche Opitz selbst zu arbeiten gut gefunden". Dann müßte der gesammelte Stoff gesondert und verarbeitet werden in verschiedenen Wörterbüchern, einem für die allgemein gangbare Sprache, einem andern für die „Kunstworte" und einem dritten für „alte und Landworte und solche Dinge, die zur Untersuchung des Ursprungs und Grundes dienen", d. h. in einem „Sprachbrauch" (Lexicon), einem Sprachschatz (Cornu copiae) und einem Sprachquell (Glossarium). Wie hierbei zu verfahren sei, führt er weitläuftig aus und kommt zuletzt darauf zu reden, wie auch nach und nach die deutsche Grammatik könnte verbessert und der Sprache Glanz und Zierde verliehen werden. Das erstere thue um so mehr Noth, als bei uns kein einzelner Hof und keine Hauptstadt sei, wie in Frankreich, wonach sich alles beim Sprechen und Schreiben richten könne. (Hier berührt er einen Mangel, den um diese Zeit auch andere Männer, denen es um das Aufkommen einer gesunden Kritik und eines gebildeten Geschmacks in der Poesie zu thun war, deutlicher zu fühlen anfiengen, z. B. Neukirch in der Vorrede zu Hofmannswaldau's und Anderer deutschen Gedichten und Wernicke im Vorwort zu seinem Hans Sachs, poet. Versuche ꝛc. S. 292 f.) Aehnliche Vorschläge übersandte einige Jahre nach der Abfassung von Leibnitzens Schrift, aber noch vor deren erstem Abdruck, dem Blumenorden an der Pegnitz eins seiner auswärtigen Mitglieder, Erh. Reusch (genannt Ergasto), in der Absicht, der Orden möchte darauf eingehen und sie ausführen helfen; vgl. über ihn und seine Vorschläge Herdegen, a. a. O. S. 608 ff.; 887 ff. — p) Unter ihnen verfehlte Joh. Clauberg (geb. 1622 zu Solingen, gest. als Professor zu Duisburg 1665), den Leibnitz a. a. O. §. 50 den „tiefsinnigen Claubergius" nennt, vielleicht noch am wenigsten den Weg, der zu einer gründlichen Wortforschung führen konnte. Dieß dürfte schon seine kleine Schrift beweisen, Ars etymologica Teutonum e philosophiae fontibus derivata. Duisburg 1663. 8. (wiederholt in Leibnitii Collect. etymolog. 1, S. 187 ff.; vgl. Morhof, a. a. O. S. 448 ff.; Eccard, a. a. O. S. 225 ff.; Richey vor dem 3ten Theil von Weichmanns Poesie der Niedersachsen, S. 2 ff.). Ein grö-



schon in Folge ihres Eifers, feste Gesetze für die Wortschreibung aufzufinden. Dieß gilt namentlich auch von Phil. von Zesen q), dessen Schriften über deutsche Sprache für uns

---

ßeres, völlig ausgearbeitetes Werk, de causis linguae germanicae, blieb zum großen Bedauern späterer Sprachgelehrten ungedruckt. — q) Er schrieb seinen Namen verschieden (Zese, Zesen, Caesius ꝛc.); nach Eccard, a. a. O. S. 233 soll sein eigentlicher Familienname Blau gewesen sein. Geb. 1619 zu Prirau oder Priorau in der Nähe von Bitterfeld, besuchte er das von Gueinz geleitete Gymnasium zu Halle und im J. 1639 die Universität Wittenberg, wo er sich an Buchner anschloß. Schon damals hatte er einige Gedichte herausgegeben, denen er 1640 die erste Bearbeitung seines hochdeutschen Helicons folgen ließ. Von Wittenberg gieng er nach Leipzig, wo er fortfuhr, sich vornehmlich mit deutscher Sprache und Poesie zu beschäftigen; dann wandte er sich nach Hamburg, stiftete daselbst (1643) die deutschgesinnte Genossenschaft, begab sich aber nicht lange darauf nach Amsterdam und führte von nun an bis wenige Jahre vor seinem Tode ein unstätes Wanderleben in Holland, Frankreich und dem nördlichen Deutschland. Ohne andere Mittel, lebte er meistens von seinen litterarischen Arbeiten und von der Mildthätigkeit seiner Freunde und Gönner, ward dabei Pfalzgraf und gekrönter Dichter, von mehreren sächsischen Fürsten mit dem Rathstitel beschenkt, von dem Kaiser geadelt. Scheelsucht und Neid suchten seinen schriftstellerischen Ruhm mehrfach zu verkleinern und seinen Character herabzusetzen. (Wie hämisch äußert sich noch nach seinem Tode über ihn Neumeister im Specimen, S. 113 ff.!) Im J. 1683 ließ er sich endlich in Hamburg nieder, wo er auch 1689 starb. Von seinen sehr zahlreichen Schriften (vgl. Jördens 5, S. 610 ff.) sind für die Sprachwissenschaft die merkwürdigsten: „Hochdeutsche Sprachübung, oder unvorgreifliches Bedenken über die hochd. Hauptsprache und derselben Schreibrichtigkeit". Hamburg 1643. 8. (und Danzig 1645. 12.), und „Rosenmånd, d. i. in 31 Gesprächen eröffnete Wunderschacht zum unerschätzlichen Steine der Weisen, darinnen unter andern gewiesen wird, wie das lautere Gold und der unaussprechliche Schatz der hochd. Sprache unsichtbarlich durch den Trieb der Natur von der Zunge, sichtbarlich aber durch den Trieb der Kunst aus der Feder und beiderseits, jenes den Ohren, dieses den Augen vernehmlich, so wunderbarer Weise und so reichlich entsprießet". Hamburg 1651. 12. (Es sind von den 31 Gesprächen aber nur 7 hier wirklich mitgetheilt; eine Fortsetzung, die gleichfalls 7 Gespräche enthält, ist die „Hochdeutsche heliconische Hechel, oder des Rosenmånds zweite Woche". Hamburg 1668. 8.; jedoch schon 18 Jahre früher abgefaßt.) Ueber

jedoch mehr noch dadurch merkwürdig sind, daß sie vor allen andern auf Reinhaltung der deutschen Rede dringen, und daß darin Versuche gemacht sind, viele aus fremden Sprachen eingeschlichene und aufgenommene Wörter durch Ausdrücke zu ersetzen, die Zesen von wirklichen oder eingebildeten heimischen Stämmen abgeleitet hat. Daß er bei dem Ansehn, in welchem er als Sprachforscher stand r), und bei dem Einfluß, den er besonders mit seiner deutschgesinnten Genossenschaft auf die Litteratur ausübte, durch seine Thätigkeit, zumal wo sie abwehrender Art war s), vielfach genützt und wesentlich dazu beigetragen hat, daß die Sprachmengerei bei uns nicht noch mehr Raum gewann und nachhaltiger schadete, ist unläugbar; daß er und seine Anhänger freilich in ihrem puristischen Eifer und nicht minder in ihren Grillen über deutsche Rechtschreibung viel zu weit giengen t) und dadurch Tadel, Spott

---

Zesen als Sprachforscher und Sprachbildner vergl. besonders Eccard a. a. O. S. 233 ff. und Reichard, a. a. O. S. 152 ff. — r) Was insbesondere seine eigentlichen Anhänger von ihm hielten, ergibt sich z. B. aus der Zueignungsschrift Heinr. Gablers (des Stützenden) zu dem im J. 1687 neu aufgelegten und vermehrten Verzeichnisse der zesenschen Schriften von Phil. von Bährenstät (dem Dringenden, 1672): hier wird er „ein unvergleichlicher wunderthätiger Retter, Beschirmer und Heiland unserer theuern hochd. Heldensprache" genannt. Vgl. auch Gervinus 3, S. 282 f. — s) Unter denen, welche des „sinnreichen Mannes" Verdienst um die Bereicherung der Muttersprache durch Uebersetzungen zu würdigen verstanden, ohne zu verkennen, daß er „etwas zu weit gegangen", war Leibnitz einer der ersten; vgl. a. a. O. §. 65. — t) Von diesen „widerspenstigen und wunderseltsamen Orthographisten", welche Schottel und Birken „phantastische Pickelheringe" nannten (Neumark, a. a. O. S. 87 ff.), war Joh. Bellin (geb. 1618 zu Gr. Schönfeld, einem pommerschen Dorfe, zuletzt Rector in Wismar, wo er 1660 starb) wegen seiner „hochdeutschen Rechtschreibung". Lübeck 1657. 12. mit am verrufensten (vgl. über ihn Reichard, S. 196 ff.; daselbst ist S. 210 ff. auch ausführlich von den wunderlichen Veränderungen die Rede, welche einer der besten Prosaisten dieser Zeit, Sam. Butschky, von dem ich noch werde weiter unten zu sprechen haben,



und Hohn auf sich luden [u]), ist schon erwähnt worden. — Von außerordentlicher Wichtigkeit für eine bessere und edlere Gestaltung der hochdeutschen Schriftsprache war es endlich, daß die angesehenern unter den gelehrten Dichtern dieses Zeitraums so viel Sorgfalt auf alles verwandten, was die Form der Darstellung in ihren Werken betraf, und daß dazu die meisten und darunter längere Zeit auch die einflußreichsten geradezu verbunden waren, wofern sie als Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft oder der übrigen ihr nachgebildeten Genossenschaften im Sinn dieser Vereine wirken wollten. Opitz gieng auch hierin mit seiner Lehre [v]) und seinem Beispiel voran. Indem er der Sprache, in welcher er dichtete, Ansehn bei den Vornehmen und Gelehrten zu verschaffen suchte, stellte er gleich an sich selbst die Forderung, der er nach Kräften nachkam, und auf die auch seine Schule eingieng, daß die poetische Rede grammatisch richtig, frei von ausländischen Wörtern und groben Provinzialismen, bestimmt, deutlich und nachdrücklich, gefüge, wohllautend und zierlich sein müsse. Als nächstes Vorbild diente ihm die Sprache der niederländischen Dichter: er glaubte sich ihnen, die ihm schon erreicht zu haben schienen, wonach er erst hinstrebte, wie im Uebrigen, so vornehmlich in diesem Stücke und in der Verskunst um so eher anschließen zu können, als er in seinem Hochdeutsch und in

in der deutschen Rechtschreibung bewerkstelligen wollte). — u) Mehrere von denen, die sich gegen Zesens Neuerungen und Sprachsäuberungseifer in Tadel oder Spott besonders vernehmen ließen, führt Eccard, S. 118 und 233 f. mit Namen auf (unter den Dichtern vgl. u. a. Logau, Sinngeb. 2tes Tauf. 8tes Hund. Nr. 47; Rachel, Sat. 8, 251 ff.; Chr. Weise in den überflüssigen Gedanken der grünenden Jugend, (Ausg. von 1701) S. 194 f., in seinem Lustspiel von einer zweifachen Poetenzunft, Leipzig 1680 und in den drei ärgsten Erznarren (Ausg. von 1688) S. 117 ff. und Wernicke, a. a. O. S. 236 ff. — v) S. die drei letzten Kapitel in dem Buch von der deutschen Poeterei.

dem Niederländischen nur zwei Hauptmundarten einer Sprache erkannte. Die spätern Dichter suchten ihre Muster zwar mehr bei den Italienern und Franzosen, in der Behandlung des Sprachkörpers jedoch verfuhren auch sie im Allgemeinen nach den Grundsätzen, welche Opitz dafür aufgestellt und empfohlen hatte.

§. 192.

Indessen nur in der Poesie wurde schon jetzt eine im Ganzen reine, geregelte und gebildete Sprache durchgesetzt; verhältnißmäßig viel weniger geschah für die Prosarede, zumal in Betreff ihrer Reinhaltung, ja diese wurde sogar von Männern, die sie in Gedichten mit Nachdruck verlangten, theils für minder nothwendig, theils für unmöglich gehalten [1]). Am wenigsten litten unter dieser Nachlässigkeit und Verzagtheit noch die durch Stoff und Behandlung der Poesie zunächst stehenden Prosagattungen, wiewohl sich auch darin einzelne Schriftsteller, und unter ihnen so einflußreiche wie Chr. Weise [2]), mehr als billig gehen ließen [3]); am übelsten aber stand es mit der Sprache, deren man sich in wissenschaftlichen Werken bediente,

---

1) So sagt Morhof, Unterricht rc. S. 598: „Lateinische und französische Wörter haben in einem ernsthaften Carmine und einer abgemessenen Rede keinen Platz. In Discoursen (welches Wort auch durch kein deutsches recht ausgedrückt werden kann), in Briefen, in politischen Schriften wird man gezwungen, dieselben zu gebrauchen; denn es kann bisweilen viel nachdenklicher dadurch gegeben werden.“ Vgl. auch Gervinus 3, S. 192. — 2) Daß er selbst lehrte, man dürfe in dem Gebrauch fremder Wörter nicht zu ekel sein (vgl. der grünen Jugend nothwend. Gedank. S. 307 ff.), bedauert schon Eccard, a. a. O. S. 121. — 3) Vgl. Leibnitzens Rüge, Unvorgreifl. Gedank. §. 94 f. In dieser Rücksicht stand namentlich die Prosa in Romanen und andern für die Unterhaltung berechneten Schriften auf der Grenze des 17ten und 18ten Jahrh. im Ganzen tiefer, als in den voraufgehenden Jahrzehnten. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur die Romane Hunolds und seines Gleichen mit den ältern zusammenzuhalten. —

in der man Staatsschriften und andere öffentliche Actenstücke abfaßte, und worin man Briefe schrieb: sie enthielt des Fremden in Ausdrücken, Wortfügungen und Satzverknüpfungen oft fast eben so viel, als des wirklich Deutschen. Es lag auch in der Natur der Sache, daß gerade auf diese Arten der Prosa die lange Herrschaft des Lateinischen in den Wissenschaften, die Handhabung des Rechts nach römischen Gesetzen und das Uebergewicht, welches das Französische als Sprache der Diplomatie und der Höfe in allen politischen Verhältnissen und im mündlichen und schriftlichen Verkehr der höhern Stände erlangt hatte, ihren schädlichen Einfluß am stärksten und nachhaltigsten ausübten[4]). Ihm konnte oder mochte sich selbst Thomasius in seinen deutschen Schriften noch nicht entziehen. Als er jedoch im Verein mit den Pietisten der Muttersprache erweiterte Rechte in dem Gebiet der Wissenschaft und Gelehrsamkeit errungen hatte, zeigten sich davon bald die glücklichsten Folgen, wie in andern Gattungen ungebundener Rede, so auch insbesondere in strengwissenschaftlichen Darstellungen.

---

4) Leibnitz, a. a. O. §. 9 f. verhehlt nicht, indem er den Wortreichthum des Deutschen anerkennt, sofern es auf die Bezeichnung sinnlicher Gegenstände, auf „Kunst- und Handwerkssachen" ankomme, daß wir, um das Unsinnliche in Worte zu fassen, „als bei Ausdrückung der Gemüthsbewegungen, auch der Tugenden und Laster und vieler Beschaffenheiten, so zur Sittenlehre und Regierungskunst gehören, dann ferner bei den noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkenntnissen, so die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denkkunst und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Namen der Logik und Metaphysik auf die Bahn bringen", oft zu dem Wortvorrath fremder Sprachen unsere Zuflucht nehmen müßten; setzt aber ganz treffend hinzu: der Grund davon liege nicht in dem Unvermögen der Deutschen, in ihrer eignen Sprache die Ausdrucksmittel für jeden Begriff zu finden; es habe unter den Gelehrten und Hofleuten, die hier zunächst hätten eingreifen müssen, nur an gutem Willen dazu gefehlt, und darum sei die Sprache der Deutschen nicht „durchgehends erhoben" worden.

§. 193.

Was nun das Allgemeinste der Gestalt selbst betrifft, welche das Hochdeutsche unter den Händen der Dichter und bessern Prosaisten erhielt, so ist zuvörderst zu bemerken, daß mundartliche Eigenthümlichkeiten gröberer Art, welche in den meisten Schriften von Opitzens unmittelbaren Vorgängern noch so zahlreich gefunden werden, allerdings auch in seinen und seiner Zeitgenossen und Nachfolger Werken nicht ganz fehlen; es gibt selbst einige Schriftsteller, die ihnen so wenig aus dem Wege gegangen sind, daß es nicht schwer fällt, aus den Besonderheiten ihres Sprachgebrauchs sogleich ihre Heimath zu errathen [a]). Im Ganzen aber dringt von der Zeit an, wo die Wirksamkeit des Palmenordens beginnt und Opitzens Einfluß anhebt, das meißnisch-obersächsische Hochdeutsch, welches zunächst auf der doppelten Unterlage der lutherschen Bibelsprache und der Sprache der Reichsabschiede und fürstlichen Canzleien ruht, in der Litteratur entschieden durch [b]), und

a) Z. B. Logau, dessen Sprache überhaupt nicht, wie von Hoffmann (polit. Gedichte rc. S. 264) mit Recht bemerkt ist, das große Lob verdient, welches ihr Lessing ertheilt hat. Er äußert sich selbst in der Vorrede zu den Sinngedichten dahin, daß er in den Reimbindungen sich nur nach der schlesischen Aussprache der Vocale gerichtet habe. — b) D. h. die Mundart, welche von den Gebildeten außer im Meißnischen selbst, im sächsischen Kurkreise, in den anhältischen und magdeburgischen Ländern, im Mansfeldischen, in Thüringen, dem Voigtlande und der Lausitz bis nach Niederschlesien hinein gesprochen ward. Ihr gemäß richtete auch Gueinz seine Anweisung zur deutschen Rechtschreibung ein; vgl. Reichard, a. a. O. S. 95 f. Zesen fand es selbst räthlich, daß man im Reimen sich so lange nur an die Meißner Aussprache hielte, bis die rechte nach der Abstammung der Wörter festgestellt wäre; denn wenn seine Landsleute auch nicht fehlerlos, zumal die Vocale aussprächen, wäre die meißnische Mundart doch die reinste und vorzüglichste von allen, als „die im Mitteltüpfel des ganzen Hochdeutschlandes übliche und durch den großen Luther und andere erleuchtete Männer am besten ausgearbeitete Sprache“ (Hochd. Helicon, Ausg. von 1656. 1, S. 97 f.; vgl. S. 197).



nur im Besondern, in einzelnen Ausdrücken, Wortfügungen, Wendungen und Reimeigenheiten, zeigt die Schriftsprache von da an bei Schlesiern, Franken, Rheinländern, Niedersachsen rc. stärkere oder schwächere landschaftliche Färbung [c]). Zu der Rohheit gemeiner Provinzialdialecte sinkt sie bloß in der gereimten und prosaischen Rede einiger namhaften Katholiken des Südens [d]), so wie in Dichtungen und Prosabüchern herab,

---

So weit aber mochte man anderwärts doch nicht gehen. — c) Darauf ist auch großentheils zu beschränken, was Harsdörfer im poet. Trichter 2, S. 10 sagt: „Ein jeder schreibt nach seiner Mundart, wie auch der Gekrönte (Opitz) gethan und deswegen von dem Genossenen (Buchner) vertheidigt wird"; vgl. auch daselbst 1, S. 34—39; 116; Schottel, deutsche Verskunst, S. 107 ff. (in dem Hauptwerke S. 861 ff.); Morhof, a. a. O. S. 435 f.; 439 und Wernicke, S. 93 f. — d) Das auffallendste Beispiel bietet Jac. Balde (geb. 1603 oder 1609 zu Ensisheim im Elsaß, trat in den Jesuitenorden und lebte nun in Baiern, wo er zu Ingolstadt und München als Lehrer der Rhetorik und als Hofprediger ungemeinen Beifall fand; er starb 1668 zu Neuburg in der Oberpfalz) in seinen deutsch geschriebenen Sachen. Sie bestehen aus Reimstrophen, welche den Inhalt der lateinischen an der Spitze der einzelnen Abschnitte in seinem Poema de vanitate mundi wiedergeben sollen, einem Gespräch in Prosa, das als Vorrede zu seinem sogenannten deutschen Agathyrsus dient, aus der in verschiedenen Reimarten abgefaßten vierfachen Umschreibung aller Strophen seines lateinischen Agathyrsus und aus einem von ihm gleich deutsch gedichteten Lobgesange auf die Jungfrau Maria, „Ehrenpreis" genannt, der schon 1638 zu München ohne des Verfassers Namen erschien. In allen diesen Stücken (die in der Cölner Ausg. von 1660. 12. zu finden sind) ist die Sprache eben so roh und ungeschlacht wie der Versbau, auch im Uebrigen die Behandlung der Gedanken und Bilder so geschmacklos (man vgl. nur die Stellen, die E. Neumeister in seinem Specimen S. 10 f. aushebt), daß man darin den Dichter gar nicht wieder erkennt, der sich mit so viel Würde, Anmuth und Zierlichkeit in seinen lateinischen Sachen zu bewegen weiß. Durch diese ist er auch allein von Bedeutung für unsere Poesie geworden: ihre Einflüsse auf den Geist mehrerer Dichter, wie Andr. Gryphius, Birken und andere Nürnberger, die sie zum Theil verdeutschten, so wie auf die geistliche Lyrik dieser Zeit überhaupt, sind unverkennbar. Vgl. Herder, der bekanntlich sehr viele Gedichte von Balde übersetzt hat, in der Terpsichore (Sämmtl. Werke zur schönen Litt. u.

die aus dem eigentlichen Volke noch während des siebzehnten Jahrhunderts hervorgehen [e]). Allmählig jedoch schwinden mit manchen veraltenden Wörtern und Formen auch jene feinern mundartlichen Unterschiede immer mehr aus ihr, und sie gewinnt an Uebereinstimmung und Ebenmäßigkeit, ohne auf das Recht zu verzichten, gute, zu allgemeinerm Gebrauch sich empfehlende Ausdrücke und Redensarten aus dem Wortschatz der Mundarten in sich aufzunehmen und ihrem Körper zu assimilieren. — Dieser zeigt nun in den Stammsilben der Wörter viel Abweichendes von dem Mittelhochdeutschen, weniger jedoch in den consonantischen Verhältnissen, als in den vocalischen. Denn abgesehen von den Aenderungen, welche hierin schon längst, theils in Folge des fast gänzlich aufgehobenen Unterschiedes zwischen kurzen und langen Wortstämmen [f]), theils durch Zusammenziehung von Diphthongen oder umgekehrt durch das Auflösen einfacher Längen in Doppellaute vorgegangen waren, hat sich jetzt auch mit der stäts wachsenden Macht des Umlauts und der Brechung die Zahl der reinen Vocale bedeutend vermindert. Die Endungen dagegen, die während der zunächst voraufgehenden Jahrhunderte noch mehr als die Stämme unter der eingerissenen Sprachverwilderung gelitten hatten, sind seit Opitz und Weckherlin [g]), mit

---

Kunst, Ausg. von 1827 ff. Th. 12; A. W. Schlegel in d. krit. Schriften 1, S. 325 ff. und Gervinus 3, S. 341 f. — Ein ungleich reineres und edleres Deutsch als Balde schrieb schon sein älterer Ordensgenosse Fr. von Spee: er hat mit Bewußtsein seine rheinische Mundart mit der gebildeten Schriftsprache seiner Zeit auszugleichen gesucht (vgl. die Vorrede zur Trutz=Nachtigall). — e) Absichtlich haben einige Dichter, die sonst das allgemein gangbare Hochdeutsch schrieben, hin und wieder Provinzialdialecte gebraucht, besonders im Drama in der schon früher üblichen Weise (vgl. §. 162, Anm. r.). Einige nähere Andeutungen darüber werde ich im fünften Abschnitt geben. — f) S. §. 133. — g) Ich nenne hier absichtlich Opitz vor Weckherlin, weil sich dieser, so

gewissen, zum Theil durch die geänderten Quantitätsverhältnisse der Wurzelsilben bedingten Einschränkungen, so weit ungefähr wieder hergestellt, wie sie sich das Mittelhochdeutsche noch bewahrt hatte, und wenn sie auch fernerhin noch abgeworfen und zusammengezogen werden, so geschieht es, zumal in Gedichten, der Regel nach nur da, wo keine hart und übel klingenden Formen daraus entstehen, oder wo der Zusammenstoß von Vocalen im Ausgang und Anlaut zweier Wörter vermieden werden soll [h]). Was in dem von der Vorzeit überlieferten Vorrath noch lebendiger Wörter aus der reinen Schriftsprache als veraltet, unedel oder roh mundartlich ausgeschieden ist, ersetzt sich für ihre Bedürfnisse reichlich theils aus den Dialecten auf die schon angegebene Weise, theils dadurch, daß verschollene Ausdrücke wieder hervorgesucht werden [i]), theils,

viel ich aus der Vergleichung seiner ältern und jüngern Gedichte habe wahrnehmen können, erst allmählig und, wie ich vermuthe, unter dem Einfluß der opitzischen Poesie und Kunstregel von den hergebrachten Wortkürzungen im Verse mehr lossagt. Auch ist mir nicht bewußt, daß er sich schon vor 1648 über die Behandlung der Endungen so ausgesprochen habe, wie er es in der Vorrede zu der in jenem Jahr erschienenen Ausgabe seiner Gedichte gethan hat (vgl. Gervinus 3, S. 164, Note). Opitz dagegen stellte schon im Aristarch. S. 84 eine Regel über das auslautende e im Verse auf, die noch früher, wie er anerkannte, Ernst Schwabe von der Heide angegeben und beobachtet hatte, und die er dann im B. v. d. d. Poeterei, Kap. 7 noch näher bestimmte und auch auf den Inlaut der tonlosen Endungen ausdehnte. — h) Der Regel nach, sage ich; denn so wie das e, wo es ungehöriges, der Grammatik widerstrebendes Anhängsel ist, trotz dem Verbot Opitzens (a. a. O.) noch oft genug den Vers und den Reim füllen helfen muß, bisweilen sogar bei Dichtern wie Flemming und Brockes, ja bei Opitz selbst, und auch in der Prosa den Wörtern vielfach nachschleppt, besonders eigentlich consonantisch auslautenden Verbalformen; oder von Einzelnen Endungen ausgeweitet werden, die, wenn sie auch nicht geradezu ungrammatisch sind, doch eine erzwungene Betonung haben: so gestatten sich auch dieselben Dichter oder andere noch Kürzungen und Zusammenziehungen, die mitunter, z. B. bei Freinsheim, Lohenstein und Postel (im Wittekind), äußerst gewaltsam und hart sind. — i) Eine

und zwar hauptsächlich, durch neue Wortbildungen. Wenn diese nicht Naturlaute nachahmen sollen, worauf es besonders die Nürnberger mit ihren freilich meist höchst geschmacklosen und läppischen Wortmahlereien abgesehen haben k), kommen sie vornehmlich auf dem Wege der Zusammensetzung zu Stande, und dadurch zumeist werden die Mittel herbeigeschafft, die nach der Kunstlehre dieser Zeit vor allen andern geeignet sind, der poetischen Rede Nachdruck, Bildlichkeit, Glanz, Fülle und Schwung zu verleihen l), wie sie aber oft, vorzüglich von den Dichtern der sogenannten zweiten schlesischen Schule und von den Pegnitzern angewandt sind, dieselbe überladen, prunkend und schwülstig machen helfen m). Die Wort- und Satz-

---

bemerkenswerthe Aeußerung darüber kann man in Harsdörfers großem Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichten (Ausgabe von 1653) 1, S. 96 lesen. — k) Harsdörfer setzte eine Haupttugend unserer Sprache in ihr Vermögen, Naturlaute nachzuahmen und durch viele ihr eigene Wörter das Wesen der Dinge, von denen sie gebraucht und auf die sie angewandt würden, zu bezeichnen: er hat dieß auch in einem Gedicht zu Ende seines Specimen philol. germanic. die deutsche Sprache selbst ausdrücken lassen; vgl. dazu den poet. Trichter 1, S. 97 f. Eins der lächerlichsten Beispiele dieser Art von Wortmahlerei hat W. Wackernagel in sein d. Leseb. 2, Sp. 416 ff. aus der Fortsetzung der Pegnitzschäferei von Birken und Klai aufgenommen, dem ein anderes in Joh. Helwigs (Montano's) Nymphe Noris S. 21 f. um Nichts nachsteht. — l) „Neue Wörter, welches gemeiniglich Epitheta und von andern Wörtern zusammengesetzt sind, zu erdenken, ist Poeten nicht allein erlaubt, sondern macht auch den Gedichten, wenn es mäßig geschiehet, eine sonderliche Anmuthigkeit." Opitz, v. d. d. Poeterei, Kap. 6. Nach Birkens Redebind- u. Dichtk. S. 75 klingen die Epitheta oder „Beisatzwörter" (die, wie Harsdörfer im poet. Trichter 1, S. 93 sich ausdrückt, die Rede zieren, wie das Edelgesteine einen Ring) in Versen „zweimal schön, wenn sie Composita sind". — m) Im Geist der weiseschen Schule warnt daher Morhof, a. a. O. S. 594 ff., wo er auch das Nachahmen von Naturlauten in jeder beliebigen Art von Gedichten entschieden mißbilligt und mit Buchner nur bisweilen in der Komödie und im Scherzgedicht zulassen will, vor dem Gebrauch „der vielen gemachten dithyrambischen Composita, welche einige sehr häufen und in ihnen



fügung hält sich im Ganzen an feste Regeln; ihre Beobachtung wird jedoch, nachdem manche alten, der Natur unserer Sprache keineswegs widersprechenden Freiheiten aufgegeben sind, für den poetischen und den prosaischen Stil zu gleichmäßig gefordert. Daß sich jener von diesem in der Stellung und Verbindung der Satztheile so wenig wie möglich entferne, will schon Opitz n); mit noch größerm Eifer versicht unter seinen Nachfolgern Chr. Weise den Grundsatz, daß der Dichter im Syntactischen nicht freier verfahren dürfe, als der Prosaist o). Daher ist die dichterische Rede im Allgemeinen nicht mannigfaltig, gedrungen und belebt genug, in ihrer Bewegung zu verzagt, zu steif und schwunglos, in der Prosa aber erhalten die Perioden durch gehäuftes Verschlingen und Einschachteln der Sätze oft etwas Undeutsches, und der ganze Stil verfällt zu leicht in eine canzleimäßige Breite, wird weitschweifig und schleppend. Indessen läßt auch die syntactische Behandlung der Sprache einen allmähligen Fortschritt zum Bessern gewahren; nur darf

---

eine sonderliche Zierlichkeit suchen." Vgl. auch was Gottsched, Sprachk. 5. Ausg. S. 428 über Canitz bemerkt. — Einige andere Eigenheiten in dem dichterischen Wortgebrauch dieses Zeitraums, die frühzeitig anheben und oft sehr missfällig hervortreten, berührt Hoffmann in seinen Spenden 2, S. 86 ff.; 146. — n) Von d. d. Poeterei, Kap. 6; er findet insbesondere, daß bei uns „die Epitheta ein gar übel Aussehen haben, wenn sie hinter ihr Substantivum gesetzt werden", und „die ἀναστροφὴ oder Verkehrung der Worte" unserer Sprache „sehr garstig stehe". — o) Vgl. d. grün. Jugend nothw. Gedank. S. 316 ff. Der verständige Morhof, der sonst so viel auf Weisen hält, mag ihm hierin doch nicht schlechthin beistimmen, wiewohl er zugibt, daß einige Dichter in ihren Wortversetzungen wie in andern Dingen zu weit gegangen sind (er meint wieder, wie mit seinem Anm. m. berührten Tadel, vornehmlich die Nürnberger), a. a. O. S. 464 ff. Dagegen halte man, was Neumeister, a. a. O. S. 110 und mit ihm Hunold, die allerneuste Art rc. S. 45 über Weise's Vorschrift („diese unvergleichliche Regel") sagen. Auch die spätern Pegnitzschäfer giengen darauf ein; vgl. Omeis, gründl. Anleit. rc. S. 52 ff.

man diesen nicht sowohl an der großen Mehrzahl der Schriftsteller, als vielmehr an den einzelnen Hauptvertretern der Litteratur von Opitz, Flemming, Harsdörfer, Dach und Zesen bis zu P. Gerhard, A. Gryphius, Birken, Hofmannswaldau, Lohenstein und Weise, und von diesen wieder bis zu Wernicke, Neukirch, Canitz, Brockes und Günther, und auch hier an den Einzelnen öfter nur in einer ganz besondern Beziehung nachweisen wollen. Und wollte man endlich die fortschreitende Entwickelung und Vervollkommnung der Sprache überhaupt nach den guten Eigenschaften andeutend characterisieren, welche in ihr nach und nach deutlicher zum Vorschein kommen, und dabei vorzugsweise die Werke der eben genannten Männer im Auge behalten, so könnte man etwa sagen, daß, nachdem sie in der ersten Zeit wieder zu reinern und vollständigern Formen, zu grammatischer Regelung und Bestimmtheit, zu Ebenmaaß, zu Würde und zu einem im Allgemeinen noch mehr den Gesetzen des Verstandes, als den Eingebungen der Phantasie folgenden Gebrauche der in ihr ruhenden Mittel gelangt ist, sie in der mittlern Zeit einerseits sich Wucht, Pracht und Glanz anzueignen trachtet, andrerseits lieblicher und geschmeidiger, oder inniger und natürlicher wird, in der letzten aber dort zu dem Körnigen und Gedrungenen übergeleitet, hier an größere Eleganz und Glätte, an feinere Zier, so wie in der Wortmahlerei an durchsichtigere und sanfter abgestufte Farbentöne gewöhnt wird, oder auch schon sinnlicher Belebtheit und Frische und einem wärmern und lebhaftern Ausdruck der Empfindung zustrebt.

§. 194.

2. Den metrischen Formen dieses Zeitraums im Allgemeinen sind von da an, wo sie zur Festigung gelangen und wieder wirklicher Kunstregel folgen, zwei eng verbundene

Hauptmerkmale eigen: sie sind der Fremde nachgebildet und doch zugleich volksthümlich. Beide Merkmale finden sich zwar schon in den Formen der mittelhochdeutschen Kunstdichtung beisammen, haben nun aber ihr gegenseitiges Verhältniß in sofern bedeutend geändert, als das, welches damals noch mehr hinter dem andern versteckt war[1]), sich seit Opitz in der augenfälligsten Stärke vorgedrängt hat. Was den neuen Kunstformen noch von Volksthümlichkeit übrig geblieben ist, beruht vornehmlich in ihren mehr innerlichen Verhältnissen, in dem eigentlichen Versbau, in sofern sich dieser nun wieder nach dem Gesetz der deutschen Silbenbetonung richtet, und in den von der Vorzeit vererbten, im Wesentlichen unverändert beibehaltenen Reimarten. Das Fremdländische an ihnen zeigt sich in den mehr äußerlichen Dingen, in der Begrenzung der Silbenzahl für die verschiedenen Versarten, in den regelmäßig beobachteten Einschnitten der Zeilen von längerm Maaße und am unverkennbarsten in der Art, wie Verse und Reime zu Reihen, Strophen und andern Systemen verbunden und verschlungen werden: denn in allen diesen Stücken ist die neue Kunst, wenn auch nicht durchweg, so doch mit der entschiedensten Vorliebe, zumal wo sie weltliche Gegenstände behandelt hat, auf die mittelbare oder unmittelbare Nachahmung romanischer Formen ausgegangen. Einzelne Versuche, die deutsche Metrik durch eine derartige Umgestaltung von innen und außen ihrer Rohheit zu entheben, waren bereits im sechzehnten Jahrhundert gemacht worden. Wo es in mehr oder minder bewußter Absicht geschah, strebte man diesem Ziele auf zwei Wegen zu, die verschiedene Ausgangspuncte hatten, sich zwar häufig berührten, jedoch auch hier

---

1) Vgl. §. 73, Anm. b; §§. 76; 107 und ganz besonders W. Wackernagel, Altfranzös. Lieder u. Leiche. Basel 1846. 8. S. 193 ff. —

und da wieder trennten. Den einen verfolgten jene Männer, welche die jambischen und trochäischen Versmaaße der antiken Poesie bei uns einbürgern wollten und sich dabei von der Ueberzeugung leiten ließen, daß dieß nur dann gelingen könnte, wenn bei dem Bau des deutschen Verses nicht sowohl die Quantität der Silben, als deren Tonwerth berücksichtigt würde [2]). Den andern schlugen, soviel bekannt ist, zuerst Ambr. Lobwasser [3]) und Paul Schede, oder wie er sich

---

2) Den meisten Anspruch auf besondere Hervorhebung haben unter ihnen, wie schon oben (§. 137, Anm. e.) bemerkt ist, P. Rebhun (vgl. §. 162, Anm. c.) und Joh. Clajus (vgl. §. 191, Anm. b.). In der Vorrede zur „Klag des armen Mannes" (Leipziger Beiträge zur krit. Histor. d. deutsch. Sprache ꝛc. St. 4, S. 623) bemerkt jener ausdrücklich, „daß er nach der Lateiner Art mancherlei Vers in metris trochaicis und iambicis, denen die deutschen Reim etzlicher maß gemäß sind, gemacht"; und Clajus sagt, wo er in seiner Grammatik von deutscher Nachbildung jambischer und trochäischer Verse handelt: Versus non quantitate, sed numero syllabarum mensurantur: sic tamen, ut ἄρσις et θέσις observetur, *iuxta quam pedes censentur* aut iambi aut trochaei, et carmen fit vel iambicum vel trochaicum. Syllabae enim, quae communi pronunciatione non elevantur, sed raptim, tanquam schwa apud Ebraeos pronunciantur, in compositione versus nequaquam elevandae sunt; et contra syllabae *accentum sustinentes* nequaquam deprimendae, sed elevandae sunt. Vgl. Gottscheds deutsche Sprachk. S. 575 u. S. 606, Anmerk. i. — Daß übrigens auch ohne deutliches Bewußtsein von ihrem Verfahren und hauptsächlich wohl nur von einem richtigen Gefühl, so wie von der in der Volkspoesie nie ganz geschwundenen Erinnerung an das alte Grundgesetz der deutschen Verskunst geleitet, einzelne Dichter des 16ten Jahrh. ziemlich regelrechte jambische und trochäische Verse, besonders im Kirchenliede zu Stande brachten (z. B. Joachim Sartorius, vgl. Hoffmanns Spenden 2, S. 219 ff.), würde ich hier gar nicht erwähnen, wenn nicht schon in den Poetiken des 17ten Jahrh. bisweilen darauf aufmerksam gemacht würde (z. B. in Zesens hochd. Helicon 1, S. 161 ff. und in Schottels d. Versk. S. 68 ff.), daß der deutsche Kirchengesang lange vor Opitz „steigende und fallende" Verse öfter unterschieden habe. — 3) Vgl. §. 159, Anm. 33. Seine Bearbeitung der Psalmen erschien zwar erst 1573, war aber schon lange zuvor von ihm begonnen und vollendet worden. —

selbst nannte, P. Melissus ein[4]), indem sie die Maaße des Alexandriners und anderer französischen Versarten, der zweite auch so künstliche Formen, wie das Sonett und die Terzinen, in deutschen Reimzeilen nachbildeten, dabei aber noch oft die Silben nach der Weise der Franzosen mehr abzählten, als nach der Stärke oder Schwäche ihres Tons abwogen[5]): ein

---

4) Geb. 1539 zu Melrichstadt in Franken, studierte auf mehrern Universitäten, ward 1561 zu Wien, wo er späterhin auch eine Zeit lang ein öffentliches Amt bekleidete, als lateinischer Dichter gekrönt und geadelt. Mit dem kaiserlichen Heere zog er nach Ungarn, machte dann Reisen nach Frankreich, Italien und England und wurde zuletzt Bibliothekar zu Heidelberg, wo er 1602 starb. Den Namen Melissus hatte er von seiner Mutter angenommen. Von seiner Bearbeitung des Psalters, die er im Auftrage des Kurfürsten Friedrichs III. von der Pfalz begann, erschienen nur die 50 ersten Psalmen (darunter der 37ste in sogenannten gemeinen Versen [vers communs], die nach Art der Terzinen gereimt sind) mit einigen andern gereimten Stücken aus der Bibel: „Di Psalmen Davids In Teutische gesangreymen, nach Französischer melodeien unnt sylben art, mit sönderlichem fleise gebracht von Melisso." Heidelberg 1572. 8. Dieses Buch ist sehr selten geworden. Von seinen weltlichen Gedichten sind nur die wenigen bekannt, welche von Zinkgref in den Anhang zur ersten Ausg. der opitzischen (vgl. §. 185, Anm. c.) aufgenommen wurden. Zwei davon sind nachher öfter gedruckt, alle stehen sie im ersten Bande von Gebauers deutschem Dichtersaal (neue Ausg. Leipz. 1834. 4 Bde.). In Wackernagels Leseb. 2, Sp. 121 ff. findet man außer dem 37sten Psalm zwei weltliche Lieder und ein Sonett, dieses in Alexandrinerversen. — 5) Von einem bloßen Zählen der Silben kann bei den Versarten, die Lobwasser und Melissus den Franzosen nachgeahmt haben, nicht die Rede sein. Bei diesem fällt überall ein jambischer Rhythmus deutlich ins Ohr; bei jenem läßt sich aus den Strophen jedes Psalms leicht heraushören, ob die Verse darin entweder für bloß jambische oder bloß trochäische, oder für jambische und trochäische gelten sollen. Aber freilich, häufig genug verstoßen beide Dichter noch gröblich gegen das rhythmische Gesetz, indem sie tonlose oder doch schwachtonige Silben in die Hebung bringen und stark betonte unmittelbar davor und dahinter senken. Melissus hat sich in dieser Beziehung nicht mehr Zwang angethan, als Lobwasser (wenn anders der Text seiner Psalmenbearbeitung in der Herborner Ausg. von 1666 ganz zuverlässig ist): des letztern Alexandriner (Ps. 89) und gemeine Verse

Verfahren, welches im Ganzen auch von Joh. Fischart in seinen Sonetten und Rundreimen[6]), so wie von den Dichtern beobachtet wurde, die andere, zum Theil in den deutschen Volksgesang übergehende Formen der romanischen Poesie nachahmten[7]). Selbst Georg Rudolf Weckherlin[8]), der in

---

(z. B. im 37sten Psalm und sonst noch häufig) sind, abgesehen von der in diesen, nicht aber in jenen, öfter noch fehlenden vorschriftsmäßigen Cäsur, gewiß nicht schlechter gebaut, als die von Melissus. Opitz hatte ganz Recht, in der Vorrede zu seinen verdeutschten Psalmen (Breslau. Ausg. von 1690, S. 9 f.) das wegwerfende Urtheil des Melissus über Lobwassers Arbeit überhaupt und deren metrischen Theil insbesondere zu rügen. — 6) Den „Kranz von sieben Sonetten" (v. Meusebach in der Hall. Litt. Zeit. 1829. Nr. 56. Sp. 445) habe ich selbst zwar noch nicht gesehen, Hoffmann aber wird über die metrische Beschaffenheit dieser Gedichte wohl nicht aus bloßer Vermuthung (in den Spenden 2, S. 222) so ungünstig geurtheilt haben. Von den ihrem Inhalt nach sehr unschönen Rundreimen (Rondeau) im 16. Kap. der Geschichtklitterung habe ich nur einen Abdruck, der fehlerhaft scheint, vor mir; indeß so viel ist auch daraus zu ersehen, daß die Silben in den Versen nicht bloß gezählt sind, sondern daß sie fast durchgehends aus jambischen Füßen in der Art der rebhunschen bestehen. — 7) Vgl. §. 140, S. 329 und Gervinus 3, S. 40. — 8) Geb. zu Stuttgart 1584, studierte zu Tübingen die Rechte und machte dann, nachdem er sich in Deutschland umgesehen, Reisen nach Frankreich, England und vielleicht auch nach Spanien. Als Dichter versuchte er sich schon früh, wie er selbst sagt, in Buhlerliedchen, in der Bearbeitung ovidischer Fabeln und in Liebessonetten. In seinem 25sten Jahre wurde er herzoglicher Secretär in seiner Vaterstadt, und daneben diente er seinem Fürsten als Hofpoet. Nach dem Ausbruch des 30jährigen Krieges scheint auch für ihn ein sehr unruhvolles Leben begonnen zu haben. Er verließ Deutschland, vielleicht im Gefolge seines Gönners, des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz, und ward nach 1620 in London bej der im Laufe des Krieges errichteten deutschen Canzlei als Secretär angestellt. Sein neues Amt scheint ihm Ansehn und Ehre gebracht, aber auch mancherlei Lasten auferlegt zu haben. Er starb wahrscheinlich 1651. Vgl. die „Nachrichten von dem Leben und den Schriften R. Weckherlins &c. von Conz. Ludwigsburg 1803. 8. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien zu Stuttgart 1618. 19: Zwei Büchlein Oden und Gesänge. (Von dem unter dem Titel „G. R. Weckherlins Oden und Gesänge" einzeln aus-

dem Eifer, die deutsche Dichtkunst an die Formen des Auslandes zu gewöhnen weiter gieng, als irgend einer vor ihm [9]), kannte bei seinem Auftreten noch kein höheres Gesetz für den deutschen Versbau, als das der Silbenzählung, und konnte

---

gegebenen ersten Buch scheint Hr. v. Meusebach das einzige bekannte Exemplar zu besitzen; vgl. Zur Recension der deutschen Grammatik. Unwiderlegt herausgegeben von J. Grimm. Cassel 1826. S. 8.) Eine Anzahl Gedichte nahm Zinkgref in den erwähnten Anhang auf. Später ließ Weckherlin Ausgaben seiner „Geistlichen und weltlichen Gedichte" (um viele war er schon vor 1639 gekommen) zu Amsterdam drucken, die vollständigste 1648. 12. Eine Auswahl daraus enthält das 4te Bdchen der „Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrh." Leipzig 1822—38. (Auf diese aus 14 Octav-Bändchen bestehende, von W. Müller begonnene und vom 11ten Bdchen von K. Förster fortgesetzte Sammlung, welche fast nur lyrische und didactische Stücke aus den Werken vieler der bedeutendern Dichter dieses Zeitraums nebst ihren Lebensläufen und den Schilderungen ihres schriftstellerischen Characters enthält, will ich hier, um sie nicht zu oft anzuführen, diejenigen Leser gleich im Allgemeinen verwiesen haben, denen es an Gelegenheit fehlt, von der poetischen Litteratur des 17ten Jahrh. mehr kennen zu lernen, als in den Handbüchern von Wackernagel, Pischon, den beiden Scholl rc. steht. Schade nur, daß die Herausgeber an den Texten der ausgewählten Stücke durch Auslassungen zu große Willkür geübt und überhaupt mehr das ausgehoben haben, was etwa auch jetzt ansprechen möchte, als das, was dem Leser den besondern Character jedes Dichters hätte vergegenwärtigen können). Ueber die von Weckherlin seit 1616 herausgegebenen Beschreibungen von Hoffesten, worin auch die von ihm bei solchen Anlässen abgefaßten Gedichte für Aufzüge, Ballete und Maskeraden stehen, die er später den Ausgaben seiner Poesien einverleibte, vgl. Conz oder Jördens (5, S. 202 f.). — 9) Welche Formen er aber wirklich eingeführt, welche dann erst gebraucht hat, als Opitz ihnen bereits Eingang verschafft hatte, kann ich bei dem Mangel der zur Entscheidung dieser Frage erforderlichen Hülfsmittel mit Bestimmtheit nicht angeben. Was ich darüber gelesen, genügt mir nicht, weil es scheint, als habe bisher noch niemand genau untersucht, welche Neuerungen in den poetischen Formen sich schon in den Festbeschreibungen, in der Ausgabe von 1618 und in Zinkgrefs Anhang, und welche erst in den spätern Drucken von W's Gedichten, also lange nach dem Erscheinen von Opitzens B. v. d. d. Poeterei vorfinden (vgl. übrigens Hoffmann, polit. Gedichte rc. S. 252). —

sich auch späterhin nicht entschließen, die dafür wieder aufgefundene Grundregel förmlich anzuerkennen [10]), wenn er auch beim Dichten selbst ihr mit der Zeit mehr nachkam [11]). Der erste Dichter, von dem es ziemlich feststeht, daß er bei der Nachbildung einiger französischen Hauptmaaße das deutsche Betonungsgesetz mit deutlicherem Bewußtsein als seine Vorgänger anwandte, und in dessen uns überlieferten Versen davon nur noch selten in eigentlich unerlaubter Weise abgewichen ist, war Ernst Schwabe von der Heide [12]). Durchge-

10) Er sah darin nämlich weiter nichts, als ein Einzwängen der deutschen Sprache in die metrischen Gesetze der griechischen und lateinischen (vgl. §. 187, Anm. a.), wogegen sich schon Fischart, aber in anderer Beziehung und da mit besserem Rechte aufgelehnt hatte (Geschichtklitterung Kap. 2 gegen das Ende, auch bei Wackernagel, Leseb. 2, Sp. 135). — 11) Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Stücke, welche die beiden Scholl, deutsche Litteraturgesch. 2, Sp. 155 ff. dem Druck von 1618 und Pischon, Denkm. 3, S. 22 ff. dem Anhange Zinkgrefs entnommen haben, an die in denselben Büchern und in Wackernagels Leseb. 2, Sp. 259 ff. aus der Ausg. von 1648 abgedruckten zu halten und dabei wiederum die metrische Behandlung derjenigen Gedichte besonders ins Auge zu fassen, von denen an dem einen Ort einer der ältern Texte, an einem andern der jüngere geliefert ist. — 12) Von seinen Lebensverhältnissen wissen wir weiter nichts, als daß er zufolge einer Andeutung Römplers v. Löwenhalt (vgl. Gervinus 3, S. 162) sich in Danzig aufhielt und, wie aus der 1sten Ausg. von Opitzens Aristarchus und aus den Anführungen Anderer erhellt, 1616 ein Büchlein zu Frankfurt a. d. O. in den Druck gab, das bald so selten wurde, daß sich schon 1624 Zinkgref vergeblich darnach umgethan hatte (vgl. Hoffmanns Spenden 2, S. 66 f., Neumeister, S. 75), und R. v. Löwenhalt, wenn er damit nicht auf eine größere Arbeit Schwabe's zielte, sagen konnte, „das sinnreiche Werk sei leider durch Unglück ersitzen geblieben und nicht in Druck gegeben worden". Erhalten sind daraus nur (in Opitzens Aristarchus) ein Sonett in Alexandrinern und fünf noch kleinere Stücke, zwei in gemeinen Versen, die drei übrigen auch in Alexandrinern (die 3 ersten abgedruckt in Wackernagels Leseb. 2, Sp. 235 f.). Im Vergleich mit den ältern Versuchen in denselben Maaßen sind diese Verse vortrefflich zu nennen. Da Opitz, wo er im Aristarchus und in dem B. v. d. d. Poeterei (Kap. 7) über die Anwendung



setzt jedoch ward diese neue kunstmäßige Metrik in der Gelehrtenpoesie nicht eher, als bis Opitz, der sich als Dichter und Theoretiker für sie entschied [13]), zu Ansehen gelangte; und

des Apostrophs spricht, sich auf Schwabe mit den Worten beruft „Quod et Schwabius *docet* et observat“ und „wie auch E. Schwabe in seinem Büchlein erinnert“, so unterliegt es keinem Zweifel, daß dieses Büchlein außer Gedichten auch metrische Vorschriften enthielt. — Wenn Tob. Hübner (seit 1619 unter dem Namen „der Nutzbare“ Mitglied des Palmenordens, lebte als fürstl. anhält. Rath zu Dessau und starb 1636 im 58sten Jahre) in einem Briefe an Buchner vom J. 1625 (vgl. die Anmerk. d. zum Aristarch in d. Zürich. Ausg. S. 80) sich rühmt, er sei, lange bevor Opitz ihm nur dem Namen nach bekannt geworden, von selbst darauf gekommen, sich in Versen von denselben Maaßen zu üben, als deren Erfinder sich dieser zu betrachten scheine, und könne dieß mit Gedichten belegen, die er bereits um 1613 herausgegeben: so ist dieß keineswegs so zu verstehen, als sei Hübner damals schon im Metrischen dem Betonungsgesetz so weit nachgekommen, wie zwei bis drei Jahre später Schwabe. Das ergibt sich schon aus dem, was über seine Verse nicht bloß Morhof, Unterr. rc. S. 385 und Neumeister, Specim. S. 57 bemerken, sondern auch aus einem etwas ältern Briefe Hübners selbst; vgl. in d. Zür. Ausg. Opitzens B. v. d. d. Poeterei, S. 58, Anm. 2. — Ob W. Wackernagel einen besondern Grund gehabt hat, Fr. v. Spee, dem Dichter, im Lesebuch seine Stelle zwischen Weckherlin und Zinkgref anzuweisen, ist mir unbekannt; als Verskünstler und Prosodiker darf er sicherlich nicht den Männern beigezählt werden, von denen Opitz schon 1624 etwas gelernt haben konnte, da Gedichte von Spee, so viel ich weiß, erst neunzehn Jahre nachher, wo nicht gar noch später gedruckt sind, die Vorrede zur Trutz-Nachtigall aber, worin er sich über die im Bau seiner Verse befolgten Grundsätze ausspricht, wohl kaum eher geschrieben sein wird, als nach Vollendung des Buchs, d. h. im J. 1634. — 13) Er will, wie er im Aristarch sagt, von E. Schwabe noch nichts gelesen haben, als er sich zuerst in Alexandrinern versuchte. Leicht möglich, da diejenigen, die er dem Aristarch einverleibt hat, und die in dem ersten von ihm verfaßten Hochzeitsgedicht (vgl. Hoffmanns Spenden 2, S. 69 f.) im Ganzen offenbar schlechter sind, als die von Schwabe. Ich vermuthe auch, daß die metrischen Vorschriften in des letztern Büchlein noch nichts über die im Verse zu beobachtende Silbenbetonung enthielten, weil Opitz wohl sonst schon im Aristarch etwas der Art hätte in die Regeln über die Alexandriner und die gemeinen Verse einfließen lassen: denn er spricht so, als komme es bei deren

selbst da noch wurde längere Zeit hindurch gegen die bindende Kraft der von ihm aufgestellten Grundsätze von einzelnen gelehrten Dichtern, die auf die althergebrachte freiere Behandlungsart des deutschen Verses nicht schlechthin Verzicht leisten wollten, Einspruch erhoben[14]), bis sie bald nach der Mitte

Bau nur auf die Silbenzählung, die Unterscheidung männlicher und weiblicher Reime, das Innehalten der Cäsuren und das Vermeiden der Hiate an. Auch sagt er im 7. Kap. von d. d. Poeterei, wo er von den jambischen und trochäischen Maaßen handelt und bemerkt, „wir könnten nicht nach Art der Griechen und Lateiner eine gewisse Größe der Silben in Acht nehmen", sondern wir müßten „aus den Accenten und dem Tone erkennen, welche Silbe hoch und welche niedrig gesetzt werden soll", daß „dieß seines Wissens noch niemand, er auch vor der Zeit selber nicht genau in Acht genommen"; und darum fand er an seinen ältern Gedichten, welche in Zinkgrefs Ausgabe gedruckt waren, nachher noch so manches Metrische zu bessern (vgl. die Varianten unter dem Text einzelner Stücke bei Wackernagel, Leseb. 2, Sp. 312 ff.). Es bleibt mir daher auch zweifelhaft, ob ihm die Nothwendigkeit, den deutschen Vers dem Gesetz der Silbenbetonung zu unterwerfen, schon vollständig eingeleuchtet hatte, bevor er in die Niederlande reiste, wo sie längst in der Poesie anerkannt, auch schon in Abrahams van der Myle 1612 gedrucktem Buch de lingua Belgica etc. (der vollständige Titel bei Eccard, a. a. O. S. 110) mit klaren Worten ausgesprochen war (vgl. En. Hanmann zu Opitzens B. v. d. d. Poeterei, Ausg. von 1658. S. 111 f. oder Gottscheds d. Sprachk. S. 663, Note c.), und wo die Regel ihm leicht von Dan. Heinsius überliefert werden konnte. Merkwürdig bliebe es freilich immer, wenn er nicht die viel gelesene Grammatik von J. Clajus schon früher gekannt hätte, wo die Regel ja auch schon zu finden war. In jedem Fall wird er die Fertigkeit, die er in der deutsch-romanischen Metrik schon vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit Heinsius besaß, hauptsächlich den Niederländern abgelernt haben, mit denen er sich früh genug beschäftigte (vgl. auch Morhof, a. a. O. S. 385 f. und Omeis gründl. Anleit. S. 39 f.). — 14) Logau erkennt zwar in der Vorrede zu seinen Sinngedichten, so wie in Nr. 526 an, daß der „Beilaut (Accent) die beste Richtschnur im Reimschreiben" sei, gleichwohl gesteht er Nr. 770, er habe sich nicht ganz in die Schranken geschlossen, die der Haufe der Reimkünstler baue: „wann nur der Sinn recht fällt, wo nur die Meinung recht, so sei der Sinn der Herr, so sei der Reim (d. i. der Vers) der Knecht". Lauremberg will von der neuen Verskunst gar nichts wissen (vgl. das vierte Scherzgedicht,

des siebzehnten Jahrhunderts allgemeine Anerkennung fanden, von wo an sogar die Meistersänger sich darnach zu richten suchten [15].

§. 195.

a) **Versmessung.** — Die neue metrische Kunst Opizzens unterschied sich, was den innern Bau der Verse betrifft, von der geregelten ältern und namentlich der mittelhochdeutschen im Allgemeinen hauptsächlich nur dadurch, daß 1) jetzt, nach dem Verschwinden der kurzen Stämme in mehrsilbigen Wörtern, die Hebung nur immer eine Silbe befassen, nie auf zwei verschleifte fallen konnte, und daß 2) mit Ausnahme der letzten, jede Hebung im nicht zusammengesetzten Verse [a])

Ausg. von 1700, S. 89 ff.). Von seinen Scherzgedichten sind auch nur das erste und der Beschluß ganz in Alexandrinern abgefaßt, obgleich er auch da die Verse oft sehr frei gebaut hat, die übrigen aber in kurzen Reimpaaren oder Knittelversen und Alexandrinern, die unter einander gemischt sind, so daß bald die einen, bald die andern vorwalten. Auch B. Schupp läßt sich nach seiner derb humoristischen Art in der Zuschrift an den Leser vor seinen Morgen- und Abendliedern, S. 750 ff. so aus, daß man sieht, ihm gefalle die alte Weise der Versbehandlung, zumal im geistlichen Liede, besser als die neue, und wenn er auch anderwärts (S. 597) Opitzen den Virgilius der Deutschen nennt, sieht er hier doch keinen Grund, ihm „zu Gefallen einen guten Gedanken, einen guten Einfall fahren zu lassen". (Vgl. hierzu Gervinus 3, S. 232 f.; 328.) Moscherosch hält sich wenigstens nicht streng an Opitzens Vorschriften und steht in seinen Versen Weckherlinen noch näher als jenem (vgl. z. B. die Alexandriner in dem Pflaster wider das Podagra, Ausg. von 1645. 4. S. 511), wenn er auch nicht, so viel ich mich erinnern kann, gegen die Alleingültigkeit der neuen Metrik geradezu Einspruch thut. — 15) Vgl. was §. 143, Anm. a. über die „Kurze Entwerfung des deutschen Meistergesangs" von den Memmingern bemerkt ist. — Selbst das historische Volkslied fügt sich seit dem Ende der Dreißiger schon bisweilen einem strengern Silbenmaaß; vgl. z. B. bei Soltau die Stücke 81; 83; 84. und bei Ph. M. Körner Nr. 40 (wo aber die drei letzten Strophen manche Veränderung von der ursprünglichen Abfassung erlitten zu haben scheinen).

a) Vgl. Anmerk. s. —

eine, auch immer nur streng einsilbige Senkung hinter sich haben mußte. Von dem Vorhandensein oder dem Fehlen der gesenkten nach der letzten gehobenen Silbe hieng die Reimart, von der der ersten Hebung vorgesetzten oder ihr vorenthaltenen Auftactsilbe die Versart ab, die man im ersten Falle die jambische oder steigende, im andern die trochäische oder fallende nannte [b]). Mit der Feststellung der Vers- und

b) Hiernach ist Anmerk. f. zu §. 137 zu berichtigen: ich habe da übersehen, daß in alt- und mittelhochd. Versen Hebung und Senkung ganz so regelmäßig wie in neuhochdeutschen wechseln und jene doch anders aussehen können, als unsre jambischen und trochäischen, weil dort auch verschleifte Silben in Hebungen und Senkungen möglich sind. — Man gab beiden Maaßen im 17ten Jahrh. auch noch andere, aber schwerfälligere deutsche Namen, wie kurzlange und langkurze Verse, oder Nachtritt- und Vortrittzeilen, von denen die beiden ersten überdieß ihren Ursprung der Verwechselung des Silbentons mit der Silbenquantität verdankten. Opitz hielt sich von diesem schädlichen Irrthum noch frei: denn wenn er auch die jambischen und trochäischen Verse der Alten nachbilden wollte (also auch hierin fremder Kunstform huldigte) und wohl nicht daran dachte, daß er damit nur die altdeutsche Versregel in ihren wesentlichsten Stücken wieder herstellte, so unterschied er doch scharf und mit klaren Worten von dem Quantitätsprincip des antiken Versbaues das Betonungsgesetz des deutschen (vgl. §. 194, Anm. 12.). Seine Nachfolger jedoch, die darauf ausgiengen, für den metrischen Gebrauch den Werth der deutschen Stamm-, Ableitungs- und Biegungssilben zu ermitteln und die „regulae catholicae" dafür gefunden zu haben meinten (inventum hoc centum boum mactatione dignum celebrabit posteritas, sagt Harsdörfer im Specim. phil. germ. S. 147), verloren diesen wesentlichen Unterschied aus den Augen und sprachen nun von langen, kurzen und mittlern Silben, wo nur von hochtonigen, tonlosen und tiefbetonten die Rede sein konnte. Diese Selbsttäuschung trübte ihren Blick bei der Beurtheilung aller metrischen Verhältnisse, verführte sie zu den seltsamsten Aussprüchen (vgl. z. B. was in Zesens hochd. Helicon 1, S. 11 ff. als unnatürlich in der lateinischen Verskunst angesehen wird), verhinderte sie, die feinern Abstufungen der deutschen Silbenbetonung und die wahrhaften Quantitätsunterschiede in den Wortgliedern sich deutlich zum Bewußtsein zu bringen, und leitete die ganze Theorie und Praxis ein, welche im 18ten Jahrh. unsere Sprache mit aller Gewalt in eine ihrer Natur widerstrei-



Reimart also und der Zahl der Hebungen einer Zeile war jetzt auch die Zahl aller Silben in ihr schlechthin bestimmt. — Dieser von Opitz geforderte und in der deutschen Poesie durchgesetzte regelmäßige Wechsel gehobener und gesenkter Silben in den beiden Versarten, in denen allein er alle seine Sachen gedichtet hat c), und die von nun an immer wenigstens die bei weitem vorherrschenden blieben, brachte manche Unbequemlichkeiten mit sich, welchen die ältern Dichter in ihrem Versbau leichter ausweichen konnten. Opitz selbst fühlte dieß und warnte daher vor dem unvorsichtigen Gebrauch solcher Wortbildungen im Verse, deren natürliche Betonung den eingeführten Maaßen eigentlich widerstrebte d). Allein da man beim Dichten weder auf alle mehrsilbigen Wörter dieser Art, noch auf die große

---

tende Prosodie hineinzwingen wollte und uns jene erkünstelten Versarten aufdrang, die man in eigener Befangenheit lange für die einer gebildeten deutschen Poesie allein würdigen hielt, indem man meinte (ja auch jetzt noch nicht davon abkommen kann zu glauben), daß die antike Metrik damit bei uns eingebürgert wäre, und daß die Deutschen in diesen Künsteleien wirkliche Nachbildungen griechischer und römischer Silbenmaaße zu Stande gebracht hätten. — c) Auch spricht er außer von ihnen in dem B. v. d. d. Poeterei nur noch von sogenannten sapphischen Versen (in sapphischen Strophen hatte man sich schon im 16ten Jahrh. versucht; vgl. K. E. P. Wackernagel, d. d. Kirchenl. Nr. 168 u. S. 870a; 874; W. Wackernagel, Leseb. 2, Sp. 25 ff.), ist „aber des Ronsards Meinung, daß sie, in unsern Sprachen sonderlich, nimmermehr können angenehm sein, wenn sie nicht mit lebendigen Stimmen und in musikalische Instrumente eingesungen werden, welche das Leben und die Seele der Poeterei sind“. Er selbst habe nie dergleichen gemacht. — d) Als Beispiel braucht er das Wort obsiegen: hier sei die erste Silbe hoch, die beiden andern niedrig, darum habe es eben den Ton, wie bei den Lateinern der Dactylus, „der sich zuweilen (denn er gleichwohl auch kann geduldet werden, wenn er mit Unterscheide gesetzt wird) in unsere Sprache, wenn man dem Gesetze der Reimen (Verse) keine Gewalt thun will, so wenig zwingen läßt, als castitas, pulchritudo etc. in die lateinischen Hexametros und Pentametros zu bringen sind. —

Zahl der übrigen, in deren Betonung sich ähnliche oder andere Schwierigkeiten für den Versbau darboten, verzichten wollte oder konnte, mußte sich die der Sprache gemäße Abstufung der Silbentöne in ihnen dem vom Metrum vorgeschriebenen Heben und Senken der Stimme fügen, so gut es gehen wollte. Dadurch wurden allmählig ganze Classen dieser Wörter in den beiden Hauptversarten an eine Betonungsweise gewöhnt, die der ältern und zugleich natürlichern gerade zu entgegengesetzt war [e]); über die rhythmische Behandlung gewisser anderer Wortformen [f]) konnte man sich jedoch nie, weder beim

e) Vorbereitet war sie in der Geschichte der deutschen Verskunst schon durch die Freiheiten, welche sich die alt- und mittelhochd. Dichter bei der Vertheilung der Haupt- und Nebenaccente der Wörter unter Hebungen und Senkungen nahmen; vgl. Lachmann, üb. althochd. Beton. S. 2 f.; die §. 68, Anm. 9. angezogenen Stellen; Iwein S. 279, 1391; S. 307, 3870; S. 523, 6360; Haupts Zeitschr. 1, S. 200 f. (Bemerk. zum gut. Gerh. 2421. 2447. 5282. 5293) und Engelh. S. 259, 2647; für die spätere Zeit auch meinen Aufsatz: Ueber die Betonung mehrsilb. Wörter in Suchenwirts Versen. Von jetzt aber drang manches durch, das in der guten ältern Zeit entweder gar nicht oder nur ausnahmsweise vorkam, so namentlich das Hervorheben der dritten tonlosen Silbe vor der zweiten entweder ebenfalls tonlosen oder tieftonigen in Formen, die man trotzdem, daß in den Poetiken wiederholt vor ihrer Anwendung in jambischen und trochäischen Versen gewarnt wurde (vgl. Schottel, d. Versk. S. 23 f.; Birken, Redebind- u. Dichtk. S. 11), oft genug brauchte, wie: éitelèr, ríchtetè, wáchendèr; wítzigèr, góettinnèn, régungèn, hímmlischès, sáeuglingèn; séhnlichès, fréundlichès etc., deren letzte Silbe häufig selbst die Cäsur des Alexandriners bilden mußte. Man hat hier indeß rücksichtlich der freien Betonung, welche die Dichter dieses Zeitraums sich gestatteten, Unterschiede unter ihnen zu machen: auf Rohheiten, wie bei Lohenstein, der z. B. vérursáchet, véranlásset (Epich. 4, 256; 331), béwillkómmnen (Agripp. 1, 133) betont und in demselben Verse unmittelbar neben einander sclávinnén fürstínnen (Ibrah. Sult. 2, 630) setzt, wird man bei andern unter den berühmteren so leicht nicht stoßen. — f) Vornehmlich solcher drei oder mehrsilbiger Zusammensetzungen, in denen zwei Stämme, von denen der zweite noch nicht den Schein einer Ableitung angenommen hatte, unmittelbar an einander rührten, z. B. obsiegen (vgl. Anmerk. d.), anrichten,



Dichten selbst, noch in den Poetiken weiter einigen, als daß es am besten wäre, sie wo möglich ganz zu meiden [g]). Denn wer ein feineres Sprachgefühl und ein Ohr besaß, das die Verschiedenheit der Haupt- und Nebenaccente in den Wörtern herauszuhören vermochte, mußte auch bald darauf geführt werden, daß manche Silbenverbindungen sich kaum leichter, als den jambischen und trochäischen Maaßen, den übrigen Versarten anbequemen ließen, die Opitzens Nachfolger aufbrachten. Sie wurden dadurch möglich, daß man nicht mehr bloß eine, sondern zwei Silben nach einer stark betonten Hebung senkte. Daraus entstanden zunächst zwei Maaße, die man das rein dactylische [h]) und das anapästische nannte, beide wiederum nur durch den dort fehlenden, hier angebrachten einsilbigen [i]) Auftact unterschieden: als ihr Erfinder galt A. Buch-

---

miethause, grabschriften, wahrsager, sanftmüthiges, holdseligste: hier schwankte man, ob man die erste oder die zweite Silbe im Verse zu bevorzugen habe, vgl. z. B. Zesen, a. a. O. 1, S. 29 ff.; Schottel, d. Verskl. S. 18 ff.; Omeis, a. a. O. S. 64 f. Besonders auch um solcher Wörter willen, in deren Gebrauch er nicht beschränkt sein wollte, hielt es Weckherlin (Vorr. zur Ausg. von 1648) für unräthlich, im Deutschen streng jambisches und trochäisches Maaß zu beobachten. — g) Vgl. Chr. Weise, d. grün. Jug. nothw. Ged. S. 324; Morhof, Unterr. S. 492 f.; Wernicke, poet. Versuche ꝛc. S. 215, Anmerk. — h) Unsere jetzigen Metriker werden freilich lächeln, wenn der ältere Gryphius ihnen zumuthet, sie sollen in dem Vers seines Freudenspiels Majuma (S. 617) und sand, dampf, staub, rauch und kalk mit getümmel die 6 ersten Silben für zwei Dactylen gelten lassen; gleichwohl ergeben sich daraus, wenn man die Sache nur unbefangen ansieht, nicht viel schlechtere, als aus den Silben, die in sehr vielen neudeutschen Hexametern, z. B. in dem von Voß: rosse gehobenes hufs, und gebildete waffen gereihet (Il. 3, 327) diesen Versfuß bilden müssen, nur daß dort jeder von beiden Dactylen ungefähr um eben so viel das Gewicht eines griechischen oder lateinischen übersteigt, als hier fast alle darunter bleiben. Vgl. Wackernagel, Leseb. 2, S. XVI, Anm. 2. — i) Deshalb nannte man sie auch amphibrachysche oder unreine anapästische Verse und setzte ihnen die reinen, mit doppelsilbigem Auftact

ner [k]). Dazu kamen dann noch zwei Nebenarten, worin jambische mit anapästischen, oder trochäische mit dactylischen Füßen gemischt waren [l]). — Die Zahl der Hebungen (oder Füße) im Verse überhaupt konnte von einer bis zu acht gehen [m]). Unterscheidet man die Zeilen in einfache und zusammengesetzte, je nachdem für sie keine Cäsur vorgeschrieben war, oder eine solche an bestimmter Stelle eintreten mußte; was jedoch nur für die jambischen und trochäischen zu gelten pflegte [n]), so überschritten die einfachen selten und nur mehr

entgegen. Weil sich aber, wie schon Chr. Weise, a. a. O. S. 322 sagt, in der ganzen deutschen Sprache kein Wort auf einen Anapäst anfängt, und man sich im Auftact mit Silben behelfen mußte, die eben so gut oder besser jambisch gemessen werden konnten, wurden sie nur höchst selten versucht. Einige Beispiele von dem bekannten Liederdichter Mart. Rinckart, der auch einen „Discurs und Durchgang von deutschen Versen", Leipz. 1645. 8. herausgab, theilt Zesen, a. a. O. 3, S. 7 ff. mit; vgl. auch Schottel, b. Versk. S. 63 f.; En. Hanmann, S. 259 ff. und Omeis, S. 77. — Dactylische und anapästische Verse bezeichnete man auch bald mit gemeinsamen Namen, z. B. rollende Verse; Sprungzeilen, Dattel- oder Palmenart, bald unterschied man sie als langgekürzte und gekürztlange. — k) Er selbst jedoch lehnte den Ruhm der Erfindung von sich ab und behielt sich nur das Verdienst vor, diese Versart zu seiner Zeit zuerst wieder „hervorgesucht und auf die Bahn gebracht zu haben". Denn er hatte aus Goldasts Paraenet. gelernt, daß schon Ulrich von Lichtenstein im dactylischen Maaße gedichtet hatte (vgl. §. 68, Anm. 10; und Buchners Anleit. zur d. Poet. Ausg. von 1665. S. 151). — l) Unter diese beiden Arten sind auch alle Versmaaße zu stellen, die Schottel, S. 202 ff. als „ganz neue, in deutscher Sprache aufgebrachte und noch aufzubringende", zum Theil mit antiken Namen, aufführt (also auch Hexameter und Pentameter), das letzte ausgenommen, in dem sogar Versfüße von 4 Silben versucht sind. — m) Schottel, d. Versk. S. 150 f. führt zwar noch troch. Verse von 9 Hebungen mit auf, bezweifelt aber ihre Brauchbarkeit; auch scheint in diesem Maaß nie etwas gedichtet zu sein. — n) Weil in den dactylischen, anapästischen und gemischten Versen nicht leicht über 4 Hebungen hinausgegangen ward (vgl. Schottel, S. 200). Indessen hat schon Andr. Gryphius, nicht bloß in Monologen und andern Stellen seiner Trauerspiele, wo er verschiedene Versarten unter einander

ausnahmsweise das Maaß von vier Hebungen, während die andern mindestens deren fünf hatten. Von jenen, die man besonders in lyrischen Strophen und im Recitativ anwandte, waren die üblichsten die drei= bis viermal gehobenen Zeilen von jambischem oder trochäischem Rhythmus. Von den zusammengesetzten der ersten Hauptart wurden die fünffüßigen (gemeinen) Verse und die sechsfüßigen (Alexandriner) am häufigsten gebraucht, jene mit dem Einschnitt gewöhnlich nach der vierten o), diese immer nach der sechsten Silbe p); von den

mischt, sondern auch in Sonetten dactylische Zeilen von 8 Hebungen gebraucht (vgl. der Sonette 1. B. Nr. 4 u. Nr. 48; das erste auch bei Wackernagel, Leseb. 2, Sp. 395 f.), in deren Mitte ein trochäischer Fuß den Abschnitt bildet. Beispiele anderer dactyl. und anapäst. Maaße mit hochbetonter Cäsursilbe gibt Harsdörfer im poet. Tricht. 1, S. 70. — o) Doch erlaubte man sich auch, die erste Hälfte mit der sechsten Silbe abzuschließen (vgl. Zesen's hochd. Helic. 1, S. 152 f.), ja bisweilen wurde schon ganz nach Art unsers jetzigen Hauptverses im Drama die Zeile ohne feststehende Cäsur gebaut (vgl. Birkens Redebind= u. Dichtk. S. 34 und die nächste Anmerk.), bevor noch der erste bekannte Versuch gemacht war, reimlose englische Verse dieses Maaßes bei uns nachzubilden; vgl. §. 196. — p) Indeß war es sowohl hier, wie im gemeinen Verse statthaft, die Cäsur zwischen „die natürlichen Bestandtheile" eines zusammengesetzen Worts zu legen, zumal wenn dadurch eine besondere Absicht erreicht werden sollte, die, wo sie deutlich hervortrat, selbst noch größere Freiheit entschuldigte; vgl. Zesen, S. 63 f.; Schottel, S. 87 ff. Man findet aber auch bisweilen Alexandriner, in denen der Einschnitt fehlt, ohne daß sich davon ein anderer Grund, als die Nachlässigkeit des Dichters angeben läßt; vgl. z. B. das mit S. v. A. unterzeichnete Sonett, das Herzog Anton Ulrichs röm. Octavia vorgesetzt ist. Anders verhält es sich mit sechsmal gehobenen jamb. Zeilen, die an gewissen Stellen des Trauerspiels und im Recitativ zwischen Verse von andern Maaßen geschoben sind: hier scheinen es die Dichter oft eben so wenig auf eigentliche Alexandriner abgesehen zu haben, als in jambischen Zeilen von fünf Füßen, die in ähnlicher Verbindung stehen, auf gemeine Verse. — Die vers communs und die Alexandriner waren bekanntlich schon in der altfranzös. Poesie sehr übliche Maaße (vgl. §. 76, Anm. b.), damals jedoch noch nicht, wie in der neuern Zeit, an die sogenannte männliche Cäsur allein gebunden; auch die weibliche war erlaubt. (Der

zusammengesetzten trochäischen waren die mit acht Hebungen und einer in die Mitte gelegten Cäsur die beliebtesten. Dort also wurde in beiden Fällen immer nach einem vollen Versfuße oder nach einer betonten Silbe eingeschnitten q); hier, wie in andern trochäischen Zeilen von kürzerm Maaße, konnte es sowohl nach einer gehobenen, wie nach einer gesenkten Silbe geschehen r), im erstern Fall mit Ausfall der Senkung nach der Cäsursilbe, an die sich dann gleich die nächste Hebung der zweiten Vershälfte anschloß s).

§. 196.

b) Der Reim behauptete auch noch während dieses ganzen Zeitraums sein althergebrachtes Recht fast ohne alle Schmälerung: denn ungebundene Verse, die nicht nach Art der schon

---

Name „Alexandriner" schreibt sich von dem Gebrauch dieses Verses in Gedichten aus dem Sagenkreise von Alexander d. Gr. her; vgl. hierüber und über die Geschichte beider Versarten in der romanischen Poesie Fr. Diez, Altromanische Sprachdenkmale ꝛc. Bonn 1846. 8. S. 75 ff.) — q) Daß auch jambische Zeilen von 6 Hebungen und mit reimloser weiblicher Cäsur, also ganz so gebaut, wie unsere neuern jambischen Nachbildungen des Nibelungenverses, den gelehrten Dichtern nicht unbekannt waren, ergibt sich aus Harsdörfers poet. Tricht. 1, S. 70 und aus zahlreichen Beispielen bei Logau (vgl. Wackernagel, Leseb. 2, Sp. 382, 34; 386, 25): sonst aber, denke ich, werden sie wohl nicht viel in Gebrauch gewesen sein; im 18ten Jahrh. erschienen sie in größerer Zahl, so viel ich weiß, zuerst bei Dusch, indem dieser den Versuch machte, den Alexandrinern dadurch Abwechselung zu geben, daß er in ihnen, besonders bei männlicher Reimung, weiblichen Einschnitt anbrachte. — r) In den Versen von 8 Hebungen liebte man es dann, bei männlicher Cäsur weiblich, bei weiblicher männlich zu reimen. Ueber andere zusammengesetzte trochäische Zeilen vgl. die Poetiken und Anweisungen zur Verskunst. — s) Hier würden also zwei gehobene Silben mitten in der Langzeile unmittelbar an einander stoßen, wenn man diese nicht als aus zwei Versen zusammengesetzt betrachtete. Daß dieses bereits im 17ten Jahrh. geschah, erhellt aus Harsdörfers poet. Tricht. 1, S. 70.

früher üblichen Waisen [1]), sondern in fortlaufender, von gereimten Zeilen nicht unterbrochener Reihe gebraucht sind, finden sich, wenn man nicht die Nachbildungen der romanischen Sestinenform [2]) mit in Anschlag bringt, nur höchst selten und beinahe allein in einigen Uebersetzungen aus dem Englischen [3])

1) Vgl. §§. 72 u. 138. Man erlaubte sie sich besonders da, wo man auch Verse von verschiedener Länge oder sogar von verschiedenem Rhythmus ohne regelmäßige strophische Gliederung unter einander mischte, wie im Madrigal, im Recitativ und in den diesem ähnlich behandelten Stellen des Trauerspiels. Ueber das Madrigal gab Kasp. Ziegler (geb. 1621 zu Leipzig, gest. als Prof. der Rechte u. kurfürstl. Rath zu Wittenberg 1690) ein eignes Buch, Leipzig 1653. 8. heraus (nebst eignen Stücken dieser Gattung), nachdem die Form schon lange in Deutschland eingeführt war (vgl. §. 140). Auch Andre, wie Zesen (Anmerkk. zur Assenat), Hunold, Omeis rc. zeigen durch die Art, mit der sie von dem Madrigal handeln, welche Wichtigkeit man auf die richtige Behandlung seiner Form legte. — 2) Ich weiß nicht, ob Opitzens Gedicht in dieser Form, welches er seiner Hercynia einverleibte (er nennt es Sechstine) das älteste deutsche ist, oder ob schon vor 1629 Weckherlin „Sechster" gemacht hat (vgl. §. 194, Anm. 8.). Ueber ähnliche metrische Spiele vgl. Harsdörfers poet. Tricht. 1, S. 40 ff. — 3) Miltons berühmtes Gedicht wurde zuerst von Theod. Haake (geb. 1605 in der Nähe von Worms, hielt sich zu wiederholten Malen in England auf, wo er Milton persönlich nahe kam, auch mit Weckherlin in freundschaftlichem Vernehmen stand, u. starb 1690) übersetzt, dann von Ernst Gottl. von Berge (oder v. Bergen, geb. ?, machte eine große Reise nach Rußland, der Tartarei rc., gieng 1678 nach England und 1680 nach Berlin, wo er zuerst kurfürstl. Dolmetscher, dann Rathskämmerer wurde; nach einer Anmerkung Königs zu Bessers Schriften 2, S. 891 hat er noch viele andere englische Bücher übersetzt). Ob v. B's Uebertragung, welche in den reimlosen fünffüßigen Versen des Originals abgefaßt ist, und unter dem Titel „Das verlustige Paradies, aus J. Miltons — unvergleichlichem Gedicht in unser gemein Teutsch übergetragen rc." zu Zerbst 1682. 8. erschien, nur als eine Fortsetzung der von Haake angefangenen Arbeit (die für sich nie gedruckt zu sein scheint) anzusehen ist, oder von ihm allein herrührt, ist unsicher; wahrscheinlicher jedoch ist das letztere. Gekannt hat aber v. Berge seines Vorgängers Uebertragung; auch sagt er, sie sei „auf gleichmäßige Art" wie die seinige gemacht gewesen, also auch wohl in der Versart des Originals. Vgl. Eschenburg im D. Museum, 1784. 2, S. 512 ff.

und dem Lateinischen [4]), so wie hier und da in einzelnen, antiken Versmaaßen nachgekünstelten Versuchen [5]), indem man sich auch darin nicht vom Reime loszusagen pflegte. Eben so gab es noch wie früher drei Arten Reime, von denen fortwährend die einsilbigen oder stumpfen und die zweisilbigen oder klingenden die gebräuchlichsten blieben. Man unterschied sie jetzt aber entweder durch neu erfundene Namen, oder nach der Weise der Franzosen als männliche und weibliche [6]). Dreisilbiger oder dactylischer bediente man sich, besonders in der Nürnberger Dichterschule, zwar wieder häufiger; im Ganzen

---

wo auch Stellen aus dem selten gewordenen Buche stehen; die ersten 123 Verse kann man in Canzlers und Meißners Quartalschr. 2ter Jahrg. 3tes Quart. 1, S. 76 ff. lesen. — 4) V. Ludw. von Seckendorf (geb. 1626 im Bambergischen, verwaltete mehrere ansehnliche Aemter in dem Dienste verschiedener Fürsten und starb als kurbrandenburg. Geheimerath und Canzler der Universität Halle 1692) übersetzte Lucans Pharsalia in reimlosen Alexandrinern. Diese Arbeit erschien aber erst nach seinem Tode: „H. V. L. v. Seckendorf polit. u. moral. Discurse über M. A. Lucani dreihundert auserlesene lehrreiche Sprüche, und dessen heroisches Gedichte, genannt Pharsalia ꝛc.“ Leipz. 1695. 8. — Ein Sonett in reimlosen Alexandrinern steht bei Chr. Gryphius, Poet. Wäld. (Ausg. von 1707) S. 826. — 5) Vgl. Wackernagel, Gesch. d. d. Hexamet. ꝛc. S. 37; 48; 50; Gervinus 3, S. 48, Note 59. In Wackernagels Schrift findet man auch die im 17ten Jahrh. herrschende Ansicht von der Unstatthaftigkeit reimloser und antiken Maaßen nachgeahmter Verse durch die Urtheile mehrerer Männer von Ansehn belegt. Von reimlosen Versen überhaupt meinte Morhof (Unterr. S. 516), daß wer sie höher als die andern halten wollte, ihm nicht anders vorkäme, als einer der einer Strohfiedel vor einer wohlgestimmten Geige den Vorzug gäbe. — 6) Von „klingenden und stumpfen Syllaben“ spricht Opitz noch in der Vorrede zu den Psalmen, S. 12, sonst, wenn ich mich recht erinnere, nur von männlichen und weiblichen Reimen. Andere Namen, wie steigende, fallende ꝛc. brachten seine Nachfolger auf. — Der weibliche Reim sollte eigentlich immer auf eine tonlose Silbe ausgehen, doch erlaubte man sich, wie auch schon in der mittelhochd. Poesie, oft genug Bindungen wie trugheit: klugheit; betrüglich: klüglich. Zesen billigt sie nicht, aber noch weniger „Bastardreime“ wie reich ist: gleich ist (Hochd. Helic. 1, S. 111 ff.). —

aber wurden sie viel mehr gemieden als gesucht [7]). Sogenannte reiche Reime waren eigentlich verboten [8]), gleichwohl schlichen sie sich öfter ein. Vollkommener Gleichklang der gebundenen Silben wurde erstrebt, doch niemals durchgesetzt: die mundartlichen Unterschiede der Aussprache [9]) und die Noth oder Unmöglichkeit genau sich entsprechende Reimwörter zu finden, zumal wo ihrer mehr als zwei mit einander gebunden werden mußten, rückten allmählig die Grenzen der Reimfreiheit ziemlich weit hinaus. Zu so roher Willkür wie im sechzehnten Jahrhundert ließ man sich freilich nicht leicht mehr durch das augenblickliche Bedürfniß hinreißen, seitdem Opitz in seiner Poetik dem kunstmäßigen Dichter auch die Sorgfalt im Reimen zur Pflicht gemacht hatte [10]); allein Wortkürzungen, die zu wahren Sprachhärten wurden, erlaubte man sich der Bindung zu Gefallen hier und da fortwährend [11]), und wenn man auch beim Unterscheiden wirklicher Gleichheit und bloßer Aehnlichkeit im Klange der Gebände auf die erstere ziemlich genau in den Consonanten hielt, besonders in weib-

---

7) Zesen, der mit der Zeit immer größeres Gefallen an ihnen gefunden zu haben scheint, gab als Anhang zum 3ten Theil seines hochd. Helicons in den spätern Ausgaben ein langes Verzeichniß solcher „rollenden Reimwörter". — 8) Hierin stellten also die deutschen Dichter strengere Forderungen an sich, als die romanischen: sie wußten es aber auch und thaten sich was darauf zu Gute. — 9) Vgl. §. 193, Anm. b. c. — 10) Dagegen hatte noch kurz zuvor Andreä seine Reime mehr als frei behandelt: wie er im Versbau und in der Wahl der Versart sich noch ganz auf dem Standpunct der Dichter des 16ten Jahrh. hält, so begnügt er sich auch bei dem Binden der Zeilen häufig mit bloßer consonantischer oder vocalischer Assonanz. Vgl. z. B. seine Christenburg. — 11) Selbst Opitz reimt noch einmal (2, S. 170) wagn : tragn; bei Freinsheim und Postel findet man geschützs : witz; kleidte : weidte; entladten : badten etc. Auch band man bisweilen, wiewohl selten, tonlose Silben solcher Wörter, die in der Cäsur zu gebrauchen ganz gewöhnlich war, wie männliche Reime, z. B. sée : schmeichelté : schnarcheté (Postel); prodigér : hérr (Günther). —

lichen Reimen [12]), so begnügte man sich doch mit der andern zu leicht in den vocalischen Theilen der Bindung, so daß selbst die in der Formbehandlung ihrer Werke sorgfältigsten und gewandtesten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, auch was die Kunst des Reimens betrifft, noch sehr weit hinter ihren Vorgängern in der guten Zeit der mittelhochdeutschen Poesie zurückblieben. Angebracht wurden die Gebände zwar immer vorzugsweise in den Versschlüssen, doch waren Mittelreime, die entweder in einer und derselben Zeile, oder erst in der nächstfolgenden ihr Band fanden, keineswegs unbekannt. Vorzüglich beliebt waren die der ersten Art in dactylischen und anapästischen Versmaaßen; sie galten da als eine besondere Zier, namentlich bei den Dichtern der zesenschen Schule [13]) und bei den Pegnitzschäfern [14]). Die letztern reihten bisweilen so viel Reimwörter und Anklänge aller Art in ihren Versen an einander, daß sie damit, wie mit so manchen andern Spielereien, geradezu ins Läppische verfielen [15]). End- und Mittelreime durften in der Regel nicht willkürlich die Art oder die Stelle in ihrer Aufeinanderfolge wechseln, noch war es bei jenen verstattet, zwei durch die dazwischen geschobenen Zeilen zu weit zu trennen [16]). Gewisse Versmaaße endlich duldeten Bindung der Cäsursilbe weder mit dem Schluß derselben, noch

---

12) Vgl. Zesen 1, S. 105 ff.; Schottel, S. 110 ff.; 140 ff.; Harsdörfer 1, S. 34 ff. — 13) Zesen selbst nennt sie (1, S. 141 f.) Verzuckerungen, weil sie eine verzuckerte Lieblichkeit und Süßigkeit haben. — 14) Vgl. Harsdörfer 1, S. 61 ff.; 2, S. 12 f.; Birken, a. a. O. S. 25. — 15) Zu Hauptbelegen können die §. 193, Anm. k. angezogenen Gedichte von Birken und Helwig dienen. Morhof (Unterr. S. 559 f.) sah schon in dem Häufen der Mittelreime etwas „Kindisches“: es sei dieses einem unangenehmen Klapperwerke ähnlicher, als einer harmonischen Lieblichkeit; zu geschweigen, daß das dactylische genus an sich etwas Gemeines und Liederliches mit sich führe. — 16) Auch von dieser Regel bildeten die Anmerk. 1. angegebenen Fälle die Haupt-

mit dem der vorhergehenden oder der nachfolgenden Zeile [17]): wo sich etwas der Art eingeschlichen hatte, galt es für einen gröberen Fehler.

§. 197.

c) Versreihen; Strophen; Recitative ꝛc. — Da die neue Kunst gleich von Anfang an zu der volksmäßigen Dichtung, die sie vorfand, in den entschiedensten Gegensatz trat, verwarf sie auch deren Hauptform für unstrophische Werke, die kurzen Reimpaare von jambischem Rhythmus. Unter dem Namen Knittelverse [a]) oder Pritschreime überließ

---

ausnahmen. — 17) Mit besonderer Strenge hielt man auf die Beobachtung der darauf abzweckenden Vorschrift (schon Opitz hatte sie hervorgehoben) in Alexandrinern; vgl. Schottel, S. 90 f.

a) Oder Knittelreime. Der Name ist höchst wahrscheinlich dem lateinisch-griechischen Ausdruck versus rhopalici nachgebildet. Den Uebergang seines ursprünglichen Sinnes in die Bedeutung des deutschen Wortes werden wohl hauptsächlich die lateinischen Verse vermittelt haben, worin eine oder mehrere Silben aus der Mitte sich mit dem Ende reimten, zumal wenn sie, wie die sogenannten leoninischen gar häufig, spruchartig vorkamen. Denn ich vermuthe, daß vornehmlich auf sie, als eine Form, die roh und barbarisch schien, jener alte Ausdruck von den lateinischen Dichtern übertragen ward, die nach der Wiederbelebung der classischen Litteratur nur von reimlosen lateinischen Versen etwas wissen wollten. So erklärt sich wenigstens am leichtesten der Gebrauch, der im 16ten Jahrh. ziemlich verbreitet gewesen sein muß, nach leoninischer Art gereimte lateinische Hexameter (und Pentameter) bald Knittel- oder Knüttelverse, bald Klippel- oder Klüppelverse (gewöhnlich mit angehängter Verkleinerungssilbe) zu benennen (vgl. Luthers Tischreden, Ausg. von 1723. S. 221 b; Fischarts Bienenkorb, Ausg. von 1582. S. 134 b; 135 b; 189 b; 253 b; 254 a); und zugleich wird es deutlich, warum Fischart in der Geschichtklitter. Kap. 24, indem er unter andern deutschen und macaronischen Versen auch Hexameter aufführt, in denen Mitte und Ende durch den Reim gebunden sind, ausrufen kann: „Hey, wie sauber Klüppel Verß für die Jugend!" (vgl. Joh. Eiselein zu seiner Uebers. des Hudibras, Freiburg 1845, dessen hierauf bezügliche Worte auch in dem Litteraturbl. zum Morgenbl. 1846. Nr. 10 stehen). Noch Schottel bemerkt, d. Versk. S. 90: Verse, in denen der Abschnitt mit dem Ende nicht reimen darf, werden, wo es dennoch geschehen ist, bei den

man sie den sogenannten Reimschmieden, den Pritschmeistern, Spruchsprechern, Zeitungssängern ꝛc. b), und der Fälle, daß sich ihrer auch noch hin und wieder Dichter von gelehrter Bildung, nicht zu Strophen und andern, freiern Systemen, wofür regelrechte jambische Zeilen von vier Hebungen immer üblich blieben c), noch zu Sprüchen und Sinngedichten, die darin wenigstens öfter abgefaßt wurden d), sondern zu wirklichen längern Versreihen bedienten, wurden um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts immer weniger e). Gegen das Ende

Lateinern Knittelverse genannt (vgl. auch Tenzels monatl. Unterred. von 1691, S. 20 ff.); und Wernicke, der gleichfalls von lateinischen Knittelversen in dem angegebenen Sinne spricht (S. 137; 164), hat nach S. 170 f. bei seinen deutschen Reimen, denen er diesen Namen gab, an nichts anders als an den Knittel oder Knüttel gedacht, nach dem man in gewissen Fällen greifen müsse. Noch weiter auf die Geschichte des Worts einzugehen und insbesondere auch die Ausdrücke Knittelhard (bei Canitz und Hunold), Knüppelhardus (bei Schupp) und Knüttelhardisch (bei Schottel) zu erklären, ist hier nicht der Ort. — b) Schottel, a. a. O. S. 165; Harsdörfer, poet. Tricht. 1, S. 30; 43. Andr. Gryphius verspottet die Pritschmeisterreime in seinem Peter Squenz; vgl. S. 732 f. Doch gab es schon früh einzelne Pritschmeister, die sich in den metrischen Formen der neuen Kunstpoesie versuchten; s. E. Neumeister, Specim. S. 31; Gervinus 3, S. 138 f. — c) Bei Opitz z. B. findet man selbst gewöhnliche Reimpaare zu vierzeiligen Strophen verbunden; vgl. das Lied „Auf Leid kommt Freud" (bei Wackernagel, Leseb. 2, Sp. 311 f.), die „aus eines Andern Erfindung" bearbeitete Nachtklage (mit jenen harten Reimen wagn: tragn) 2, S. 168 ff. u. Ps. 100 (alle drei mit lauter männlichen Reimen), so wie Thränen der Ewigkeit 3, S. 182 u. Ps. 9 (männliche und weibliche Paare). Indeß ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß er die Psalmen und die Thränen der Ewigkeit im Versmaaß französischen Melodien angepaßt hat, und wahrscheinlich wurde er auch durch das Original der Nachtklage auf die Wahl der Versart geführt. — Auch Sonette wurden bisweilen aus lauter Versen von vier jamb. Füßen gebildet; vgl. Zesen, hochd. Helic. 2, S. 41 und Andr. Gryphius, Sonette B. 4. Nr. 49. In andern Systemen, wie Recitativen, Madrigalen ꝛc. wurden sie nie allein gebraucht, sondern unter andere Versarten gemischt. — d) Von Logau, Abschatz, Wernicke. — e) Als ein auch wegen der dazu gemachten Anmerkung beachtenswerthes Beispiel führe ich die längere

dieses Zeitraums jedoch fiengen schon wieder eigentlich kunstmäßige Dichter an, von ihnen absichtlich Gebrauch zu machen, als von einer Form, die sich zur Nachbildung der burlesken Verse der Franzosen f) für Stücke von drolligem, scherzhaftem Inhalt und Ton und für die Parodie wie von selbst darbot g). Man baute sie indeß weder so regellos, wie die alten Reimpaare zur Zeit des Verfalls der altdeutschen Metrik, noch beobachtete man so strenge das Betonungs- und Wohllautsgesetz, wie in den strophischen Versen dieses Maaßes; was in Sprach- und Reimformen h), geschah hier auch in der Messung der Zeilen i): man hielt in dem absichtlichen

Stelle aus Klai's Herodes d. Kindermörder an, die J. E. Schlegel, Werke 3, S. 18 ff. mittheilt. Sehr selten dürften aber wohl überhaupt in dem ganzen Zeitraum Gedichte dieser Form sein, die einen ähnlichen Inhalt, Ton und Umfang haben, wie eins von Abschatz, das er „Thüringer Wald" überschrieben hat (Verm. Ged. S. 86 f.). — f) Vgl. Flögel, Gesch. d. Burlesken, S. 33 f. — g) Wernicke galt Bodmern als der erste deutsche Dichter, „der den Character des Burlesque, welche Art Gedichte er Knittelverse hieß, sowohl in den Reimen, als in den Gedanken genau bestimmte" (Vorbericht zu der neuen Aufl. von W's poet. Versuchen ꝛc. S. 11). Daß er in einem „Knittelgedichte" etwas dem französischen poème burlesque Entsprechendes geben wollte, ist gewiß, und daß er meinte, mit Stücken der Art unter den kunstgelehrten Dichtern zuerst öffentlich aufzutreten, nach seiner Anmerkung zu „des Schäfers Paris Urtheil" (S. 61; vgl. auch S. 148 f.) wahrscheinlich. Allein bereits 1677, also 20 Jahre vor dem Erscheinen der ersten Ausg. von W's Ueberschriften ꝛc., hatte Canitz sein Schreiben Knittelhards an Hrn. Licent. Lobesan gedichtet, und vom J. 1688 sind zwei neue Scherzschreiben desselben Verfassers, gleichfalls in Knittelversen, die er aber in anderer Art als jene band (d. Frh. v. Canitz Ged. Ausg. von 1734. S. 361 ff.; vgl. auch Königs Anmerk. 1. zu S. 362 u. S. XLIX f. des neuen Vorberichts). Gleichwohl braucht Bodmers Aussage nicht schlechthin verworfen zu werden: Canitzens Gedichte wurden ja erst nach seinem Tode (er starb 1699) der Oeffentlichkeit übergeben, und überdieß giengen seine Knittelverse nicht direct, wie Wernicke's, auf die Verspottung bestimmter Personen oder auf die Parodierung von Gegenständen und Formen der alten und neuen Poesie aus. — h) Vgl. Wernicke, S. 237, Anm. 2. — i) Vgl. Hunold, die allerneuste Art ꝛc. S. 509 f. —

Streben nach einem einförmig klappernden Silbenfall eine Art Mitte zwischen der Rohheit der Pritschmeisterpoesie und der feinern Kunst der Gelehrtendichtung; und da man sich auch nicht bloß auf die einfache Paarung der gleichgereimten Zeilen beschränkte, sondern bald regelmäßig getrennte, bald ungetrennte und getrennte in willkürlicher Folge brauchte, gab man auch, wenn sie Strophen bildeten [k]), solchen Versen in launigen und burlesken Gedichten den Namen Knittelreime. — Die beliebteste Form für unstrophische Gedichte wurden seit Opitz die ungetrennt oder getrennt gepaarten Alexandriner: ihnen mußten die kurzen Reimpaare so zu sagen alle ihre bisher inne gehabten Rechte in der erzählenden, dramatischen und didactischen Poesie abtreten; und außerdem wurden sie noch in einigen viel geübten Mittel- und Mischgattungen, wie in dem Lob- und Gelegenheitsgedicht, in der Idylle, Elegie, Heroide, dem poetischen Sendschreiben ꝛc., für welche die unstrophische Form entweder fast allein in Gebrauch kam, oder neben der strophischen wenigstens unbedingt erlaubt war, von allen in reihenartiger Verknüpfung vorkommenden Versarten am meisten angewandt. Wo die Reime ungetrennt blieben, nannte man die Alexandriner heroische, wo sie sich kreuzten, elegische Verse. [l]) Gewöhnlich pflegte man mit den Reimarten ein gan-

k) Wie in den beiden jüngern Scherzschreiben von Canitz und öfter bei Wernicke. — l) In jenen nämlich glaubte man das Maaß zu haben, welches in epischen Dichtungen am besten den antiken Hexameter vertrat; diese verglich man mit den aus Hexametern und Pentametern gebildeten Distichen und brauchte sie vornehmlich zu Elegien und Heroiden. Morhof, der von dem Zweifel wußte, den man auch schon in Frankreich gegen die Alexandriner, als die für das Heldengedicht bequemste Versart erhoben hatte, und meinte, daß sich in deutscher Sprache „die Heldenart fast besser in eilffsilbigen Versen", wie sie bei den Italienern gebräuchlich, würde ausdrücken lassen, erklärte dennoch, man müsse hier „dem gemeinen Triebe folgen" (Unterr. S. 571; 632). Opitzens Ansehn überwog auch hier jedes Bedenken: er war im

zes Gedicht hindurch regelmäßig abzuwechseln, selten die männliche allein, nicht leicht nur die weibliche zu gebrauchen, und fast nie wurde die eine mit der andern willkürlich gemischt [m]). In den heroischen Versen oder der Heldenart war es herkömmlich, den Wechsel zwischen den Reimpaaren eintreten zu lassen; in dem elegischen Maaße lösten sich männlich und weiblich gereimte Zeilen unter einander ab. Abschluß des Sinnes mit je vier Versen war bei ungetrennter Bindung nicht vorgeschrieben, am wenigsten in dem sogenannten Heldengedicht [n]), im Drama und in der Satire, wurde aber von einzelnen formgewandten Dichtern, besonders der spätern Zeit, in Werken geringern Umfanges sichtlich erstrebt und bisweilen durch ein ganzes Stück durchgeführt [o]); in der elegischen Versart dagegen galt er als Regel [p]), von der verhältnißmäßig nur selten stark abgewichen ward [q]). — Neben den Alexandri-

7. Kap. seiner Poetik auf Ronsards Meinung in Betreff des Vorzuges, den als heroisches Maaß der gemeine Vers vor dem Alexandriner verdiene, nicht eingegangen, sondern hatte sich unumwunden zu Gunsten des letztern ausgesprochen. — m) Vgl. §. 198, Anm. 24. — n) Selbst in Freinsheims Gesang von dem Stamm und den Thaten des neuen Herkules ist er keineswegs überall anzutreffen, obgleich dieses Gedicht durch die Anordnung der Alexandriner in Quatrains oder Vierverse, wie sie Opitz nennt (abba), viel eher den eigentlich strophischen, als den in reihenartigen Versen abgefaßten Werken beigezählt werden kann (vgl. Schottel, a. a. O. S. 232). Verstattete man sich dieses Hinüberführen des Sinns aus einem Quatrain in das andere doch sogar in Gedichten, die nicht einmal zur erzählenden Gattung gehörten; vgl. z. B. Andr. Gryphius' Kirchhofsgedanken, S. 29 ff. — o) Zahlreiche Beispiele von Besser, Neukirch ꝛc. findet man u. a. in der bekannten Sammlung: Hrn. v. Hofmannswaldau und anderer Deutschen — Gedichte. — p) Vgl. Chr. Weise, a. a. O. S. 330. — q) Daher stehen Gedichte von diesem metrischen Bau den eigentlich strophischen viel näher, als die in heroischen Versen abgefaßten, bei denen die Prosodien auch schon von dem Zusammenfassen je zweier Paare zu einer Strophe oder einem „Reimschluß" reden (Zesen unterscheidet im Helicon 1, S. 223 solche uneigentliche Strophen durch die Bezeichnung Satz von

nern bediente man sich zu regelmäßigen Reihen noch am meisten der gemeinen Verse und der trochäischen Zeilen von acht Füßen, bald mit ungetrennter, bald mit getrennter Reimung [r]), wogegen andere Maaße, wie achtmal gehobene jambische Verse, oder dactylische und anapästische von vier Füßen nur mehr ausnahmsweise dazu angewandt wurden [s]).

§. 198.

Strophenarten [1]) gab es in diesem Zeitraum unzählige: die Anweisungen zur Metrik ließen den Dichtern in dem Gebrauch der verschiedenen Silbenmaaße, in der Begrenzung der zu strophischen Gebänden passenden Verslänge, in der Reimschränkung und in der Zeilenzahl den weitesten Spielraum. Manche waren noch von deutscher Erfindung, sei es, daß man sie schon in dem ältern weltlichen Volksgesang oder im Kirchenliede vorgebildet fand und nur der neuen Kunst anbequemte [2]), sei es, daß sie erst durch die gelehrten Dichter aufgebracht wurden; sehr viele Arten aber, die zum Theil mit die beliebtesten wurden [3]), entstanden aus unmittelbarer Nach-

---

den eigentlichen, die er Gesätze nennt). Und allerdings wird, wo regelmäßiger Wechsel der Reimarten nach Paaren in einem Gedichte beobachtet ist, immer ein gewisser strophenartiger Character seiner Form zuzugeben sein. — r) Die trochäischen sind gemeiniglich ungetrennt gebunden, dabei aber fast durchgehends mit einem Sinnabschluß nach je vier Zeilen, was auch von den meisten gemeinen Versen gilt, die in elegischer Art gereimt sind. — s) Ein Beispiel der ersten Art ist Günthers 15te Satire im ersten Buch; in vierfüßigen Anapästen ist desselben Dichters (mehr als freier) Hochzeitsscherz nach Johannes Secundus, S. 925 ff., und dactylisch ein Gedicht an Rübezahl von C. H. (?) in der Anmerk. n. angeführten Samml. 6, S. 306 ff.

1) Für das Wort Strophe brauchte man auch jetzt noch häufig den alten Ausdruck Gesätz (oder Gesetz); vgl. §. 197, Anm. p. — 2) Z. B. die in Liedern des 17ten Jahrh., besonders geistlichen, so oft wiederkehrende achtzeilige, die aus der alten Heldenstrophe durch eingelegte Mittelreime entstanden war; vgl. §. 73, Anm. f. — 3) Wie die vierzehnzeilige der Sonette, deren bisweilen auch mehrere zu einem größern



ahmung bestimmter niederländischer, französischer, italienischer und spanischer Formen, und fast noch größer dürfte die Anzahl derjenigen sein, bei deren Bau man wenigstens romanische Vorbilder im Auge hatte [4]), wenn diese auch nicht mit allen Besonderheiten wiedergegeben wurden. Des alten Gesetzes der Dreitheiligkeit gedenkt zwar keine Poetik, gleichwohl war es, wie sich theils aus dem Ein- und Ausrücken der Zeilen in Drucken des siebzehnten Jahrhunderts, theils aus dem Bau der Strophen selbst, oder aus ihren Melodien ergibt, in der Praxis noch nicht völlig in Vergessenheit gerathen, am wenigsten in der geistlichen Lyrik [5]); nur richtete sich darnach die neue Kunstpoesie im Allgemeinen viel weniger als die ältere, oder gar als der spätere Meistergesang. Denn bei weitem häufiger lassen sich jetzt die Gesätze in zwei, als in drei Glieder zerlegen, wenn die Zeilen überhaupt noch so nach Maaß und Reimen geordnet sind, daß eine natürliche und symmetrische Theilung statthaft ist. Deutscher Ursprung einer Strophenart wird dadurch, daß sie drei deutlich ins Auge

---

Gedicht verbunden wurden, so entweder, daß jedes von dem andern gesondert blieb, oder daß alle auch äußerlich sich zu einem Ganzen zusammenschlossen. Beispiele der ersten Art sind nicht gar selten (vgl. Hrn. v. Hofmannswaldau u. and. Deutschen Ged. 1, S. 231 ff. und Mühlpforths Leichengedichte, S. 97 ff.), von der andern kann ich nur eins bei Abschatz nachweisen, Vermischte Ged. S. 126 f. — 4) „Das Latein kann uns in den Reimgebänden wenig Nachrichtung geben, sondern wir müssen solche von den Niederländern, Franzosen, Spaniern und Italienern absehen, als welcher Poeterei auch in Reimen bestehet." Harsdörfer, poet. Tricht. 2, S. 111 f.; vgl. auch 1, S. 78 ff. — 5) Indessen nicht überall darf aus einer dreitheiligen Melodie auf ein ursprünglich dreitheiliges Gesätz geschlossen werden: M. Rinckarts Lied „Nu danket alle Gott ꝛc." z. B. könnte jeden, der es bloß singen hörte und etwas von dem altdeutschen Strophenbau wüßte, zu dem Glauben verleiten, es bestehe aus dreigliedrigen Gesätzen; gleichwohl ist es in einer reinen Alexandrinerstrophe von vier paarweise und ungetrennt gereimten Zeilen gedichtet. —

fallende Glieder befaßt, noch nicht schlechthin erwiesen; eben so wenig zeugt die Zweitheiligkeit unbedingt für entlehnte Form [6]). Im Ganzen genommen erhielt sich das Volksthümliche noch am meisten in dem Strophenbau solcher lyrischen Stücke, zumal der geistlichen Gattung, die entweder wirklich gesungen, oder doch auf eine musikalischer Behandlung angemessene Art abgefaßt wurden [7]), wiewohl auch hierin des Romanischen genug eindrang, vorzüglich in die sogenannten Arien; der Einfluß der Fremde dagegen waltete am unverkennbarsten und

6) Daß auch in der mittelhochd. Kunstpoesie mit der dreigliedrigen Form einer Strophe noch keineswegs ihr rein deutscher Ursprung dargethan ist, wird jetzt jeder zugeben müssen, der in Wackernagels Buch, Altfranzös. Lieder u. Leiche, S. 174 u. 220—225 lesen will. Wer es aber ganz durchliest, wird wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß es überhaupt immer mißlicher wird, ohne die allersorgfältigste und bis in die kleinsten Besonderheiten eindringenden Untersuchungen bestimmen zu wollen, welche unter den neuern poetischen Formen jede einzelne der romanischen Litteraturen, welche die deutsche, welche endlich die lateinische des Mittelalters als ihr volles Eigenthum beanspruchen darf, und daß die Italiener viel von dem Ruhm werden abgeben müssen, das Meiste bei der Erfindung des neuern Formenwerks gethan zu haben. — 7) Ohne Zweifel sind viele Gedichte von lyrischer Form, die diesem Zeitraum angehören, nicht nur nicht componiert, sondern auch gar nicht in der Absicht, gesungen zu werden, abgefaßt worden (vgl. Morhofs Unterr. Kap. 15, und besonders S. 642 f.); daraus folgt aber noch nicht, daß sich die Dichter jemals die eigentliche Lyrik, d. h. die Lieder- u. Odenpoesie anders als im nächsten Bezuge zur Musik gedacht haben. Was Gervinus 3, S. 227 f. Opitzen nachsagt, er habe für sich den frühern Verband zwischen der Poesie und der Musik so gut wie gelöst, ja mit dieser offenbar gebrochen, darf nicht im allgemeinen, sondern nur in dem besondern Sinne verstanden werden, der sich aus dem Zusammenhange der ganzen Erörterung ergibt, worin diese Behauptung vorkommt; denn sonst würde sie sich nicht einmal mit den Stellen in Opitzens Poetik vertragen, wo er den Gesang mit Instrumentalbegleitung das Leben und die Seele der Poeterei nennt, und wo er von der durch die Musik bedingten Gleichheit des Strophenbaues in lyrischen Gedichten redet, zu welchen sie sich am besten schicke rc.; vgl. die Züricher Ausg. S. 63 f.; 34. —

unbeschränktesten vor bei der Wahl und Bildung der Gesätze, in denen man Sachen dichtete, die vorzugsweise oder ausschließlich bestimmt waren gelesen, und nicht gesungen zu werden, wie erzählende und didactische Werke, lyrische Sprüche, Elegien, Lob- und Ehrengedichte aller Art ꝛc.[8]). Hier waren die Alexandriner wieder die bei weitem beliebteste Versart: sie wurden, gewöhnlich ohne mit Zeilen von anderm Maaße gemischt zu werden, zu Strophen von vier bis zu sechs, acht[9]) und zehn, auch wohl bis zu zwölf, vierzehn und sechzehn[10])

---

8) Also mit Ausnahme der lyrischen Sprüche (Sonette) lauter Dichtarten, für welche die Form der Versreihen nicht allein gebraucht werden konnte, sondern im Ganzen auch immer die üblichere blieb, obgleich die strophische Abfassung dahin fallender Stücke keineswegs selten vorkam, zumal seit der Mitte des 17ten Jahrh.: denn erst die neuern Schlesier scheinen sie recht in Aufnahme gebracht zu haben. — 9) Darunter auch die in den letzten funfzig Jahren so sehr in Gunst gekommene italienische Octave oder achtzeilige Stanze, nur daß sie jetzt noch selten aus fünffüßigen jambischen Versen (wie der „Achtling" bei Zesen, hochd. Helic. 2, S. 40), vielmehr in der Regel aus Alexandrinern zusammengesetzt ward. So findet sie sich auch in der neuen Bearbeitung durchgeführt, welche Dietr. v. d. Werder mit seiner Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem vornahm (und aus der Probe in Gottscheds neuem Büchersaal 1, S. 110 zu schließen, selbst schon in der ersten Ausgabe von 1626). „Wegen der dreifachen unterschiedenen und durch und durch gleich geschränkten Endungen" in den Strophen rechnet er diese Arbeit in der Widmung an Kaiser Ferdinand III. zu den „schwersten unter allen denen großen Werken, so bisher ans Licht kommen." — Beiläufig bemerke ich, daß eine andere metrische Hauptform der Italiener, die Terzinen, an die sich schon Melissus wagte (vgl. §. 194), während dieses Zeitraums nur wenig Eingang bei uns gefunden zu haben scheint: ich kenne außer den sechszeiligen Strophen in gemeinen Versen, welche Opitz im 37sten Psalm (wie Melissus) und in dem 119ten nach Art der Terzinen unter einander gebunden hat, nur noch die alexandrinischen „Dritt-Reime" bei Abschatz hinter seiner Uebersetzung des treuen Schäfers, S. 183 ff. — 10) Von vierzehnzeiligen Alexandrinerstrophen, die außer in Sonetten, so viel ich habe beobachten können, schon zu den Seltenheiten gehören, finden sich Beispiele in einem Gedicht vom J. 1702 in des Hrn. v. Hofmannswaldau ꝛc. Gedichten 3,

Versen verbunden, bald mit ungetrennten, bald mit verschränkten Reimen; und in ähnlicher Weise verfuhr man auch mit gemeinen Versen, die außer den Alexandrinern in strophischen Gedichten von anderer als liederartiger Form, also auch in Sonetten und Sestinen, noch am meisten zur Anwendung kamen [11]). Anders verhielt es sich mit den Gesätzen in Liedern, Oden und Arien. Bloß aus Alexandrinern gebildete waren nur selten und befaßten dann gemeiniglich nicht mehr als vier Zeilen [12]); häufiger schon baute man sie aus lauter gemeinen Versen; am gangbarsten aber waren dafür die kür-

---

S. 291 f.; bei Günther, S. 538 ff.; König, S. 114 ff.; Weichmann, Poesie der Niedersachsen 1, S. 72 ff.; und wie diese alle vier erst aus sehr später Zeit herrühren, so ist auch das einzige Gedicht in Strophen von 16 Alexandrinern, das ich kenne (bei Weichmann, a. a. O. 2, S. 91 ff.), nicht von höherm Alter. Ob man jemals mehr Verse von diesem Maaße strophisch verknüpft hat, weiß ich nicht; ich denke aber, man wird die Zahl der Zeilen, welche für das Sonett vorgeschrieben war, auch hier als eine Grenze anerkannt haben, die nicht so leicht überschritten wurde. — 11) Vgl. Opitz, B. v. d. d. Poet. Kap. 7, S. 61. Seine Sonette sind meist in Alexandrinern, einige aber auch schon in gemeinen Versen abgefaßt; die jüngern Dichter wählten zu den ihren auch noch andere Maaße und Rhythmen, ordneten auch die Reime in allen Hauptgliedern auf verschiedene Art, brachten mitunter noch mehr gleiche Reime an und mischten endlich, was besonders Andr. Gryphius zu thun liebte, in einem und demselben Sonett Zeilen, die bald in der Zahl der Füße, bald im Rhythmus, bald in beiden zugleich von einander abwichen. Vgl. auch Schottel, d. Verskl. S. 229 ff. — 12) Opitz hat nur einmal im Psalter (Ps. 89) eine sechszeilige Alexandrinerstrophe gebraucht (der französ. Melodie wegen) und nicht gar oft vierzeilige; bei Flemming ist kein einziges geistliches oder weltliches Lied bloß in Alexandrinern gedichtet; Andr. Gryphius hat unter seinen geistlichen Oden und Liedern nur einige in Alexandrinerstrophen von vier Zeilen, und ähnlich steht es auch um die lyrischen Formen bei andern Dichtern, deren Oden und Lieder ich habe durchlaufen können. Doch will ich nicht verschweigen, daß in Zesens hochd. Helic. 2, S. 32 f. ein „Lied" steht, dessen achtzeilige Gesätze aus „Heldenreimen" gebildet sind. —

zern Maaße, vornehmlich die von drei und vier jambischen oder trochäischen Füßen [13]) bald eins für sich allein oder zwei zugleich gebraucht, bald mit noch kürzern oder auch längern untermischt, oder beim Vorwalten der letztern, besonders der alexandrinischen, zu einzelnen oder gepaarten Versen diesen ein- und angefügt. Auch verstiegen sich hier die Strophen, außer in sogenannten pindarischen Oden, nicht leicht zu der hohen Zeilenzahl, die man nicht lyrischen sehr oft gab, oder (wie in Sonetten) zu geben gezwungen war, und wo es dennoch geschah, blieb wegen der Verschiedenheit der Verslängen wenigstens immer ein mehr oder minder bedeutender Abstand zwischen dem Wortumfange eines lyrischen Gesätzes von mehr als vier Zeilen und dem eines rein alexandrinischen [14]). Endlich war es in sangbaren Stücken gar nichts Ungewöhnliches, Verse von ganz verschiedenem Rhythmus strophisch zu verknüpfen, was in Gedichten, bei denen es nicht auf musikalischen Vortrag abgesehen war, entweder nie, oder verhältnißmäßig nur selten geschah, z. B. in Sonetten [15]). — In allen nur strophisch abgefaßten Gedichten, die aus mehr als einem Gesätz bestanden, mußten dem ersten alle folgenden in der Zahl der Verse, so wie in dem Rhythmus, dem Maaß, der Reimart und der Reimbindung der sich entsprechenden Glieder vollkommen gleich sein [16]). Ausnahmen hiervon machten die pinda-

13) Sie werden auch in den Poetiken als die für Oden und Lieder geeignetsten Maaße bezeichnet (schon von Opitz, Kap. 7, S. 63). — 14) Schottel, a. a. O. S. 313 setzt zwar der Zahl der Zeilen, aus denen die Reimschlüsse (Strophen) in Oden und Liedern bestehen können, keine bestimmte Grenze nach oben, doch scheint es, als halte er es schon für nicht gewöhnlich, mehr als zehn Verse zu verbinden. In pindarischen Oden aber findet man freilich Strophen von mehr als 20 Zeilen, ja Lohenstein hat sich in der, die seine Cleopatra schließt, bis zu 30 und Günther in einer (S. 228 f.) gar bis zu 32, zum Theil sehr langen Versen verstiegen. — 15) Vgl. Anm. 11. — 16) Vgl. aber

rischen Oden, in welchen man nur den Satz und Gegensatz gleich, den Abgesang [17]) von jenen abweichend baute, wenn aber die Ode über diese drei Theile hinaus gehen sollte, deren Bau in dem Folgenden ein- oder mehrmal genau wiederholte [18]); dann auch diejenigen unter den sogenannten musikalischen Andachten, die zwar durchweg regelmäßige Strophen, aber verschiedenartige enthielten [19]). Sie standen ihrer metrischen Form nach gewissermaßen in der Mitte zwischen den alten Sequenzen und Leichen [20]) und den von Italien herübergenommenen Cantaten, Oratorien, Serenaten ꝛc., in denen, wie in den Opern, die strophischen Arien, Chöre ꝛc. durch freier gebaute Systeme, vornehmlich Recitative, verbunden wurden [21]). Wie sich in diesen weder die Länge der Zeilen, noch die Folge und Art ihrer Reime an die strengern

---

Anm. 24. An eine mehrstrophige Arie in der dramatischen Lyrik und im lyrischen Drama wurde sogar die Forderung gestellt, daß „die Worte von einerlei Mensur und, wo möglich, von einerlei Vocalen" in allen Strophen wären, damit der musikalische Vortrag, wenn die Noten der ersten Strophe für die folgende beibehalten würden, nicht unter dem verschiedenen Klang der Wortfüße litte; vgl. Hunold, die allerneueste Art ꝛc. S. 216 ff. — 17) Statt dieser von den Meistersängern vererbten Bezeichnung brauchten die Dichter für das dritte Hauptglied auch die Ausdrücke Zusatz, Nachsatz, Nachklang, Nachlied. Noch andere Unterscheidungen der drei Glieder finden sich bei Harsdörfer, poet. Tricht. 2, S. 74 und in den Trauerspielen von Andr. Gryphius. — 18) Diese Vorschriften enthält schon Opitzens Buch v. d. d. Poeterei, Kap. 7, S. 64 f. Eine besonders künstliche pindar. Ode ist in Helwigs Nymphe Noris, S. 55 f. aufgenommen. — 19) Beispiele dieser Art stehen bei Chr. Gryphius, Poet. Wäld. S. 234 ff. Eine dieser Andachten jedoch (S. 241 ff.), über der sich die Bemerkung findet: „auf welsche Art in ungebundenen Versen", wird wohl schon als eine Verbindung von Recitativen und Strophen anzusehen sein. — 20) Vgl. Simrocks Walther 1, S. 174. — 21) Ueber die metrische Behandlung der Recitative, Arien, Ariosen, Cavaten ꝛc. vgl. besonders Hunold, d. allerneueste Art ꝛc. S. 72 ff.; 275; Theatralische ꝛc. Gedichte, S. 21 ff. und B. Feind, d. Ged. S. 95 ff. —

Regeln band, die bei Bildung der Versreihen und beim Strophenbau beobachtet werden mußten, so war es auch in den nicht lyrischen Stellen des kunstmäßigen Drama's, welche die gepaarten Alexandriner einleiteten oder unterbrachen, nur daß hier ein noch größerer Wechsel in Rhythmen und Maaßen üblich war, weil die Dichter solche Aenderungen des Silbenmaaßes nur dann pflegten eintreten zu lassen, wenn die Rede ganz vorzüglich belebt und bewegt sein sollte[22]. Außerdem erlaubte man sich auch noch in andern Fällen, die Verse freier als in regelmäßigen Reihen und Gesätzen zu messen und zu verbinden. Herkömmlich war es im Madrigal[23]), als eine

---

22) In seinen Trauerspielen verläßt A. Gryphius, dem hierin Lohenstein folgt, die reinen Alexandrinerpaare besonders in Prologen und Monologen, in Gebeten, Anrufungen, Beschwörungen, in Reden der Geister und in ganz leidenschaftlichen Scenen. Schon Opitz hatte dieß in seinen Uebersetzungen der Trojanerinnen und der Antigone eingeleitet. Unmittelbarer als das Beispiel der Alten führten auf diesen Wechsel der Versarten wohl die Stücke der neuern Lateiner und der Ausländer, zumal der Italiener (vgl. Harsdörfer, a. a. O. 2, S. 13; 78 f.; 85), denen man indeß noch nicht so weit nachgehen mochte, daß man ihre versi sciolti für das Drama, auch nur in Uebersetzungen, angenommen hätte. So wurde z. B. Guarini's Pastor fido, von dem bereits 1619 durch Eilger Mannlich eine gereimte deutsche Bearbeitung herausgegeben war, später entweder in Prosa (bis auf die Chöre), oder, wie es durch Hofmannswaldau und Abschatz geschah, in freiern, nach Art der Recitative rc. behandelten Reimversen übertragen; Vgl. Gottschedts nöthigen Vorrath rc. 1, S. 179; 193; 216; 239. 267 f. — Von einem ganz eigenthümlichen metrischen Bau waren die geistlichen Stücke Joh. Klai's: eine Vereinigung epischer, lyrischer und dramatischer Bestandtheile, bildeten sie in ihrer Form eine Mittelart zwischen Oratorium und Schauspiel; zwischen Versreihen von verschiedenem Maaße und Rhythmus wurden strophische Stellen eingefügt und selbst die Prosarede nicht ganz ausgeschlossen, die ja auch in die Oratorien in sofern Eingang fand, daß Arien, Chöre und Recitative durch Bibelsprüche in unverändertem Texte unterbrochen zu werden pflegten. Mehr darüber im fünften Abschnitt beim Drama. — 23) Vgl. §. 196, Anm. 1. Ueber die sogenannten Dithyramben oder „Irrge-

Neuerung aber galt es, auch Lob- und Gelegenheitsgedichte so abzufassen, daß zwischen Alexandriner und gemeine Verse jambische Zeilen von weniger Füßen eingeschoben und die Reime auf verschiedene Weise geordnet wurden. Am meisten überließ sich dieser Neigung Brockes[24]), dem andere Dichter

bände", die man auch den Italienern nachmachte (Fernow's italien. Sprachl. S. 817 f.), s. En. Hanmann, S. 283 f. und Omeis, S. 118 f. Freiere Systeme, nach Art der Recitative, bilden auch die meisten Stücke Lohensteins, die er unter der Ueberschrift „Geistliche Gedanken über das 53ste Kap. des Proph. Esaias" zusammengefaßt hat. — 24) Weichmann behauptet gegen Ende seiner Vorrede zum 2. Th. der Poesie der Niedersachsen, Brockes habe zuerst ganze Stücke, ja gar „Heldengedichte" (d. h. Gedichte zum Preise fürstlicher und andrer hoher Personen) in dieser freiern Weise abgefaßt („ohne an eine gewisse Ordnung, Länge oder Kürze der Verse sich zu binden, nämlich eben so, wie die Madrigale, oder in musikalischen Stücken die Recitative gesetzt zu werden pflegen"); irrt aber darin, wie man sich leicht aus Canitzens Gedichten überzeugen kann (vgl. S. 254 ff.; 302 ff. und Königs Anmerk. dazu), jener geistlichen Stücke Lohensteins gar nicht einmal zu gedenken. Das wird man aber allerdings zugeben dürfen, daß Brockes mehr als irgend einer seiner Vorgänger sich diese freiere Versform zu Nutze gemacht hat. Auch habe ich wahrgenommen, daß er sich in ausgedehnterem Maaße und viel öfter als ältere Dichter andere Abweichungen von der strengern Regel erlaubt, z. B. in Reihen oder Strophen, die bloß aus Alexandrinern bestehen, nicht durchgehends dieselbe Reimfolge beizubehalten (vgl. Weichmanns Samml. 1, S. 188 ff.; 199 f. und die Strophen im bethlehemitischen Kindermord); in andern Gedichten, die in lauter jambischen oder trochäischen Zeilen von acht Füßen abgefaßt sind (Weichmann, 4, S. 9 ff.; 421), die Reime auch bald ungetrennt, bald verschränkt zu setzen und dabei mit den männlichen und weiblichen Cäsuren willkürlich zu wechseln ꝛc. So leitet er, wie in vielen andern Stücken, auch in dem formalen Theile seiner Dichtungen von der ältern steifen Weise zu der freiern und belebtern Kunst der Männer des 18ten Jahrh. über. — Daß übrigens die Pflege der dramatischen Lyrik in Hamburg vorzüglich durch die Oper, welche dort gegen Ende des 17ten Jahrh. blühte, begünstigt wurde, und daß diese auch auf die Behandlung der metrischen Formen überhaupt, wie wir sie bei den spätern Hamburgern finden, bedeutend einwirkte, unterliegt wohl keinem Zweifel. —

des Hamburger Vereins darin folgten, und je mehr gerade in diesem Kreise jene Mittelgattungen zwischen Lyrik und Drama Pflege fanden, desto näher lag es, die freiern Verssysteme mit der Form der Cantate auch in die didactische Lyrik einzuführen, was Brockes auch wirklich im ausgedehntesten Maaße that [25]). — Zuletzt muß hier noch einer Art von Verssystemen, der sogenannten Bilderreime gedacht werden: sie sollten in Figuren, die aus der Zusammenstellung von Zeilen verschiedener Länge und Richtung entstanden, Bilder sichtbarer Gegenstände abgeben [26]) und gehörten zu den albernsten Spielereien, zu denen sich die Geschmacklosigkeit dieser Zeiten verirrte. Wie so viele andere lächerliche Reimkünsteleien [27]) von der Fremde angeregt, die dazu alte und neue Muster geliefert hatte [28]), fanden sie besondere Gunst in der Nürnberger Dichterschule [29]), verloren sich aber nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts immer mehr: gegen das Ende des Zeitraums wollte man nichts mehr von ihnen wissen; selbst die Nürnberger wandten ihnen den Rücken [30]).

25) Das „Irdische Vergnügen in Gott" gibt dazu reichliche Belege, auch noch außer den Stücken, die „Sing-Gedichte" oder „Cantaten" überschrieben sind. — 26) Von Bechern, Eiern, Herzen, Kreuzen, Orgeln, Springbrunnen, dem Parnassus ꝛc. — 27) Wer sich weiter darüber unterrichten will, lese bei Schottel, d. Versk. S. 236 ff. und Birken, d. Rebebind- u. Dichtk. S. 136 ff. nach. — 28) Vgl. Scaliger, Poetic. lib. 2, cap. 25; Morhof (der diese Kindereien eben so sehr verachtete, wie die Poetiken, worin nach der lullianischen Kunst Anweisung ertheilt wurde, „wie ein jedweder ohne Mühe alsobald etliche tausend Verse machen und zu Papier bringen könne") S. 581 f.; 488 f. Auch der „Wechselsatz" von Quirinus Kuhlmann, dessen Gervinus 3, S. 354 gedenkt, ist nicht von seiner, sondern eines neulatein. Dichters Erfindung; vgl. Harsdörfer, a. a. O. 1, S. 49 f. und König im 2. Th. von Bessers Schriften, S. 840 f. — 29) Man durchblättere nur, wenn man Bilderreime aller Art haben will, Helwigs Nymphe Noris. — 30) Vgl. Omeis, S. 128.

Vierter Abschnitt.

Uebersicht über den Entwickelungsgang der poetischen Litteratur überhaupt.

§. 199.

Das allmählige Uebergehen der volksmäßigen Dichtung innerhalb des Gelehrtenstandes in eine neue, zunächst der Fremde nachgeahmte kunstmäßige läßt sich nicht allein an den schon im sechzehnten und in den beiden ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts gemachten Versuchen zu einer Umgestaltung der metrischen Formen nachweisen; es zeigt sich auch in den Aenderungen, die sich zu derselben Zeit theils in dem Verfahren der Dichter bei der mehr innerlichen Behandlung ihrer Stoffe, theils in ihrem Verhalten zu den einzelnen poetischen Gattungen zutrugen. Denn was das Erste betrifft, so ließen von den deutsch dichtenden Gelehrten selbst diejenigen, die ganz volksmäßige Gegenstände wählten und sich auch bei deren äußerer Einkleidung nur an die Formen der Volkspoesie hielten, schon öfter in ihre Werke so viel von philologischer Gelehrsamkeit und von anderweitigen Kenntnissen in Sachen, Sentenzen, Anspielungen, Bildern, mythologischem Schmuck &c. einfließen, daß sie damit hinter den lateinischen Poeten dieser Zeiten kaum weiter zurückblieben als Opitz und seine Nachfolger. Unter den Gattungen aber, welche sie von den Volksdichtern überkommen hatten, vernachlässigten sie die von objectiverm Character, die vorzugsweise in Sage und Geschichte und in den Verhältnissen des öffentlichen Lebens wurzelten, immer sichtlicher, wogegen die von mehr subjectiver Natur, worin für den Ausdruck individueller Empfindung, für lehrhafte, betrachtende und beschreibende Darstellungen der weiteste Spielraum war, und die an persönliche Verhältnisse und Be-

ziehungen gelehnte Gelegenheitsdichterei den ihr günstigsten Boden fand, um so entschiedener von ihnen bevorzugt wurden, je mehr sich auch schon die lateinische Poesie gegen den Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts in diese Richtungen geworfen hatte *). Daher leiten geschichtlich von der Poesie des sechzehnten zu der des siebzehnten die Lyrik und die ihr zunächst verwandten Mittelgattungen am unmittelbarsten und natürlichsten über. Wir sahen schon, daß im vorigen Zeitraum vor allen übrigen Zweigen der volksmäßigen Dichtung die Lyrik zu frischer und kräftiger Blüthe gelangte, die welt-

*) Die altdeutsche Poesie war in ihrer Entwickelung bis ins 13te Jahrh. von volksthümlicher Allgemeinheit zu standesmäßiger und individueller Besonderheit, von der objectiven Darstellungsform zu den subjectiven, vom Volksepos zu der erzählenden, lyrischen und didactischen Kunstdichtung des Hofes vorgeschritten. Die neudeutsche schlug gerade den entgegengesetzten Weg ein: Alles hob hier zuerst durch und für einzelne Stände, innerhalb besonderer Lebenskreise und Verhältnisse, abgetrennt von dem allgemeinen Volksleben an, und ein einziger Mann war dabei lange Zeit Gesetzgeber und Vorbild. So trat die Persönlichkeit der Dichter, die im Volksepos eine bescheidene Zurückgezogenheit beobachtet hatte, mit allen ihren subjectiven Ansichten, besondern Neigungen und Bedürfnissen und der ganzen Engherzigkeit ihrer Bestrebungen gleich von vorn herein breit in den Vordergrund der neuern Litteratur, und das Gelegenheitsgedicht in seinen verschiedenen Arten und Formen, schon lange vorbereitet, theils in der deutschen Poesie der Höfe und des Volks, theils in der lateinischen des Gelehrtenstandes, überflügelte nun alle andern Gattungen der Poesie. Dieß dauerte so lange, bis die Dichter anfiengen ein Verlangen darnach zu empfinden, nicht mehr bloß von den Vornehmen und den Gelehrten, sondern von der Nation gelesen, verstanden und bewundert zu werden, als sie sich nach Stoffen umsahen, für welche sie ein allgemeineres Interesse bei ihr voraussetzen zu dürfen meinten, und nach Ruhm in den großen Gattungen der Poesie, im Epos, im Drama und im Roman rangen, was alles zusammen erst im 18ten Jahrh. geschah. Von da an nahm die poetische Litteratur auch mehr und mehr die Wendung zum Volksthümlichen in den Formen, wie in den Gegenständen, das dann in kunstmäßiger Darstellung ganz rein und unverfälscht zu geben seit dem Anfang der siebziger Jahre zuerst wieder der weltlichen Lyrik gelang. —

liche im Volksliede, die geistliche im Kirchengesange; sie fand auch in dieser Periode der neuen Kunstpoesie unter allen Hauptgattungen die meiste Pflege und behauptete dabei noch am ersten, besonders in dem durch die Reformation neu beseelten und gefestigten geistlichen Liede, einen gewissen selbständigen und volksthümlichen Character. Um so weniger kann es befremden, daß sich vorzugsweise in ihr gerade die gelehrten Dichter versuchten, die wegen der äußern und innern Beschaffenheit ihrer Werke den nächsten Anspruch darauf haben, für Vorbereiter der opitzischen Zeit zu gelten. Sie waren fast alle am Mittel- und Oberrhein und in Schwaben heimisch. Auch dieß erklärt sich aus mehrern zusammentreffenden Umständen. In diesen Gegenden hatte sich schon im Mittelalter das lyrische Volks- und Kunstlied zuerst aufgethan und nachher mehr als anderswo geblüht; hier hatte auch noch gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die weltliche Volkslitteratur im Vergleich zu andern Theilen Deutschlands mit die reichste und gesundeste Frucht getragen **); die Nähe der Niederlande, Frankreichs und Italiens vermittelte in diesen Landstrichen immer am leichtesten die Einflüsse romanischer Kunst auf die deutsche; und hier waren endlich auch, was besonders in An-

---

**) Und gewiß zum nicht geringen Theil in Folge der Pflege, die ihr eben hier einzelne Männer aus dem Gelehrtenstande widmeten, wie namentlich Fischart, den man, sofern er nicht bloß seiner Gesinnung und seines ganzen schriftstellerischen Strebens wegen, sondern auch den Gattungen und der innern und äußern Darstellungsform seiner Werke nach, selbst wenn er nach fremden Stoffen gegriffen hat, noch Volksmann im vollsten und besten Sinne ist, nach dem Umfang der gelehrten Kenntnisse aller Art aber, die er in seinen Gedichten, wie in seinen Prosaschriften überall durchblicken läßt und häufig breit auslegt, schon ganz ein Schriftsteller der neuern Zeit zu sein scheint, mit Gervinus (3, S. 121) als „den entschiedenen Wendepunct von der alten Volkskunst zu der neuen gelehrten und gebildeten" bezeichnen kann.

schlag zu bringen ist, einzelne Städte, wie Heidelberg und Straßburg, wo Opitzens meiste Vorgänger entweder ihren dauernden Wohnsitz hatten, oder doch eine Zeit lang verweilten, und wo er selbst mit einigen der jüngsten in ein nahes Verhältniß trat, von der Reformationszeit her Hauptstätten der lateinischen Gelehrtenpoesie geblieben.

§. 200.

Die merkwürdigern unter den Dichtern, deren Werke durch ihren Inhalt, ihren äußern Zuschnitt und ihre mehr allgemeine oder ganz besondere Tendenz bald in schwächern, bald in stärkern Zügen den Eintritt der neuen Kunstpoesie ankündigen, haben bis auf einen schon oben an verschiedenen Orten erwähnt werden müssen. Als die ältesten, deren Lebenszeit noch fast ganz ins sechzehnte Jahrhundert fällt, gelten P. Melissus und Pet. Denaisius: den einen kennen wir als deutschen Dichter aus seinen Psalmen, einigen weltlichen Liedern und einem Glückwünschungssonett [a]), den andern nur aus einem Hochzeitsliede [b]). Ihnen schließen sich zunächst an Theobald Höck, Verfasser einer ziemlich bedeutenden Zahl von Liebesliedern und von Gelegenheitsstücken aus dem Kreise des Hof- und Staatslebens [c]), und J. Val.

---

a) Vgl. §. 194, Anm. 3. — b) Denaisius, geb. zu Straßburg 1561, Doctor der Rechte und pfälzischer Rath, reiste mit Aufträgen seines Fürsten nach Polen und England, ward dann Assessor beim Kammergericht zu Speier und starb 1610 zu Heidelberg. Morhof, der selbst von seinen Gedichten keins gelesen hatte, theilt S. 385 ein Zeugniß vom J. 1620 mit, das für dieselben sehr günstig lautet. Das Hochzeitslied ist in Zinkgrefs Anhang zu Opitzens Gedichten gedruckt und daraus in die Züricher Streitschr. 3, St. 9, S. 7 ff. und aus diesen wieder in Gebauers Dichtersaal 1, S. 58 ff. aufgenommen. — c) Höck, oder wie er durch Buchstabenversetzung seines Namens vor seinen Gedichten heißt, Otheblad Oeckh, war ein Pfälzer und 1573 geboren. Im J. 1601 lebte er als Secretär eines vornehmen Herrn zu Wittingau in

Andreä [d]), von dem wir außer religiösen und moralischen Liedern auch verschiedene didactische Gedichte von spruchartigem, erbaulich-betrachtendem und allegorisch-erzählendem Character in kurzen Reimpaaren besitzen [e]). Beide zeigen sich frisch, warm und wahr im Ausdruck der Empfindung und besonders der zweite auch von eben so gesunder, wie kräftiger und herzlicher Gesinnung; in der Behandlung der Sprache und der metrischen Form sind sie aber noch nicht über die Regellosigkeit der gleichzeitigen Volkspoeten hinaus [f]). Der

---

Böhmen; das Jahr darauf ward er vom Kaiser geadelt. Sein 1601 in 4. gedrucktes „Schönes Blumenfeld, auf jetzigen allgemeinen ganz betrübten Stand, fürnehmlich aber den Hof-Practicanten und sonsten männiglichen in seinem Beruf und Wesen zu Gutem und Bestem gestellet“ enthält 80 Gedichte. Hoffmann hat zuerst wieder auf ihn aufmerksam gemacht im litterarisch-histor. Taschenb. von Prutz, 1845. S. 401 ff., wo auch Proben von Höcks Poesien mitgetheilt sind. Zwei Lieder stehen in Docens Miscell. 1, S. 282 f., das erste davon (mit Auslassung einer Strophe) auch bei den beiden Scholl, 2, S. 136. — d) Vgl. §. 178, Anm. g. Er war mit der französischen, italienischen und spanischen Litteratur wohl bekannt, von deren Einwirkung auf ihn auch in dem Inhalt, der Einkleidung und selbst hier und da in der metrischen Form seiner Gedichte mancherlei Spuren wahrnehmbar sind. Auch hat er Verschiedenes aus dem Französischen und Italienischen übersetzt; vgl. Omeis, S. 43; Herder, zur schön. Litt. u. Kunst 20, S. 228. — e) Die meisten seiner Gedichte sind zwischen 1614 und 1620 entstanden und erschienen, so namentlich die „Christlichen Gemäl“, Tübing. 1612. 4. (neue Ausg. 1614) und die „Geistliche Kurzweil“, Straßb. 1619. 8. (mehrere Stücke daraus findet man bei Herder, a. a. O. S. 219 ff.; zur Relig. u. Theolog. 14, S. 273 ff. und in den Handbüchern von Gebauer, Wackernagel, Pischon und den beiden Scholl); auch die (schon früher gedichtete) „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz“, 1616, und die ihrem Inhalt nach sich zunächst auf die innern Zustände der lutherischen Kirche seiner Zeit beziehende allegorisch-epische Dichtung „die Christenburg“, welche erst 1836 von C. Grüneisen (nach einer gleichzeitigen Handschr.) herausgegeben ist, Leipzig. 8. — f) Wie leicht es namentlich Andreä mit dem Dichten nahm, und wie wenig er sich darum auch aufgelegt fühlen mochte, eine besondere Sorgfalt auf die äußere Form der Darstellung zu verwenden, erhellt schon aus seinem oft gedruckten Spruch

große Fortschritt, der gerade in dieser Beziehung an den Ueberbleibseln von E. Schwabe's von der Heide Poesien wahrgenommen werden kann, würde ihm demnach schon allein einen Platz unter den Dichtern sichern, die am unmittelbarsten Opitzens Reformen vorbereiteten, wenn auch das besondere Verhältniß, in welchem dieser zu ihm stand, nicht bekannt wäre, und wenn nicht noch überdieß selbst aus den wenigen Versen, die uns von Schwabe erhalten sind [g]), die nahe Verwandtschaft seiner poetischen Richtung überhaupt mit der opitzischen so deutlich ins Auge spränge. Anders verhält es sich mit G. R. Weckherlin. Er, den man gewöhnlich als Opitzens nächsten Vorgänger ansieht, war nach den Andeutungen im dritten Abschnitt [h]) bis zum J. 1618 in der Handhabung der Sprache und besonders im Bau der Verse noch lange nicht so weit gekommen als Schwabe. Dieß Zurückbleiben in dem Formellen der Poesie, so wie die eigensinnige Neigung, darin auch späterhin, seiner Hochachtung für Opitz [i]) unbeschadet, noch immer eine gewisse Mitte zwischen dem Althergebrachten und den Regeln der neuen Kunst zu halten, macht seine Stellung in der Geschichte unserer Dichtung zu einer ganz eigenthümlichen. Denn durch alles Uebrige, was ihn, außer dem noch mehr volksmäßigen Ton seiner einfachern lyrischen Gedichte, weiter characterisiert, die Gattungen, worin er gedichtet, die Gegenstände, die er gewählt hat, die Arten der poetischen Einkleidung, die Nachahmung fremder, vorzüglich romanischer Muster [k]) in Form und Ausdrucksweise,

„an die Grübler"; vgl. auch Grüneisen, a. a. O. S. 13 f. — g) S. §. 194, Anm. 11 u. 12. — h) Vgl. §. 187, Anm. a. und §. 194, Anm. 7—10. — i) Vgl. das Sonett „An H. Martin Opitzen rc." bei W. Wackernagel 2, Sp. 273 f.; in Müllers Biblioth. 4, S. 167 f. — k) Von einem Franzosen wurde er auch, wie er selbst in einer schon

das Benutzen der Alten in Gedanken und Bildern, das Streben nach dem Beifall des Auslandes und die Anbequemung an dessen Urtheil [l]), gehört er schon völlig zu den gelehrten Kunstdichtern des siebzehnten Jahrhunderts, so daß er kaum mit schlechterm Grunde für einen Nachfolger, als für einen Vorläufer Opitzens gelten kann, nach dessen Tode er ja auch erst die vollständigern Sammlungen seiner poetischen Werke herausgab. Unter diesen besteht die Mehrzahl aus lyrischen Stücken, die geistlichen größtentheils aus Bearbeitungen von Psalmen, die weltlichen aus Oden, Gesängen und Sonetten, worunter sich die Liebes- und Trinklieder und eine Aufmunterung an die deutschen Krieger am vortheilhaftesten auszeichnen. Viele Oden, besonders pindarische [m]), sind an vornehme Gönner und an Freunde gerichtete Gelegenheitspoesien. Mit ihnen zunächst berühren sich durch innerliche Verwandtschaft die in Alexandrinerversen verfaßten episch-lyrischen Preisgedichte, worin Weckherlin geschichtliche Personen, vornehmlich Helden seiner Zeit und seines Glaubens gefeiert hat, mitunter nicht ohne höhern Schwung und wahrhaft poetisches Feuer, wie namentlich in „des großen Gustav Adolfen — Ebenbild" [n]). Von

---

1610 gedichteten Ode sagt, angeregt, „der Erst mit ungezwungnem Klang die Götter auf der Griechen Saiten deutsch leiblich spielend auszubreiten"; vgl. Gervinus 3, S. 164 f. Außer den Alten, den Franzosen und Italienern haben unter den Neuern vorzüglich die Engländer auf seine dichterische Bildung, und auf seine Sprache wohl zumeist eingewirkt. Eine nicht geringe Zahl seiner Sachen besteht aus Uebersetzungen oder Nachbildungen griechischer, lateinischer, französischer, italienischer und englischer Stücke. Vgl. Herder im D. Mus. 1779. 2, S. 299 ff. (zur schön. Litt. u. Kunst 20, S. 231 ff.). — l) Einen merkwürdigen Beleg dazu liefert die schon §. 193, Anm. g. aus Gervinus angezogene Note. — m) Eine, die bereits im J. 1614 abgefaßt ist und bei Wackernagel 2, Sp. 259 ff. steht, beweist, daß er diese Form früher als Opitz, also unter den deutschen Dichtern wohl zuerst gebraucht hat. — n) Die Alexandriner sind darin zu sechszeiligen Strophen verbunden. —

bei weitem geringerer Bedeutung sind die meisten seiner übrigen Sachen: eine weitläuftige Erzählung in Alexandrinern vom Urtheil des Paris, Hirtengedichte oder Eklogen, bis auf die eingelegten lyrischen Stellen in derselben Versart, Epigramme und höfische Festpoesien aus seiner Jugendzeit o). Bei aller ihm eigenen Lebendigkeit und Wärme des Gefühls und bei einer unverkennbaren Anlage, seinen Darstellungen Körper und Anschaulichkeit zu verleihen, hat er doch auch schon das Wesen der Poesie mehr in geistreichen Gedanken und Wendungen und in überraschenden Zusammenstellungen von Ausdrükken und Bildern gesucht, als in dem schöpferischen Walten der Phantasie und in der Tiefe und Fülle der Empfindung. Gleichwohl ist beides bei ihm noch lange nicht so weit vor der Herrschaft des nüchternen Verstandes zurückgetreten, wie bei Opitz, den er auch an Gedrungenheit, Kraft und Männlichkeit der Sprache übertrifft, wogegen er ihm an Bildung des Geschmacks nicht gleichkommt und in der Reinheit und Eleganz des Ausdrucks sehr beträchtlich nachsteht p). Näher als Weckherlins ist Jul. Wilh. Zinkgrefs Verhältniß zu Opitz, schon wegen der persönlichen Freundschaft, die seit dem Jahre 1619 beide mit einander verband q). Zinkgrefs Ruhm beruht

---

o) S. den Schluß der 7ten Anm. zu §. 194. — p) Vgl. über seinen dichterischen Character besonders Bouterwek 10, S. 53 ff., Gervinus 3, S. 162 ff. und Hoffmann, polit. Gd. S. 251 ff. — q) Geb. 1591 zu Heidelberg, wo er auch studierte. 1611 begab er sich fünf Jahre auf Reisen nach der Schweiz, Frankreich, England und den Niederlanden, worauf er in seiner Vaterstadt Doctor der Rechte ward und daselbst, eine durch die Kriegsunruhen herbeigeführte Abwesenheit von nicht gar langer Dauer abgerechnet, bis ins J. 1623 verweilte, zuletzt als Generalauditeur. Hier hatte sich auch während Opitzens Aufenthalt auf der Universität die freundschaftliche Verbindung mit diesem angeknüpft. Nach Eroberung der Stadt durch die Baiern wanderte er aus und büßte dabei fast alle seine Habe ein. Von Straßburg aus machte er als

hauptsächlich auf einem Prosawerke, das erst 1626 erschien [r]); seine uns überlieferten Gedichte, die er bereits einige Jahre früher herausgegeben hatte [s]), beschränken sich außer einer Anzahl Epigramme und andrer kleiner Sprüche nur auf wenige Lieder und Sonette und eine in gepaarten Alexandrinern abgefaßte „Vermahnung zur Tapferkeit" [t]), worin er mit vielem Glück des Tyrtäus Kriegsgesänge nachgeahmt hat. Im Versbau verräth er noch öfter Unsicherheit bei der Anwendung der Accentregel, verletzt sie jedoch kaum mehr so stark als Opitz in seinen ältesten Versen, und viel weniger als Weckherlin, mit dessen Dichtweise die seine sonst zumeist übereinstimmt.

§. 201.

Eine so hervorragende Stellung Opitz auch in der Geschichte der deutschen Poesie einnimmt, so wenig war er doch selbst eigentlicher Dichter, und so weit blieb er davon entfernt, ein wahrhaft deutscher Dichter zu sein. Zu dem Einen fehlten ihm zu sehr die ersten und wesentlichsten Erfordernisse,

---

Dolmetsch eines französ. Gesandten mit diesem verschiedene Reisen an deutsche Höfe; eine Krankheit, die ihn in Stuttgart überfiel, löste dieß Verhältniß wieder. Er hielt sich nun bis 1626 zuerst in Straßburg, dann in Worms auf, verwaltete an diesem Orte und später in Alzei juristische Aemter, wurde aber von hier durch die Folgen der Schlacht von Nördlingen vertrieben und begab sich mit Lebensgefahr nach St. Goar, wo er an einer pestartigen Krankheit 1635 starb. Vgl. Weidner in dem Zinkgrefs Apophthegmen angehängten 3ten Thl. (Ausg. von 1683) S. 100 ff. — r) Vgl. den sechsten Abschnitt. — s) Zuerst die seiner Emblematum ethico-politicorum centuria beigefügten spruchartigen Verse, Frankfurt 1623. 4. (auch Heidelberg 1666 u. 1681. 4.); sodann die übrigen im Anhange der von ihm besorgten ersten Ausg. von Opitzens Gedichten (1624). — t) Vgl. Müllers Biblioth. Th. 7; die „Vermahnung zur Tapferkeit, oder wie sie auch angeführt wird, das „Soldatenlob", von Zinkgref im J. 1622 während der Belagerung Heidelbergs gedichtet und späterhin noch besonders gedruckt (Frankfurt 1632. 4.), ist aus dem Anhange zu Opitz auch in Wackernagels Leseb. 2, Sp. 301 ff. aufgenommen.

Phantasie und Erfindungskraft [1]); um das Andere zu werden, hätte er seiner Poesie einen volksthümlichern Gehalt geben und die Formen, worin er sie kleidete, sich nicht sowohl durch das Nachbilden fremder, als durch eine selbständige Veredelung der ihm überlieferten heimischen schaffen müssen. Er ist daher für uns ungleich wichtiger dadurch geworden, daß er die poetische Litteratur in ihrem Entwickelungsgange zuerst mit fester Hand in Wege einlenkte, denen sie bis dahin nur mehr zugestrebt hatte, die sie aber von der Zeit an, ohne bedeutend abzuweichen, lange verfolgte und auch jetzt noch nicht alle aufgegeben hat, als durch den dichterischen Werth seiner eigenen Werke [2]). Was sie im Allgemeinen neben äußerer Regelmäßigkeit und Glätte vor den zunächst voraufgegangenen und den meisten gleichzeitigen Gedichten auszeichnete und sie in der

---

1) Vgl. §§. 185 u. 187, Anm. h. — 2) Als den eigentlichen Begründer der neuen Kunst fühlte er sich selbst und sprach es aus, daß er „dem Deutschen die erste Bahn zur Poesie, so nicht bald eingehen werde, gezeigt" habe (2, S. 19; vgl. 2, S. 13). Daß er aber dabei auch immer Bescheidenheit und Selbsterkenntniß genug besessen, hierauf sein wirkliches Verdienst zu beschränken und nicht mit seinen Verehrern und Bewunderern zu glauben, in seinen Dichtungen sei schon gleich das Höchste der Kunst erreicht worden, ist weniger sicher. Stellen, wie die im ersten Buch der Trostgedichte ꝛc. (3, S. 264) und in einem Liede an Nüßler (2, S. 33), legen dafür noch kein vollgültiges Zeugniß ab: die eine ist aus einem Werk seiner frühern Zeit, wo der Weihrauch der Vergötterung seinen Sinn noch nicht umnebelt hatte, und in der andern tritt der Dichter, bescheiden und selbstgefällig zugleich, vor dem glückwünschenden Freunde zurück. Bemerkenswerth scheint es mir, daß unter den Männern des 17ten Jahrh., die über ihn ein Urtheil ausgesprochen haben, Hofmannswaldau (der ja auch zuerst entschiedener von der opitzischen zu einer andern Dichtungsmanier übergieng) früher, so viel ich weiß, als irgend einer, an ihm nur eben die Eigenschaften und Verdienste besonders und namentlich hervorhebt, die seinen litterarischen Character vorzugsweise bestimmen, nachdem er unmittelbar davor sich sehr günstig über Hans Sachs ausgelassen. Vgl. die Vorrede zu seinen D. Uebers. u. Ged. (b), 4 vw. —

Meinung der Zeit, wo sie erschienen, so außerordentlich hob[3]), war die immer verständige Anordnung des Stofflichen, die gelehrte und dabei doch faßliche und klare Darstellungsart und die überall von dem Dichter beobachtete Grundregel seiner Poetik, durch reichlich eingewebte Betrachtungen, Lehren, Sprüche und Beschreibungen eben so zu nützen, wie durch Witzrede, Antithesen, Bilderschmuck und Schönrednerei zu ergetzen. Wo er mehr als bloßer Uebersetzer oder Bearbeiter gewesen ist, zeigen schon die Gegenstände, die er behandelt hat, wie wenig sich sein Talent an etwas Großes wagte, und wie oft er selbst noch, ungeachtet seines frühen Eiferns dagegen[4]), zu jener Gelegenheitsdichterei hinabstieg, die sich um die kleinlichsten Interessen drehte und größtentheils in Beglückwünschungen und Beileidsbezeigungen bei den täglich vorfallenden und sich in der Hauptsache immer gleichbleibenden Ereignissen des Familienlebens aufgieng. Da ihm nur Gedanken, Lehren, Weisheit, Gelehrsamkeit, Scharfsinn, höchstens Empfindung zu Gebote standen, warf er sich auch nur auf die Didactik und Lyrik, und selbst als lyrischer Dichter war er mehr verständig und lehrhaft, als gemüthlich und empfindungsvoll. Die epische Gattung ließ er ganz bei Seite liegen und bezweifelte, daß sich so bald ein deutscher Dichter „eines vollkommenen heroischen Werks unterstehen werde"[5]). An das Drama, worin ihm die lateinischen Dichter seiner Zeit nur wenig, die deutschen durchaus gar nichts Tüchtiges geleistet zu haben schienen[6]), wagte er sich nicht anders[7]), als daß er nach

3) Vgl. Gervinus 3, S. 220. — 4) S. §. 188, Anm. 2. — 5) Vgl. B. v. d. d. Poeterei, S. 29; in seiner Jugend jedoch scheint er noch die Absicht gehabt zu haben, dereinst „durch Kunst der Poesie den Lauf der grossen (vaterländischen) Helden zu vermelden, die sich vor dieser Zeit den Römern widersetzt &c."; vgl. d. Ged. „An die deutsche Nation" 2, S. 143. — 6) Zuschrift vor der Judith vom J. 1635. — 7) Der

lienischen Stücken zwei Singspiele, ein mythologisch-schä-
liches, Daphne [8]), und ein geistliches, Judith [9]), bear-
itete und die Trojanerinnen des Seneca [10]), so wie die
ntigone des Sophokles [11]) übersetzte. Auch seine zahlrei-
en, nicht in dramatischer Form abgefaßten geistlichen Ge-
chte [12]) sind, einen großen Lobgesang in Alexandrinern [13]), der
nem ähnlichen Werke von D. Heinsius [14]) nachgeahmt ist, und
nige kleinere Sachen abgerechnet, durchgehends Bearbeitungen
nd Umschreibungen von biblischen und neulateinischen Stük-
n, meist in lyrischen Versarten [15]), zum Theil aber auch in

---

chluß des B. v. d. d. Poeterei möchte seinem ganzen Tone nach die
nnahme noch nicht unbedingt rechtfertigen, daß er im J. 1624 wirk-
h daran gedacht habe, künftig mit eigenen Tragödien aufzutreten. —
Opitz sagt in dem Vorwort, er habe „dieses Drama aus dem Ita-
nischen" (gewiß der gleichnamigen Oper des O. Rinuccini) „meh-
ntheils genommen" und „von der Hand weg geschrieben". Von H.
chütz in Musik gesetzt, wurde es 1627 zu Torgau bei Gelegenheit der
ermählung einer sächsischen Prinzessin „auf den Schauplatz gebracht"
ller Wahrscheinlichkeit nach nur als sogenanntes Entremet, d. h. als eine
der Tafel zwischen schnell aufgestellten Coulissenwänden erfolgte dra-
atisch-musikalische Leistung; vgl. Gesch. d. Hof- u. Privat-Theater in
resden, von H—g. Dresden 1836. 8.) und in demselben Jahre gedruckt
an findet sie auch in Tiecks d. Theat. 2). — 9) „An Erfindung und
orten großentheils aus dem Italienischen entlehnet", schon „etliche Jahre"
r dem ersten Druck von 1635. — 10) Gedr. 1625. — 11) Gedr. 1636.
Ueber Opitz als Uebersetzer vgl. was §. 186, Anm. 18. bemerkt und
geführt ist. — 12) Sie füllen mit der Judith und den Trostgedich-
n 2c., die Opitz schon selbst seinen geistlichen Sachen zugesellte, den
itten Theil der Breslauer Ausg. von 1690 und außerdem noch mehr
s die Hälfte des Anhanges dazu. — 13) „Lobgesang über den
eudenreichen Geburtstag unsers Herrn und Heilandes
esu Christi", nebst andern geistl. Gedichten (worunter Opitzen noch
ei eigen angehören: Auf den Anfang des J. 1621 und Klage
im Kreuz unsers Erlösers, beide gleichfalls in Alexandrinern)
dr. 1624. — 14) Lobgesang Jesu Christi. Opitz übersetzte ihn
on 1619, gab ihn aber wahrscheinlich erst 1621 in Druck. Die Er-
äuterungen dazu schrieb er viel später. — 15) Die Episteln der
onn- und Festtage „auf die gemeinen (französischen) Weisen der

Alexandrinerreihen [16]). Zu den gelungensten darunter gehören die Umdichtungen des Hohenliedes und verschiedener Psalmen. Etwas mehr Selbständigkeit der Erfindung zeigt Opitz in seinen weltlichen Liedern und Sonetten, so wie in den größern und kleinern Lobgedichten [17]), Trost- und Glückwunschschreiben oder andern Gelegenheitspoesien von unstrophischer Form [18]), wiewohl auch davon Vieles nur griechischen, lateinischen, französischen, holländischen, italienischen und spanischen Sachen nachgebildet, oder daraus geradehin übersetzt ist. Der Umfang seines lyrischen Talents und die Richtung, die er ihm gab, lassen sich am besten erkennen theils aus einigen strophischen Gelegenheitsstücken, die zerstreut in den poetischen Wäldern [19])

Psalmen gefasset" (1624); das Hohelied in 6 Gesängen oder Liedern (1627); geistliche Oden und Gesänge (12 Psalmen, die er nach und nach bekannt machte und mit den wenigen übrigen Stücken 1634 zusammen herausgab); der ganze Psalter (1637; die schon früher bearbeiteten Psalmen sind darin nicht unverändert aufgenommen, sondern in ganz neuer Umdichtung: denn die Versart jedes Psalms richtet sich hier, wie bei Lobwasser, nach der ihm im Französischen zukommenden Melodie, während jene 12 ältern Umschreibungen andern Weisen untergelegt sind, z. B. die des 6ten Ps. der des 77sten). Nach der Vorrede zum Psalter S. 10, wollte er mit dieser Arbeit die „vorigen, mehrentheils weltlichen poetischen Schriften seiner Jugend beschließen". — 16) Die Klagelieder des Jeremias (1626) und Jonas (1628), bei dessen Bearbeitung er „den Fußstapfen des Hugo Grotius nachgieng", der denselben Gegenstand in lateinische Verse gebracht hatte. — 17) Unter den Lob- und Ehrengedichten wurde am meisten bewundert das „An die Königl. Majestät zu Polen und Schweden" (Uladislaus IV.), das 1636 erschien. Noch Neukirch, der doch schon Opitzens Unübertrefflichkeit zu bezweifeln anfieng, meinte (Vorrede zu Hrn. v. Hofmannswaldau ꝛc. Gedichten), dieses Werk sei unverbesserlich und begreife nebst den nachdrücklichen Beiwörtern, heroischen Gleichnissen und kurzgesetzten Redensarten viele schöne Gedanken. — 18) Allermeist in Alexandrinern, äußerst selten in gemeinen Versen. — 19) Unter diesem Titel sammelte Opitz im J. 1637 einen großen Theil seiner Gedichte. Was darunter zu verstehen sei, deutete er (nach Scaliger, Poet. 3, Kap. 99 ff.) schon im 5. Kap. des B. v. d. d. Poeterei an: „Sylven oder Wälder sind nicht

stehen, theils und vorzüglich aus den Gedichten in Liederform, die er darin unter der Ueberschrift „Oden oder Gesänge" zusammengestellt hat[20]). Hier finden sich außer einem bekannten Trinkliede, einem Aufruf an die Deutschen zur Wiedererringung ihrer Freiheit, einigen an Freunde gerichteten Liedern betrachtender Art ꝛc. auch seine schon ganz in den Ton der Schäferpoesie eingehenden Liebesgedichte, die für uns noch ganz besonders dadurch merkwürdig sind, daß sie eine kunstmäßige Liebespoesie in die Litteratur einführen, die nach des Dichters eigener Versicherung ihren Ursprung nicht wirklicher Leidenschaft, sondern einem bloßen Spiel des Verstandes verdankt[21]). — Am meisten zeigen ihn in seiner ganzen Eigen-

---

allein nur solche carmina, die aus geschwinder Anregung und Hitze ohne Arbeit von der Hand weg gemacht werden, — sondern — sie begreifen auch allerlei geistliche und weltliche Gedichte, als da sind Hochzeits- und Geburtslieder, Glückwünschungen nach ausgestandener Krankheit, item auf Reisen oder auf die Zurückkunft von denselben, u. dergl. — 20) So zweigt er auch in dem B. v. d. d. Poeterei „die Lyrica oder Gedichte, die man zur Musik sonderlich gebrauchen kann", von den liederartigen Stücken ab, die mit andern untermischt die Wälder bilden, und bei denen es wohl weniger auf einen musikalischen Vortrag abgesehen war. Die Lyrica nun „erfordern zuvörderst ein freies, lustiges Gemüthe und wollen mit schönen Sprüchen und Lehren häufig gezieret sein, wider der andern carminum Gebrauch, da man sonderliche Maaße wegen der Sentenzen halten muß" —; und sich auf eine Stelle aus Horaz beziehend, setzt er hinzu, „daß sie alles, was in ein kurz Gedichte kann gebracht werden, beschreiben können, Buhlerei, Tänze, Bankete, schöne Menschen, Gärten, Weinberge, Lob der Mäßigkeit, Nichtigkeit des Todes ꝛc., sonderlich aber Vermahnung zu der Fröhlichkeit". — 21) In der Zuschrift an Ludwig von Anhalt aus dem J. 1625, also aus des Dichters Jugendzeit, sagt er (Zürich. Ausg. B. 6, v. w.): „Sie (die Verunglimpfer) wissen nicht und wollen nicht wissen, daß in solchen Gedichten oft eines geredet und ein anderes verstanden wird, ja daß ihm ein Poet, die Sprache und sich zu üben, wohl etwas vornimmt, welches er in seinem Gemüthe niemals meinet; wie denn Asterie, Flavia, Vandala und dergleichen Namen in

thümlichkeit die eigentlich didactischen und beschreibenden Werke: Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges, das beste von allen, das er schon 1621 verfaßte[22]), aber erst viel später herausgab[23]), Lob des Feldlebens[24]), Zlatna oder von Ruhe des Gemüths[25]), Vielgut[26]), Lob des Kriegsgottes[27]) und Vesuvius[28]), alle in Alexandrinern, wie auch mehrere poetische Sendschreiben an Freunde und Gönner. Seine Epigramme und Sprucherse sind der großen Mehrzahl nach wieder Uebersetzungen und Nachbildungen von Stücken älterer und neuerer Dichter[29]); was ihm eigen angehört, ist ohne sonderlichen Werth. Von Prosa-

---

diesen meinen Büchern (fast) nichts als Namen sind und so wenig für wahr sollen aufgenommen werden, so wenig als glaublich ist, daß der göttliche Jul. Scaliger so viel Lesbien, Crispillen, Adamantien, Telesillen, Pasicompsen, und wie sie alle heißen, geliebet als gepriesen habe" (vgl. auch die Zuschrift vor der Hercynia, Zür. Ausg. S. 531). Wenn Opitz hier auch vielleicht anfänglich mehr gesagt hat, als er verantworten konnte (s. Hoffmanns Spenden 2, S. 72) und deshalb später das von mir eingeklammerte fast einschob, so müssen doch die jüngern Dichter seiner Versicherung Glauben geschenkt haben (vgl. Ch. Weise's Vorrede zum ersten Theil der Ueberflüssigen Gedanken ꝛc.): die Liebeslieder des 17ten Jahrh. bezeugen es überdieß hinlänglich, daß die darin geschilderte Leidenschaft nur selten eine wahre gewesen sein kann. — 22) Während seines Aufenthalts in Jütland. — 23) Im J. 1633; vgl. Hoffmann, polit. Ged. S. 216 f.; 234. — 24) Eine Jugendarbeit, die Opitz schon vor 1620 (besonders nach Horazens Beatus ille etc.) verfaßte, die aber nicht früher als 1623 gedruckt sein kann. — 25) Zlatna benannte er dieses Gedicht nach einem anmuthigen Orte in Siebenbürgen; zuerst gedruckt 1623. — 26) Name eines Lustschlosses des Herzogs von Münsterberg, dem das Gedicht gewidmet ist. Dieß soll zeigen, daß das wahre Glück nicht in äußern Gütern, sondern allein in einem tugendhaften Character zu suchen sei. Erster Druck von 1629. — 27) In scherzhaft-satirischem Tone. Angeregt wurde Opitz zu diesem 1628 erschienenen Werke wahrscheinlich zunächst durch den Lobgesang auf Bacchus von Dan. Heinsius, den er 1621 übersetzt hatte. — 28) Erste Ausg. 1633. — 29) Darunter „Dionys. Catonis Disticha" (1629) und „des Herrn von Pibrac Tetrasticha oder Vierverse" (1634). —

schriften, die er nicht, wie die Argenis [30]), aus andern Sprachen übertragen hat, ist neben seiner Poetik die bekannteste die Schäferei von der Nymphe Hercynia [31]). Sie hat die Verherrlichung des schlesischen Hauses der Schafgotsch zum Zweck, hebt mit Erzählung an, geht dann bald in Gespräch und Schilderung über, wozwischen poetische Stellen, Lieder, Sonette, eine Sestine, Alexandrinerreihen rc. eingefügt sind, und schließt mit verschiedenen Ehrengedichten. Die Erfindung des Ganzen ist schwach, die Ausführung der einzelnen Theile ärmlich; gleichwohl hat dieses Werk für die Geschichte der Litteratur dadurch Wichtigkeit erlangt, daß es die Reihe derartiger gemischter Darstellungen, auf die nachher die Nürnberger mit so entschiedener Vorliebe eingiengen, bei uns eröffnete.

§. 202.

Im Ganzen folgten seit dem J. 1624 bis um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts fast alle Dichter von gelehrter Bildung, sobald sie in dem Formellen auf Opitzens Theorie und Praxis eingiengen, seinem Beispiel nicht nur in der allgemeinen Richtung ihrer Poesien, sondern auch in der Wahl der Gegenstände, der Gattungen und der ausländischen Muster [a]). Lehre, Erbauung und Sittenbesserung blieben Haupt-

---

30) Joh. Barclay's Argenis, ein in lateinischer Sprache geschriebener politisch-satirischer Roman, erschien zu Paris 1621; Opitzens Uebersetzung Breslau 1626. 8. Vgl. Flögel, Gesch. d. kom. Litt. 2, S. 543 f. — 31) Opitz selbst und mehrere seiner Freunde treten darin als Schäfer auf. Die erste Ausg. ist vom J. 1630. Ueber die Vorbilder der deutschen Schäfereien wird das Nöthigste weiter unten vorkommen.

a) Man pflegt Opitz und seine Anhänger und Nachfolger aus diesem Zeitabschnitte wohl die Dichter der ersten schlesischen Schule zu benennen. Diese Bezeichnung kann nur gelten, sobald sie nicht mehr sagen will, als daß derjenige, der den Character der neuern Kunst zuerst festigte, und dessen Manier während der nächsten drei Jahrzehnte nach

zwecke der Dichtkunst; vor allem Beschreiben, Schildern und Ausmahlen, den vielen Betrachtungen, sinnreichen Einfällen, Allegorien und Emblemen, dem Anbringen fremder Gedanken, Redensarten und Bilder und der Unnatur des Schäferwesens, das die Poesie immer mehr von allen Seiten umrankte, kam es zu anschaulicher Darstellung von Begebenheiten, Handlungen und Characteren fast nie, zum natürlichen und unvermischten Ausdruck von Empfindungen nur selten. Die Zeit selbst war zu arm an großen Ereignissen, die das Gemüth hätten erheben, den Bildungstrieb wecken, die Phantasie beflügeln können: es fehlte an allgemeinen begeisternden Interessen, und der politische Sinn im Volke starb immer sichtlicher ab, zumal seitdem der Krieg für Deutschland eine so unglückliche Wendung genommen hatte. Man gewöhnte sich nach und nach daran, seine Theilnahme von den Angelegenheiten des Vaterlandes und der Nation abzulenken und sie nur den Angelegenheiten einzelner Höfe, Gemeinden, Körperschaften, Familien und Personen zuzuwenden. So mußten Begebnisse in befreundeten Häusern, wie Geburtstage, Kindtaufen, Hochzeiten und Sterbefälle, Erhebung zu bürgerlichen Aemtern oder academischen Würden rc. schon von Wichtigkeit sein, noch mehr das Thun der Großen, wo es nur im Geringsten aus dem Gleise der alltäglichen Lebensgewohnheiten ausbog, vornehmlich aber Feste an Höfen und in größern Städten. Und daran, so wie an die Oberfläche der allgemeinen Sittenzustände der Zeit hielten sich die Dichter denn auch vorzugsweise,

---

seinem Auftreten in ihr der vorherrschende blieb, aus Schlesien stammte und auch mehrentheils dort lebte; keineswegs aber darf sie so verstanden werden, als seien außer Opitz auch von den übrigen ihm näher oder ferner stehenden Vertretern der kunstmäßigen Dichtung dieser Zeit, wo nicht die meisten, so doch viele durch Geburt oder Wohnsitz Schlesier gewesen. —

wenn sie ihre Gegenstände aus dem wirklichen Leben nahmen, und solche elende Stoffe vertraten ihnen nebst ihrer geistlichen und weltlichen Buchgelehrsamkeit die wahren und echten Vorwürfe der Poesie, wofern sie nicht etwa unter ganz besondern Umständen daheim oder auswärts in bedeutendern Lebenserfahrungen und Anschauungen bessere gewonnen hatten, oder aus einem reichen, von der Religion durchwärmten Gemüthsleben schöpften. Unter den verschiedenen Gattungen konnten daher die epische und die dramatische am allerwenigsten gedeihen. Versuche in erzählenden Gedichten gehörten zu den Seltenheiten, mit neuen Romanen versorgte man die Lesewelt noch großentheils durch bloßes Uebersetzen aus fremden Sprachen; der Trieb zu epischer Darstellung war überhaupt so wenig rege, daß ungeachtet der allgemeinen Hinneigung der Dichter zum Lehrhaften und Moralischen die eigentliche Fabel so gut wie bei Seite geschoben und nicht eher als zu Ende dieses Zeitraums wieder hervorgesucht wurde. Das Drama aber, wo es nicht noch die Form und den Inhalt des alten geistlichen und weltlichen Volksschauspiels in allen wesentlichen Zügen beibehielt, bestand vornehmlich in allegorischen Feststücken und in oratorienartigen Dichtungen, kam also nicht weit über eine Mischform hinaus, in der es sich durch die Gegenstände mit der Gelegenheitsdichterei, durch die theilweise oder durchgängig für den musikalischen Vortrag berechnete Anlage und Ausführung mit der weltlichen und geistlichen Lyrik berührte. Die eigentliche Masse der poetischen Litteratur bildeten außer unzähligen in Alexandrinerversen abgefaßten geistlichen Hymnen und Ehren- und Gelegenheitsgedichten aller Art weltliche und geistliche Lieder und Oden, Sonette, Madrigale, Elegien, Episteln, Satiren, Epigramme und größere und kleinere Schäferdichtungen von verschiedener Form. Unter den auswärtigen

Vorbildern blieben, wie schon oben bemerkt wurde, die Franzosen der ronsardschen Schule und die Niederländer im Allgemeinen die beliebtesten, für die Schäferpoesie waren es besonders die neuern Italiener und Spanier; doch gieng man auch schon in andern Dichtarten, vorzüglich in einzelnen Zweigen der Lyrik, auf die spitzfindige und witzelnde Manier, die diesen südländischen Dichtern überhaupt eigen war, vielfach ein, erwehrte sich auch hier und da nicht mehr der Ueppigkeit und des Schwulstes, worin sich mehrere von ihnen besonders gefielen. — Das besondere Verhältniß der bedeutendern und merkwürdigern Dichter zu Opitz wurde, abgesehen von persönlichen Beziehungen einzelner zu ihm, hauptsächlich bedingt theils durch den Grad der innern Begabung eines jeden, theils durch die Natur der Gattungen, worin sie sich allein oder vorzugsweise versuchten, und durch die Beschaffenheit der Einkleidungsformen, denen sie sich besonders zuneigten, theils durch die Vorbilder, die sie zunächst vor Augen hatten. Am begabtesten zeigten sich unter den lyrischen Dichtern Paul Flemming [b])

b) Geb. zu Hartenstein, einem gräflich schönburgischen Städtchen im Voigtlande, studierte, auf der Fürstenschule zu Meißen gründlich vorbereitet, in Leipzig die Arzneiwissenschaft und gab schon hier Gedichte in lateinischer und deutscher Sprache heraus (1631. 32). Durch die Kriegsunruhen im J. 1633 aus Sachsen vertrieben, wandte er sich nach Holstein, wo er eine Anstellung bei der Gesandtschaft erhielt, die Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein an das Hoflager zu Moskau schickte. Im Frühling 1635 von da zurückgekehrt, brach er noch im Herbst desselben Jahres mit einer zweiten Gesandtschaft von demselben Fürsten nach Persien auf, langte im Sommer 1637 zu Ispahan an und traf zwei Jahre später wieder in Holstein ein. Auf der Hin- und Herreise hatte er viele und große Gefahren zu überstehen gehabt; seine Gesundheit war untergraben, und bereits 1640, da er sich eben als Arzt in Hamburg niederlassen wollte, unterlag er daselbst einer Krankheit. Von seinen Gedichten sind viele verloren gegangen, da erst nach seinem Tode eine Sammlung davon durch den Vater seiner Braut, den Kaufmann Niehusen zu Reval, veranstaltet wurde. Unter den uns erhaltenen

und Paul Gerhardt [c]), unter den Didactikern Friedrich

(poetische Wälder, zumeist bestehend aus geistlichen Sachen, Gelegenheitsgedichten in großer Zahl und Uebersetzungen, Ueberschriften oder Epigramme, Oden und Sonette) sind viele aus wirklichen innern und äußern Erlebnissen und Anschauungen hervorgegangen und zum nicht geringen Theil während seiner Reisen abgefaßt worden. Die schönsten Stücke finden sich vornehmlich unter den Oden oder Liedern und in den Sonetten; allein auch unter seinen nicht lyrischen Gelegenheitsgedichten ist manches Werthvolle, da er sich besser als fast alle übrigen Dichter dieses Zeitraums darauf verstand, derartige Poesien durch seine Behandlung flacher Allgemeinheit zu entheben. Von seinen jüngern, ihn überlebenden Zeitgenossen scheint seine dichterische Ueberlegenheit über Opitz zuerst Ph. v. Zesen anerkannt zu haben. Er meint in der helicon. Hechel S. 66, Opitz sei zwar „etwas flüssiger und fertiger" (nämlich in Rücksicht des Versbaues) als Flemming, allein „dieses Geist durchdringender und dichterischer, ja gleichsam himmelsflammender"; und aus S. 120 erhellt, daß er ihn für den „allerfürtrefflichsten Dichtmeister" hielt, der nicht seines Gleichen haben würde, wenn er den Schmuck seiner Gedichte nicht öfter aus der heidnischen Mythologie geholt hätte. Von den spätern Beurtheilern stellte ihn besonders Morhof sehr hoch und über Opitz. Er hielt auch dafür (Unterr. S. 388 f.; 632 f.), daß wenn irgend ein deutscher Dichter ein poema epicum hätte ausführen können, es Flemming am ersten gewesen wäre (vgl. auch S. 505; 574 und Neumeister, S. 33 f.). Die erste Ausg. von Flemmings Gedichten erschien zu Lübeck o. J. (1642), die zweite zu Jena 1642. 8., der bis 1685 noch vier oder fünf andere folgten. Sein Leben haben am ausführlichsten beschrieben G. Schwab (P. Flemmings erlesene Gedichte. Aus der alten Sammlung ausgewählt und mit F's Leben begleitet. Stuttg. u. Tübing. 1820. 8.) und (noch besser und genauer) Varnhagen von Ense im 4ten Bde. seiner biograph. Denkmale. Berlin 1826. 8. Ueber seinen poetischen Character und seine Stellung unter den Dichtern dieses Zeitraums hat Gervinus 3, S. 236 ff. vortrefflich gesprochen. — c) Geb. wahrscheinlich 1606 zu Gräfenhainichen in Sachsen; von 1651—1657 Probst zu Mittenwalde in der Mark, von wo er als Diaconus an die Nicolaikirche in Berlin versetzt ward. In Folge der Edicte, die der große Kurfürst zum Schutz der Reformierten gegen die Angriffe der Lutherischen erlassen hatte, entsagte er, um sein Gewissen zu wahren, 1667 lieber seiner Stelle, als daß er ihnen nachzukommen sich auf irgend eine Art hätte anheischig machen wollen. Im nächsten Jahre zum Archidiaconat in Lübben berufen, trat er dieses Amt im Frühling des J. 1669 an und verwaltete es bis zu seinem 1676 erfolgten Tode. Schon zu der Zeit, da er in Berlin lebte, hatte er sich

von Logau [d]). Sie entfernten sich, die beiden ersten durch die Fülle von Gemüth und die tiefe und herzliche Empfin-

---

durch seine geistlichen Lieder, die seit dem J. 1649 zerstreut in verschiedenen Gesangbüchern gedruckt waren, weit und breit bekannt gemacht. Die erste Sammlung derselben (an der Zahl 120) besorgte sein Freund J. G. Ebeling: P. Gerhardi geistliche Andachten rc. Berlin 1667. fol. (wiederholt Stettin 1669. 8. u. öfter). Unter den spätern Ausgaben ist zunächst die von J. H. Feustking: Geistreiche Haus- und Kirchenlieder. Nach des sel. Autoris eigenhändigem revidierten Exemplar rc. Zerbst 1707. 12. (zweimal aufgelegt, zuletzt Wittenberg 1723) die beachtenswertheste, der in neuerer Zeit erst wieder seit 1816 verschiedene Auswahlen gerhardtischer Lieder und ziemlich wortgetreue Abdrücke des Wittenberger Textes von 1723, dann die trefflichen Ausgaben von E. C. G. Langbecker (Leben u. Lieder von P. Gerhardt rc. Berlin 1841. 8.), O. Schulz (P. G's Geistliche Andachten —. Mit Anmerkungen, einer geschichtl. Einleit. rc. Berlin 1842. 8.) und K. E. P. Wackernagel (P. G's geistliche Lieder. Stuttgart 1843. 8.) folgten. In den beiden ersten dieser neuen Ausgaben und bei Pischon (der aus ihnen geschöpft hat), Denkm. 3, S. 232 ff. sind auch die zuverlässigsten Nachrichten über Gerhardts Lebensverhältnisse zu finden. — d) Der Freiherr Fr. v. L., geb. 1604 zu Nassebrockut bei Nimptsch, stammte aus einer alten schlesischen Familie, lebte als Canzleirath bei einem Herzoge von Brieg und Liegnitz und starb 1655 zu Liegnitz. Schon in seiner frühen Jugend, als er noch Edelknabe am Hofe der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg war, gab er sich mit dem Dichten ab. Die Liebespoesien, die er „in seiner Jugend Maien auf Papier gezeichnet", entführte ihm der Krieg (Sinngeb. Nr. 1150); ein geistliches Lied von ihm steht bei Hoffmann, polit. Geb. S. 280 ff. und bei Wuttke, die Entwickel. d. öffentl. Verhältn. Schlesiens 2, S. 59 f. Letzterer gibt auch S. 58 die Schriften an, worin er einiges Nähere über die früher wenig bekannten Lebensumstände des Dichters mitgetheilt hat. Vor den Drucken seiner Sinngedichte nannte er sich Salomon v. Golau. Die erste Sammlung derselben erschien zu Breslau 1638. 12.: Erstes (und anderes) Hundert deutscher Reimensprüche; dann: S. v. G. deutscher Sinngedichte drei Tausend (mit den Zugaben aber im Ganzen 3553). Breslau o. J. (1654) 8. Daß Logau, wie seit Lessing behauptet worden, früh in Vergessenheit gerathen sei, stimmt nicht ganz mit den Urtheilen über ihn bei Morhof, S. 691 und Neumeister, S. 40 (vgl. auch Mühlpforths Leichengedichte, S. 175). Im J. 1702 erschien von einer unbekannten und sehr ungeschickten Hand eine bedeutende Zahl logauischer Sinngedichte unter dem Titel: S. v. G. auferweckte Gebichte. Frankfurt u. Leipzig. 8. (der Her-

dung, die sie in ihre Werke zu legen wußten, der dritte durch die Gediegenheit seiner Gesinnung und den Reichthum an eignen Gedanken, alle drei durch den volksmäßigen Ton, der sich aus Gerhardts Liedern immer rein und voll vernehmen läßt, in Logau's Sinngedichten nicht leicht vermißt wird und bei Flemming wenigstens häufig anklingt, innerlich am weitesten von Opitz. Mehr bloß äußerlich thaten dieses durch die beinahe durchgehends schäferliche, allegorische und sinnbildliche Einkleidungsform ihrer lyrischen, episch-didactischen und dramatischen Dichtungen und durch ihr Spielen mit der Sprache und den metrischen Formen die Häupter des Blumenordens, Georg Philipp Harsdörfer e), Johann

ausgeber hat sich willkürliche und häßliche Aenderungen erlaubt, auch Stücke von andern Dichtern eingerückt; vgl. Königs Ausg. von Canitzens Gedichten, S. LI und 267; Jördens 3, S. 434 f.). Später machte zuerst wieder Lessing (Litterat. Briefe 36 u. 43; bei Lachmann im 6ten Bde.) auf Logau aufmerksam und gab in Verbindung mit Ramler eine Auswahl seiner Sinngedichte, aber in sehr verändertem Texte heraus, Leipzig 1759. 8. (wiederholt in Lachmanns Ausg. von Lessings Schriften 5; eine neue Ueberarbeitung ließ Ramler Leipzig 1791 drukken). — e) Aus einem altpatricischen Geschlechte der Stadt Nürnberg, geb. daselbst 1607. Er studierte seit 1623 in Altorf und Straßburg und brachte dann fünf Jahre auf Reisen durch Frankreich, England, Holland und Italien zu. Nachdem er von 1637 an in seiner Vaterstadt richterliche Aemter verwaltet hatte, wurde er 1655 in den Rath aufgenommen und starb 1658. H. war einer der federfertigsten und fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit, von mannigfaltigen Kenntnissen, einer außerordentlichen Belesenheit und nicht gemeinen Anlagen, besonders zur Prosa, die er oft mit Leichtigkeit und Geschick zu handhaben verstanden hat. Zuerst trat er 1634, ohne sich jedoch zu nennen, mit einer Uebertragung der Dianea, eines italienischen Romans von Loredano auf. Diesem Werke folgten bald andere, in Prosa und in Versen, theils eigene (deutsch und lateinisch geschriebene), theils nach fremden bearbeitete oder daraus übersetzte. In der langen Reihe, die Herdegen, S. 73 ff. davon aufführt, gehören die zu ihrer Zeit vielgelesenen Gesprächspiele (oder Frauenzimmer-Gesprächspiele) zu den merkwürdigsten und bekanntesten: eine Art Encyclopädie aller möglichen nach Harsdörfers Mei-

Klai [f]) und Siegmund von Birken [g]); denn ihrer innern Natur nach berührte sich die Poesie der Nürnberger nahe

nung wissenswürdigen Dinge in Gesprächsform, wozu der Stoff größtentheils aus Büchern des Auslandes zusammengelesen ist, und worin H. viele seiner Lieder und andern Gedichte eingeschaltet hat, erschienen zu Nürnberg von 1642—1649. 8 Bde. in länglichtem Duodez (Proben bei Pischon, Denkm. 3, S. 533 ff.). Von einigen andern Büchern, die er entweder allein geschrieben, oder an deren Abfassung er Antheil genommen hat, weiter unten. Ueber Harsdörfers Leben und Schriften vgl. Herdegen, S. 63 ff. und Canzlers und Meißners Quartalschrift 1, St. 2, S. 17 ff., wo auch Proben aus seinen Liedern und (sogenannten) Fabeln stehen. Ein bemerkenswerthes Urtheil über H's Einwirkung auf die Bildung seiner Zeit spricht B. Schupp in seinem „Freund in der Noth", S. 294 aus. — f) Oder Klaj (s. Müllers Biblioth. 9, S. XI), geb. 1616 zu Meißen, studierte in Wittenberg, begab sich 1644, da er bereits gekrönter Dichter war, nach Nürnberg, wo er anfänglich Privatunterricht ertheilte, dann an einer öffentlichen Schule angestellt ward, bis er 1650 das Pastorat zu Kitzingen erhielt. Hier starb er 1656. Er war von den drei genannten Nürnberger Dichtern der am wenigsten bedeutende und sicherlich der geschmackloseste. Durch ihn wurde wohl hauptsächlich der häufigere Gebrauch dactylischer und anapästischer Verse, die er, so wie Zesen, in Buchners Schule machen gelernt hatte, bei den Pegnitzern aufgebracht. Seine Schriften führt Herdegen, S. 237 f. auf, wozu man vgl. Jördens 1, S. 307 und Müller, a. a. O. S. XXVIII f. Von einigen der merkwürdigsten und namentlich von seinen in dramatischer Form abgefaßten Sachen wird an andern Stellen noch besonders die Rede sein. — g) Geb. 1626 zu Wildenstein bei Eger, von wo seine Eltern, um Verfolgungen wegen ihrer Religion zu entgehen, 1629 nach Nürnberg flüchteten. In seinem 17ten Jahre gieng er nach Jena und studierte dort anfänglich die Rechte, nachher Theologie. Aus Mangel an zureichenden Mitteln kehrte er aber schon 1645 nach Nürnberg zurück und ward hier, weil seine Anlage und Neigung zur Dichtkunst Harsdörfern bekannt geworden, als 19jähriger Jüngling in den Blumenorden aufgenommen. Noch in demselben Jahre, in welchem er auch sein erstes größeres Werk schrieb (die Fortsetzung der Pegnitzschäferei ꝛc., wovon mehr im fünften Abschn.), ernannte ihn Herzog August von Braunschweig neben Schottel (vgl. §. 191, Anm. d.) zum Lehrer und Erzieher seiner beiden jüngsten Söhne. Allein schon vor Ablauf eines Jahres gab er diese Stelle wieder auf; er führte nun im nördlichen Deutschland eine Art von Wanderleben bis 1648, wo er wieder in Nürnberg eintraf, sich mit dem Unterricht junger Edelleute

genug mit der von Opitz: wenn sie auch, besonders der erste und dritte, sinn- und erfindungsreicher waren, so blieb doch auch bei ihnen vorzüglich der Verstand die dichtende Kraft, Beschreibung, Schilderei und erbauliche Lehre die vorwaltende Richtung und aus Büchern Erlerntes ein wesentlicher Bestandtheil des poetischen Stoffes. — Ganz außerhalb der opitzischen Schule standen von den namhaften Dichtern dieser Zeit noch der geistliche Lyriker Friedr. von Spee[h]) und der Satiriker

abgab, 1650 zu dem großen Friedens- und Freudenmahl mit der Anordnung und Leitung eines Schauspiels beauftragt ward und sich auch anderweitig bei den damals angestellten Festlichkeiten mit Reden und Schriften betheiligte. Von einem vornehmen Gönner dem Wiener Hofe empfohlen, wurde er 1654 geadelt. So lange hatte er sich, wie sein Vater, Betulius genannt; jetzt verdeutschte er diesen Namen in von Birken. Dem Adelsbriefe folgten später noch andere kaiserliche Gnadenbezeigungen; auch sein ehemaliger Zögling, Anton Ulrich von Braunschweig, bethätigte ihm durch wiederholte Geldgeschenke (durch „guldenen Regen") seine Dankbarkeit und Huld. Von 1657—1660 lebte er in Baireuth, wo er sich verheirathet hatte, kehrte aber nach Nürnberg zurück, als er im Auftrage Kaiser Leopolds an die Bearbeitung eines großen historischen Werkes, des österreichischen Ehrenspiegels gieng (s. im sechsten Abschnitt), das ihn sieben Jahre hindurch beschäftigte. 1662 war er zum Vorsteher des Blumenordens erwählt worden, der schon in Gefahr gewesen war ganz einzugehen, durch ihn aber neu belebt ward. Von dem In- und Auslande geehrt, starb er zu Nürnberg 1681. Ein Verzeichniß seiner bis zum J. 1679 erschienenen Schriften (Schäferdichtungen, dramatische Sachen, Geschichtswerke, geistliche Lieder ꝛc.), worin die schäferliche Tendenz der Nürnberger den Gipfel erreichte, von denen die meisten und bedeutendsten aber erst nach 1650 entstanden sind, hat er selbst vor seiner Redebind- und Dichtkunst gegeben; dazu vgl. Müller, a. a. O. S. XXII f.; XXXI f. Ueber sein Leben s. Herbegen, S. 79 ff. — h) Geb. 1591 zu Kaiserswerth bei Düsseldorf, trat 1610 in den Jesuitenorden und wirkte in der ersten Hälfte der Zwanziger als Lehrer, Prediger und Beichtiger zu Cöln und Paderborn, dann in Würzburg und Bamberg, wo er als wahrhaft christlicher Menschenfreund sich durch die vielen gerade damals anhängig gemachten Hexenprozesse gedrungen fühlte, gegen diese gräuelhaften Verirrungen der geistlichen Rechtspflege eine Schrift (cautio criminalis, Rinteln 1631) abzufassen. Zur Zeit ihres Erscheinens befand

Joh. Lauremberg [i]). Auch Joh. Mich. Moscherosch [k]) zeigt sich in seinen satirischen Gesichten, wenn es anders erlaubt

---

er sich schon wieder in oder bei Paderborn; wahrscheinlich erlitt er damals auch während einer Sendung ins Hildesheimische einen meuchlerischen Ueberfall von seinen Gegnern, der ihm ein fortdauerndes Siechthum zuzog. Als er später in Trier nach der Eroberung dieser Stadt durch die Kaiserlichen noch einmal Gelegenheit fand, viele Unglückliche aus Gefahren zu retten und ihnen leibliche und geistliche Hülfe zu bringen, holte er sich in den Spitälern ein hitziges Fieber, an dem er 1635 starb. Er war einer der phantasiereichsten Dichter des 17ten Jahrh. und leistete in seinen geistlichen Liedern und geistlichen Hirtengedichten (meist in der Form von Wechselgesängen) Alles, was man von seiner Zeit in Rücksicht auf Innigkeit des Gefühls, auf Reinheit, Belebtheit und warmen Farbenton der Sprache und auf rhythmischen Wohllaut erwarten konnte. Auf die Anwendung des Betonungsgesetzes beim Bau seiner Verse scheint er unabhängig von Opitz und unbekannt mit dessen Prosodie gekommen zu sein. Daß er sich desselben beim Dichten vollständig bewußt war und darnach verfuhr, unterliegt keinem Zweifel (vgl. §. 193, Anm. d. und §. 194, Anm. 11). Im 17ten Jahrh. scheinen seine Poesien den protestantischen Gelehrten so gut wie fremd geblieben zu sein; weder Morhof gedenkt ihrer mit einem Wort, noch Neumeister. Erst Leibnitz spricht davon; so weit er sie aber kannte, gefielen sie ihm nicht, wogegen er Spee's Erbauungsschriften sehr hoch hielt (vgl. Förster in Müllers Biblioth. 12, S. XXI ff., wo auch die Männer genannt sind, welche diesen Dichter seit 1802 erst eigentlich bei dem deutschen Publicum eingeführt haben). Seine vorzüglichsten Sachen enthalten die unter dem Titel „Trutz-Nachtigall" zusammengestellten Gedichte, an die er 1634 die letzte Hand gelegt hatte; andere Lieder und Reime stehen in seinem „Güldenen Tugend-Buch", einem größtentheils in Prosa abgefaßten Werke erbaulichen Inhalts. Dieß wurde wahrscheinlich schon 1643, gewiß aber 1649 zu Cöln in 8. gedruckt und dann oft aufgelegt; zuletzt ist eine überarbeitete Ausgabe in 2 Theilen zu Coblenz 1829. 8. erschienen. Der älteste Druck der Trutz-Nachtigall kam zu Cöln 1649. 12. heraus und wurde auch mehrmals wiederholt. Neuere Ausgaben (mit veränderter Rechtschreibung) haben Clem. Brentano, Berlin 1817. 12. (mit der Lebensbeschreibung des Dichters und den Liedern und Reimen aus dem G. Tugendbuch) und nach dem ersten Drucke B. Hüppe und W. Junkmann, Cösfeld u. Münster 1841. 12. (mit einer Einleitung über Spee's Leben, einem Auszuge aus der cautio criminalis und Erklärungen) besorgt. Auserlesene Gedichte von ihm in Müllers Biblioth. Bd. 12. — i) Vgl. §. 189, Anm. e. — k) Seine

ist, ihnen der fast durchgängig prosaischen Form wegen noch eine Stelle in der poetischen Litteratur einzuräumen, viel eher

Familie stammte aus Aragonien, wo sie den Namen de Musenrosh führte; bereits unter Karl V. war einer seiner Vorfahren nach Deutschland gekommen und hatte sich hier häuslich niedergelassen. Moscherosch nannte sich erst sein Großvater. Er selbst wurde geboren 1601 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, unweit Straßburg. In der evangelischen Religion erzogen, studierte er seit 1620 die Rechte zu Straßburg, wo er vorher schon die lateinische Schule besucht hatte. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich, wohin er sich 1624 auf einige Zeit begeben, übernahm er zunächst die Hofmeisterstelle bei den Söhnen eines vornehmen Herrn, worauf er seit 1630 an verschiedenen Orten Amtmann war. Seine Lage wurde aber durch die Kriegsdrangsale und durch heimliche Verfolgungen so gefahrvoll und drückend, daß er sich endlich mit den Seinigen nach Straßburg flüchten mußte, von wo er nach einer kleinen elsäss. Festung als schwedischer Kriegsrath berufen ward. Als ihm einige Zeit nachher mehrere Stellen zugleich angetragen wurden, entschied er sich für die eines Secretärs und Fiscals der Stadt Straßburg, der er lange rühmlich vorstand. 1656 gieng er als Geh. Rath nach Hanau und rückte daselbst bis zum Präsidenten der Canzlei und Kammer &c. hinauf. Weil ihm aber auch hier der Haß und der Neid ränkevoller Menschen keine Ruhe ließen, legte er seine Aemter nieder, trat indeß bald darauf als „ein Rath von Haus" in die Dienste des Kurfürsten von Mainz, dann auch in die der Landgräfin von Hessen, die ihn 1664 nach Cassel berufen hatte. Diese Aemter behielt er bis an sein Ende, diente jedoch zu gleicher Zeit noch zweien andern Herren als Rath und Oberamtmann. Von den Beschwerden des Alters gedrückt, war er 1669 eben im Begriff, sich von allen Geschäften zurückzuziehen, als er auf einer Reise zu Worms erkrankte und starb. Moscherosch war ein fleißiger Schriftsteller; unter seinen in verschiedenen Sprachen abgefaßten Werken sind die „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte, d. i. Strafschriften", die er unter dem angenommenen Namen Philander v. Sittewald herausgab, das berühmteste und unstreitig eins der allerbesten deutschen Bücher des ganzen 17ten Jahrh. Der Gesichte sind 14; die sieben ersten schrieb er 1639 und 1640 „nach ungefährlicher Anleitung" der Visionen des spanischen Ritters Don Francisco de Quevedo Villegas (Sueños y Discursos etc. 1628.); „jedoch weil die in welschen Landen gewöhnlichen Sitten und Händel eben mit unserm Deutschland nicht solche durchgehende Gleichheiten haben mögen noch sollen" (à la mode Kehraus, S. 750), nahm er von dem Spanier wenig mehr als die allgemeine Anlage und das Besondere zum größten Theil aus den vaterländischen

als einen Mann der fischartschen Zeit, denn als einen Jünger Opitzens.

§. 203.

Es fehlte viel daran, daß der Geist, der mit Opitz und seinen unmittelbaren Nachfolgern in die poetische Litteratur eingekehrt war, so bald aus ihr wich; nicht allein viele Erscheinungen an ihrer Oberfläche, sondern auch die Beschaffenheit ihres innersten Lebenskerns bezeugten es, daß er seine Herrschaft über sie in allen wesentlichen Stücken bis ans Ende des Zeitraums behauptete. Zwar trugen sich gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und während der zunächst folgenden Jahrzehnte sowohl in ihrem allgemeinen Character, wie

Verhältnissen und aus eigener Belesenheit und Erfindung. Ganz sein eigen sind die sieben letzten Gesichte, die er in den Jahren 1641—43 (oder 44?) abfaßte. Zu den durch Inhalt und durch Darstellung anziehendsten gehören unter jenen die „Höllenkinder", unter diesen „à la mode Kehraus" und das „Soldatenleben". Zuerst wurden die Gesichte einzeln von ihm herausgegeben, dann mit seiner Genehmigung zusammen gedruckt, Straßburg 1645 (wiederholt 1648). Allein schon 1644 waren eilf Gesichte in einem Nachdruck zu Frankfurt a. M. erschienen; andere unrechtmäßige Ausgaben, die mannigfach abgeändert und mit neuen, nicht von Moscherosch herrührenden Stücken versehen waren, folgten in den nächsten Jahren, so zu Frankfurt a. M. 1645 und zu Leiden 1646—48. 12. (diese Leidner Ausg. besteht aus 7 Theilen und einem 8ten als Anhang; nur die beiden ersten und der vierte enthalten die echten Stücke, mit Ausnahme des vierzehnten, die übrigen sind mit Sachen von fremder Hand oder fremden Händen, die man nicht kennt, angefüllt). Endlich veranstaltete Moscherosch selbst eine erneuerte und verbesserte Ausgabe seiner Strafschriften, Straßburg 1650. 2 Thle. 8. (1666. 67 wieder aufgelegt). Die neueste von H. Dittmar (der aber den Text des Originaldruckes von 1650 in Sprachformen, Wortfolge rc. nicht vollkommen treu wieder gegeben, auch Einzelnes ausgelassen hat) ist nicht über des ersten Theiles ersten Band, Berlin 1830. 8., der vier Gesichte befaßt, hinausgekommen. Die Einleitung handelt am ausführlichsten und besten von M's Leben und Schriften, so wie von dem gegenseitigen Verhältniß der ältern Drucke. Die echten und auch die untergeschobenen Gesichte characterisiert Gervinus 3, S. 371 ff.

in einigen besondern Zügen desselben verschiedene Veränderungen zu, die bedeutend genug waren, daß man sich hat veranlaßt finden können, in diese Zeit das Aufkommen einer neuen poetischen Schule und den Eintritt einer von der opitzischen stark abweichenden Dichtungsmanier zu setzen. Die deutsche Gelehrtenpoesie machte nämlich damals ihre ersten mehr ins Große gehenden Versuche, sich einen höhern und reichern Gehalt anzueignen, ein farbigeres und glänzenderes Gewand anzulegen und den Kreis ihrer Gegenstände und Gattungen zu erweitern. Die Ton angebenden Dichter, die anfiengen etwas deutlicher zu fühlen, daß die wahren geistigen Mittel zur Ausübung ihrer Kunst nicht sowohl in dem Verstande, als vielmehr in der Phantasie lägen, wollten dieser wieder mehr zu ihren Rechten beim Erfinden und Ausführen poetischer Werke verhelfen. Sie strebten nach größerer Selbständigkeit, und wenn sie auch noch immer nach ausländischen Mustern, die aber nun schon, außer bei Niederländern, Franzosen und Italienern, mitunter bei den Römern, obwohl mehr noch unter den Schriftstellern des silbernen, als des goldenen Zeitalters gesucht wurden, sich bildeten und diese nachahmten, wollten sie doch mehr, als bloße Uebersetzer und Bearbeiter fremder Sachen vorstellen und es als ein höheres Verdienst angesehen wissen, Gedanken und Bilder für ein Gedicht selbst zu erfinden, als sie anderswoher zusammenzulesen. Sie giengen darauf aus, dem Drama eine regelmäßigere und edlere Form zu geben und eigene kunstmäßige Romane zu ersinnen, so daß beide Gattungen von nun an in der neuern Poesie von viel größerer Bedeutung wurden, als sie es in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gewesen waren. Gleichwohl besserte sich der allgemeine Zustand der poetischen Litteratur, sofern man auf den volksthümlichen Gehalt und den rein künstlerischen Werth

ihrer Erzeugnisse sieht, nur wenig, ja in mancher Hinsicht verschlechterte er sich ganz auffallend. Wenn auch Einzelnes hin und wieder gelang, das Meiste, was diese Zeit hervorbrachte, litt noch immer viel zu sehr entweder an den alten Mängeln und Schäden, oder unter dem verderblichen Einfluß neuer Verirrungen des Geschmacks und des Urtheils, worin die Dichter theils bei der Auffassung des Grundwesens und der Bestimmung der Poesie, theils bei der Wahl der Gegenstände, die sie bearbeiteten, und der Muster, denen sie folgten, gerathen waren. Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur einerseits die Werke des ältern Gryphius, andrerseits die von Hofmannswaldau und von Lohenstein näher ins Auge zu fassen, da diese drei Schlesier als die Hauptvertreter der deutschen Gelehrtendichtung aus den Jahren 1645—1680 gelten können.

§. 204.

Andr. Gryphius [1]), von allen Dichtern seines Jahrhunderts wohl der begabteste, bezeichnet in mehrfacher Bezie-

1) Geb. 1616 zu Gr. Glogau (der alte Name seiner Familie war Greif; er hat sich aber immer, wie schon sein Vater gethan, Gryphius genannt). Früh verwaist und von vielen andern schweren Prüfungen unmittelbar oder mittelbar betroffen, die ihn auch nöthigten, öfter mit der Schule zu wechseln, verlebte er eine sehr traurige Jugend (vgl. Begräbnißgedichte, S. 45 ff. nach der Ausg. von 1698 und Sonette B. 5, Nr. 36). Diese herben Erfahrungen stimmten sein von Natur ernstes Gemüth gewiß noch mehr zum Tiefsinn und zum Grübeln über die Geheimnisse des Seelenlebens und legten in ihm den Grund zu der düstern Schwermuth, die sich in vielen seiner Dichtungen ausspricht. Bereits auf der Schule lernte er außer den classischen Sprachen mehrere morgenländische und neueuropäische; mit andern machte er sich späterhin, besonders auf seinen Reisen vertraut. Der Drang zum Dichten war schon in dem Knaben so mächtig, daß er im eilften Jahre Sonette abfaßte (vgl. der Sonette erstes Buch Nr. 28) und vier Jahre später sein erstes Trauerspiel, den Kindesmörder Herodes, beendigte, der 1634 gedruckt ward. In demselben Jahre gieng er von der Schule zu Frau-

hung einen Wendepunct in der Geschichte unserer neuern Poesie. Die Zeit, in welcher er dichtete, die Gattungen, welche er

---

stadt auf das Gymnasium in Danzig, fieng auch bereits an selbst zu unterrichten und gab seinen erneuten Parnaß heraus, wahrscheinlich eine Sammlung vermischter Gedichte. 1636 von seinem Stiefvater nach Fraustadt zurückgerufen, wurde er noch in demselben Jahre von einem schlesischen Edlen, G. von Schönborn, der kaiserlicher Pfalzgraf war, zum Erzieher seiner Kinder ernannt und 1637 als Dichter gekrönt, auch mit dem Adel beschenkt, den er aber nie geltend gemacht hat. Unterdeß scheint er viel von Anfeindungen und Verfolgungen gelitten zu haben, deren Grund wohl Religionshaß war. Um den ihm drohenden Gefahren auszuweichen, verließ er nach Schönborns Tode gegen den Sommer des J. 1638 sein Vaterland und wandte sich über Danzig nach Holland, wo er sich zu Leiden immatriculieren ließ, zuerst Vorlesungen hörte, bald aber selbst als Lehrer auftrat: er hielt von 1639—1644 Vorträge über die verschiedensten Wissenschaften, ohne jedoch das Dichten aufzugeben. Das Mißgeschick verfolgte ihn auch hier: er verlor kurz hinter einander zwei seiner Geschwister und verfiel selbst in eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Nach seiner Wiederherstellung begann endlich für ihn eine bessere Zeit. 1644 bot sich ihm eine günstige Gelegenheit dar, die Welt auf einer weitern Reise kennen zu lernen. Diese führte ihn durch die Niederlande nach Frankreich und Italien und 1646 nach Straßburg, wo er sich ein Jahr aufhielt. Hier vollendete er von seinen uns erhaltenen Trauerspielen das erste, den Leo Armenius, nachdem er in Holland schon 1638 die erste Sammlung seiner Epigramme und Sonette und 1646 zu Florenz drei (wie es scheint, verloren gegangene) Bücher geistlicher Gedichte (Olivetum) hatte drucken lassen. Von Straßburg gieng er über Amsterdam nach Stettin, wo er den Sommer des J. 1647 verlebte und ein Paar andere Tragödien zu Ende brachte. Im Spätherbst kam er nach Schlesien zurück. Die Anträge von Professuren an den Universitäten zu Frankfurt und zu Upsala lehnte er ab; als ihn aber die Stände des Fürstenthums Glogau zum Syndicus erwählten, nahm er diese Stelle an und verwaltete sie von 1650 bis an seinen Tod, der ihn 1664 zu Glogau inmitten seiner Amtsverrichtungen überraschte. — Außer in den schon angeführten Ausgaben verschiedener Abtheilungen der von ihm verfaßten Gedichte und in den besondern, theils verschwundenen, theils noch vorhandenen Drucken einzelner seiner Sachen, erschienen ältere Werke von ihm in einer Ausgabe Frankfurt a. M. 1650, die Gryphius aber für eine verfälschte erklärte. Zwei andere Sammlungen, die mehr umfaßten, besorgte er dann selbst, Breslau 1657 u. 1663 (diese zweite, mit dem Titel „Freuden- und

übte, seine Vorbilder, der Inhalt, die Form, der Grundton und die allgemeine Richtung seiner Poesien stellen ihn gewissermaßen in die Mitte zwischen die Männer der sogenannten ersten schlesischen Schule und die der zweiten, deren Stifter und Häupter Hofmannswaldau und Lohenstein wurden [2]). Seine Jugendversuche reichen in die opitzische Zeit weit hinauf; seine Hauptwerke fallen erst nach dem Jahre 1645. Er begann seine dichterische Laufbahn als Lyriker, schrieb dann Epigramme und Satiren, gieng damit um, ein großes erzählendes Werk abzufassen [3]), und schloß mit dramatischen Arbeiten, durch die er der Vater des kunstmäßigen recitierenden Schauspiels in Deutschland ward. Er übte sich zunächst an Holländern, neuern Lateinern und Italienern [4]) und entnahm

---

Trauerspiele, auch Oden und Sonette", ist die beste, enthält aber nicht Alles, was er gedichtet). Eine letzte Ausgabe (die indeß auch nicht vollständig und dabei noch durch viele Druckfehler entstellt ist) gieng aus der Hand seines Sohnes Christian hervor: „A. Gryphii um ein merkliches vermehrte Teutsche Gedichte" und „A. G. Poetischer Wälder anderer Band". Breslau u. Leipzig 1698. 8. Sein Leben ist am besten dargestellt in Brebows Schriften. Ein Nachlaß. Herausgegeben von Kunisch. Breslau 1816 (auch 1823). 8. — 2) Er ist daher auch bald zu den Dichtern der ältern Schule gerechnet, bald mit Hofmannswaldau und Lohenstein in eine Reihe gestellt worden. Letzteres ist bereits von Morhof (Unterr. S. 391 f.) und von Neukirch (in der öfter angezogenen Vorrede b, 2, rw.), in neuester Zeit aber erst wieder von Gervinus (3, S. 362; vgl. 227; 253; 438 ff.) geschehen, nachdem andere Litterarhistoriker, wie Bouterwek und Wachler, ihm seine Stelle unter den nähern Anhängern Opitzens angewiesen hatten. — 3) Wahrscheinlich wollte er dieser beabsichtigten Eusebie, die „seiner Zeiten Weh und unerhörte Noth und umgekehrte Kirch' und Untreu wider Gott und Zanksucht herber Jahr und lastervoll Gewissen, das solches Frommsein schminkt rc., klar entwerfen sollte", die Form des Romans geben; vgl. ein im J. 1644 zu Leiden verfaßtes Gedicht vor der von G. A. R. (wahrscheinlich Richter) übersetzten Ariana des Desmarets (auch in der von Chr. Gryphius besorgten Ausg. der poet. Werke seines Vaters, 2, S. 90 f.) und Gervinus 3, S. 397. — 4) Sollte nicht auch

insbesondere den Holländern die Form für seine Trauerspiele; dann aber bildete er seine Sprache und seinen Stil auch schon viel unmittelbarer und doch zugleich viel selbständiger als seine Vorgänger an einzelnen römischen Dichtern und Prosaisten, namentlich an Seneca und Tacitus. Was er noch in seiner Jugend öfter gethan, nach Opitzens Weise fremde Sachen zu übersetzen oder zu bearbeiten, that er in spätern Jahren nur, wenn er es nicht vermeiden konnte: lieber mochte er „etwas aus eigner Erfindung aufsetzen", weil es ihm nicht mehr Zeit hinwegnahm und weniger Mühe brachte[5]). So häufig er noch in seinen dramatischen Gedichten bloße Begriffe als persönliche Wesen allegorisch einführte, so brauchte er sie doch nur mehr als Beiwerk und nahm für den Hauptbestandtheil seiner Darstellungen Personen, Begebenheiten und Sitten unmittelbar aus der Geschichte, oder erfand dafür Charactere und Verhältnisse, die der Wirklichkeit entsprachen. Von den Uebertreibungen des Schäferwesens wollte er nichts mehr wissen, und er verwarf die Schäfereien eben so unbedingt, wie die erdichteten Erzählungen von irrenden Rittern[6]). Wenn er auch, wo es

---

schon Dante einigen Einfluß auf seine Poesie ausgeübt haben? Daß er ihn gelesen hatte, erhellt aus den Anmerkungen zum Papinianus, S. 466 f. Früher als die hier aus dem 12ten Gesange der Hölle („nur überhin") übersetzten Terzinen (46—48; 100—102) möchten aus der göttlichen Komödie bei uns wohl kaum Stellen in Reimversen (oder überhaupt?) übertragen sein. — 5) Vgl. die Vorrede zum schwärmenden Schäfer (vom J. 1663), den er nur auf Befehl einer durchlauchtigsten Person aus dem Französischen übersetzte, und den Schluß des Vorworts vor dem Leo Armenius, „welcher, da er nicht von dem Sophocle oder dem Seneca aufgesetzet, doch sein war". Ein Andrer, fährt er fort, möge von der Ausländer Erfindungen den Namen wegreißen und den seinen davor setzen; er wolle es mit jenem welschen Poeten halten, der über seinen Vordergiebel geschrieben: das Haus ist zwar nicht groß, doch kennt es mich allein; es kostet Fremde nichts, es ist nur rein und mein. — 6) Vgl. die Vorrede zum schwärm. Schäfer. —

ihm die Natur der Gegenstände zu erfordern schien, nach Mannigfaltigkeit, Abwechselung und Künstlichkeit im Metrischen strebte und die poetische Rede nicht bloß durch Fülle und Pracht des Ausdrucks, sondern auch durch den Klang der Worte zu heben suchte [7]), so verschmähte er doch all die thörichten und geschmacklosen Spielereien mit Versen, Reimen und Wortlauten, auf welche die Nürnberger und Andere ein so großes Gewicht legten. Daß er überhaupt mit seinen Erfindungen noch mehr bezweckte, als ein bloßes Spiel der Phantasie oder des Verstandes, ergibt sich zur Genüge aus Allem, was er geschrieben hat: ihm war es noch mit seiner Poesie ein hoher und edler Ernst. In seinen Oden, Liedern und Sonetten, von denen viele auf wahren innern und äußern Erlebnissen und Erfahrungen beruhen, hat er uns seine eigenste religiöse und sittliche Natur erschlossen: sie sind aus den Tiefen der Seele hervorgegangen und reden von den Leiden und den Freuden seines Lebens, von seinem Gram und von dem Trost, der ihm darüber weggeholfen. Durch seine Trauerspiele wollte er seiner Zeit die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit der menschlichen Dinge anschaulich machen [8]), seine Lustspiele und seine didactischen Stücke sollten ihr im Spiegel einzelne ihrer Thorheiten und Gebrechen vorhalten [9]). Ueberall ist er rein,

7) Von der Donnerrede seiner tragischen Personen spricht er selbst (Sonette, B. 5, Nr. 36). Diesen Ausdruck nahmen seine Bewunderer auf und erweiterten ihn; vgl. Lohensteins Hyacinthen, S. 27, wo ihm Centnerworte beigelegt werden, und Neukirch a. a. O. — 8) „Indem unser ganzes Vaterland sich nunmehr in seine eigene Aschen verscharret und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandelt, bin ich geflissen, dir die Vergänglichkeit menschlicher Sachen in gegenwärtigen und etlich folgenden Trauerspielen vorzustellen." Vorwort zum Leo Armenius. — 9) Daß er im Horribilicribrifax die prahlerischen Zungenhelden und die pedantischen Schulfüchse seiner Zeit mit ihrer abscheulichen Sprachmengerei und im Peter Squenz die pritschmeisterlichen Bettel-

edel, sittlich gehalten, glaubensvoll, vaterlandsliebend und bleibt in sofern dem Geist und der Richtung der Bessern aus der ältern Schule treu. Andrerseits kündigt er wieder eine neue Zeit an durch die kühne Art, mit der er die Sprache behandelt, durch die Fülle von Bildern und Gleichnissen, den reichern Gedankengehalt und ganz besonders durch sein Losringen von der ängstlich lehrhaften Tendenz Opitzens zu einem freiern Fluge der Phantasie. Indessen auch Gryphius war ein Kind seiner Zeit: mit seinen Vorgängern und Nachfolgern verglichen, muß er groß erscheinen; für sich betrachtet, zeigen seine Werke, vornehmlich die dramatischen, durch die zumeist er bei der Mit- und Nachwelt seinen Ruhm begründet hat, viel größere Fehler als Vollkommenheiten, viel mehr einem gebildeten Geschmack widerstrebende als zusagende Eigenschaften. Im Ganzen sind auch sie viel zu sehr mit Schönrednerei und Declamation angefüllt; die Reflexion und der Mißbrauch mit Sentenzen und Antithesen thun dem natürlichen und unmittelbaren Ausdruck der Empfindung und der Leidenschaft, das Häufen von Beiwörtern, Metaphern und Bildern in der poetischen Rede der innern Belebung und Beweglichkeit der Darstellung Eintrag; wo man Handlungen erwartet, findet man zu oft bloße Erzählung, Schilderung und Betrachtung; das Erhabene und Würdevolle hat er zu ausschließlich in dem Düstern, Grausigen und Entsetzlichen gesucht und ist dadurch häufig bis zu den unnatürlichsten und widerwärtigsten Ueber-

---

poeten und Meistersänger lächerlich machen wollte, liegt auf der Hand, wenn er es auch nicht ausdrücklich erklärt hat. Dagegen sagt er selbst, daß er die Säugamme, die er in frühern Jahren aus dem Italienischen übersetzt hatte, nur darum herausgegeben habe (1662), um dadurch Familienväter zu veranlassen, auf Zügelung und Besserung des zu jener Zeit sehr entarteten Hausgesindes Bedacht zu nehmen. Vgl. die lateinisch geschriebene Widmung vor diesem Lustspiel. —

treibungen verleitet worden: denn ihm fehlte das künstlerische Maaß und das feinere Gefühl für das Schickliche und wahrhaft Schöne, und das sind vielleicht die Mängel, die sich am allermeisten in seinen Dichtungen, den komischen sowohl, wie den ernsten, fühlbar machen, und die ihn in das nächste Verhältniß zu den neuern Schlesiern, namentlich zu Lohenstein bringen [10]).

§. 205.

Auch Christian Hofmann von Hofmannswaldau [a]) hatte frühzeitig einen lebhaften Trieb zum Dichten in sich gespürt. Nur wenige Jahre später als Gryphius geboren, hatte er in seiner Jugend nicht bloß einen mittelbaren, sondern selbst den persönlichen Einfluß Opitzens auf die Ausbildung seines Talents erfahren, als dieser auf der Höhe seines Ruhmes stand. Gleichwohl suchte auch er sich bald einen eigenen Weg [b]). Seine nächsten und liebsten Vorbilder fand er

---

10) Vgl. Gervinus 3, S. 361 ff.; 434 ff., der sehr schön über die Tugenden, wie über die Fehler von Gryphius spricht.

a) Geb. 1618 zu Breslau. Er besuchte zuerst die Schulen seiner Vaterstadt, später das Gymnasium in Danzig, wo er bei Opitz „täglich aus- und eingieng", und studierte dann zu Leiden. Nach abgelaufenen Universitätsjahren durchreiste er im Geleit eines Fürsten die Niederlande, England, Frankreich und Italien und hätte, als er über Wien in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, auch noch gern die ihm sich darbietende Gelegenheit zu einer Reise nach Konstantinopel benutzt, wenn sein Vater ihn nicht daran verhindert hätte, welcher ihn an seine Heimath zu fesseln wünschte. Bald darauf wurde er auch in den Breslauer Senat aufgenommen. Sein leutseliges Wesen, die strenge Rechtlichkeit seines Characters und die Treue, mit der er seine Amtspflichten erfüllte, erwarben ihm die hohe Achtung seiner Mitbürger und das Vertrauen des Wiener Hofes, der ihn zuerst zum kaiserlichen Rath, dann zum Vorsitzer des Rathscollegiums zu Breslau ernannte. Er starb daselbst 1679. — b) Anfänglich war er beim Dichten sein eigener Lehrmeister: an dem Theuerdank, der ihn sehr belustigte, lernte er schon in seinem neunten Jahre die Silben zählen und nachher ohne alle gedruckte Anweisung „und allein

unter den neuern Italienern; wie Gryphius gieng er aber zugleich schon etwas mehr auf die Alten zurück, unter denen er sich vorzüglich den Ovid zur Nachahmung auslas, als er die Heroide oder den Heldenbrief in die deutsche Litteratur einführen wollte. Denn auch bei der Wahl der Gattungen, in denen er dichtete, mochte er sich nicht auf einen so engen Kreis, wie die meisten seiner Vorgänger beschränken: er wagte sich selbst an ein großes erzählendes Gedicht, dessen Gegenstand der deutsche Krieg war, das er aber nie bekannt gemacht hat [c]). Andere Puncte, in denen er sich mit Gryphius berührte, waren die Abkehr von der schäferlichen Einkleidung eigener Erfindungen und von fast allen metrischen Tändeleien, sein Streben nach Selbständigkeit im Erfinden und die damit zusammenhängende Abneigung gegen das Uebersetzen, womit er sich nur mehr in jüngern Jahren abgegeben hatte [d]), so

durch fleißige Ueberlesung der reinen deutschen Reime" Verse machen, „bis daß er bei anwachsenden Jahren vermittelst fleißiger Durchlesung gelehrter Schriften auch endlich dichten und erfinden konnte. Seine Muster dabei waren zuerst Opitz, dessen reine Schreibart seiner Natur so wohl gefiel, daß er sich aus seinen Exempeln Regeln machte (also noch wohl bevor er ihm persönlich nahe kam), dann die lateinischen, welschen, französischen, niederländischen und englischen Poeten, „daraus er die sinnreichen Erfindungen, durchdringende Beiwörter, artige Beschreibung, anmuthige Verknüpfungen und was diesem anhängig sich je mehr und mehr bekannt machte, um nicht, was sie geschrieben, nachzuschreiben, sondern nur deren Art und Eigenschaft zu beobachten und solches in seiner Muttersprache anzuwenden". Vgl. die ersten Seiten der Vorrede zu seinen deutschen Uebersetz. u. Ged. und b, 3, rw. nach der Ausg. von 1710. — c) Weil ihm dazu die Aufmunterung von Freunden gebrach, vernichtete er es lieber. S. a. a. O. b, 8, vw. Er spricht hier freilich nur von dem „Vornehmsten, was er sich vor etlichen Jahren vorgenommen, zu Vergnügung seiner Landsleute an das Licht zu bringen"; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß er damit das Epos de bello Germanico gemeint hat, dessen E. Neumeister, Specim. S. 56 gedenkt. — d) Aus dem Französischen übertrug er den sterbenden Socrates von Theo-

wie gegen das Ausplündern der Alten in Sachen, Gedanken und Zierwerk e), endlich die Lossagung von der beschränkt moralischen und lehrhaften Richtung der Poesie und sein Hinarbeiten auf eine freiere und phantasievollere Dichtweise. Allein gerade in diesen letzten und wichtigsten Puncten entfernte er sich auch wieder am weitesten von jenem Dichter und verlockte damit die deutsche Gelehrtenpoesie auf neue und viel gefährlichere Abwege, als in welche sie Opitz eingewiesen hatte. Hofmannswaldau war der erste unter unsern neuern Dichtern, der es geradezu aussprach, daß er bei der Uebung der Poesie keinen höhern Zweck im Auge gehabt habe, als den seiner „eigenen Belustigung" f). Ein tieferer Gehalt, ein sittlicher

phile (nach dem platonischen Phaedon) in Prosa mit untermischten Versen, und er wunderte sich im Alter selbst darüber, wie er in seiner Jugend ein so trauriges und unlustiges Werk habe zu Ende bringen können; aus dem Italienischen Guarini's getreuen Schäfer. In dem Vorwort zu den Heldenbriefen erklärt er aber, daß er „aus erheblichen Ursachen nichts ferner zu verdeutschen sich entschlossen, indem diese dienstbare Arbeit mehr Mühe als Ruhm mit sich bringe", und im Grunde „nichts als eine Abschrift aus einer fremden Sprache in die Muttersprache zu nennen sei." — e) Wie er in der Vorrede zu den deutschen Uebersetz. ꝛc. a, 5, vw. es an Ronsard tadelt, daß er „den griechischen und lateinischen Poeten fast gar zu knechtisch angehangen und in vielen Fällen dem natürlichen Verstand und der Sprache zu viel gethan", so kündigt er S. b, 7, rw. auch an, daß man in seinen Heldenbriefen „von heidnischen Göttern und übersteigenden gezwungenen Redensarten, wie auch von andern Schulpossen wenig finden werde. Vgl. auch das Vorwort zu den Heldenbriefen und den Schluß von Anmerk. b. — f) Dieß sagt er gleich zu Anfang der mehr erwähnten Vorrede, wenigstens in Bezug auf die von ihm selbst herausgegebenen Sachen. Eben darum, fügt er hinzu, habe er niemals die Meinung gehabt, der Welt mit seiner Feder beschwerlich zu fallen, und er könne höchlich betheuern, daß er schwerlich eine Silbe von sich würde veröffentlicht haben, wenn ihn nicht zur Herausgabe eines und des andern seiner Stücke der Mißbrauch genöthigt hätte, der mit seinen Uebersetzungen und eigenen Erfindungen von Andern getrieben worden sei. Diese von ihm selbst kurz vor seinem Tode der Oeffentlichkeit übergebenen Stücke, die

und gemüthlicher Kern hätte seinen Gedichten darum freilich noch immer nicht schlechthin abzugehen brauchen. Ob und in wiefern sein großes episches Werk etwas davon besaß, können wir nicht wissen; seine uns erhaltenen Sachen, die nicht geistlichen Inhalts sind, und durch die er vorzugsweise oder allein nicht nur berühmt geworden ist, sondern auch den bedeutendsten Einfluß auf die ganze poetische Richtung seiner und der ihm nächstfolgenden Zeit ausgeübt hat, haben weder den einen, noch den andern. Sie sind, wenn man von einigen Liedern absieht, in denen noch wenigstens der

---

unter dem Titel: C. H. v. H. Deutsche Uebersetzungen und Gedichte zu Breslau 1679. 8. erschienen und nachher oft, auch mit verändertem Titel, wieder aufgelegt wurden, bestehen außer den Anmerk. d. näher bezeichneten beiden Uebersetzungen (der Prolog zum Pastor fido ist von Lohenstein verdeutscht) und den mit prosaischen Einleitungen versehenen 28 Heldenbriefen, die 14 Liebespaare (zum Theil unter erdichteten, von Neumeister, S. 53 und Jördens 2, S. 451 f. erklärten Namen) unter einander wechseln, noch aus geistlichen Oden, vermischten Gedichten, poetischen Grabschriften, poetischen Geschichtreden, Hochzeits- und Begräbnißgedichten. Seine meisten erotischen Stücke oder „Lustgedichte", wie er sie nennt, Lieder, Sonette, Briefe, Beschreibungen ꝛc. hielt er „mit Fleiß zurück, um nicht mit diesen poetischen Kleinigkeiten zu ungleichem Urtheil Anlaß zu geben". Viele findet man in: Herrn v. Hofmannswaldau und anderer Deutschen auserlesenen und bisher ungedruckten Gedichten, Leipzig 1695—1727. 7 Thle. 8. (neu aufgelegt Frankfurt und Leipzig 1734), einer Blumenlese, von der die ersten Theile von B. Neukirch, die folgenden von anderer Hand besorgt worden sind. Was darin Hofmannswaldau zugeschrieben ist, trägt die Ueberschrift C. H. v. H. Doch darf man sich auf diese Bezeichnung nicht überall verlassen: verschiedene Gedichte, die damit versehen sind, gehören ihm gar nicht zu und sind ihm absichtlich untergeschoben, besonders in den vier letzten Theilen; von andern wußte schon Neukirch selbst nicht recht, ob sie echt wären, und sogar in denjenigen, deren Echtheit im Ganzen nicht bezweifelt werden kann, ist wenigstens manches Einzelne von Neukirch abgeändert worden. Vgl. den Schluß seiner Vorrede zum ersten Theil und Hunolds Vorreden zu seinen theatral. ꝛc. Gedichten 6, rw. und zu der allerneusten Art ꝛc. b, 1, rw. —

Schein gerettet ist, daß sie aus wirklicher innerer Erregung und Empfindung hervorgegangen sein können, nichts anders als leere Spiele der Phantasie und des Verstandes. Dieß gilt insbesondere von seinen erotischen Gedichten, den eigentlich lyrischen sowohl, wie den beschreibenden und schildernden, den Heroiden und den übrigen Liebesbriefen. Diese Gattungen bevorzugte er nämlich vor allen andern, weil es ihm schien, „daß die Poesie überall Fremdling und in dem Lande der Liebe allein zu Hause wäre“ g). Aber im Grunde ist die Liebe, die er meint und darstellt, noch dieselbe, die wir in Opitzens Liedern fanden: sie ist eine fingierte, ein bloßes Spielen mit Vorstellungen, Bildern und Einfällen, sofern er aus sich selbst spricht, und sie entbehrt aller Wahrheit und Natur, wenn er sie in dem wechselseitigen Verhalten geschichtlicher Personen schildert. Der Unterschied zwischen ihm und Opitz besteht hier hauptsächlich nur darin, daß wo dieser trocken, aber rein und unschuldig ist, er in einer viel geschmeidigern und blühendern Sprache, unter fortwährendem Haschen nach seltsamen Vergleichungen, figürlichen Ausdrücken, schmückenden Beiwörtern, Antithesen, Sentenzen und gezwungenen Scherz- und Witzreden, gemeiniglich leichtfertig und schlüpfrig ist und oft bis zur Frechheit schamlos wird h). Zu sinnlicher Belebung und Individualisierung des Dargestellten kommt es dabei nicht; seine Phantasie, so leicht es ihr wird, die Gegenstände äußerlich mit schimmernden Farben zu überziehen, ist doch auch

g) Vgl. das Vorwort zu den Heldenbriefen. — h) Mehr noch als in den Heldenbriefen, wenn man die beiden letzten ausnimmt, die überaus anstößig sind, ist dieß der Fall in vielen Stücken, die erst durch Neukirch allgemein bekannt wurden. Darum hielt er sie auch selbst zurück, während er in Betreff seiner Heroiden meinte, daß wer sein Gemüth kenne oder kennen wolle, nichts Ungleiches daraus werde schließen wollen. —



noch wenig oder gar nicht im Stande, sie von innen heraus zu gestalten, mit Seele zu erfüllen und in Bewegung zu setzen. Das Beste an diesen Gedichten bleibt daher ihre äußere Form. Hofmannswaldau hat sich eher als irgend einer seiner Zeitgenossen die Kunst, in leichtem Fluß der Sprache und „mehr lieblich als prächtig" zu schreiben, anzueignen verstanden [i]): sie zeigt sich nicht bloß in den Heldenbriefen, für welche zunächst er sie dem Ovid abzulernen suchte [k]), sondern eben so gut und zum Theil noch besser in den übrigen weltlichen Sachen, namentlich in seinen, auch in ihrem metrischen Bau oft recht zierlichen und gefälligen Liedern [l]), weil er sich da weniger als anderwärts von seinen italienischen Mustern hat irre leiten lassen. — Zwar auch nicht ohne ein bedeutendes poetisches Talent, aber bei weitem unselbständiger als die beiden andern war von diesen schlesischen Dichtern der dritte und

i) Dieß wurde bereits im 17ten Jahrh. als ein Hauptverdienst Hofmannswaldau's hervorgehoben. Morhof (Unterr. S. 392) rühmt ihm zwar noch bloß nach, daß er eine sinn- und spruchreiche Schreibart nach Art der italienischen im Deutschen geführt und seine sehr zierlichen Heldenbriefe, nach Art des Ovidii geschrieben, mit metaphorischen Redensarten nach der italienischen Weise durch und durch gewürzet habe; Neukirch dagegen spricht sich (a. a. O. b, 3, rw.) dahin aus, daß H., obgleich Opitzens Schüler, sich doch einen ganz andern Weg als dieser und Gryphius erwählet, indem er sich an die Italiener gehalten und die liebliche Schreibart am ersten eingeführt habe. Zwar müsse er gestehen, daß sein Stil zu Tragödien oder heroischen Gedichten sich nicht wohl schicken würde; allein er habe sich auch an dergleichen Dinge niemals gemacht (Neukirch wußte also nichts von jenem epischen Werke H's), sondern seine meiste Kunst in galanten und verliebten Materien angewandt, worinnen er sich auch so sinnreich erwiesen, daß man ihn billig für den deutschen Ovidius preisen möge. — k) Vgl. die Vorrede zu H's d. Uebers. u. Ged. b, 7, vw. f. l) Schon Neukirch stellte (a. a. O.) die Liebeslieder unter allen Poesien H's am höchsten: sie hätten ihm nicht allein über alle deutschen, sondern auch über die meisten ausländischen Poeten den Sitz erworben. —

jüngste, Dan. Casp. von Lohenstein [m]). In seinen Trauerspielen, deren erstes [n]) er auch schon in seinem funfzehnten Jahre zu Stande brachte, ahmte er zunächst Gryphius nach [o]), in seinen lyrischen und schildernden Dichtungen und

---

m) Geb. 1635 zu Nimptsch, besuchte vom 7ten Jahre an das Magdalenäum zu Breslau und vom 16ten die Universitäten Leipzig und Tübingen, reiste dann durch Deutschland, die Schweiz und die Niederlande, von wo er über Hamburg nach Breslau zurückkehrte. Die Absicht, auch noch Italien und Frankreich zu besuchen, mußte er, als er nach dem ersten Lande schon unterwegs war, aufgeben. Durch seine Verheirathung mit einer reichen Erbin kam er in den Besitz mehrerer Güter. 1666 wurde er Regierungsrath in einem schlesischen Fürstenthum, später Mitglied des Breslauer Senats und zuletzt dessen erster Syndicus mit dem Titel eines kaiserlichen Raths. Auch er führte, wie Hofmannswaldau, ein durchaus unbescholtenes Leben und stand in hoher Achtung bei allen, die ihn kannten. Seine amtlichen Geschäfte, die ihn vielfach in Anspruch nahmen, hinderten ihn doch nicht, sich fortwährend wissenschaftlich zu beschäftigen und sich einen ganz erstaunlichen Reichthum von Kenntnissen, besonders in geschichtlichen Dingen, zu erwerben. Dabei fand er auch noch immer Zeit zum Dichten. Als er schon an sein „Gicht- und Geduldbette“ gefesselt war, schrieb er noch „zum Zeitvertreib und zur Gemüthsberuhigung“ an seinem Arminius, ja er arbeitete erst damals den größern Theil dieses Werks von ungeheurem Umfange aus, starb aber vor dessen Vollendung im J. 1683. — Nachdem er verschiedene seiner Dichtungen, besonders Trauerspiele, erst einzeln hatte drucken lassen (vgl. unten beim Drama), veranstaltete er eine Sammlung derselben, so weit er sie der Aufbewahrung für würdig hielt, unter dem Titel: Trauer- und Lustgedichte. Breslau 1680. 8. (öfter wiederholt, auch als: D. C. v. L's sämmtliche geist- und weltliche Gedichte. Leipzig 1733. 8.). Sie enthält die Trauerspiele (bis auf den Ibrahim Bassa), verschiedene geistliche und weltliche Gedichte von lyrischem, beschreibendem und didactischem Character (zum Theil Gelegenheitsstücke) und Heroiden. Viele lyrische, beschreibende und didactische Sachen, darunter auch die in der Form der opitzischen Hymnen, aber in dem Stil des Marino gedichtete „Venus“ hat Neukirch in seine Blumenlese, jedoch auch nicht ohne Abänderungen im Einzelnen, aufgenommen. Er gab auch den Arminius heraus, Leipzig 1689. 90. 2 Bde. 4., der von einer andern Hand zu Ende geführt war; vgl. weiter unten beim Roman. — n) Ibrahim Bassa. — o) „Was in deutscher Sprache diese Art zu schreiben belanget, wird der Leser leicht abnehmen, daß ich mir in einem

in der Heroide Hofmannswaldau, dessen unbedingter Bewunderer er war p). Von Natur ernster als dieser, und darin jenem verwandter, daß er in seinen Werken viel mehr das Erhabene und Erschütternde, als das Gefällige und Anmuthige zu erreichen suchte, stand er wiederum Hofmannswaldau in sofern näher, daß er beim Dichten nicht einem gemüthlichen und sittlichen Drange folgte, sondern es nur als eine anständige Nebenbeschäftigung betrieb q), bei der es vornehmlich darauf abgesehen war, eine weitschichtige Gelehrsamkeit unter Formen, wie sie die Zeit ansprachen, an den Mann zu bringen und vielleicht Andern damit zu nützen. Am stärksten und augenscheinlichsten tritt das Bestreben, „die Weisheit und ernste Wissenschaften" zum Kern der Dichtung zu machen r),

---

und dem andern einen fürtrefflichen Landsmann zu einem Wegweiser zu haben mich nicht geschämet, der hierinnen die Bahn gebrochen ꝛc." Vorrede zum Ibrahim Bassa. — p) Vgl. in den Hyacinthen die letzten Seiten des Gedichts an B. F. v. Logau und die den spätern Ausgaben von Hofmannswaldau's d. Uebers. u. Ged. angehängte Lobrede auf diesen. In ihr heißt es u. a. (nach der Ausg. von 1710 B, 2): diesem hat es die deutsche Sprache zu danken, „daß ihr Spanien mit seiner nachdenklichen, Welschland mit seiner scharfsinnigen, Frankreich mit seiner lieblichen Feder nicht mehr überlegen ist. Denn Opitz that es den Alten und Ausländern nach, unser Hr. v. H. aber zuvor". — q) Von den lyrischen Gedichten, die er unter der Ueberschrift „Blumen" in die Sammlung seiner Werke aufnahm, sagt er selbst in der Vorrede (vom J. 1680): seine wichtigern Geschäfte hätten ihn dergleichen Poesien nur immer als bloße Nebendinge, als einen erleichternden Zeitvertreib, nicht aber als eine beschwerliche Bemühung betrachten und behandeln lassen. Niemals habe er „von der Dichterkunst ein Handwerk gemacht, noch weniger davon Aufenthalt oder Gewinn zu suchen von Nöthen gehabt". Und Neukirch versichert in dem Vorbericht zum ersten Theil des Arminius, Lohenstein sei niemals bei seinen Lebzeiten gesonnen gewesen, diese Geschichte durch den Druck ans Tageslicht zu stellen, weil er sie, wie alle seine Sachen, nie für etwas geachtet, was der Welt mitzutheilen würdig wäre. — r) „Nichts anders als dichten können, ist eben so viel als ein Kleid allein von Spitzen tragen. Die

in seinem großen Heldenroman Arminius hervor s). Auf diese Gattung, worin er auch schon mehrere berühmt gewordene Vorgänger in Deutschland gehabt hatte, die er aber durch den Reichthum der mit geschichtlichem Gehalt angefüllten Erfindungen zu übertreffen suchte und in der Kunst der Darstellung wirklich übertraf, warf er sich erst in seinen letzten Lebensjahren. Als Tragiker theilte er nicht allein alle Fehler und Verirrungen mit Gryphius; er hat ihn darin noch bei weitem überboten, ohne ihm in seinen Tugenden auch nur nahe gekommen zu sein. Als lyrischer und schildernder Dichter hielt er sich zwar freier als Hofmannswaldau von dem Leichtfertigen, Lüsternen und Ueppigen; aber dafür sank er hier sowohl, wie in seinen Trauerspielen, desto häufiger zum Rohen und Häßlichen herab und gefiel sich in der Vorführung und Ausmahlung des Schmutzigen, Ekelhaften und geradezu Abscheulichen t). Er war auch derjenige, der dem falschen Wortprunk und dem Schwulst der neuern Italiener aus der Schule des Marino u), denen bereits einige ältere Dichter sich sehr bemerklich zugeneigt hatten, vollen Eingang in die deutsche Gelehrtenpoesie verschaffte und damit deren Unnatur auf die

---

Weisheit und ernste Wissenschaften müssen der Grund, jenes der Ausputz sein, wenn ein gelehrter Mann einer korinthischen Säule gleichen soll." Lobrede auf Hofmannswaldau B, 3 vw. — s) Vgl. Neukirch, a. a. O. und Aßmanns v. Abschatz Ehrengedicht vor dem ersten Theil des Arminius, wo diesem Roman nachgesagt wird, daß was sonst Müh und Fleiß aus hundert Büchern suche, hier als ein Begriff mit Lust und Nutz gefunden werde. Wie sehr er auch anderwärts darauf ausgegangen ist, sich die Früchte seiner Belesenheit und seines Sammelfleißes zu Nutze zu machen, ergeben die Anmerkungen zu den Trauerspielen und die Citate unter dem Text seiner „Geistlichen Gedanken über das 53ste Kapitel des Propheten Esaias". — t) Hauptbelege dazu sind in dem Ibrahim Sultan, der Epicharis, der Agrippina und der Rede der Maria Coronelia zu finden. — u) Geb. 1569 zu Neapel, gest. daselbst 1625; vgl. über ihn Bouterwek 2, S. 386 ff. —

äußerste Spitze trieb v). In der Behandlung der poetischen Sprache und der metrischen Form blieb er hinter Gryphius und Hofmannswaldau weit zurück w); viel besser gelang ihm, wo er nicht seiner Neigung zum Schwulst zu sehr nachgab, die deutsche Prosa: sein Arminius, der unter allen seinen Werken auch die meiste und die unbeschränkteste Bewunderung erregt hat, ist stellenweise vortrefflich geschrieben und zeigt, daß Lohenstein eine noch viel entschiednere Anlage zum Geschichtschreiber als zum Dichter besaß x).

§. 206.

Wie gut Hofmannswaldau und Lohenstein den Ton trafen, den man damals in Deutschland zu hören wünschte, beweist der ungemessene Beifall, den ihre Werke fanden, und die Zahl ihrer Verehrer und Nachahmer. Buchners Behauptung, daß die deutsche Dichtkunst nicht höher steigen könnte, als bis wohin Opitz sie geführt 1), schien nun durch sie wider-

---

v) Seit der Zeit, wo man anfieng die Verirrungen der neuern Schlesier einzusehen, wurde der Ausdruck „lohensteinischer Schwulst“ sprichwörtlich. — w) Sprach- und Venshärten in Lohensteins Gedichten, dabei Dunkelheit der Schreibart und zu viel Einmischung von Gelehrsamkeit mochten schon seine Bewunderer nicht abläugnen; sie entschuldigten diese Mängel aber meist damit, daß es ihm an Zeit gefehlt, seine Sachen „auszuputzen“. Vgl. Neukirchs Vorrede zu H. v. Hofmannswaldau ꝛc. b, 6, vw., B. Feind, von dem Temperament ꝛc. S. 58 f. und den Vorredner zu Morhofs Unterr. (nach der Ausg. von 1700) Bl. 7. Hunold meinte (Vorrede zur Allerneuesten Art ꝛc. Bl. 6, vw.), Lohensteins castalischer Brunnen würde besser und ungehinderter fließen, wenn er nicht zwischen so vielen Perlen und Corallenstauden durchrieseln müßte. — x) Vgl. das Urtheil Moses Mendelssohns in den Briefen die neueste Litteratur betreffend, Br. 313 (auch bei Jördens 3, S. 451 ff.).

1) In dem Briefe Buchners, worin er Opitzen für „das Lob des Kriegsgottes“ dankt, heißt es (vgl. Opitzens Gedichte in der Ausg. der Schweizer, S. 353): Non poterit ascendere altius Musa patria, et ne-

legt zu sein. Was Lohenstein seinem ältern Freunde nachgerühmt hatte, Opitz wäre durch ihn weit übertroffen worden [2]), wurde von Andern auf ihn selbst angewandt, ja man glaubte in ihm Alles beisammen zu finden, was sich in Opitz, Gryphius und Hofmannswaldau nur einzeln gezeigt hatte, und dazu noch viele neue, ihm ganz eigenthümliche Vorzüge [3]). Diese Ansicht behielt im Allgemeinen ihre Geltung bis zu der Zeit, wo die Schweizer und Gottsched sie in ihren kritischen Schriften zu bekämpfen anfiengen [4]). Die große Masse der Dichtenden huldigte Hofmannswaldau und Lohenstein als den unübertrefflichen Mustern in der Lyrik, im Drama und im Roman. In allen poetischen Haupt- und Nebengattungen suchte man ihre Manieren, ihre Sprache, ihren Stil nachzuahmen, zumal in Schlesien [5]), und die Meinung, das Dich-

---

cesse est, ut acquiescat eo fastigio, quo tu collocasti. — 2) Vgl. §. 205, Anm. p. — 3) „Er hat nicht allein von Opitz die heroische, von Gryphius die bewegliche und von Hofmannswaldau die liebliche Art angenommen, sondern auch viel Neues hinzugethan und absonderlich in Sententien, Gleichnissen und hohen Erfindungen sich höchst glücklich erwiesen rc." Neukirch, Vorrede zu des Hrn. v. Hofmannswaldau rc. Ged. b, 4, vw. — 4) Vgl. u. a. außer dem §. 205, Anm. s. angeführten Gedichte Aßmanns v. Abschatz (auch in dessen poet. Uebers. u. Ged. 2te Abth. S. 47 ff.) Chr. Gryphius, poet. Wäld. (Ausg. von 1707), S. 278 ff. u. 302 ff. (dort wird Hofmannswaldau doch nur über Guarini, Marino, Loredano rc., hier aber Lohenstein nicht bloß über Seneca und Corneille, sondern selbst über Aeschylus und Sophokles gestellt); H. Mühlpforths Epicedia, S. 43 ff.; Morhof, Unterr. S. 391 f.; Neumeister, Specim. S. 52 ff.; 65 f. und B. Feind, von dem Temperament rc. S. 40 f. Sagte doch auch Thomasius, der in seinen Monatsgesprächen (1690, 2tes Halbj. S. 667) kein Buch der Welt wußte, darinnen er so viel Gelehrsamkeit beisammen angetroffen, als in dem lohensteinschen Arminius, in seinen kleinen deutschen Schriften (Ausg. von 1707), S. 453: „Unser Lohenstein und unser Hofmannswaldau können sechs Virgiliis den Kopf bieten." — 5) Die Schlesier bildeten zu dieser Zeit sich und Andern ein, daß sie vor allen übrigen Deutschen zum Dichten berufen wären. Lohenstein

ten sei nur als ein Nebenwerk[6]), oder um gewisser äußerlichen Zwecke willen zu betreiben, setzte sich immer fester. Wo also nicht Hoffeste und Vorfälle im amtlichen und häuslichen Leben von Freunden und Bekannten zur Gelegenheitspoesie aufforderten, die eher im Zu- als Abnehmen war, dichtete man entweder bloß zu eigener Ergetzung und zu Anderer Unterhaltung, oder hielt sich mehr auf dem Wege Lohensteins, der darin der opitzischen Richtung treuer geblieben war als Hofmannswaldau, und benutzte poetische Erfindungen als ein Mittel, allerlei Wissenswürdiges Andern näher zu bringen und mundgerecht zu machen. — Indessen gelangten die Ansichten, der Geist und die Kunstmanier der zweiten schlesischen Schule während der andern Hälfte dieses Zeitraums keineswegs zu einer so unbeschränkten Herrschaft, daß nicht schon frühzeitig davon nach verschiedenen Seiten hin abgewichen und damit die Wendung vorbereitet worden wäre, die in dem Gange der poetischen Litteratur seit den Zwanzigern des achtzehnten Jahrhunderts eintrat. Denn abgesehen davon, daß sich die geistliche Dichtung im Ganzen nie so weit verirrte, wie die weltliche, sich nie so um allen höhern Gehalt brachte und sich namentlich im eigentlichen Kirchenliede immer eine lebendige und gesunde Triebkraft bewahrte; so kündigte sich auch bald und mit der Zeit durch immer deutlichere Anzeichen bei den Dichtern hier und da der Zug an, in ihren weltlichen Sachen von dem gespreizten, hochtrabenden und gedunsenen Kunststil Lohensteins und von der affectierten und witzelnden Manier

---

sagte schon (Vorrede zu den Blumen), der schlesische Himmel, oder er wisse nicht was für ein Geist, flöße seinen Landsleuten vor Andern einen Trieb zum Dichten ein. Vgl. Hunold, Theatral. Ged. S. 100 f. und Günthers Ged. S. 785. — 6) S. Kahlert, Schlesiens Antheil rc. S. 78; Gervinus 3, S. 487. —

Hofmannswaldau's zur Natur, Einfalt und Wahrheit, von der Bearbeitung weit hergeholter und darum vornehm scheinender Stoffe und dem Auskramen einer todten Gelehrsamkeit zur Darstellung von allgemeinern und besondern Verhältnissen der Gegenwart, von Characteren und Handlungen, wie sie im wirklichen Leben vorkamen, einzulenken, und bei dem Nachahmen fremder Muster von den schlechten italienischen zu reinern und edlern bei andern Völkern überzugehen. Der Anfang dazu geschah, und zwar schon seit dem Ende der sechziger Jahre, also selbst noch bei Lebzeiten der beiden Häupter der neuern Schule, in den Werken von *Chr. Weise*[7]). Ohne jenen Männern irgendwie geradezu entgegenzutreten, ja mit ihnen völlig darin übereinstimmend, daß er, wie bereits an einer andern Stelle erwähnt wurde[8]), die Poesie zu seiner Zeit nur als eine Nebenbeschäftigung angesehen und betrieben wissen wollte[9]), trachtete er doch von Anbeginn seiner schriftstellerischen Laufbahn bis zuletzt in allen poetischen Gattungen, die er übte, in der Lyrik, im Roman und im Schauspiel, vor allem Andern dahin, „die Sachen also vorzubringen, wie sie *naturell und ungezwungen* sind“[10]), und suchte diesem

7) Die „überflüssigen Gedanken der grünenden Jugend“, worin Weise schon in seiner vollen Eigenthümlichkeit, besonders als Lyriker und auch als Dramatiker erscheint, kamen 1668 zu Leipzig in 8. heraus (mit einer zweiten Abtheilung, „Ueberflüssiger Gedanken andere Gattung“, die er nach der Vorrede dazu sechs Jahre später beifügte, öfter aufgelegt). — 8) S. §. 187. — 9) Auch dieß schon 1668. Denn in einer der Vorreden zu den spätern Ausgaben des angeführten Buchs erklärt er dessen Titel, weil er mißverstanden worden, dahin, daß „Ueberflüssige Gedanken solche heißen, die man bei müßigen Nebenstunden als einen zulässigen Zeitvertreib zu führen pflege“; und in den Versen, womit er einst ein Collegium Poeticum zu Weißenfels schloß (der grünen Jugend nothwend. Gedanken, S. 438), schärfte er seinen Zuhörern ein, daß die süße Poesie nur der Zucker sein solle, den man auf den Saft der andern Künste streuen müsse. — 10) Vgl. die Vorrede

obersten Grundsatz, nach dem er selbst verfuhr, durch seine mündliche Lehre sowohl, wie durch theoretische Schriften, so weit wie möglich auch bei Andern Eingang zu verschaffen. Seine ganze Richtung hatte etwas Volksmäßiges, um so mehr, als er sich in seinen Werken von allem Prunken mit Gelehrsamkeit frei zu halten suchte und sich eigentlich an keine andern Muster, als an die Natur anschließen wollte. Daß seine Wirksamkeit manches Gute zur Folge hatte, darf nicht in Abrede gestellt werden. Allein sie hatte auch ihre starke Schattenseite. Weise versah es darin, daß er echte Natur zu finden meinte, wo ihm bloß das gemein Natürliche vorlag; er verkannte das wahre Wesen der dichterischen Erfindung und überhaupt den innerlichen Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Darstellung, zwischen einem Gedicht und einer Rede, und setzte demnach auch das Ungezwungene der Schreibart in das Wiedergeben der ganz gewöhnlichen Sprechweise [11]; endlich nahm er es, weil er zu viel und zu vielerlei schrieb und dabei hauptsächlich nur practische Zwecke im Auge hatte, mit dem Dichten und Schreiben zu leicht [12]. Daher wurde er,

zur zweiten Abtheilung der „Ueberflüssigen Gedanken". Daher gefiel ihm auch von den deutschen Dichtern, unter denen er keinen fand, den er den großen Meistern des Alterthums hätte gleich stellen können (siehe §. 187, Anm. i.), noch immer Opitz am besten. Dieß erhellt besonders aus einer Stelle in „der grünen Jugend nothw. Gedank." S. 364 f., wo er von den zierlichen Redensarten handelt und jungen Leuten, die sich davon einen Vorrath aneignen wollten, empfiehlt, gute Verse zu lesen. Hier wolle er keinen vor Andern loben, auch keinen verachten. Nur dieß werde sich niemand lassen leid sein, wenn er sage: Herr Opitz habe noch nicht seines Gleichen gehabt. — 11) Vgl. §. 193, S. 559. — 12) Dieß macht ihm schon Wernicke zum Vorwurf (Poet. Versuche ꝛc. S. 112, Anmerk.). Er vergleicht Weise mit einem Fluß, der wegen seines schnellen und ungewissen Laufs so viel Schlamm und Unflath mit sich führe, daß man den goldenen Sand desselben nicht erkennen könne. Er hätte wegen seines geschickten Kopfes und seiner artigen Einfälle viel

bei unverkennbaren Anlagen zum heitern, launigen Liede, zum Lustspiel und zum satirischen Roman, wie in seinen Lehrbüchern, so auch in seinen eigenen Erfindungen nur zu häufig platt, seicht und wässerig, und je größer das Ansehn war, zu dem er allmählig gelangte[13]), und je mehr sich der Kreis seiner Anhänger, deren keiner ihm an Talenten gleich kam, erweiterte, desto tiefer drangen gegen den Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts hin alle Fehler seines Geschmacks und seiner Manier in die poetische Litteratur ein. Das Schlimmste aber war, daß zwischen seiner Art, Sachen und Form zu behandeln, und der hofmannswaldau-lohensteinschen Dichtweise eine Art von Ausgleichung und Verschmelzung versucht wurde. Dieß drückte die deutsche Dichtung so tief herab, daß sie, zumal unter den Händen einiger Vielschreiber[14]) aus den letzten Jahrzehnten dieses Zeitraums, nichts weiter als ein ganz rohes, gemeines und nichtswürdiges Spielwerk oder Erwerbsmittel geworden zu sein schien. — Auf einem andern Wege als Weise entfernte sich Friedr. Rud. Ludw. v. Canitz[15])

Gutes in der deutschen Sprache stiften können, wenn er sich auf was Gewisses gelegt und dasselbe auszuarbeiten sich Zeit genommen hätte. Einen andern Fehler, daß er nämlich „etwas schmutzig zu reden kein Bedenken trage", rügt Leibnitz an ihm (Unvorgreifl. Gedank. §. 112), wiewohl er ihn übrigens schätzt und unter die sinnreichen deutschen Scribenten rechnet. Leibnitz mißt hier freilich mit französischem Maaßstabe; aber Recht hat er doch. Zur Beurtheilung der Sittenzustände jener Zeit liefern indeß diese zweideutigen und schmutzigen Reden in Weise's Schriften in sofern einen sehr beachtenswerthen Beitrag, als sie häufig in den Schauspielen vorkommen, die von der zittauischen Schuljugend unter ihres Rectors Leitung aufgeführt wurden. — 13) Was seine Anhänger aus ihm machten, kann man vornehmlich aus Neumeister, a. a. O. S. 110 u. 76 ersehen. Noch 1724 konnte Weichmann (Vorrede zu Postels Wittekind, Bl. 3, rw.) von einer gewissen poetischen Secte sprechen, die Weise vor allen andern Poeten den Vorzug gab. — 14) Unter ihnen ist Hunold der bekannteste, von dem bald mehr zu erwähnen sein wird (vgl. auch §. 187, S. 529). — 15) Geb. 1654 zu Berlin, gieng

von den Dichtern der zweiten schlesischen Schule. Die Häupter derselben hielt zwar auch er noch hoch[16]), der von ihnen ausgegangenen Manier aber und dem Treiben ihres Anhangs blieb er von Anfang an fremd, und später sprach er sich in einer seiner Satiren[17]) entschieden mißbilligend darüber aus. Sorgfältig erzogen, auf seinen Reisen in fremde Länder überall in die vornehmste Gesellschaft eingeführt, dann vermöge seiner amtlichen Stellung zum Berliner Hofe in einem beständigen Verkehr mit Fürsten und Diplomaten, hatte er sich schon in seiner Jugend mit der französischen Sprache und Litteratur vertraut gemacht, nachher die glänzendste Seite der französi-

---

in seinem 17ten Jahre auf die Leidener, später auf die Leipziger Universität und 1675 auf Reisen nach Italien, Frankreich, England und den Niederlanden. Nach seiner Rückkehr wurde er vom großen Kurfürsten zum Kammerjunker ernannt, dann zu einer Amtshauptmannsstelle und 1681 zum Hof- und Legationsrath befördert. Von dieser Zeit an befand er sich viel auf diplomatischen Sendungen. Er rückte nach und nach zum wirklichen Geheimenrath hinauf, wurde 1698 vom Kaiser zum Reichsfreiherrn erhoben und starb 1699 in seiner Vaterstadt. Das älteste seiner uns erhaltenen Gedichte gehört dem Jahr 1674 an. Sein Leben ist beschrieben von J. U. König vor dessen Ausg. von Canitzens Gedichten und von Varnhagen v. Ense im 4ten Bde. der biograph. Denkmale. — 16) Indem er in der dritten Satire, „Von der Poesie", über den Verfall der deutschen Dichtkunst klagt und auf eine bessere Zeit zurückweist, stellt er beide neben Opitz (nach der Ausgabe von 1734, S. 238): „Durch Opitz stillen Bach gehn wir mit trocknen Füßen; wo sieht man Hofmanns Brunn und Lohnsteins Ströme fließen?" — 17) Es ist die eben angeführte. Besonders läßt sich Canitz darin gegen die feilen und schmeichlerischen Lohn- und Gelegenheitspoeten seiner Zeit aus, dann aber auch gegen die Unnatur, den Schwulst, die Uebertreibungen und das Ausschreiben fremder Sachen, was Alles an der Tagesordnung sei. Daß er, wie Gervinus (3, S. 507) meint, es ganz offen mit dem Romanschreiber Joachim Meier (geb. 1661, gest. 1732; vgl. Neumeister, S. 67; Jöcher 3, Sp. 369) zu thun habe, muß ich bezweifeln. Unter dem S. 236 geradezu genannten und S. 238 durch den Reim deutlich genug bezeichneten Mayer scheint ein ganz anderer Mann verstanden zu sein. —

schen Bildung in Paris selbst kennen gelernt und sich ganz in die Sitte und den Ton des bessern Theils der damaligen vornehmen und feinen Welt eingewöhnt. So nahm er sich auch als Dichter vorzugsweise die Franzosen aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. und unter diesen wieder zumeist Boileau zum Vorbilde [18]). Wie Opitz, mit dem er auch in der ganzen innern Art und Beschaffenheit seiner Poesie viel Verwandtes hatte, stand er in Hinsicht der Anlage zur Dichtkunst sicherlich manchem seiner Zeitgenossen und unmittelbaren Vorgänger nach; auch fehlt es seinen, größtentheils aus geistlichen Liedern und didactischen Stücken bestehenden Werken, unter welchen die Satiren [19]) noch am ersten hervorgehoben zu werden verdienen, obwohl eine große Trauerode über den Tod seiner Gattin fast noch mehr Bewunderer gefunden hat, an aller Eigenthümlichkeit der Erfindung, und der Kreis, in dem sie sich bewegen, ist eben so arm an neuen Gedanken, als an poetischem Leben. Allein was ihnen an innerm Gehalt abgeht, wird gewissermaßen durch die Güte der Form und durch den anständigen Ton ersetzt, in dem sie geschrieben sind. Canitz hielt, wie im Wandel, so auch im Dichten Schmutz und Gemeinheit durchaus fern von sich und war der erste Deutsche, der von jenen neuern Franzosen gelernt hatte, sich in einer gebildeten und gehaltenen, wenn auch etwas schwunglosen Sprache und in einem reinen, leichten Stil mit Klarheit, Bestimmtheit und selbst mit Anmuth auszudrücken. Deshalb wird er immer müssen den Männern beigezählt werden, die zu der Zeit, wo die neuern

---

18) Bereits im J. 1676 schrieb er von Lyon aus seinem Freund Zapfe, als er ihn aufforderte, nach Frankreich zu kommen (S. 208): „daß Vers und Lieder uns hier in die Wette schreiben, hier wo Vernunft und Reim gern bei einander steht.“ 19) Eine darunter, die neunte, ist bloße Bearbeitung einer bekannten Fabel; mehrere andere sind Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Französischen.

Schlesier und die Anhänger Weise's sich in die Herrschaft über die poetische Litteratur theilten, einen bessern und geläuterten Geschmack und eine reinere und edlere Dichtweise vorbereiteten. Bei seinen Lebzeiten konnte sein Beispiel noch nicht viel weiter wirken als auf den kleinen Kreis seiner Freunde und Bekannten, die sich mit der Poesie beschäftigten, weil er seine Gedichte, die auch er meist nur zu eigener Aufheiterung und Gemüthsergetzung abfaßte, niemals veröffentlichen wollte [20]). Erst als sein poetischer Nachlaß gesammelt worden und im Druck erschienen war [21]), fieng sein Einfluß auf die deutsche Dichterwelt an in der Litteratur bemerklicher zu werden [22]).

§. 207.

Der erste unter den zu größerm Ansehn gelangenden Dichtern, der sich von dem hofmannswaldauischen Geschmack, dem er anfänglich gehuldigt hatte, abkehrte und in den Weg einlenkte, auf dem ihm sein Freund Canitz vorangieng, war Joh. von Besser [a]). Er that es aber noch, ohne mit der zwei-

---

20) Vgl. Königs neuen Vorbericht, S. LXII. — 21) Die erste Ausgabe wurde, ohne daß der Verfasser der darin enthaltenen Sachen genannt war, unter dem Titel: „Nebenstunden unterschiedener Gedichte", mit der Erlaubniß von Canitzens Schwager (von Canstein) durch den bekannten Joach. Lange besorgt und erschien zu Berlin 1700. 8. (bis 1719 achtmal wiederholt, die letzte Auflage mit Canitzens Namen). Vollständiger und sorgfältiger war die Ausg. J. U. Königs: „Des Frhrn. von Canitz Gedichte ꝛc." Berlin u. Leipzig 1727. 8. (mehrmals aufgelegt, zuletzt 1765. Gottsched war mit ihr weniger zufrieden als mit der ersten: er sagte König nach, daß er manches, was bei Lange unverstümmelt stände, verändert und verschlechtert und eigentlich das Beste an seiner Arbeit einem Andern zu danken gehabt habe; vgl. deutsche Sprachl. S. 107; 432 und den neuen Büchersaal 4, S. 441 f.). Eine 3te Ausg. ließ Bodmer in Zürich 1737. 8. bracken. — 22) Mit welchem Beifall Canitzens Gedichte aufgenommen wurden, beweisen schon die vielen Drucke aus den beiden ersten Zehnteln des 18ten Jahrh.

a) Geb. 1654 zu Frauenburg in Kurland, studierte in Königsberg und begleitete dann als Hofmeister einen jungen adeligen Landsmann

ten schlesischen Schule öffentlich zu brechen. Das Beispiel eines eigentlichen und geradezu erklärten Abfalls von ihr gaben erst mehrere Jahre später und so ziemlich zu derselben Zeit, da auch Christian Gryphius [b]), früher gleichfalls

---

nach Leipzig. Hier wurden beide ohne ihre Schuld in Händel verwickelt, die den gewaltsamen Tod des jungen Edelmanns zur Folge hatten und Bessern selbst in eine langdauernde Untersuchung zogen. Als endlich die Entscheidung der Sache für ihn günstig ausgefallen war, bewogen ihn andere Unannehmlichkeiten, in die er unterdeß gerathen, Leipzig 1680 zu verlassen und sein Glück in Berlin zu suchen. Dem großen Kurfürsten empfohlen, erhielt er daselbst auch bald eine Anstellung im Hof- und Staatsdienst. Eine diplomatische Sendung nach London gab ihm Gelegenheit, das dortige Hofceremoniel in seiner ganzen Pracht kennen zu lernen: dieß ward für ihn Veranlassung, sich mit Eifer auf das Studium des Ceremonienwesens zu legen. Daher ernannte ihn später Kurfürst Friedrich III. zu seinem Ceremonienmeister und zuletzt, als er sich die Königskrone aufgesetzt hatte, zum Oberceremonienmeister. Inzwischen hatte er ihn auch in den Adelstand erhoben. Gleich nach Friedrichs Tode war es aber mit Bessers Glück in Berlin zu Ende: er wurde aus dem Dienste entlassen und war nun ohne Amt und Besoldung bis zum Jahre 1717, wo er eine seiner frühern ähnliche Stellung, mit dem Titel eines geheim. Kriegsraths, am Dresdner Hofe erhielt. Er starb zu Dresden 1729. Die erste Sammlung seiner „Schriften in gebundener und ungebundener Rede", die, sofern sie nicht aus seiner Jugend herrühren, meistens in höfischen Preis- und Gelegenheitsgedichten und in ausführlichen Beschreibungen von Hoffeierlichkeiten bestehen, erschien zu Leipzig 1711. 8. (und wurde mehrmals aufgelegt); die vollständigste, mit Bessers Leben (das auch Varnhagen von Ense a. a. O. beschrieben hat), von J. U. König besorgt, Leipzig 1732. 8. Seine verliebten Jugendgedichte im hofmannswaldauischen Geschmack, die nicht auch diesen Ausgaben einverleibt sind, muß man in Neukirchs Sammlung aufsuchen (vgl. Königs neuen Vorbericht, S. XXVII, wo auch S. XIII ff. nachgewiesen ist, mit welcher Bewunderung und welchem Entzücken Bessers Gedichte, so leer sie an echter Poesie waren, zu ihrer Zeit aufgenommen wurden). — b) Der älteste Sohn von Andr. Gryphius, geb. 1649 zu Fraustadt, seit 1674 Professor am Elisabeth-Gymnasium zu Breslau und seit 1686 Rektor des dortigen Magdalenäums, gest. 1706. Was er von seinen Gedichten für die Veröffentlichung bestimmte (der Mehrzahl nach geistliche Sachen und Gelegenheitspoesien) sammelte er unter dem Titel: Poetische Wälder. Sie erschienen zu Frankfurt 1698. 8.

Bewunderer, wenn auch nicht Nachahmer Hofmannswaldau's und Lohensteins c), nachher ein Anhänger Weise's d), seine Unzufriedenheit mit dem in jener Schule herrschenden Geiste und mit ihren ausländischen Mustern aussprach e), zwei jüngere Dichter, die sich zugleich in der ästhetischen Kritik versuchten. Der eine war Benj. Neukirch f). In seinen Jugendge-

---

(und in zwei neuen Auflagen). — c) Vgl. die von ihm §. 206, Anm. 4. angeführten Stücke. — d) Wie hoch angesehen Gryphius in der weiseschen Schule war, erhellt aus Neumeisters Urtheil über ihn, Spec. S. 43 ff. — e) In der Vorrede zu den poetischen Wäldern, wo es u. a. heißt: „Ich weiß wohl, daß viele unserer Landsleute den heutigen Welschen und Spaniern unzeitig nachaffen und sich mit ihren nicht selten merklich abschießenden Farben ausputzen. Wenn aber die ehrlichen Leute ja nicht, wie es doch wohl sein sollte, bei den alten Griechen und Römern in die Schule gehen und von ihnen etwas lernen möchten, so würde doch zum wenigsten gar wohl gethan sein, wenn sie die reine und zugleich hohe Schreibens-Art, derer sich die Welschen im vergangenen Jahrhundert und noch jetzt die Franzosen bedienen, etwas mehr in Acht nähmen und vielmehr den rechten Verstand einer Sache, als zwar köstlich lautende, aber vielmal wenig oder nichts bedeutende Worte und den hieraus entspringenden Mischmasch, welchen man in Frankreich Galimatias und Phöbus zu heißen pfleget, beliebten." — f) Geb. 1665 zu Reinke (oder Ronike), einem Dorfe im Glogauischen, studierte zuerst in Frankfurt, später in Halle und zuletzt in Leipzig, wo er Lohensteins Arminius herausgab. Der Sachwalterschaft, welcher er sich darauf in Breslau widmete, bald überdrüssig, begab er sich 1691 wieder nach Frankfurt, wo er öffentlichen Unterricht in der Poesie und Beredsamkeit ertheilte, und im nächsten Jahre nach Berlin. Hier erhielt er das Versprechen, bei erster Gelegenheit als Professor angestellt zu werden; die Sache zog sich aber in die Länge, und Neukirch war genöthigt, sich unterdessen durch Vorlesungen in Halle, dann nach einer Reise, die er in Gesellschaft eines Edelmanns machte, und von der er erst 1695 zurückkehrte, in Berlin durch die Führung und Unterweisung junger Adeliger seinen kärglichen Unterhalt zu erwerben. Das Drückende seiner Lage wurde auch nicht gehoben, als er endlich 1703 an der neu errichteten Ritteracademie zu Berlin angestellt ward; denn die Besoldung, die er empfieng, war nicht viel besser als gar keine. Im J. 1718 verlor er jedoch auch diese, weil die Anstalt wieder eingieng. Glücklicherweise erhielt er aber um dieselbe Zeit einen Ruf an den markgräflich anspachischen Hof als Lehrer des Erbprinzen,

dichten einer der geschicktesten Nachahmer Hofmannswaldau's, hielt er diesen zwar auch noch in seinem dreißigsten Jahre g) für einen der größten deutschen Dichter, dem er nur den ältern Gryphius und Lohenstein an die Seite stellen mochte h), hatte jedoch schon damals die Ueberzeugung gewonnen, daß die vaterländische Poesie selbst durch diese drei Männer noch keineswegs zu der Höhe erhoben worden sei, welche die großen Meister des Alterthums in ihren Werken erreicht hätten i).

---

mit dem Titel eines Hofraths. Von da an gestalteten sich seine Verhältnisse günstiger. Er starb zu Anspach 1729, nachdem es ihm ungefähr ein Jahr zuvor erlaubt worden war, sich mit Beibehaltung seines vollen Gehalts in die Stille des Privatlebens zurückzuziehen. Von den Gedichten, die er in seinen jüngern Jahren verfaßte, stehen viele (mit der Ueberschrift B. N.) in der von ihm besorgten Sammlung hofmannswaldauischer u. a. Gedichte. Seine Satiren und poetischen Briefe im Stil Boileau's erschienen zuerst als Anhang zu G. B. Hanke's weltlichen Gedichten. Dresden 1727. 8. und zuletzt besonders, Frankfurt 1757. 8. Auserlesene Gedichte aus verschiedenen poetischen Schriften gesammelt (weltliche und geistliche Oden, davidische Psalmen, Satiren, poetische Sendschreiben, heroische Gedichte, Gesänge, Schäfergedichte, Elegien) gab Gottsched heraus (mit dem Leben Neukirchs), Regensburg 1744. 8. Ueber andere Sammlungen und Ausgaben neukirchischer Sachen vgl. Jördens 4, S. 19 f.; über die Bearbeitung des Telemachs s. weiter unten. — g) Als er die Vorrede zu den hofmannswaldauischen rc. Gedichten schrieb; vgl. §. 205, Anm. f. — h) In der so eben angeführten Vorrede kann er (b, 2, rw.) Morhofen darin nicht beipflichten, daß Flemming nicht allein Opitzen, sondern auch fast allen andern deutschen Dichtern vorzuziehen sei (vgl. §. 202, Anm. h.). Derselbe sei zwar ein guter Poet und habe auch wohl unter seinen Landsleuten (den Meißnern) am besten gesungen; wenn er ihn aber neben die drei berühmten Männer, Gryphius, Hofmannswaldau und Lohenstein stelle, so dürfte er fast von ihm und seines Gleichen das Urtheil fällen, das man vor Zeiten von den Helden des Königs Davids sagte: sie waren zwar große Helden, aber sie kamen nicht an die Zahl der drei. „Denn diese haben nicht allein dem Opitz weit glücklicher als Flemming gefolget, sondern (ihn) in gewissen Stücken noch übertroffen.“ — i) „Wir haben noch einen großen Berg vor uns, und werden noch lange klettern müssen, ehe wir auf den Gipfel kommen, auf welchem von den Griechen

Auch schienen ihm die heimischen Verhältnisse der Art zu sein, daß ein höherer Aufschwung der Kunst, zumal in den großen Gattungen des heroischen Gedichts und des Drama's, dadurch viel eher gehindert als begünstigt würde. Daher empfahl er denjenigen seiner Zeitgenossen, die den Beruf zum Dichten in sich spürten, wenn sie nicht bloße Versmacher und elende Gelegenheitsdichter bleiben wollten, sich zwar um die Geheimnisse „der hohen Poesie" nicht weiter zu kümmern, dafür aber einen Mittelweg einzuschlagen und sich auf die leichtern und dabei doch gefälligen Dichtarten zu legen, die man damals galante[k]) zu

---

Homerus und Sophokles, von den Römern Horatius und Maro gesessen. Mit den Hochzeits-, Begräbniß- und Namensgedichten, damit sich alle Knaben in der Schule quälen, ist es fürwahr nicht ausgerichtet: es gehöret mehr zu einem Dichter" (a. a. O. gleich zu Anfange; und bald darauf): „Es sind keine seltsamern Thiere als Poeten; denn sie lassen sich, wie die Paradiesvögel, alle tausend Jahre kaum einmal sehen." Dieß klingt allerdings schon ganz anders, als das unverständige Lob, welches von Neukirchs Vorgängern und Zeitgenossen den Häuptern der deutschen Dichtung des 17ten Jahrh. auf Unkosten der großen Classiker gespendet wurde. Wenn man dann aber wieder auf andere Urtheile von ihm stößt, wie z. B. auf das in der Vorrede zu seiner gereimten Bearbeitung des Telemachs; „unter vielen Tausenden habe der Herr von Fenelon das Glück gehabt, daß er den Fußstapfen des Homerus und Virgilius genau gefolget und es auch beiden in vielen Stücken zuvorgethan", so sieht man freilich, wie schwach es noch mit Neukirchs ästhetischer Kritik, selbst in seiner letzten Zeit, bestellt war, und wie wenig er die eigentliche Größe der Dichter des Alterthums zu würdigen und das wahre Wesen der „hohen Poesie" zu begreifen vermochte. Um so weniger wird es also Verwunderung erregen, wenn er im Verfolg jener Vorrede zu den hofmannswald. rc. Ged. (b, 6, rw.) den Grund davon, daß Opitz, Hofmannswaldau und Lohenstein noch nicht das Höchste in der Poesie erreicht hätten, bloß darin suchte, daß es dem ersten noch an Zierlichkeit, dem andern an Ernsthaftigkeit und dem dritten an Zeit gemangelt habe. — k) Ueber den Mißbrauch, der mit diesem Modewort gegen das Ende des 17ten Jahrh. getrieben wurde, und über die wahre Bedeutung desselben spricht sich Thomasius in seinem berühmten (§. 178, Anm. d. angeführten) Discours (Kl. d. Schriften, S. 14 ff.) weitläuftig aus. Bei den Franzosen sei galanterie eigentlich eins mit

nennen pflegte [l]). Dazu werde man in einigen römischen Dichtern [m]), in Hofmannswaldau und verschiedenen gleichzeitigen Franzosen [n]) die besten Vorbilder finden [o]); doch solle man keine Stunde damit verderben, als welche „zur Ergetzung ausgesetzt worden" [p]). Wenn Neukirch in diesen Ansichten

politesse und bestehe in der feinen Bildung des Geistes und der höfischen Sitte, die sich für den Weltmann zieme, verbunden mit einem zwanglosen, heitern, aufgeweckten Wesen und einem gewissen Etwas, wodurch man sich der Menschen Wohlgefallen und Gunst gleichsam erzwinge. — l) Welche Formen man für eine galante Poesie vornehmlich geeignet hielt, kann man aus Joh. Georg Neukirchs Anfangsgründen zur reinen deutschen Poesie, Halle 1724. 8. ersehen: er führt als solche Gedichte, welche die Poeten unter dem allgemeinen Namen der galanten zu begreifen pflegten, auf die Sonette, Madrigale, Epigramme, Anagramme, Oden, Ringeloden, pindarische Oden, Cantaten, Serenaden, Pastorellen, Oratorien und poetische Briefe; vgl. die Vorrede u. S. 837 ff. Zu einem galanten Dichter aber gehörten, wie unser Benj. Neukirch (a. a. O. b, 7, rw.) meinte, „feurige und aufgeweckte Gemüther, welche in der Galanterie sehr wohl erfahren, im Erfinden kurz, in der Ausarbeitung hurtig und in allen ihren Gedanken seltsam wären". — m) Er nennt Ovid, Martial, Ausonius, denen man noch etwa den Claudian zugesellen könne. — n) Besonders räth er an, den Boileau, die vers choisis von Bouhours und die im Mercure galant (seit 1672) begriffenen Gedichte zu lesen. — o) Damit aber auch nicht länger eine Sammlung deutscher Gedichte vermißt würde, die den Anfängern in der galanten Poesie zur Richtschnur dienen könnten, besorgte er eben die ersten Theile jener Ausgabe auserlesener und bisher ungedruckter Gedichte Hofmannswaldau's ꝛc. Daß er darin auch „einige Bogen mit seinen eigenen Einfällen besudelt", entschuldigt er damit, daß Andre ihre Beiträge, um die sie ersucht worden, versagt hätten, und dem Verleger es um eine bestimmte Stärke des Buchs zu thun gewesen wäre. — p) Wer dagegen in der Poesie groß zu werden gedenke, müsse nicht allein an natürlichen Gaben viel reicher, sondern auch an Erfindungen tiefsinniger, in der Arbeit geduldiger und in der Schreibart fester und mehr polieret sein, als der galante Dichter. Ueberdieß müsse ein solcher entweder selbst Mittel, oder doch auskömmlichen Unterhalt und zum wenigsten bei seinen Amtsgeschäften die Freiheit haben, daß er drei oder vier Stunden des Tages verschwenden dürfe. Vor allen Dingen aber müsse er viel Sprachen verstehen, in allen Wissenschaften wohl gegründet, in der Welt erfahren, durch eigene Zufälle

und Vorschlägen zum Theil mit Weise zusammentraf, andrerseits aber in der Wendung zu den neuern Franzosen hin sich schon Canitzen sehr annäherte [q]), so sagte er sich fünf Jahre darauf (1700) völlig von der Dichtungsmanier los [r]), der er in seiner Jugend unbedingten Beifall gezollt hatte und selbst gefolgt war; er wurde nun nach dem Beispiele Canitzens ein entschiedener Anhänger der neufranzösischen Schule und namentlich in seinen Satiren, die unter seinen spätern Werken

gewitzigt, seiner Affecte Meister und in der Beurtheilung von anderer Leute Gebrechen vernünftig sein. Und alsdann sei es Zeit, daß er allgemach anfange ein Poet zu werden, welches aber ohne Lesung und Unterscheidung poetischer Bücher nicht wohl geschehen könne. Hier werden die Alten aufgezählt, an die man sich in den verschiedenen poetischen Gattungen vorzugsweise oder allein zu halten habe; von den neuern Ausländern aber wird gesagt, daß sich sonderlich in geistlichen Sachen die Engländer, in scharfsinnigen, in Oden und in Schäfergedichten die Welschen, in satirischen die Holländer, in galanten, Lobgedichten und Schauspielen die Franzosen auszeichneten. Die einheimischen oder deutschen Poeten lese man vornehmlich wegen des Stils, wobei jedoch auch unter den einzelnen, die berühmt geworden, Unterschiede zu machen seien. — q) Wenn Canitz wirklich jemals unmittelbar und persönlich einen Einfluß auf Neukirch ausgeübt hat, so kann dieß kaum eher als in oder selbst nach dem J. 1697 geschehen sein. Denn als die Vorrede zu dem ersten Abdruck der hofmannswald. rc. Gedichte geschrieben wurde, kannte Neukirch gewiß noch nichts von Canitzens Poesien, sonst hätte er seiner wohl neben Morhof und Besser gedacht (b, 6, rw.) und nicht gesagt (b, 8, rw.), daß wir in satirischen Dingen noch gar nichts aufzuweisen hätten, als was Rachel geschrieben und Opitz hin und wieder in seinen Gedichten mit eingestreut. Eben so wenig aber konnte er ihm schon zu Anfang des J. 1697 nahe gekommen sein, wenn anders der gegen das Ende hin etwas abgeänderte und mit einigen Zusätzen versehene Text der Vorrede, den wir in dem Druck von 1734 lesen, in dieser Gestalt, wie es mir wahrscheinlich ist, zuerst der Auflage des ersten Theils jener Sammlung vom J. 1697 vorgesetzt ward, weil auch da noch in keiner Art auf Canitz Bezug genommen ist. — r) In einem Hochzeitsgedicht, das im 6ten Theil der hofmannswald. rc. Ged. S. 95 ff. abgedruckt ist; vgl. Königs Untersuchung von dem guten Geschmack in der Dicht- u. Redekunst (hinter Canitzens Ged. Ausg. von 1734), S. 380 ff. —

die meiste Beachtung verdienen [s]), ein Nachahmer Boileau's. — Neukirchs Abfall von der neuern schlesischen Schule erregte zwar Aufsehen, brachte indeß noch immer keine eigentliche Störung in das friedliche Verhältniß, in welchem die deutschen Dichter dieses Zeitraums, selbst wenn sie ganz verschiedene Wege verfolgten, im Allgemeinen zu einander standen. Er hatte in dem Gedicht, womit er seiner frühern Manier den Rücken wandte, bloß von seinen eigenen Verirrungen gesprochen und weder die verehrten Häupter der Schule, noch deren Anhänger angegriffen: es konnte sich also niemand auch nur mittelbar verletzt fühlen. Allein was hier noch vermieden wurde, geschah um dieselbe Zeit anderwärts. Christian Wernicke [t]),

---

s) Besonders interessant ist darunter die sechste, „Wider unwissende Richter". Sie ist erst nach Friedrichs I. Tode abgefaßt und lehrt uns Neukirchs spätere Ansichten vom Dichten und von den damaligen Zuständen der Poesie und Kritik in Deutschland am besten kennen. Näheres darüber bei Gervinus 3, S. 517 f. — t) Nach der Ueberschrift eines Gedichts von Morhof (S. 501) war sein Name Wernigk, von andern seiner Zeitgenossen wird er Warneck genannt (vgl. Weichmanns Samml. 1, S. 301; 321; 3, S. 521 f.; B. Feind, deutsche Ged. etc. im Register: im Text S. 61 steht seltsamer Weise die Form, in welche Hunold den Namen verdrehte; s. Anm. ff.). Sein Geburtsjahr und Geburtsort sind unbekannt; von ihm selbst erfahren wir nur, daß er ein Preuße war. Im J. 1685 studierte er in Kiel; er schloß sich besonders an Morhof an, der ihn auch veranlaßte, sich in der epigrammatischen Poesie zu versuchen. (Aus dieser Zeit ist das „Mopsus" überschriebene Epigramm in Knittelversen, S. 93 ff.) Nach vollendeter Universitätszeit suchte er sein Glück an einem deutschen Hofe zu machen; dieses schlug zwar fehl, doch erwarb er sich bei dieser Gelegenheit die Gunst einer hohen Frau, in deren Nähe er drei Jahre verlebte. Während dieser Zeit verfertigte er, besonders auch auf den Betrieb seiner Gönnerin, eine ziemliche Anzahl von Sinngedichten. Später reiste er nach Holland und Frankreich und zuletzt nach England, wo er sich länger als Secretär bei einer Gesandtschaft aufhielt. Er benutzte seine Reisen und sein Verweilen in Paris und London dazu, sich mit der französischen und englischen Litteratur vertraut zu machen. Als er die Hoffnung, in seinem amtlichen Verhältniß befördert zu werden, aufgeben mußte, kehrte

in der Jugend gleichfalls ein warmer Verehrer Hofmannswaldau's und Lohensteins, hatte mit der Zeit, da er an den besten Werken der französischen Litteratur, an den Engländern und den alten Classikern seinen Geschmack bildete, sein Urtheil schärfte und in Paris mit einer Art von ästhetischer Kritik bekannt geworden war, deren Nothwendigkeit zum Gedeihen der Poesie man in Deutschland kaum erst zu ahnen anfieng [u]), das Verkehrte und Verwerfliche in den Manieren der zweiten schlesischen Schule einsehen gelernt. Als er daher in seinen Epigrammen oder, wie er sie nannte, Ueberschriften, von denen er im Jahre 1697 sechs und binnen sieben Jahren zehn Bücher bekannt machte [v]), und noch unmittelbarer und aus-

---

er von England nach Hamburg zurück, wo er sich schon früher aufgehalten hatte, und lebte nun hier eine Zeit lang ohne Amt. Endlich wurde er von dem König von Dänemark zum Staatsrath und Residenten am französischen Hofe ernannt. Er starb zu Paris zwischen 1710 und 1720. — u) In einer seiner Vorreden (ich denke, es wird die zur 3ten Ausg. sein) sagt er (nach dem Auszuge bei Jördens 5, S. 319): „Man ist gänzlich der Meinung, daß, was die französische Schreibart zu der heutigen Vollkommenheit gebracht hat, meistentheils daher rühre, daß sobald nicht ein gutes Buch ans Licht kommt, daß nicht demselben eine sogenannte critique gleich auf dem Fuße nachfolgen sollte, worin man die von dem Verf. begangenen Fehler sittsamlich und mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung anmerket. Sintemal dadurch ohne alles Aergerniß dem Leser der Verstand geöffnet, und der Verf. in gebührenden Schranken gehalten wird." In Deutschland aber müsse man, wie es in der Anmerk. zur ersten Ueberschrift des 3ten Buchs (S. 49 f.) heißt, befürchten, sich gleich einen ganzen Schwarm von Dichterlingen auf den Hals zu laden, sobald man Liebe genug zu seinem Vaterlande trage, die Fehler, wozu angesehene Dichter verführet, und die sie durch ihre wohlfließenden und zahlreichen Verse gangbar gemacht haben, als Fehler anzumerken. — v) Die erste Ausgabe erschien unter dem Titel: „Ueberschriften oder Epigrammata in kurzen Satiren, kurzen Lobreden und kurzen Sittenlehren bestehend". Amsterdam (?) 1697. 8.; eine zweite und vermehrte (8 Bücher Ueberschriften nebst vier Schäfergedichten) Hamburg 1701. 8.; die dritte (mit vielfachen Besserungen in dem schon früher Gedruckten): „Poetischer Versuch in einem Heldengedichte und etlichen Schäfergedichten,

führlicher in den Anmerkungen dazu unter andern Uebelständen und Gebrechen des damaligen deutschen Lebens ganz besonders auch das litterarische Treiben seiner Zeit rügte w), sagte er sich nicht bloß selbst von der herrschenden unnatürlichen Dichtweise los und verwarf von seinen frühern Einfällen diejenigen, welche noch zu sehr darnach schmeckten x), sondern

mehrentheils aber in Ueberschriften (10 Bücher) bestehend rc. Mit durchgehenden Anmerkungen und Erklärungen". Hamburg 1704. 8. Neuere Ausgaben (nach dem Text der dritten) besorgte Bodmer, Zürich 1749 und 1763. 8. Eine Auswahl von stark überarbeiteten Ueberschriften gab Ramler heraus: Chr. W's Ueberschriften. Nebst Opitzens rc. epigrammatischen Gedichten. Leipzig 1780. 8. — w) So läßt er sich z. B. S. 34 (d. Ausg. von 1763) aus über die Schulfüchse, die nicht glauben wollten, daß wer von Natur mit einem herrlichen Verstand begabt wäre, die andern weit überträfe, die denselben erst aus griechischen und lateinischen Büchern suchen müßten; S. 101 über das „Wörterspiel" der Schäfer an der Pegnitz, „wo schnatternd alle Gäns' in Schwanen sich verkehrten", weil die lateinischen Pfalzgrafen, wie sie die unechten Kinder echt, also auch einen Dudentopf zu einem gekrönten Poeten machen könnten, so daß sie ganze Gesellschaften gestiftet, welche den schönen Pegnitzstrand verunehret und den Ruhm einiger geschickten Leute, die sich darunter befunden, durch die Anzahl und den Schwarm der andern verdunkelt hätten; S. 112 f. über die eilfertigen Verfasser und Uebersetzer; S. 70 f. über diejenigen, die nichts von der deutschen Poesie wüßten, „als was sie aus einem poetischen Trichter und andern dergleichen einfältigen Anweisungen" gelernt hätten, und die sich wohl einbildeten, daß man nur der Worte und der Reime, und nicht des Verstandes halber Verse schmiede, u. s. w. — x) Vgl. die Anmerkungen zu S. 6; 8; 76 f.; 126; 144. Sie gehören alle zu Ueberschriften, die er in seinen jungen Jahren gemacht hatte, als er noch nach dem „krausen Witz" und den „Spitzreden" oder, wie sie die Italiener nannten, den vivezze d'ingenio haschte. Späterhin hielt er sie für nichts mehr, als für Flittergold, welches unterweilen zwar einen bessern Schein als Ducatengold von sich gebe, aber von weit minderm Werthe sei. Dieß in den Anmerkungen zu erklären und die Fehler seiner Jugend aufzudecken, schämte er sich um so weniger, als es ihn besser däuchte, sie selbst zu erkennen und am ersten darüber zu lachen, als sie Andern zur Verführung zu verdecken. Dazu halte man noch die Ueberschrift „Auf die schlesischen Poeten" (S. 120 f.) und den Anfang der Anmerkung dazu. Dort

trat auch zuerst den neuern Schlesiern mit offenem Tadel und Spott entgegen; und indem er zugleich statt der Italiener nachahmungswürdigere Muster anempfahl, sprach er es unverhohlen aus, daß die deutsche Poesie in den wesentlichsten Stücken noch lange nicht zu der Vollkommenheit der französischen und englischen, geschweige denn der griechischen und römischen gelangt wäre y). Zwar verfuhr auch er noch, wo er auf die Verirrungen und Mängel der vermeintlichen Meister aufmerksam machte, mit großer Schonung, ja er schätzte beide immer noch außerordentlich hoch und erkannte in ihnen Männer von reicher dichterischer Begabung z). Desto weniger

---

hat er sich, wie er hier selbst bekennt, in seinem Urtheil zu Gunsten der Schlesier in etwas verstiegen, weil er, als er jene Ueberschrift abfaßte, nicht allein keine englischen und französischen Poeten, sondern sogar auch die lateinischen nicht anders als der Sprache halber gelesen hatte. — y) Vgl. die Anmerk. auf S. 49 f. und (was er später schrieb) S. 215: „Wir sind unstreitig bessere Reimer und bessere Versmacher als jene (die Franzosen, Italiener und Engländer); wer aber unter uns, der diese ausländischen Poeten gelesen und deren Sprache nicht nur überhin verstehet, darf sich unterstehen zu sagen, daß wir bis itzo durchgehends so gute Poeten als sie sind? — z) Vgl. S. 184; das Heldengedicht „Hans Sachs“, S. 298 f.; 301 ff. und die Stellen aus jener Vorrede Wernicke's bei Jördens 5, S. 318 ff., vornehmlich aber die Anmerk. auf S. 120 ff. Er ist darin noch der Meinung, daß die schlesischen nicht allein unsere besten Poeten (vgl. auch S. 49), sondern auch mit den besten ausländischen Poeten möchten zu vergleichen sein, wenn die zwei berühmten Männer Lohenstein und Hofmannswaldau es bei der reinen und natürlichen Schreibart des Opitz und des Gryphius hätten bewenden lassen und nichts Anderes als ihre eigene Scharfsinnigkeit derselben zugefügt hätten. Es scheine aber, daß sie beiderseits unter allen fremden Poeten sich die Welschen zum Muster gesetzet. Nun sei es unstreitig, daß man denselben am wenigsten unter allen folgen dürfe, weil in ihren Schriften mehr falscher als wahrer Witz und für eine reine Redensart hundert rauhe Metaphern anzutreffen seien. Was Hofmannswaldau's Urtheil über andere ausländische Dichter betreffe, so habe er, die Wahrheit zu sagen, darin sehr geirret, indem er nicht allein die guten mit den schlechten über einen Kamm geschoren, sondern auch der

aber wollte er von denen wissen, die ohne ihren Geist zu besitzen, ihnen nur blindlings nachgiengen, wo sie gefehlt hätten, die Poesie zu einem leeren und seelenlosen Spiel mit prunkenden, hochtrabenden Worten, unangemessenen Bildern und einem krausen, frostigen und falschen Witze machten, sich um die durch die Verschiedenheit der Gegenstände bedingte allgemeine Behandlungsart der Form wenig oder gar nicht kümmerten und mit den besondern Kunstgesetzen für die einzelnen poetischen Gattungen so gut wie ganz unbekannt wären [aa]).

---

schlimmen gedacht und der guten vergessen habe. Dieß wird dann im Besondern an den Aussprüchen Hofmannswaldau's über die französischen und englischen Dichter nachgewiesen und darauf an den Heldenbriefen, die sein Meisterstück seien, gezeigt, wie er sich die Welschen zum großen Nachtheil seiner Poesie zu Vorbildern genommen habe. Gleichwohl will Wernicke „dem um die deutsche Poesie und noch mehr um seine Vaterstadt wohlverdienten tugendhaften Manne nicht zu nahe treten, sondern nur aus Liebe des allgemeinen Vaterlandes den Deutschen die Augen öffnen, damit sie in fleißiger Lesung von dessen Schriften sich vor dessen Fehlern hüten und hernach dessen Trefflichkeiten sich desto besser zu Nutz machen können". Denn er gestehe es mit Freuden, daß wenn dieser scharfsinnige Mann in die welschen Poeten nicht so sehr verliebt gewesen wäre, sondern sich hiergegen die lateinischen, die zu des Augustus Zeiten geschrieben, allein zur Folge gesetzt hätte, wir vielleicht etwas mehr als einen deutschen Ovidius an ihm gehabt haben würden. — aa) Vgl. S. 33 („An unsere deutsche Poeten"); S. 49 f. (der Leser dürfe auf seinem Blatt nach keinem Amber suchen, und seine Muse im Zorn backe keine Bisamkuchen; er folge der Natur und schreibe auf ihre Weise: die Milch sei für die Kinder, für Männer starke Speise. In der Anmerk. dazu überläßt er die „Zuckerbäckerei" gar gerne den schlesischen Poeten seiner Zeit. Woran die wenigsten unter den deutschen Dichtern zeither gedacht, oder was die wenigsten ihrer Leser in ihnen gesucht hätten, ist in derselben Anmerkung angedeutet in Sätzen, die Boileau abgeborgt sind); S. 52 („Auf Artemons deutsche Gedichte"); S. 77 („Ueber gewisse Gedichte"); S. 129 („Furor Poeticus"). — Je entschiedener sich auch Wernicke zu Boileau neigte, desto eher konnte er Gefallen an den Berliner Dichtern, namentlich an Canitz und Besser finden, auf die er, wie es bereits König (Untersuch. von d. gut. Geschm. S. 282 f. Anm. 2.) ausgesprochen hat, in einer Stelle der Vorrede zur 3ten Ausg.

Durch diese Rügen und durch die Verspottung der talentlosen Nachahmer Hofmannswaldau's und Lohensteins fühlte sich nun Christian Heinr. Postel[bb]), der sich in Hamburg vornehmlich als Operndichter thätig erwies, persönlich getroffen, obgleich ihn Wernicke weder genannt, noch sonst besonders bezeichnet hatte. Zugleich meinte er darin eine Verletzung der Lohenstein gebührenden Achtung zu finden. Ein an Wernicke eigens gerichtetes Sonett sollte den Uebermüthigen strafen[cc]). Die Erwiederung blieb nicht aus: Postel ward in einem sogenannten Heldengedicht, „Hans Sachs", lächerlich gemacht[dd]). Da er verständig genug war, hierauf nicht wie-

---

d. Ueberschr. ꝛc. zielte. — bb) Geb. 1658 zu Freiburg im Lande Hadeln, ward in Rostock Licentiat der Rechte und ließ sich, nachdem er Holland, England, Frankreich und Italien besucht, in Hamburg als Advocat nieder. Seine genaue Bekanntschaft mit dem Rathsherrn Gerh. Schott, dem Gründer des Hamburger Opernhauses, veranlaßte ihn wohl zunächst zur Abfassung seiner zahlreichen Opern, die zum Theil seine eigenen Erfindungen, zum Theil freie Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Stücke waren. Er war vieler Sprachen mächtig, oder verstand sie wenigstens, sehr belesen und ein eifriger Anhänger der Italiener und Lohensteins. Nachdem er sich nochmals durch Deutschland und die Schweiz nach Italien begeben hatte, starb er wenige Jahre darauf 1705 zu Hamburg. Ein Verzeichniß seiner Schriften, von denen einige weiterhin besonders anzuführen sein werden, findet sich in Weichmanns Vorrede zu Postels Wittekind. — cc) Er verglich darin den verstorbenen Lohenstein mit einem todten Löwen, auf welchem der Hase Wernicke herumspränge. Ob die Stellen, die Postels Zorn erregten, sich bereits in der Ausgabe der Ueberschriften von 1697 befanden oder erst in der zweiten, weiß ich nicht, da ich keine der drei Originaldrucke gesehen und in den litterar-historischen Handbüchern keine Auskunft darüber gefunden habe. Eben so wenig vermag ich die Zeit genauer anzugeben, wo Postel gegen Wernicke auftrat. Ich vermuthe jedoch, daß von diesem erst 1701 der Anlaß zum Streit gegeben und Postels Sonett in demselben Jahre oder in dem nächstfolgenden veröffentlicht ward. Denn so erkläre ich mir am leichtesten, wie Wernicke seine Entgegnung, mit der er gewiß nicht Jahre lang zurückhielt, erst 1703 konnte drucken lassen. — dd) Einem Verehrer Boileau's mußte Hans Sachs natürlich

der zu antworten, trat sein Verehrer Christian Friedrich Hunold ee) für ihn in die Schranken und suchte durch einige elende Schreibereien, hauptsächlich durch ein Schauspiel vom allergemeinsten Ton ff) Wernicke's Kühnheit zu züchtigen, der

---

als ein elender Reimer vorkommen. Wenn Wernicke daher auch, wo er Knittelverse machen wollte, es mit dem alten Nürnberger Meister hielt und ihn in solchem Fall höher als „zehn Lohensteins und Hofmannswaldau's" schätzte (S. 148), so sah er doch übrigens in ihm nur einen der Fürsten der deutschen Pritschmeisterei (den zweiten in Ph. v. Zesen! vgl. S. 236). In dem gegen Postel gerichteten, bis auf einzelne leibliche Stellen sehr mittelmäßigen Heldengedicht, das zuerst in Altona 1703, dann in der 3ten Ausg. der Ueberschr. ꝛc. erschien (auch bei Bodmer), ließ er diesen nun unter dem Namen Stelpo von Hans Sachs feierlich zu seinem Nachfolger in der Pritschmeisterpoesie ernennen. Die Erfindung des Ganzen hatte er einem englischen Dichter (J. Dryden, vgl. Flögels Gesch. d. kom. Litt. 2, S. 367 f.) entlehnt, „die meisten Einfälle aber von sich selber nehmen müssen". — ee) Geb. 1680 zu Wandersleben bei Arnstadt in Thüringen, gerieth, nachdem er in Jena die Rechte studiert und sich durch seinen leichtfertigen und unordentlichen Lebenswandel um sein Vermögen gebracht hatte, 1700 nach Hamburg, wo er anfänglich einem Advocaten als Schreiber diente, nachher selbst Sachwaltergeschäfte übernahm und dabei jungen Leuten Unterricht in der Dicht- und Redekunst ertheilte. Frühzeitig suchte er aber auch in der Schriftstellerei ein Erwerbsmittel: gleich im ersten Jahre seines Aufenthalts zu Hamburg trat er unter dem Namen Menantes mit einem Roman auf, dem kurz hinter einander eine bedeutende Anzahl anderer Sachen in gebundener und ungebundener Rede folgte, galante, verliebte und satirische Gedichte, Romane, Opern, eine Anweisung zu der Kunst höflich und galant zu schreiben, eine andere zu der besten Manier in honetter Conversation sich höflich und behutsam aufzuführen und in kluger Conduite zu leben, Uebersetzungen ꝛc. Als er es aber gewagt hatte, in einem „satirischen Roman" (Hamburg 1705) ärgerliche Liebesgeschichten und andere Vorfälle aus dem Leben der Hamburger Welt zu erzählen, erwuchs ihm aus seiner Unbesonnenheit so große Gefahr, daß er sich 1706 genöthigt sah, aus Hamburg zu fliehen. Zwei Jahre umherirrend, ohne ein festes Unterkommen zu finden, blieb er endlich in Halle, hielt hier den Studenten anfänglich Privatvorträge und, nachdem er 1714 Doctor der Rechte geworden, öffentliche Vorlesungen, und starb 1721. — ff) „Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poete ꝛc." Coblenz (eigentlich Hamburg) 1704. 8. Wernicke's Name ist

es jedoch unter seiner Würde hielt, mit diesem neuen Widersacher sich weiter auf litterarischem Wege einzulassen, als daß er ihn in einigen seiner spätern Epigramme und den ihnen untergesetzten Anmerkungen bedachte gg). So endigte sich diese Fehde, die, von so geringfügigen Folgen für die poetische Litteratur sie auch an und für sich war, doch dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, daß sie die Reihe der ungleich wichtigern kritischen Kämpfe eröffnete, die im fernern Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts Hauptmittel zur allmähligen Erhebung und innern Kräftigung der deutschen Poesie werden sollten.

§. 208.

Als sich in Deutschland nur erst die schwachen Anfänge einer Art von Kunstkritik gezeigt und einzelne Dichter von den Franzosen und den Alten gelernt hatten, ihre Erfindungen wenigstens vor den augenfälligsten Gebrechen, an denen die heimische Poesie auf der Scheide des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen litt, zu wahren, kündigte es sich bald durch einzelne Erscheinungen in der Litteratur an, daß die weltliche Dichtung wieder auf dem Wege sei, sich mit einem gesündern, lebenskräftigern und edlern Gehalt zu erfüllen. Zuerst traten

darin doppelt verdreht, in Wecknarr (für den Pritschmeister) und in Narrweck (für den lustigen Bedienten). — gg) Dagegen hatte Wernicke gleich nach dem ersten von Hunold gegen ihn gerichteten Schmähgedicht ein Rachemittel angewandt, das seinem Character nicht zur Ehre gereicht. Erst dadurch und durch Wernicke's Ueberschriften in der Ausg. von 1704 (bei Bodmer S. 222 ff., wo auch noch Postel etwas abbekommt, vgl. 220 f.; dann 235 ff. „An den deutschen Maevius" und „Ecce iterum Maevius"; vgl. Vorrede zum Hans Sachs, S. 293 f.) wurde Hunold dahin gebracht, daß er einen Brief gegen seinen Widersacher drucken ließ und jenes Schauspiel herausgab. Vgl. über den ganzen häßlichen Handel „Geheime Nachrichten u. Briefe von Hrn. Menantes Leben und Schriften". Cöln 1731. 8. S. 32 ff. oder Jördens 5, S. 311 ff.; 2, S. 490 f.

sie an der Lyrik und der Didactik hervor, also an den beiden Gattungen, die auch beim Aufkommen der deutschen Gelehrtenpoesie gleich am besten gediehen waren, und am unverkennbarsten in den Werken von Brockes und Günther, unstreitig den beiden talentvollsten Dichtern an der Grenze dieses Zeitraums. **Barthold Heinr. Brockes**[1]) bildete sich nach einander an Italienern, an Franzosen und an Engländern, die nun erst anfiengen einen bedeutendern Einfluß auf die deutsche Litteratur zu gewinnen. Unter den ersten bewunderte er vornehmlich den Marino und übersetzte schon in seinen jüngern Jahren dessen bethlehemitischen Kindermord[2]); später übertrug er auch aus dem Französischen und Englischen verschiedene lehrhafte und beschreibende Gedichte von größerm Umfange[3]). Seine

---

1) Geb. 1680 zu Hamburg, studierte seit 1700 in Halle die Rechtswissenschaft und gieng dann, nachdem er verschiedene Orte in Deutschland, namentlich Nürnberg besucht hatte, auf Reisen ins Ausland, zuerst nach Italien und von da über Genf, wo er länger verweilte, durch Frankreich nach Holland; seinen Entschluß, auch England kennen zu lernen, mußte er aufgeben. Bevor er im J. 1704 seine Rückreise antrat, erwarb er sich noch in Leiden die Würde eines Licentiaten der Rechte. Während seines Aufenthalts in der Fremde hatte er vielfache Gelegenheit gehabt, der früh in ihm erwachten und von ihm gepflegten Neigung zum Zeichnen und zur Musik in dem Verkehr mit berühmten Künstlern und Kunstverständigen nachzugehen und Auge und Ohr an vortrefflichen Werken der Mahlerei und der Tonkunst zu bilden. Nach seiner Rückkehr hielt er sich Jahre lang fern von jedem öffentlichen Amte, um sich ungestört mit Poesie und Kunst, so wie mit sprachlichen und andern wissenschaftlichen Studien beschäftigen zu können. Erst im J. 1720 trat er in den Hamburger Rath ein; in den nächstfolgenden Jahren wurde er in den Angelegenheiten seiner Vaterstadt an mehrere deutsche und auswärtige Höfe gesandt und 1735 für seine seither geleisteten Dienste dadurch belohnt, daß ihm die einträgliche Verwaltung des Amtes Ritzebüttel auf die gewöhnlichen sechs Jahre übertragen ward. Er starb zu Hamburg 1747. — 2) La strage degli innocenti. Brockes' Uebersetzung wurde herausgegeben von J. U. König. Cöln u. Hamburg 1715. 8. und öfter aufgelegt. — 3) „Grundsätze der Weltweisheit" (Principes

eigenen Sachen aus früherer Zeit, meistens Gelegenheitsstücke, für die er außer den gangbaren Formen auch öfter die der dramatischen Lyrik [4]) und des Hirtengedichts gewählt hat [5]), sind selbst theils im italienischen, theils im französischen Geschmack geschrieben, theils halten sie, wie die englischen Dichtungen jener Zeit, die Mitte zwischen dem einen und dem andern [6]). Diese dritte Manier sagte ihm mit der Zeit am meisten zu; in ihr sind vorzugsweise die zahlreichen, der Form nach sehr verschiedenen lyrisch-didactischen Gedichte abgefaßt, die sich nebst andern Sachen in der unter dem Titel „Irdisches Vergnügen in Gott" erschienenen großen Sammlung vereinigt finden [7]) und ganz besonders seinen Ruhm, so

---

de philosophie von dem Abbé Claude Genest) im 3ten Theil des „Irdischen Vergnügens in Gott", der 1728 erschien; Pope's Versuch vom Menschen. Hamburg 1740. 8. u. Thomsons Jahreszeiten. Hamburg 1745. 8. Außerdem hat er noch verschiedene kleinere Sachen aus dem Latein., Italien., Span., Französ. und Englischen übersetzt, die theils dem „Ird. Vergnügen ꝛc.", theils Weichmanns „Poesie der Niedersachsen" einverleibt sind. — 4) Dahin gehört auch das Passions-Oratorium „Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus". Hamburg 1712. 8. (bis zum J. 1727 über dreißigmal besonders gedruckt und in vielen Städten nach verschiedenen Compositionen, jedoch am meisten nach der von Telemann aufgeführt). — 5) Was von diesen Gedichten gedruckt ist, muß man hinter dem bethlehemit. Kindermord und in Weichmanns Sammlung suchen. — 6) Oder wie sich Weichmann (in dem Vorbericht zu dem bethlehemit. Kindermord) ausdrückt, sie verknüpfen die verschiedenen Annehmlichkeiten des italienischen und französischen Geschmacks und kommen dadurch der englischen Schreibart aufs genaueste gleich; vgl. auch dessen Vorrede zum ersten Theil der Poesie d. Niedersachsen auf der 3ten u. 4ten Seite. — 7) „Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in physicalisch- und moralischen Gedichten": 9 Bde. 8. Hamburg 1721—48. Der erste Theil, von dem nach Weichmanns Aussage schon vor dem Jahre 1727 auf viertehalbtausend Exemplare abgesetzt waren, wurde bis 1744 sechsmal (mit Bereicherungen) wieder aufgelegt; bei den folgenden nahm die Zahl der Auflagen immer mehr ab, so daß von den letzten nur noch eine zweite erschien. Einen Auszug aus den fünf ersten Theilen besorgten Wil-

wie seinen Einfluß auf die Gestaltung der poetischen Litteratur in der nächstfolgenden Zeit begründet haben. Brockes hatte zwar auch wenig oder nichts von eigentlich schöpferischer Phantasie und hielt sich mit seiner Poesie immer nur innerhalb eines ziemlich kleinen Kreises von Gegenständen: denn wo er nicht übersetzte oder als Gelegenheitsdichter auftrat, gefiel er sich fast allein darin, mit seinem frommen und sanften Gemüthe die Natur als ein Zeugniß der göttlichen Güte und Weisheit aufzufassen und demgemäß in ihren besondern Erscheinungen zu schildern [8]). Er vermochte es selbst nicht einmal, sich zu dem höhern Standpunct einer wahrhaft poetischen Naturanschauung zu erheben und die Dinge, wie er sie vorfand, wirklich darzustellen. Er beschrieb sie fast nur, indem er sie von allen Seiten und in allen ihren Besonderheiten betrachtete, und moralisierte dabei über die Zweckmäßigkeit aller göttlichen Anordnungen in der Schöpfung [9]). Und doch waren diese Mängel an seiner Poesie nur noch die von geringerm Belang: er konnte auch nicht müde werden, immer wieder auf dieselben Gegenstände zurückzukommen, wiederholte sich, je länger er

---

kens u. Hageborn, Hamb. 1738. 8. (wiederholt 1763). — 8) „Sein ganzes Vorhaben bestand darin, daß er sich befliß die Werke der Natur nach dem Leben abzuschildern und durch die Betrachtung ihrer Schönheit sich selbst und Andere zum Lobe Gottes aufzumuntern." Breitinger, Von der Natur, den Absichten und dem Gebrauch der Gleichnisse, S. 56. — 9) Schon Breitinger (a. a. O. S. 432) bemerkt, daß Brockes in seinen Beschreibungen mehr ein Historicus als ein Poet ist. „Er stellet uns die Sachen, die er beschreiben will, nicht nur etwa von derjenigen Seiten vor, die vor andern einen starken Eindruck auf das Gemüthe des Lesers machet, sondern er gibt uns dieselben in allen möglichen Gesichtspuncten zu besehen, und es ist so ferne, daß er seine Schilbereien durch eine geschickte Wahl der vornehmsten und wichtigsten Umstände zu beleben suche, daß er vielmehr mit der größten Sorgfalt eines Naturforschers bemühet ist, auch die kleinsten Umstände einer Sache aufzusuchen und keinen einzigen dahinten zu lassen." —

dichtete, um so häufiger in seinen Beschreibungen, Bildern und Gleichnissen, ward mit den Jahren immer weitschweifiger und trockner, füllte bisweilen ganze Seiten mit bloßen Verzeichnissen von Namen und Sachen und verlief sich beim Zergliedern und Abschildern der Dinge und in den erbaulichen Betrachtungen darüber oft zu dem Kleinlichen, Lächerlichen und geradezu Abgeschmackten[10]). Dennoch bleibt das Verdienst, das er sich in der Zeit, wo er auftrat und in der Fülle seiner Kraft wirkte, als Dichter erworben hat, noch immer groß genug. Denn außerdem, daß er mit seinem feinen, kunstgeübten Sinn Vieles für die Veredelung und Schmeidigung der poetischen Sprache und für die freiere und mannigfaltigere Handhabung der metrischen Form gethan hat[11]), haben wir es ihm auch zunächst zu danken, daß die Poesie, die er nicht als ein leichtfertiges oder pedantisches Spiel der Phantasie und des Verstandes, oder zur bloßen Kurzweil betrieb, die ihm vielmehr eine Sache des Herzens war, wieder in ein näheres und innigeres Verhältniß zu der Natur kam[12]), und daß damit die gemüthliche Empfindung nun voll in sie einzugehen begann, welche die Hingabe an die Natur und das Einleben in sie zu erwecken vermag. — In einem ungleich höhern Grade als Brockes verdient Joh. Christian

---

10) Vgl. z. B. Th. 5 (Druck von 1740), S. 225 ff. und Th. 7 (Druck von 1748), S. 139. — 11) Wie Brockes u. a. mit seinen Versen, einzelnen Worten, ja dem Gebrauch oder dem Vermeiden gewisser Buchstaben zu mahlen verstanden hat, zeigt an mehrern Beispielen Weichmann in der Vorrede zum ersten Theil des „Irdischen Vergnügens ꝛc." Vgl. auch §. 198, S. 593 ff. — 12) „Die Hofverse dauerten fort, bis fern von Höfen in seinem Garten Brockes die Natur und eben so fern von Höfen Bodmer und Breitinger Sitten mahlten." Herder (zur schönen Litterat. u. Kunst. 16, S. 163). Sehr schön ist Brockes von Gervinus 3, S. 546 ff. characterisiert worden. —

Günther[13]) den Namen eines Dichters. Seine Liebe zur Poesie, die von früher Jugend in ihm lebendig war und we=

13) Geb. 1695 zu Striegau in Schlesien, zeigte früh bedeutende Anlagen, die sich bei dem großen Lerneifer des Knaben unter der treuen Pflege des Vaters, eines unbegüterten Arztes, bewundernswürdig schnell entwickelten. Da es diesem an Mitteln fehlte, seinen Sohn studieren zu lassen, und der junge Günther sich zu keinem andern als dem gelehrten Beruf entschließen mochte, nahm ihn 1709 ein Freund des Vaters, der in Schweidnitz lebte, in sein Haus auf und ließ ihn die dortige Schule besuchen. Hier wurde sein poetisches Talent, das sich bei allen feierlichen Anlässen vernehmen ließ und ihm viele Gönner und Freunde erwarb, von seinen Mitschülern so bewundert, daß sie sich seine Gedichte abschrieben und viele seiner Verse auswendig lernten. 1715, als er im Begriff stand, die Schule zu verlassen, dichtete er noch ein Schauspiel, das bei seinem Abgange öffentlich aufgeführt wurde: es ist dasselbe, das nachher auch in die Ausgabe seiner Gedichte aufgenommen ward. In Wittenberg, wohin er nun gieng, gedachte er nach dem Wunsche seines Vaters sich dem Studium der Medicin zu widmen. Bald jedoch zeigte es sich, wie wenig die Wahl dieses Berufes seinen Neigungen entsprach. Viel mehr, ja eigentlich ganz allein zur Dichtkunst hingezogen und dabei von dem Verlangen nach einer freien, an keine kleinlichen und beengenden Verhältnisse gebundenen Stellung im Leben getrieben, vernachlässigte er sein Fachstudium und lebte nur der Poesie und einer anfänglich glücklichen, nachher unglücklichen Liebe, die ihn an eine junge Schweidnitzerin fesselte. Es dauerte nicht lange, so faßte ihn das rohe und wüste Studentenleben der damaligen Zeit: er kam in schlechte Gesellschaft, ergab sich dem Trinken und andern Ausschweifungen, gerieth tief in Schulden und sah sich zuletzt, da der erzürnte Vater ihm alle Unterstützung entzog, in die bedrängteste Lage versetzt. Endlich von seinen Landsleuten daraus befreit, verließ er Wittenberg und gieng nach Leipzig (1717), wo ihm der Ruf von seinen poetischen Leistungen bald wieder Gönner erwarb. Unter diesen nahm sich seiner besonders J. B. Mencke (vgl. §. 183, Anm. h.) an. Eine Zeit lang schien es, als sei Günther von seinen Verirrungen zurückgekommen; er nahm selbst seine medicinischen Studien von Neuem auf: binnen Kurzem gerieth er jedoch wieder auf die alten Abwege, ließ die Wissenschaft links liegen und dichtete, um leben zu können, weil sein Vater ihm nichts mehr geben wollte, und als eine Feuersbrunst ihm alle Habe raubte, auch nichts mehr geben konnte. Eine große Ode auf Eugen und den Passarowitzer Frieden sollte ihn dem Wiener Hofe empfehlen; sie begründete mehr als irgend ein anderes Gedicht seinen Ruhm, trug ihm aber nicht ein, was er durch sie

der durch den Willen eines strengen Vaters und durch die Ungunst anderer Verhältnisse, mit denen er Zeitlebens zu kämpfen hatte, unterdrückt, noch durch das wüste und rohe Treiben während seiner Studentenjahre geschwächt werden konnte, war eine wirkliche und in ihrem Grunde edle Leidenschaft. Er wollte nur Dichter sein, und so wenig er auch je dahin zu gelangen vermochte, die Kunst als eine vollkommen freie und selbständige Geistesthätigkeit zu üben, sah er sie doch niemals als eine bloße Nebenbeschäftigung an. Von der Nachahmung

---

zunächst zu erlangen gehofft hatte. Mencke wollte ihm 1719 die Stelle des Hofpoeten in Dresden verschaffen; sie entgieng ihm aber, weil er durch sein ungeregeltes Benehmen Anstoß erregte und durch seine satirischen Einfälle sich Feinde machte, die es veranstalteten, daß er sich in völlig trunkenem Zustande dem Könige vorstellte. In Breslau, wohin er sich von Dresden wandte, fand er wieder Freunde und Unterstützung; allein sein Wandel und seine unbesonnenen Reden schadeten ihm auch hier: er wurde bald lästig, verließ Breslau und trieb sich nun eine Zeit lang in schlechter Gesellschaft im Lande umher. Nochmals suchte er sich aufzuraffen; von alten Gönnern mit den nöthigen Mitteln versehen, wollte er nach Leipzig zurückkehren und nun ernstlich Medicin studieren, zuvor sich aber mit seinem Vater versöhnen. Dieser ließ ihn nicht einmal vor, und als Günther nach einiger Zeit wiederkehrte, um seine Bitte um Vergebung zu wiederholen, ward er noch härter abgewiesen. Eben so wenig fruchtete ein Gedicht, das er in gleicher Absicht an seinen Vater richtete. Nun war sein Schicksal entschieden: gebrochenen Herzens durchirrte er das schlesische Gebirge, gieng 1722 nach Jena, erkrankte hier bald und starb 1723. Vgl. J. Ch. Günther. Ein litterarhistor. Versuch von H. Hoffmann. Breslau 1832. 8. (auch in den Spenden rc. 2, S. 117 ff.). Für Günthers Lebensgeschichte und für die Kenntniß seines Innern sind unter seinen Sachen von besonderer Wichtigkeit der Satiren erstes Buch, Sat. 9—11 u. 24; dann unter den trochäischen Versbriefen der erste und fünfte. — Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien zu Breslau 1723. 8.; mit einem zweiten Theile neu aufgelegt 1724 (und öfter mit neuen Anhängen); die erste vollständigere Ausg. Breslau u. Leipzig 1735. 8.; davon die dritte Auflage mit des Dichters Leben 1742; die sechste und letzte 1764. Wann die „Nachlese zu J. Ch. Günthers Gedichten rc." zuerst gedruckt ist, weiß ich nicht; die zweite Auflage erschien Breslau 1751. 8. —

Lohensteins und der Italiener, denen auch er anfänglich anhieng, kam er ab, sobald er durch Canitz und Neukirch auf die Franzosen hingeführt wurde und sich mit den Alten vertrauter machte [14]). Allein nach diesen fremden und heimischen Mustern bildete er nur seinen Geschmack für das mehr Aeußerliche der poetischen Darstellung: zum eigentlichen Dichter konnte ihn allein seine reiche innere Begabung machen. Freilich erscheint das Zwiespältige und die Zerrissenheit seines Lebens noch oft genug in seinen Gedichten. Wie dort die Sehnsucht und das Ringen nach dem Höhern von der gemeinen Sinnlichkeit überwältigt wurde, aus der sich herauszuarbeiten er wiederholentlich, aber ohne Ausdauer versuchte, so enthalten die meisten seiner Gedichte eben so viel Rohes, Gemeines und Unpoetisches, wie Vortreffliches. Aber dieses ist noch reichlich genug vorhanden, um in ihm eine ausgezeichnete Dichternatur erkennen zu lassen. In seinen lyrischen Sachen erscheint seit Flemming und Andr. Gryphius wieder zuerst, und ungleich origineller, natürlicher und lebensvoller eine Poesie, die aus der Tiefe des Gemüths kommt und das, was darin vorgeht, immer anschaulich und öfter wie im ersten glücklichen Wurfe darstellt. Seinen Liebesliedern insbesondere, von denen einzelne fast vollendet heißen können, fühlt man an, der Dichter habe, was er darin ausspricht und schildert, wirklich in und an sich erlebt: es ist die Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung, die hier nach langer Zeit von Neuem in unserer weltlichen

14) Vgl. die erste Satire des ersten Buchs (vom J. 1721) gegen das Ende zu und ein 1720 geschriebenes Gedicht in der Nachlese (2te Aufl.) S. 53 f. (in Hoffmanns Spenden 2, S. 165). — Uebrigens kam er mit seinem ästhetischen Urtheil über die Dichter des Alterthums und der neuern Zeit auch noch nicht viel weiter als Neukirch, wie sich aus der zuletzt angezogenen und aus andern Stellen ergibt; vgl. S. 759; 785; 860 (der Ausg. von 1742). —

Lyrik zum Durchbruch kommt. So lenkte Günther, während Brockes den nähern Verband der deutschen Dichtung mit der Natur vermittelte, jene wieder zuerst zu dem innern Menschen zurück, wie er andrerseits durch seine berühmte Ode auf Eugen eine bessere poetische Darstellungsart geschichtlicher Begebenheiten und Thaten, als sie in den sogenannten heroischen Gedichten seit Opitz üblich geworden war, einleitete und durch seine Gabe zu individualisieren, „alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken“ [15]), selbst dem gemeinen Gelegenheitsgedicht einen innern Werth zu verleihen wußte, zu dem es unter der Hand seiner allermeisten Vorgänger entweder nie, oder doch nur höchst selten gelangt war [16]).

Fünfter Abschnitt.

Uebersicht über die poetische Litteratur nach ihren Gattungen.

A. Erzählende Dichtungen in gebundener, ungebundener und gemischter Form *).

§. 209.

Während der ältern und mittlern Zeiten der deutschen Poesie hatte die erzählende Gattung ihre Stoffe vornehmlich

---

15) Göthe, Dichtung u. Wahrh. 2ter Thl. S. 81 (der kl. Ausg. letzter Hand). — 16) Gegen das im Ganzen sehr ungünstig lautende Urtheil, das Gervinus 3, S. 519 ff. über Günther fällt, halte man das meiner Meinung nach viel richtigere von Prutz: der Götting. Dichterbund rc. S. 56 ff.

*) Wenn ich auch im vorigen Zeitraum die erzählenden Dichtungen in ungebundener Rede von denen, welche gereimt sind, abgesondert und sie in ganz verschiedenen Abschnitten aufgeführt habe, so scheint es

auf dem Gebiet der Sage, der fremden sowohl, wie der heimischen gefunden; sehr früh war sie aber auch schon zur Behandlung geschichtlicher Ereignisse übergegangen, und seit dem Verfall des volksthümlichen Epos und dem Zurücktreten der Rittermären hatte sie auf dem Boden der Geschichte immer festern Fuß gefaßt und sich auch bereits in mehr oder minder frei erfundenen Darstellungen versucht. Seit Opitz ließ sie die Sage so gut wie ganz fallen. Nur einzelne Mythen des classischen Alterthums, auf wissenschaftlichem Wege der Neuzeit nahe gerückt, fanden noch hin und wieder einen Bearbeiter[a]); die deutsche Heldensage und alle übrigen sagenhaften Ueberlieferungen der Heimath und der Fremde, die im Mittelalter und zum Theil noch bis gegen den Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts in Versen oder in Prosa erzählt worden waren, schwanden nun auf lange aus der poetischen Litteratur[b]).

---

mir doch angemessen, diese Trennung von hier an aufzugeben. Denn ihre Beibehaltung bliebe eine rein willkürliche, sofern nicht auch in andern Dichtarten eine gleiche Absonderung der in Prosa geschriebenen Stücke von den metrisch abgefaßten durchgeführt würde, was beim Drama wohl niemand billigen möchte. Für das 17te Jahrh. ist dabei noch überdieß in Anschlag zu bringen, daß sich nach der damals herrschenden Ansicht der Prosaroman und selbst die Art von Darstellungen, welche man Schäfereien nannte, fast durch nichts weiter von den eigentlichen epischen Gedichten unterschieden, als durch die äußere Form. Vgl. Birken, Rede-bind- u. Dichtk. S. 301 ff. und in der Vor-Ansprache vor Anton Ulrichs Aramena auf den ersten Blättern, Morhof, Unterr. S. 626 ff. und Omeis (der jene beiden auch hier ausgeschrieben hat), Gründl. Anleit. S. 214 ff.

a) Hierher gehören z. B. das Urtheil des Paris von Weckherlin (vgl. §. 200, S. 603) und „die unvergnügte Proserpina" des Freiherrn W. H. von Hohenberg (s. §. 210, Anm. 24.), Regensburg 1661. 8. Vgl. auch Bouterwek 10, S. 264. — b) Das Volkslied von Hildebrand wurde zwar noch bis nach der Mitte des 17ten Jahrh. gesungen (Lachmann, üb. d. Hildebrandsl. S. 2; vgl. §. 145, Anm. 2.), zu neuer epischer Behandlung nahm aber dieses Jahrhundert keinen Theil der deutschen Heldensage auf: was sich davon noch in lebendiger Ueber-

Diese Abkehr der Erzählungspoesie von Gegenständen, die ihrer Natur nach sich am meisten für sie eigneten, hatte ihren Grund nicht allein in dem gegensätzlichen Verhältniß, in welches die gelehrten Dichter überhaupt zu der ältern deutschen Litteratur traten. Der Sinn für die Sage war in Folge der vorgeschrittenen Geistesbildung und der zunehmenden Aufhellung der Geschichte und Geographie zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts schon lange nicht mehr so lebendig im Volke als früherhin; die verstandesmäßige Richtung aber, der sich die Dichter nach dem Vorgange Opitzens hingaben, und die sie in der weltlichen Poesie nur zur Darstellung des Begreiflichen führte, das, wenn auch nicht immer schlechthin geschehen und wahr, doch mindestens möglich und wahrscheinlich sein mußte, entfernte sie noch besonders von allen Ueberlieferungen, die nicht streng beglaubigt waren, und in Sagen, die nicht das Ansehn der alten Classiker vor Geringschätzung sicher stellte, sahen sie fast nichts weiter als lügenhafte Erfindungen und unvernünftige Mißgeburten wüster und roher Zeitalter. Ueberdieß hatten sich auch

lieferung unter dem Volk erhalten hatte, zog sich ins Märchen zurück (vgl. W. Grimm, d. d.-Heldensage, S. 323, Nr. 171). Von andern Stoffen der erzählenden Poesie des Mittelalters sprachen noch am ersten diejenigen an, in denen sich eine entschieden didactische Tendenz wahrnehmen ließ, oder wo wirkliche Geschichte mit einem allegorischen Gewande umkleidet war. So wurde der niederdeutsche Reineke Vos im 17ten Jahrh. nicht bloß öfter gedruckt, sondern auch noch 1650 und 1662 in einer neuen hochdeutschen Umformung, für welche die verschiedenartigsten Versarten der neuen Kunstpoesie, reihenartige und strophische, gewählt sind, zu Rostock herausgegeben (vgl. §. 148, Anm. k. und Gervinus 3, S. 252; über „Hennynk de Han" s. §. 189, Anm. g.); und der Theuerdank erfuhr um 1680 gar zwei Erneuerungen (vgl. §. 147, Anm. 14.). „Sonder Gleichen aber war die Ehre, welche dem Wigalois widerfuhr"; seine Geschichte wurde gegen das Ende dieses Jahrh. in jüdisch-deutschen Reimen und in bänkelsängerischem Ton von einem Josel von Witzenhausen bearbeitet; vgl. Benecke's Vorrede zum Wigalois, S. XXIX ff. —

schon ihre nächsten Vorbilder unter den Ausländern, namentlich die Franzosen und Niederländer, von den mittelalterlichen Erzählungsstoffen zurückgezogen, und das Beispiel, welches bei den Italienern Ariost und einige seiner Vorgänger und Nachfolger gegeben hatten, Sagen des christlichen Abendlandes in kunstmäßiger Behandlung neu zu beleben, gieng den Deutschen verloren, selbst nachdem Dietrich von dem Werder [c]) auf seine Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem [d]) die Verdeutschung der ersten dreißig Gesänge von Ariosts großem Rittergedicht hatte folgen lassen [e]). So blieben den erzählenden Dichtern, wenn sie den Inhalt ihrer Werke nicht selbst erfanden, von gegebenen weltlichen Stoffen keine andern übrig, als die rein geschichtlichen. Bisweilen ließen sie sich auch an diesen allein genügen, öfter wagten sie sich an eigene, durchgehends freie Erfindungen, meistentheils jedoch schlugen sie Mittelwege ein, indem sie entweder wirkliche Geschichten,

---

c) Geb. 1584 zu Werdershausen in Hessen, bekleidete mehrere hohe Hof-, Staats- und Kriegsämter in hessischen, schwedischen und anhältischen Diensten und starb 1657 auf seinem Gute Reinsdorf. Vgl. §. 181, Anm. c. Von seinen eigenen Gedichten, bis auf einen weiter unten anzuführenden Roman, geben Schottel, Ausführl. Arbeit ꝛc. S. 1173 f. u. Neumark, Neusprossender Palmbaum, S. 453 f. Nachricht. — d) Sie wurde von ihm schon vor seiner Bekanntschaft mit Opitzens Buch von der deutschen Poeterei zu Stande gebracht (vgl. die Stelle aus einem Briefe Tob. Hübners an Buchner in der Schweizer Ausg. der opitzischen Ged. S. 4), erschien aber erst 1626 unter dem Titel: Glücklicher Heerzug in das heylig Landt. Frankfurt a. M. 4., dann in einer verbesserten Gestalt als „Gottfried, oder erlösetes Jerusalem" daselbst 1651. 4. Ueber die Form s. §. 198, Anm. 9. — e) „Lud. Ariosto Gesänge vom rasenden Roland". Leipzig 1632—1636. 4. in drei Abtheilungen (die erste muß 1636 wieder aufgelegt sein; vgl. Bouterwek 10, S. 259 f. die Anmerkungen). Die achtzeilige Strophe ist hier nur aus paarweise gereimten Alexandrinern gebildet. Beide Uebersetzungen gehören nach Opitzens derartigen Arbeiten zu den besten, welche die erste Hälfte des 17ten Jahrh. aufweisen kann. Proben stehen bei Bouterwek a. a. O.

die sie in Büchern fanden oder selbst erlebt hatten, mit rein erfundenen Bestandtheilen durchflochten, oder in Darstellungen, die sie im Ganzen selbst ersannen, geschichtliche Personen und Begebenheiten hineinzogen. Sehr häufig suchten sie aber auch bloß in der äußern Einkleidung, besonders in den Formen des Gesichts, des Traums und der Allegorie, oder in der Uebertragung des schäferlichen Wesens auf die Verhältnisse der wirklichen Welt die Mittel, rein geschichtlichen Stoffen die Gestalt von erzählenden Dichtungen zu geben. Im Ganzen sind diese verschiedenen, im Besondern vielfach in einander übergehenden und sich kreuzenden Verfahrungsweisen bei der Wahl und Behandlung des Stofflichen in den gereimten Werken der erzählenden Gattung nicht minder als in den Prosaromanen zur Anwendung gekommen. Mit den letztern berühren sich aber auch durch ihren Inhalt und ihre Form mehrfach die Schäfereien, über welche die nähern Angaben hier also auch die schicklichste Stelle finden dürften.

§. 210.

1. Erzählende Dichtungen in gebundener Rede. — Den Uebergang von der ältern volksmäßigen zu der neuern kunstmäßigen Erzählungspoesie bildeten außer pritschmeisterlichen Ehrenreden, welche höfische und bürgerliche Festlichkeiten beschrieben [1]), und andern unstrophischen Gedichten im Volkston über merkwürdige Ereignisse im öffentlichen Leben [2]) vornehmlich

---

1) Vgl. darüber Kahlert, Schlesiens Antheil ꝛc. S. 43 f. und Gervinus 3, S. 137 ff. — 2) Mehreres der Art aus den ersten Zeiten des 30jährigen Krieges findet man in O. L. B. Wolffs Samml. histor. Volkslieder ꝛc. S. 411 ff. und in v. Hormayrs Taschenb. für vaterländ. Gesch. Jahrg. 1846, S. 151 ff. (das zweite der hier abgedruckten Stücke vom J. 1632 ist schon in ungeschlachten, oft aller Messung widerstrebenden Alexandrinern abgefaßt); vgl. auch Gervinus 3, S. 308 ff., wo besonders zwei Stücke, „der pragische Hofekoch" von 1620 und der

historische Volkslieder [3]). Dergleichen Stücke giengen auch noch nicht aus, als der Sieg der gelehrten Dichter über die Volkspoeten längst nicht mehr zweifelhaft war, wenn sie auch mit der Zeit immer seltener wurden. Während der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges entstanden sie, nach den wieder aufgefundenen und bekannt gemachten zu schließen [4]), noch in großer Zahl; seit der Schlacht bei Lützen aber wurden sie sparsamer, und erst gegen das Ende dieses Zeitraums schienen die Kriege mit den Türken und mit den Franzosen den epischen Volksgesang wieder etwas beleben zu wollen [5]). Allein seine Zeit war nun vorüber; alle ihm zufallenden Lieder des siebzehnten Jahrhunderts, und die spätern zumal, waren nur die allmählig verhallenden Nachklänge seiner in frühern Zeitaltern so mannigfaltig angeschlagenen Töne. Seinem Wieder-

---

wiederkommende pragische Koch" von 1632, die sich auf der Göttinger Bibliothek befinden, vor allen übrigen ausgezeichnet werden. — 3) Andere rein epische Lieder entstanden während des 17ten Jahrh. wohl nur sehr ausnahmsweise unter dem Volke, und die allermeisten auf uns gekommenen balladenartigen Stücke, die damals gesungen wurden und nicht auf die Zeitereignisse giengen, waren von älterm Ursprunge. — 4) Außer den von Wolff, a. a. O. und S. 676 ff.; 705 ff.; 739 ff.; 746 ff.; 758 ff. mitgetheilten findet man andere und zum Theil bessere Lieder in den Sammlungen von Fr. L. v. Soltau, S. 453 ff. und Ph. M. Körner, S. 311 ff. (vgl. §. 150, Anm. c., S. 366). Auch in von Aufseß' und Mone's Anzeiger sind von mehrern entweder die vollständigen Texte oder die Anfänge mitgetheilt und noch andre verzeichnet (vgl. Jahrg. 1833. Sp. 266. Nr. 30; 1838. Sp. 389. Nr. 26 ff.; 1839. Sp. 82 ff.; 326 ff.; 472 ff.). Ein hübsches, frisches Lied auf den Winterkönig (Friedrich von der Pfalz) hat J. Grimm in die altd. Blätter einrücken lassen, 2, S. 138 ff., und ein langes „Gustav-Adolfs-Lied" von 1633 ist erst neuerlich von W. v. Maltzahn, Berlin 1846. 8. besonders herausgegeben worden. — 5) Von den geschichtlichen Personen dieses Zeitraums wurden besonders Friedrich von der Pfalz, Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf, Bernhard von Weimar, Maximilian von Baiern und Prinz Eugen Hauptgegenstände des Volksgesanges. —

aufkommen stellte sich außer andern, mehr allgemeinen Ursachen noch ganz besonders das Zeitungswesen entgegen; denn in demselben Grade, in welchem sich dieses entwickelte und vervollkommnete, mußte selbst in den nicht gelehrten Ständen, für die er seit Opitz bis in die Siebziger des vorigen Jahrhunderts allein vorhanden war, das Interesse an den über Tagesereignisse berichtenden Liedern schwinden [6]). — Was das kunstmäßige Heldengedicht anlangt, so wandte sich dieses zunächst eben den Gegenständen zu, an die sich das historische Volkslied in dieser Zeit noch vorzugsweise hielt, den bedeutenden Personen und Begebenheiten der Gegenwart. Allein wie dieses nur noch selten den reinen epischen Ton traf und viel öfter zum mehr lyrischen Preis- oder Klagegesang wurde, oder in seiner Richtung auf Spott und Satire in das didactische Gedicht umschlug, so sind auch lange nicht alle größern und kleinern Werke der gelehrten Dichter, die sich auf geschichtliche Personen und Ereignisse beziehen, und die man damals zur „heroischen" Poesie zu rechnen pflegte, eigentlich oder doch vorzugsweise erzählender Art. So haben mit ihr wenig oder gar nichts gemein die meisten hymnenartigen Stücke, zu denen Opitz in seinem Lobgesange auf und an Uladislaus IV. seinen Nachfolgern ein „unverbesserliches" Muster gegeben zu haben schien [7]), und die von der Zeit an bis zu Besser, König, Pietsch rc. immer so ziemlich in derselben, auf ganz verworrenen und verkehrten Vorstellungen von der heroischen und epischen Poesie [8]) beruhenden Manier abgefaßt wurden, da sie

---

6) Vgl. Prutz, Gesch. d. d. Journalismus 1, S. 99; 156 f. Indessen ist auch noch auf der Grenze des 17ten u. 18ten Jahrh. öfter von Zeitungssängern die Rede, z. B. in Chr. Weise's „Verfolgtem Lateiner" (Comödien Probe), S. 322 und in Hunolds „Allerneuest. Art rc." S. 21. — 7) Vgl. §. 201, Anm. 17. — 8) Vgl. z. B. was

in der Regel nichts weniger als Thaten und Charactere episch darstellen, vielmehr vornehmen Herren dargebrachte Huldigungen sind, in denen Schönrednerei mit Betrachtungen und Beschreibungen untermischt bei weitem die Hauptsache bilden und die Erzählung nur stellenweise aufkommen kann. Am ersten gelangt diese noch zu ihrem Rechte in einigen Werken, für welche wiederum die Helden und Geschichten des dreißigjährigen und der spätern Kriege die Vorwürfe abgegeben haben, wie in dem schon angeführten Preisgedicht Weckherlins auf Gustav Adolf [9]), in Joh. Seb. Wielands [10]) „Held von Mitternacht" (gleichfalls Gustav Adolf), Johann Freinsheims [11]) „Deutschem Tugendspiegel" (zur Verherrlichung

---

Birken, a. a. O. S. 302 f. über die „Großgedichte" sagt. B. Mencke, der aus dem Aristoteles und den Commentatoren zum Homer gelernt zu haben meinte, was unter epischer Poesie zu verstehen sei, und der auch keinen einzigen deutschen Dichter kannte, der wirklich ein episches Gedicht gemacht hätte, fand es noch nöthig in seiner Unterredung von der deutschen Poesie (Anhang zum 4ten Theil der Gedichte Philanders von der Linde), S. 145 einer der sich unterhaltenden Personen die Worte in den Mund zu legen: „Und däucht mich, man könnte wohl einen Unterschied zwischen einem Epico und Heroico Carmine machen, so daß man diejenigen Gedichte unter die heroischen brächte, welche zu Ehren eines Helden, Fürsten oder hohen Ministri verfertiget werden." — 9) Vgl. §. 200. Zum größern Theile aufgenommen in W. Müllers Biblioth. 4, S. 97 ff.; vgl. auch Wackernagels d. Leseb. 2, Sp. 265 ff. (bei Wolff, a. a. O. S. 438 ff. ist nur der ganz verstümmelte Text aus der alten Ausgabe des Wunderhorns 2, S. 96 ff. abgedruckt). — 10) Er lebte zu Heilbronn, war gekrönter Poet und, wie er selbst sagt, der erste in seiner Heimath, der ohne Anleitung sich in deutschen Alexandrinern versuchte; vgl. Gervinus 3, S. 247. Sein Gedicht, das ich selbst noch nicht kenne, erschien zu Heilbronn 1633. 4. — Auch Adam Olearius hat nach Neumeister, Specim. S. 74 ein Epos panegyricum, „Siegs- und Triumphs-Fahne Gustavi Adolphi", verfaßt; ich weiß aber nicht, ob es sich noch irgend wo vorfindet. — 11) Geb. zu Ulm 1608, seit 1642 Professor der Staatswissenschaft und Beredsamkeit zu Upsala, später Bibliothekar und schwedischer Historiograph zu Stockholm und, da er Schweden im J. 1651 verließ, zuletzt als Professor in Heidelberg

Bernhards von Weimar), „Der Deutschen dreißigjährigem Kriege" von Georg Greflinger[12]) und einigen zum Theil unvollendet gebliebenen Sachen von Joh. von Besser[13]), Karl Gustav Heräus[14]) und Johann Valentin

---

angestellt, wo er 1660 starb. Sein „Deutscher Tugendspiegel oder Gesang von dem Stammen und Thaten des alten und neuen Herkules", Straßburg 1639. fol. besteht außer der Einleitung und dem Schluß aus zwei Haupttheilen: einer der Kalliope in den Mund gelegten Vorhersagung, die sie an den alten deutschen Herkules (dessen Tacitus gedenkt) über die berühmtesten seiner Nachkommen richtet, und einer Erzählung, wo der Dichter in eigner Person berichtet, von einem der ruhmwürdigsten dieser Nachkommen, dem neuen Herkules oder Herzog Bernhard, dessen Geschichte bis zur Einnahme von Breisach erzählt wird. Der erste Theil ist bedeutend größer als der andere. Ueber die Form s. §. 197, Anm. m — 12) Geb. zu Regensburg, gest. 1677 zu Hamburg als gekrönter Poet und Notarius. Sein Dichtername war Selabon oder Celadon von der Donau. Außer zahlreichen eigenen Schriften, unter denen sich besonders die lyrischen Sachen vortheilhaft auszeichnen, hat er auch viele Uebersetzungen herausgegeben. Ueber seinen (o. O.) 1657. 8. gedruckten „Dreißigjährigen Krieg", von dem ich auch noch nichts gelesen habe, vgl. Gervinus 3, S. 198; 280; ein Verzeichniß seiner übrigen Schriften gibt Jördens 6, S. 247 ff. — Von einem andern erzählenden Gedicht über den 30jährigen Krieg, das untergegangen ist, war schon oben §. 205, S. 631 die Rede. — 13) Außer andern „heroischen Gedichten", die mehr hymnenartig sind, schrieb er nach dem Tode des großen Kurfürsten ein „Lobgedicht" über die Thaten dieses Helden, an dem er lange arbeitete, ohne daß er es je zu Ende bringen konnte, weil es ihm, wie König berichtet, nach seinem eigenen Geständniß zu schwer schien, solches seinem ersten Vorsatze gemäß vollends auszuführen. Es reicht nur bis zur Belagerung von Stettin (gedr. in B's Schriften 1, S. 26 ff.). Von Poesie kann bei diesem Machwerk eben so wenig die Rede sein, wie bei jenen andern Hof- u. Staatsreimereien Bessers; und doch hielt man ihn unter allen damals „florierenden Poeten allein capable, eine geschickte Epopoeiam zu verfertigen". Vgl. B. Mencke a. a. O. und Königs N. Vorbericht zu B's Schriften S. XXX f. — 14) Geb. zu Stockholm von deutschen Eltern 1671 und auf deutschen Schulen und Universitäten gebildet, gieng 1694 nach Hamburg, wo er ein Kanonikat erhalten hatte, gab dieses aber auf und nahm eine Stelle am schwarzburg-sondershäusischen Hofe an. 1709 wandte er sich nach Wien und ward daselbst, nachdem er katholisch geworden, zum

Pietsch [15]); doch bestehen, wenn man etwa Weckherlins Gedicht ausnimmt, die übrigen zum größten Theil nur in trocknen und prosaischen, mitunter durch rednerisches Zierwerk noch ungenießbarer gemachten Reimereien. Dagegen geht wiederum der erste, allein zu Ende gebrachte und zu seiner Zeit viel bewunderte Gesang eines „Heldengedichts" von Joh. Ulrich

---

Antiquitäten-Inspector und später zum kaiserlichen Rath ernannt. Zugleich hatte er unter Karl VI. die Obliegenheit, die Schaumünzen zu erfinden, die bei besondern Anlässen geprägt werden sollten, so wie die Inschriften bei Erleuchtungen, Feuerwerken, Trauergerüsten rc. Er starb zu Wien 1730. Als Dichter hielt er sich an die Manier von Besser und Neukirch, stand aber beiden in der Behandlung der Sprache und in der Correctheit und Glätte der Form bedeutend nach. Seine meisten Sachen, unter denen auch ein „Versuch einer neuen deutschen Reimart" (gereimte Hexameter und Pentameter) ist, sind meistens höfische Glückwunsch-, Trauer- und Preisgedichte, Grabschriften und andere Inschriftenpoesien. Zwei Stücke, auf ihrem Titel als „erzählende" bezeichnet, das eine über den spanischen Feldzug Karls von Oesterreich (des nachherigen Kaisers), das andere von den Thaten Karls XI. von Schweden, sind die barste Prosa und höchst armselig (das erste nennt der Verf. selbst eine „mehr historische als poetische Erzählung"). Gesammelt erschienen seine Gedichte zuerst in den „Vermischten Nebenarbeiten Hrn. K. G. Heräi." Wien 1715. 4.; dann unter dem Titel: Gedichte u. latein. Inschriften des — Hrn. K. G. H. Nürnberg 1721. 8. — 15) Geb. zu Königsberg 1690, studierte Medicin zu Frankfurt a. d. O., von wo er mit B. Neukirch und Besser in Verbindung kam. Sein Preisgedicht auf den Prinzen Eugen und dessen Sieg bei Temeswar verschaffte ihm 1717 die Professur der Poesie zu Königsberg, und bald darauf ward er auch königl. Leibmedicus und Oberlandphysicus in Preußen. Er starb 1733. „Gesammelte poetische Schriften" von ihm gab sein Schüler Gottsched heraus, Leipzig 1725. 8.; vollständiger ist die Ausgabe von J. G. Bock, „Hrn. J. V. Pietschen gebundene Schriften". Königsberg 1740. 8. In ihr werden gleich die „Helden- und Lobgedichte" mit dem Stücke eröffnet, wodurch P. vornehmlich berechtigt ist, einen Platz unter den erzählenden Dichtern dieses Zeitraums in Anspruch zu nehmen, „Karls VI. im J. 1717 erfochtener Sieg über die Türken" (wovon 1719 schon einige Bogen gedruckt waren), aus des Verfassers Papieren vollständiger mitgetheilt. Zwar ist auch hier wenig Poesie zu finden, doch immer mehr als bei Besser oder gar bei Heräus. —

von König[16]), „August im Lager", wozu auch ein gleichzeitiges Ereigniß den Stoff hergab, das damals großes Aufsehen machte, obgleich es dabei nur auf ein kriegerisches Spiel und auf Festlichkeiten abgesehen war[17]), fast ganz in Beschreibung und lächerlicher Allegorie auf. Ueberhaupt wollte es mit erzählenden Werken in kunstmäßigen Versen viel weniger fort als mit Prosaromanen, auch wo man sich andere Stoffe als jene rein geschichtlichen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit zu verschaffen suchte, sei es aus Büchern, sei es auf dem Wege der Erfindung[18]). Man gieng noch bisweilen auf die Bibel zurück, wie Herzog Anton Ulr. von Braun-

---

16) Geb. 1688 zu Eßlingen in Schwaben, hielt sich nach vollendeten Universitätsstudien und einer Reise in die spanischen Niederlande beinahe zehn Jahre lang in Hamburg auf (vgl. §. 183, S. 509), wo er besonders Opern schrieb, lebte nachher einige Zeit am Weißenfelser Hofe und wendete sich dann 1719 nach Dresden. Hier wurde er zuerst als Hofpoet angestellt (s. §. 184, S. 512), seit 1727 Bessern im Ceremonienmeisteramt beigeordnet, nach dessen Tode zu seinem Nachfolger ernannt und in den Adelstand erhoben. Er starb 1744. — 17) Die Zusammenkunft der Könige von Polen und von Preußen in dem Lustlager bei Radewitz (1730). Der fertig gewordene Gesang, „die Einholung", in welchem außer der Beschreibung des wirklich Vorgefallenen als „poetische Erfindung" ein weitläuftiger, höchst langweiliger und fader allegorischer Abschnitt über die Eintracht und Zwietracht eingewebt ist (das „silberhelle Haar" der erstern ist bei ihrem unsichtbaren Auftreten „hinterwärts von einem Band umwunden und unausreißlich fest in einen Zopf gebunden"), erschien zuerst besonders, Dresden 1731. gr. 4. und ward dann auch in „Des Hrn. v. Königs Gedichte" (worunter aber nicht die früher theils einzeln, theils unter dem Titel „Theatral. Gedichte", Hamburg u. Leipzig 1713. 8. gedruckten Opern enthalten sind) aufgenommen, die J. L. Rost, Dresden 1745. 8. herausgab. Ganz im Stil der gewöhnlichen heroischen Gedichte ist Königs gleichfalls hier abgedrucktes „Heldenlob Friedrich Augusts", vom J. 1719. Auf Einzelheiten in der „Einholung" ist Breitinger in seinem Buch von den Gleichnissen vielfach eingegangen. — 18) Ueber einige jämmerliche epische Dichtungen aus dem letzten Viertel dieses Zeitraums, die schlesische Geschichten behandeln, vgl. Kahlert, a. a. O. S. 64 f. —

schweig[19]) that, der die Geschichte von König David, in Alexandriner gebracht, einem seiner weitschichtigen Romane einschaltete[20]), oder wie schon früher Georg Neumark[21]), der sich denselben Helden für ein Gedicht in trochäischen Versen wählte[22]) und außerdem noch Geschichten aus dem classischen Alterthum nacherzählte[23]). Diese Producte bezeugen indeß nicht minder als die allermeisten andern der erzählenden Gattung, wie ohnmächtig die Dichter in der künstlerischen Behandlung gegebener Stoffe waren. Ganz oder doch zum größten Theil die Fabel eines epischen Gedichts zu erfinnen, gehörte zu den seltenen Fällen, und diese traten nicht eher ein als nach dem Erscheinen der ersten freier erfundenen Prosaromane. Auf diese Weise sind zwei größere Werke entstanden, die wenigstens das Verdienst haben, daß sich darin eine schwache

19) Vgl. §. 212. — 20) Der zweiten Ausgabe seiner „Octavia". Eine große Stelle aus diesem „König David von Juda" ist in der Sammlung der Züricher Streitschriften, St. 10, S. 3—81 zu lesen. — 21) Geb. 1621 zu Mühlhausen in Thüringen, hielt sich nach seinen Universitätsjahren längere Zeit in Königsberg, Danzig und Thorn auf, von wo er 1650 nach Hamburg gieng. Hier soll sich die bekannte Geschichte mit seiner Viola da Gamba zugetragen haben, auf die man die Abfassung seines schönen Liedes „Wer nur den lieben Gott läßt walten rc." zurückführt (vgl. W. Müllers Bibl. 11, S. XXVII). Schon 1651 verließ er wieder Hamburg, um sich nach Weimar an den Hof Wilhelms IV. zu begeben. Er wurde hier Canzleiregistrator und Bibliothekar, auch 1653 in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen (vgl. §. 181, Anm. b.) und starb als herzogl. Archivsecretär und kaiserlicher Pfalzgraf 1681. — 22) „Sieghafter David" (enthält nur die Geschichte von dessen Kampf mit Goliath und ist erweiternde Bearbeitung eines lat. Gedichts). Erste Ausg.?; zweite Jena 1655. 8.: ein äußerst elendes und plattes Machwerk. — 23) z. B. Cleopatra, Sophonisbe, die mit dem sieghaften David und andern heroischen Gedichten in seinem „Poetisch-historischen Lustgarten", Erfurt 1666. 12. stehen; vgl. Jördens 4, S. 25; Gervinus 3, S. 276. — Auch J. P. Titz (s. §. 187, Anm. d.) nahm einen Stoff aus der römischen Geschichte zu einem epischen Gedicht, „Lucretia"; vgl. Kochs Compend. 1, S. 111 f. —

Ahnung von wirklicher Erzählungspoesie spüren läßt, und daß sie die dargestellten Begebenheiten in die vaterländische Vorzeit verlegen, wo das zweite das Erfundene an wirklich Geschichtliches anknüpft, des Freiherrn Wolf Helmhardt von Hohenberg[24]) „Habsburgischer Ottobert" und Chr. H. Postels „Großer Witekind"[25]), der aber nicht voll-

24) Oder v. Hochberg (in der fruchtbringenden Gesellschaft „der Sinnreiche"), geb. 1612 zu Lengenfeld in Unterösterreich, stand von 1632 an eilf Jahre in österr. Kriegsdiensten, beschäftigte sich dabei aber fortwährend mit den Wissenschaften und mit Sprachen. 1665 verkaufte er seine Güter in Oesterreich und gieng nach Regensburg, wo er 1686 starb. Der Held seines 1664 zu Erfurt in 8. gedruckten Gedichts, das aus 36 Büchern besteht, ist keineswegs, wie gemeinhin angegeben wird, Rudolf von Habsburg, sondern, um mit Gervinus 3, S. 248 zu sprechen, ein abenteuerlicher Ahnherr des Hauses Habsburg, dessen Abenteuer, in dem Geschmack der Ritterromane entworfen, erzählt werden (jedoch nicht in „heller Rede und leiblichen Alexandrinern", sondern in bisweilen ziemlich holprigen Versen und in einer Sprache, die noch sehr ungewandt, voller Härten in der Fügung, nicht ohne falsche Wortformen und viele veraltete Ausdrücke und Wendungen ist). Birken meint in der Redebind- u. Dichtk. S. 158, daß der Ottobert wohl der Aeneis zu vergleichen sei; der Dichter selbst dachte bescheidener von sich und vergleicht sich nur mit Ennius, hofft aber, daß ihm ein deutscher Virgil mit der Zeit folgen werde, um es auf der von ihm gebrochenen Bahn zu etwas weit Besserm zu bringen (B. 36, 1305 ff.). Ueber andere Werke Hohenbergs vgl. Jördens 6, S. 343 ff. — 25) Zwischen den Jahren 1698 und 1701 bis zum 602ten Verse des 10ten Buches ausgeführt, herausgegeben von Weichmann erst 1724 zu Hamburg in 8. Postel strebte darin, wie der Herausgeber bemerkt, besonders dem Tasso und Marino nebst Lohensteinen nach, wich jedoch von der hochtrabenden, schwülstigen Schreibart der beiden letztern merklich ab. Dieß wird allerdings zuzugeben sein, dafür aber ist ganz in Lohensteins Weise alle mögliche Gelehrsamkeit in dieses Gedicht eingepackt, und die Noten unter dem Text beweisen, wie gut der Verf. es verstanden hat, sich Stellen aus allen möglichen Dichtern alter und neuer Zeit zu Nutze zu machen. Manche Anachronismen sind höchst ergetzlich, z. B. wenn er die Mauren zu Granada vor Wittekind einen Tanz aufführen läßt, der das copernicanische System darstellt. — Mit Happels Roman, „der sächsische Witekind", Ulm 1693, auch 1709. 8. hat übrigens Postels Gedicht

endet ist. Postel war auch der erste Dichter, der den Versuch machte, einen Gesang aus der Ilias in kunstmäßige deutsche Verse zu übertragen[26]). Von andern Uebersetzungen oder Bearbeitungen fremder Erzählungswerke verdient außer dem bethlehemitischen Kindermord von Brockes[27]) wegen der Bewunderung, die er noch in der gottschedischen Schule fand, allein eine besondere Erwähnung der von B. Neukirch aus dem Französischen in Alexandrinern verdeutschte „Telemach“[28]). — Der Sinn für komische und satirische Erzählungen in Versen schien sich ganz verloren zu haben: wenn man ein Paar Schwänke in niederdeutscher Sprache ausnimmt, von denen der eine einem der vier Scherzgedichte Johann Lauremsbergs eingefügt[29]), der andere in dem Anhange dazu enthalten ist[30]), möchte sich kaum etwas Anderes der Art, das von einiger Bedeutung wäre, aufführen lassen, als Christ. Wernicke's „Hans Sachs“[31]).

---

nichts weiter gemein, als eben nur den Namen des Helden, der bei Happel ein sächsischer Edelmann aus dem Ende des 17ten Jahrh. ist. — 26) „Die listige Juno“ (mit einer weitschweifigen Vorrede über Homers Leben, der verdeutschten Auslegung des Eustathius, Postels eigenen Anmerkungen und einem Lobgesange desselben auf die List), Hamburg 1700. 8. — Die ältern, vollständigen Uebersetzungen der homerischen Gedichte sind noch in kurzen Reimpaaren abgefaßt, die Odyssee von S. Schaidenreißer, Augsburg 1537. fol. und die Ilias von J. Spreng, Augsburg 1610. fol. — 27) S. §. 208, Anm. 2. — 28) „Die Begebenheiten des Prinzen von Ithaca, oder der seinen Vater Ulysses suchende Telemach.“ Onolzbach 1727—1739. 3 Bde. fol.; eine Octavausgabe erschien Berlin, Potsdam ꝛc. 1738. 39. Neukirch bearbeitete auch das 4te Buch der Aeneis in einem eigenen Heldengedicht. — 29) Dem zweiten; dieser Schwank ist sehr derb und schmutzig, aber mit Laune vorgetragen. — 30) Die Geschichte von „Hans Hohn“, in Alexandrinern und nicht übel erzählt. Ob sie aber von Lauremberg selbst ist? Mir ist es sehr zweifelhaft: die Sprache ist, wenigstens in meiner Ausgabe, sehr abweichend von der in den Scherzgedichten. — 31) Vgl. §. 207, Anm. dd. Ueber die „versificierten Anecdoten und Schwänke mit ausgezogener Moral“ in J. Rists „Poetischem Lust-

§. 211.

2. **Erzählende Dichtungen in ungebundener Rede und in gemischter Form.** — Von den alten Ritter- und Volksromanen und den kleinere Erzählungen befassenden Sammelwerken aus früherer Zeit erhielt sich immer noch Vieles bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein in einem gewissen Ansehen auch bei den mittlern und höhern Ständen. Besonders scheinen Frauen an manchen dieser Unterhaltungsbücher, deren Sprache und Ton in wiederholt erscheinenden Auflagen [a]) sich nach und nach mannigfach abänderte und dem in der Litteratur herrschenden Geschmack annäherte [b]), noch lange ein Gefallen gefunden zu haben [c]), obgleich wider das Lesen derselben von vielen Seiten und selbst von Männern geeifert wurde, die in andern

---

garten", Hamburg 1638. 8., so wie über ähnliche kleine Stücke, die sich bei verschiedenen Epigrammatikern vorfinden sollen (vgl. Gervinus 3, S. 266; 316), kann ich nicht urtheilen, da ich die Bücher nicht zur Hand habe. — Man wird bemerkt haben, daß von den in diesem §. genannten Dichtern, die sich selbständig an etwas Größeres gewagt, wenigstens eben so viele aus dem Süden als aus dem Norden Deutschlands stammen.

a) Besondere Nachweisungen darüber findet man in den Büchern und Recensionen, die in den Anmerkungen zu §§. 168. 169 angeführt sind (namentlich in den §. 168, a. p. und §. 169, 5. genannten). — b) Als sich die vornehmere Lesewelt von diesen Büchern zurückzog, schrumpften die umfangreichern Romane, die sich bei dem Volke noch in Gunst erhielten und immer neu gedruckt wurden (o. J. und meist auch o. O.), mehr und mehr zusammen und wurden zu den bis in die neueste Zeit herabreichenden sogenannten Volksbüchern, die noch jetzt auf Märkten und an Straßenecken feil geboten werden (vgl. Görres, die deutschen Volksbücher). Durch geschmacklose Modernisirung haben sie schon längst ihr alterthümliches Gepräge verloren. Sie wieder lesbarer zu machen, haben in neuester Zeit Mehrere, besonders Marbach versucht; den besten Weg hat aber seit einigen Jahren K. Simrock eingeschlagen, indem er sich bemüht, sie so weit wie möglich und räthlich in guten alten Texten wieder herzustellen. — c) Vgl. Moscherosch (Ausg. von 1645) 1, S. 130 f. —

Beziehungen keineswegs Abneigung gegen das litterarische Erbe der vaterländischen Vorzeit an den Tag legten [d]). Am längsten muß in den obern Schichten der Gesellschaft der Amadis seine Geltung behauptet haben [e]). Unverkennbar hat dieses Buch, das ungeachtet aller gegen seinen Inhalt und gegen seine Form gerichteten Angriffe [f]) von Einsichtigen mehrfach

---

d) Wie namentlich von Moscherosch, der sich auch noch an andern, als an der eben angeführten Stelle dagegen ausläßt, zugleich aber einigen der neuen, aus fremden Sprachen übersetzten Werken kein günstigeres Urtheil spricht; vgl. 1, S. 27; 351 ff.; 2, S. 905 f. — e) Opitz weiß des Lobes, das er ihm im Aristarchus S. 78 f. spendet, kein Ende zu finden; später, meint Gervinus (3, S. 394), spotte er über die Amadisleser. Dieser Spott muß anderswo anzutreffen sein, als in den zwei mir bekannten Stellen (Ausg. von 1690. 2, S. 80; 82): denn aus diesen kann ich weiter nichts herauslesen, als daß Verliebte damals statt nach dem „Buch Gottes" und dem Plato lieber nach dem Amadis griffen. Daß die männliche und weibliche Jugend diesen Roman als eine Fundgrube ansah, aus der sich schöne Liebesbriefe und zierliche Redensarten schöpfen ließen (vgl. das Ende von Anm. m. zu §. 168) ergibt sich u. a. aus Logau, Sinngeb. Nr. 1038 zu Anfang; 1259 (vgl. auch 321) und aus dem niederd. Gedicht hinter Laurembergs Satiren „Matz hefft de Kiepe kregen" Vs. 61 ff. — f) Wer die eben angezogenen Stellen aus Moscherosch und Logau nachgeschlagen hat, wird sich überzeugt haben, daß schon diese Männer das Lesen des Amadis für schädlich hielten; der heftigste Gegner erstand ihm aber erst in A. H. Buchholz. In der seinem „Großfürsten Herkules ꝛc." vorgesetzten Erinnerung spricht er von dem „schandsüchtigen Amadis-Buch", das manchen Liebhaber habe, auch unter dem Frauenzimmer, deren noch keine dadurch gebessert, aber wohl unterschiedliche zur unziemlichen Frechheit angespornt seien." Geschweigen wolle er „der handgreiflichen Widersprüche, womit der Dichter sich selbst zum öftern in die Backen haue, der unglaubscheinlichen Fälle und mehr als kindischen Zeitverwirrungen, wovon das ganze Buch voll sei; der theils närrischen, theils gottlosen Bezauberungen ꝛc." Dieß Buch der Jugend geben, heiße Oel ins Feuer schütten; viel besser überlasse man es nur den Schaben und Motten zum Durchblättern. Was etwa ein „Amadis-Schützer" (so steht in der Ausg. von 1676, nicht Amadis-Schütze) gegen seine Ausstellungen einwerfen möchte, könne ehrliebenden Herzen nicht genügen u. s. w. Birken will in der Vor-Ansprache zur Aramena (V, vw.) von den guten



als eine der wichtigsten Sprachquellen des sechzehnten Jahrhunderts den Schriftstellern der Neuzeit zur Benutzung empfohlen wurde [g]), auch auf die Anlage und den Stil der Liebes- und Heldenromane dieses Zeitalters sehr bedeutend eingewirkt [h]) und bildet so in der Geschichte unserer Romanlitteratur das natürliche Verbindungsglied zwischen den ältern, aus fremden Sprachen übersetzten Werken und den neuen, unter dem Einfluß des Auslandes entstandenen Darstellungen [i]). In den romanischen Ländern und auch in England hatten sich nämlich während des sechzehnten und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, als die mittelalterlichen Ideen immer sichtlicher aus dem Leben und aus der Poesie schwanden und die Erzählung dem Lande der Wunder und der Zaubereien den Rücken kehrte, neue Arten des Romans aufgethan: zuerst Liebesgeschichten, die meist unter der Hülle des Schäfer- oder des Ritterthums, oder auch unter dieser doppelten Verkleidung zugleich, wirkliche Erlebnisse, Personengeschichten und politische Ereignisse aus der neuesten Zeit, untermischt mit Erfundenem, zu verbergen pflegten; dann die sogenannten Schelmenromane, Lebensbeschreibungen

„Geschichtgedichten und Gedichtgeschichten" (die „zweifelsfrei weit nützlicher seien als die wahrhaften Geschichtschriften") „die amadisischen und andere aufschneiderische, alberne, pedantische Fabelbruten und Mißgeburten ausgeschlossen" wissen. J. B. Schupp tadelt (im deutschen Lehrmeister, S. 898) besonders die Art, wie der Amadis ins Deutsche übersetzt sei. — g) Von Zesen, in des Rosenmånds 7tem-Gespräch (vgl. Reichards Versuch einer Hist. d. deutsch. Sprachk. S. 182), von Schottel, Ausführl. Arbeit ꝛc. S. 1193 (wo er wohl besonders Buchholzens Ausfälle im Auge hat), und von Leibnitz, Unvorgreifl. Gedank. §. 66. — h) Vgl. Gervinus 3, S. 393—396. — i) Daher rechnet ihn Omeis, Gründl. Anleit. S. 217 auch schon zu den neuen und noch zu seiner Zeit bekanntesten Romanen, die aus fremden Sprachen übersetzt waren, und stellt ihn an ihre Spitze; vgl. damit Birken, Redebind- u. Dichtk. S. 304. —

von Landstreichern und Abenteurern geringer Herkunft, die gleich jenen neuen empfindsamen Liebesgeschichten, deren gerades Gegentheil sie waren, zunächst von Spanien aus nach den östlichern Ländern vordrangen; endlich die eigentlichen Geschichtsromane, die von Frankreich ausgiengen, und deren Stoffe vorzugsweise Begebenheiten bildeten, die sich im Alterthum oder in weit entfernten Gegenden zugetragen hatten oder zugetragen haben sollten[k]. Einzelnes davon war in Uebersetzungen und freiern Bearbeitungen schon vor Opitzens Erscheinen zu uns herübergekommen[l]; fleißiger aber übertrug man diese Sachen aus dem Neulateinischen, Spanischen, Italienischen, Englischen und Französischen seit der Mitte der Zwanziger des

---

k) Ueber die Geschichte dieser Romanarten in der italienischen, portugiesischen, spanischen, englischen und französischen Litteratur und über die meisten der hier einschlagenden Dichtungen, die durch Uebersetzungen in Deutschland Eingang fanden (s. Anmrk. l. u. m.) oder nachgeahmt wurden, insbesondere kann man die nöthige Auskunft bei Bouterwek finden 2, S. 110 ff.; 4, S. 34 ff.; 211; 3, S. 216 ff.; 7, S. 229 ff.; 5, S. 294 ff.; — 3, S. 203 ff.; 451 ff.; 473 f.; — 6, S. 228 ff. — l) Schon zu Ende des 16ten Jahrh. (nach Gervinus 3, S. 396 im J. 1595, dann auch Straßburg 1617. 8.) erschienen aus dem Französischen übersetzt die „Schäfereien von der schönen Juliane durch Ollenicem du Mont Sacré" (d. h. Nicolas de Montreux); vgl. Reichards Bibl. d. Rom. 9, S. 135 ff.; und ein nach dem Spanischen des Mattheo Aleman von Aegid. Albertinus (Secret. am Münchener Hofe, der noch vieles Andere übersetzt und selbst geschrieben hat, geb. 1560, gest. 1620) bearbeiteter Schelmenroman, „Der Landstörzer Gusman von Alfarache", kam bereits 1616, wo nicht 1615 (vgl. die Unterschrift der Vorrede) zu München in 8. heraus und wurde nachher öfter aufgelegt, mit dem 3ten Theile von M. Freudenhold, 1632. Auch der Don Quixote wurde früh bei uns eingeführt: von der bei Ebert Nr. 3944 erwähnten Uebersetzung (nur 22 Kapitel, nach Gottscheds N. Büchers. 4, S. 295 „ein kleiner Auszug"), „Die abenteuerl. Gesch. des scharfsinn. Lehns- u. Rittersassen, Junker Harnisches aus Fleckenland rc.", ist der erste, zu Köthen erschienene Druck vom J. 1621. Die im Neuen Büchersaal a. a. O. berührte zweite Uebersetzung ist die Baseler von 1683, 2 Thle. 8.; vgl. Bücherverzeichniß der d. Gesellsch. in Leipzig (hinter Gottscheds Nachricht von dieser) S. 39. —

siebzehnten Jahrhunderts, von wo an sie neben jenen ältern Ritterromanen, die sich noch in Gunst erhielten, einige Jahrzehnte hindurch die Hauptunterhaltungsbücher der vornehmern Classen abgaben [m]) und die ihnen an Form, Inhalt und Ton ähnlichen Erzählungswerke von deutscher Erfindung vorbereiteten, die zuerst nur sehr vereinzelt, seit dem Ende der Funfziger aber immer häufiger erschienen.

---

m) Hierher gehören von Uebersetzungen (aus dem Lateinischen) die Argenis, 1626; vgl. §. 201, Anm. 30; — (aus dem Spanischen) die Diana des Montemayor durch Hans Ludwig von Kuffstein (aus Oesterreich, bekleidete mehrere hohe Staatsämter unter Ferdinand II. und dessen Nachfolger und wurde 1634 in den Grafenstand erhoben), Leipzig 1624. 8., nachher überarbeitet und mit der verdeutschten Fortsetzung der Diana von Gasp. Gil Polo vermehrt durch Harsdörfer, Nürnberg 1646. 12.; — (aus dem Italienischen) die Dianea von Loredano ebenfalls durch Harsdörfer, Nürnberg 1634. 8.; vgl. §. 202, Anm. e; der Ritter Ormund von Fr. Pona durch Johann Helwig, Frankfurt 1648. 12.; die Eromena von Biondi und der Kalloandro von Marini durch den Freiherrn Johann Wilhelm von Stubenberg (Erbschenken in Steiermark, in der fruchtbr. Gesellschaft „der Unglückselige", geb. 1631 oder 32, gest. 1688), die eine 1650, der andere Frankfurt 1651. 12.; — (aus dem Englischen) die Arcadia von Phil. Sidney, Frankfurt 1629. 4.; vgl. §. 182, Anm. 7; — (aus dem Französischen) die Asträa des d'Urfé durch zwei Unbekannte, Halle 1624; die Ariana des Desmarets, Leiden 1644. 12.; vgl. §. 204, Anm. 3 (nach einer Anmerkung unter dem zweiten der Ausg. von 1659 vorgesetzten Gedicht, das schon vor der ersten gestanden haben muß, war bereits 1643 eine Uebersetzung dieses Romans in der Mengsprache jener Zeit erschienen. Was Neumeister im Specimen, S. 77 mit einer von Opitz übersetzten Ariana meint, verstehe ich nicht); „Ibrahims oder des durchläuchtigen Bassa und der beständigen Isabellen Wundergeschichte" von dem Fräulein v. Scudery (deren Cloelia von Stubenberg, ich weiß aber nicht, ob schon vor 1664, übertrug), durch Phil. v. Zesen, Amsterdam 1645. 2 Bde. 12. und „die africanische Sophonisbe" durch eben denselben, Amsterdam 1646. 12. (vgl. auch Eberts bibliogr. Lexic. 2, Sp. 1115. Nr. 2.). Aus Birken, a. a. O. S. 303 f. und andern Anführungen erhellt, daß die meisten der hier genannten Uebersetzungen die berühmtesten und zu ihrer Zeit gelesensten waren.

§. 212.

a) Mit der Abfassung eigener Romane[1]) verbanden die Deutschen während dieses Zeitraums die verschiedenartigsten Zwecke. Wo es auf noch mehr als eine bloße Unterhaltung angelegt war, sollte der Roman erbauen, sittlich bessern, unterrichten und belehren. Man glaubte, daß sich diese ernsten Absichten viel leichter und sicherer durch ihn, als durch eigentliche Lehr- und Geschichtsschriften erreichen ließen, und hob darum gerade diese seine Bestimmung vorzüglich hervor, wenn er gegen die Anklagen seiner Widersacher in Schutz genommen werden sollte[2]). So ward diese Kunstform zu einem Rahmen, der zur Einfassung von allen möglichen Dingen diente. Geschichte aller Zeiten und Länder, Staats- und Regierungskunst, Völker- und Länderkunde, Alterthümer und Litteraturgeschichte, Zeitungsnachrichten und geheime Hofgeschichten, Religions- und Sittenlehre, Lebensvorschriften und Klugheitsregeln, Reisebeschreibungen und merkwürdige Erfin-

---

1) Ein reichhaltiges Verzeichniß von Romanen, die in diesem Zeitraum aufkamen, gibt Koch, Compend. 2, S. 247 ff.; vgl. auch S. 293 ff. — 2) Vgl. Birken, Vor-Anspr. zur Aramena, S. IV f. („Diese Geschichtgedichte und Gedichtgeschichten vermählen den Nutzen mit der Belustigung, tragen güldene Aepfel in silbernen Schalen auf und versüßen die bittere Aloe der Wahrheit mit dem Honig der angedichteten Umstände. Sie sind Gärten, in welchen auf den Geschichtstämmen die Früchte der Staats- und Tugendlehren mitten unter den Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen und zeitigen. Ja sie sind rechte Hof- und Adelsschulen, die das Gemüthe, den Verstand und die Sitten recht adelig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen"), und Thomasius, Monatsgespr. 1688. 1, S. 44 ff. Der Verf. der „Heldengeschichte der durchlauchtigsten Hebräerinnen Jiska, Rebekka rc." Leipzig u. Lüneburg 1697. 8. (Joach. Meier) vertheidigt in der Vorrede seine romanhafte Bearbeitung biblischer Geschichten damit, daß durch sein Buch mancher zum fleißigern Bibellesen könne veranlaßt werden. — Dagegen halte man das verständige Urtheil Morhofs über den Nutzen der Romane, Unterr. S. 630 ff. —

dungen, Astrologie und allerlei anderer Aberglaube, dieß Alles und noch sonst Vieles, was damals wissenswürdig schien und in allgemein ansprechender Form an den Mann gebracht werden sollte, findet sich in den Romanen dieser Zeit niedergelegt und besprochen [3]). Besonders ist dieß in den „Liebes- und Heldengeschichten", oder wie sie auch öfter heißen, den „Wundergeschichten" geschehen, deren nächste Vorbilder die französischen Liebes- und Geschichtsromane waren. Sie wurden unter den verschiedenen Arten, in welche die ganze Gattung zerfällt, vorzugsweise als die kunstmäßige, vornehme und adelige angesehen, die sich, wie die ganze gelehrte Kunstpoesie des siebzehnten Jahrhunderts, fast allein im nördlichen und nordöstlichen Deutschland entwickelte. Haupterfordernisse der Erzählungskunst waren hier aber bei der stofflichen Behandlung, daß eine Geschichte sowohl an und für sich, als auch durch eingefügte Nebengeschichten so viel wie möglich verwickelt wurde und zuletzt auf eine noch künstlichere Lösung der geschürzten Knoten auslief, und daß alle rein geschichtlichen Thatsachen, die darin Eingang fanden, mit anders geordneten Umständen und erdichteten Zusätzen, und wenn sie aus neuerer Zeit waren, mit Versteckung der Eigennamen von Personen und Oertern erzählt wurden, alles Erfundene aber, so außerordentlich es auch sein mochte, sich immer streng innerhalb der Grenzen der gemeinen Wahrscheinlichkeit hielt [4]). Außer Nebengeschich-

---

3) In Happels „Insulanischem Mandorell", Hamburg 1682. 8. heißt es zu Anfang des langen Abschnittes (S. 574—630), der von dem Ursprung der Romane handelt und ein Auszug aus P. D. Huets Schrift de l'origine des romans (zuerst Paris 1670) ist: „Der vornehmste Zweck der Romane, oder welches zum wenigsten derselbe sein sollte, ist die Unterrichtung in einigen Dingen oder Wissenschaften, da man dann allemal die Tugend rühmen und das Laster strafen muß". — 4) Vgl. Birken, a. a. O. und in der Redebind- u. Dichtkunst, S. 305—307,

ten in ungebundener Rede, die oft in großer Zahl der Hauptfabel eingeflochten und gleich dieser mit kanzleimäßiger Breite in einer meist sehr geschraubten und gezierten Sprache vorgetragen wurden, fügte man auch, um noch mehr Abwechselung und Mannigfaltigkeit in den Gang der Darstellung zu bringen, vielfach poetische Stücke ein, nicht bloß kleinere lyrische Sachen, sondern selbst vollständig oder theilweis ausgeführte Dramen, besonders Schäfer- und Tanzspiele, so wie andere lang ausgesponnene Reimereien [5]). — Von den hierher fallenden Werken sind die ältesten, die wir kennen, zwar schon in der Mitte der Vierziger von Dietrich v. d. Werder [6])

Thomasius, a. a. O. und S. 25, und Omeis, Gründl. Anleit. S. 217 f. Wie viel man namentlich auf die verwickelte Anlage einer solchen Geschichte gab, erhellt u. a. auch aus dem wegwerfenden Urtheil, das Joach. Meier (a. a. O.) über Zesens biblische Romane fällt: sie sind ihm „elend und pöbelhaft, ohne Abwechselungen, Anmuth und Verwirrungen". — 5) Vornehmlich ist dieß in Anton Ulrichs Romanen geschehen (die deshalb auch wegen „der Menge und Mengung der Geschichten und deren Wiederentwickelung" besonders bewundert wurden): in der „Aramena" findet man, außer vielen episodisch eingeflochtenen Erzählungen, Th. 5, S. 306 ff.; 421 ff. u. 461 ff. (der Ausg. von 1678 ff.) drei dramatische Spiele eingelegt, „Streit der Großmuth und Liebe", „der Tugend und Laster Lohn" und „Jacob, Lea und Rahel", ein Schäferspiel; in der „Octavia", die ebenfalls viele Episoden enthält, ist Th. 1, S. 896 ff. (der ältern Ausg.) ein Tanzspiel, „der siegende Aeneas", mit Einrückung der darin gesungenen und gesprochenen Stellen, beschrieben und S. 977 ff. ein großes Stück von einem Trauerspiel, „der sterbende Oedipus", abgedruckt. Des in die zweite Ausgabe dieses Romans aufgenommenen erzählenden Gedichts von König David ist bereits oben gedacht worden. Zieglers asiat. Banise schließt mit einem aus dem Italienischen übersetzten Schauspiel, „der tapfere Heraclius"; vgl. auch Gervinus 3, S. 404. — 6) Die „Dianea" (so lautet der Name bei Birken an zwei Orten) erschien 1644, wo? weiß ich nicht, da ich das Buch noch nicht in der Hand gehabt habe. Ich kann daher auch in Rücksicht seines Inhalts nur auf das verweisen, was Gervinus (3, S. 398) darüber mittheilt, der es „Diana" nennt. Darnach hat v. d. Werder hier „in Episoden die Geschichte des 30jährigen Krieges

und Ph. v. Zesen [7]) verfaßt; zu eigentlicher Blüthe gelangte der geschichtliche Helden- und Liebesroman jedoch erst während der folgenden Jahrzehnte, nachdem Andr. Heinr. Buchholz [8]) mit seinen beiden weitschichtigen Wundergeschichten, „Herkules" und „Herkuliskus" [9]), aufgetreten war. An sie

niedergelegt". Daß A. Gryphius um dieselbe Zeit mit einem Werke von ähnlichem Inhalt umgieng, das wahrscheinlich auch die Form des Romans erhalten sollte, ist §. 204, Anm. 3. bemerkt worden. Vgl. noch Gervinus 3, S. 198; 243, Note 160. — Der hier S. 398 erwähnte „Aeyquan" ist aus viel späterer Zeit: als Birken die Vor-Ansprache zur Aramena schrieb (1669), kannte er ihn noch nicht; erst zehn Jahre später führte er ihn in der Redebind- u. Dichtk. neben Werders Dianea auf. Ich glaube daher, daß der von Koch 2, S. 261 angeführten Ausg. dieses Romans von 1670 keine voraufgegangen sein wird. — 7) „Die adriatische Rosemund", Amsterdam 1645. 12. (u. öfter); Zesen, der sich hier Ritterhold (Philipp) von Blauen nannte, wurde von seinen Widersachern beschuldigt, diese Liebesgeschichte zu Ehren eines Leipziger „Wäschermädchens" gemacht zu haben; vgl. Thomasius, a. a. O. S. 58; 60 und Neumeister, Spec. S. 116. Auch dieses Buch, das selten geworden zu sein scheint, kenne ich nur aus den Anführungen Anderer. — 8) Geb. 1607 zu Schöningen (zwischen Halberstadt und Helmstädt), war zuerst an verschiedenen Orten Schulmann, seit 1641 Professor in Rinteln, übernahm dann 1647 ein geistliches Amt zu Braunschweig, wo er zuletzt Superintendent war und 1671 starb. Zum Romanschreiben wandte er sich, wie aus der Widmung vor der zweiten seiner Wundergeschichten hervorgeht, bereits zu Anfang der Vierziger. — 9) „Des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königl. Fräulein Valiska Wundergeschichte". Braunschweig 1659. 60. 2 Thle. 4. und öfter, auch in zwei Umarbeitungen (vgl. Jördens, 1, S. 238 f.; ein Auszug bei Reichard, a. a. O. 1, S. 41 ff.). Die Fabel dieses und des andern Romans, in welche „der ganze 30jährige Krieg durch Veränderung etlicher weniger Umstände mit eingebracht und fast die ganze Theologie und Philosophie hin und wieder in erbaulichen Discursen fürgebracht worden" (Thomasius, a. a. O. S. 45; 453), ist in das 3te Jahrh. der christl. Zeitrechnung verlegt. Buchholz hatte es bei Abfassung seiner Romane auch ganz besonders darauf abgesehen, den Amadis zu verdrängen (vgl. §. 211, Anm. f.). Er hoffte, daß was andern, aus fremden Sprachen übersetzten Kunstromanen, wie der Argenis, der Arcadia und der Ariana, noch mangelte, um gegen den Amadis das rechte

schlossen sich, außer den spätern zesenschen [10]), von den Romanen, die am berühmtesten geworden sind, zunächst die „Aramena" und die „Octavia" von Herzog Anton Ulrich von Braunschweig [11]), dann die „asiatische Banise" von

Gegengewicht abzugeben, in seinen Büchern zu finden sein würde, nämlich „was nicht allein des Lesers weltwallendes, sondern auch zugleich sein geisthimmlisches Gemüth erquicken und ihn auf der Bahn der rechtschaffenen Gottseligkeit erhalten könnte". Daher ermahnte er den Leser, „vor allen Dingen die christlichen Unterrichtungen wohl zu beachten und insonderheit den zu Ende gesetzten Begriff des allgemeinen christl. Glaubens nach allen seinen Stücken recht zu fassen 2c." — Der andere Roman, der sich durch seinen Inhalt an den ersten anschließt, erschien unter dem Titel: „Der christl. königl. Fürsten Herkuliskus und Herkuladisla, auch ihrer hochfürstl. Gesellschaft anmuthige Wundergeschichte." Braunschweig 1665. 4. (auch öfter aufgelegt; allein die von den Litteratoren aufgeführte erste Ausg. von 1659 ist gewiß ein Unding, wie sich aus dem Titel des Drucks von 1676 und noch bestimmter aus dem Inhalt und der Unterschrift der ihr vorgedruckten Widmung ergibt. — 10) Es sind dieß drei Romane, deren stofflicher Kern aus der Bibel genommen ist: „Assenat, d. i. derselben und des Josephs heilige Staats-, Liebes- und Lebensgeschichte." Amsterdam 1670. 8. (u. öfter); „Moses, Staats-, Liebes- und Lebensgeschichte" (von Zesen in der Vorrede zur Assenat angekündigt und auch wirklich erschienen, vgl. Joach. Meiers Vorrede zu den durchlaucht. Hebräerinnen 2c. 7, rw. und Jöcher 4, Sp. 2194; ich weiß aber nicht, wo und wann?); und „Simson, eine Helden- und Liebesgeschichte". Nürnberg 1679. 8. In der Vorrede zur Assenat spricht Zesen so, als sei dieß der erste deutsche Roman von einem „heiligen" Inhalt. Er muß also, da er sie schrieb, noch nichts von der Aramena gewußt haben. — 11) Geb. 1633 zu Hitzacker im Lüneburgischen, ein Schüler Schottels und Birkens und einer der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit, der sich mit regem Eifer der vaterländischen Litteratur annahm. In der fruchtbringenden Gesellschaft, zu der er seit 1659 gehörte, hieß er „der Siegprangende". 1685 nahm ihn sein älterer Bruder, Herzog Rudolf August, zum Mitregenten an; nach dessen Tode, 1704, führte er die Regierung allein. Einige Jahre darauf trat er aus politischen Gründen zur katholischen Kirche über und starb 1714. — „Die durchlauchtige Syrerin Aramena". Nürnberg 1669 bis 1673. 5 Thle. 8. (dann auch 1678—80; umgearbeitet und verkürzt von S[ophie] A[lbrecht], Berlin 1782—86. 3 Thle. 8.). In diesem Roman ist „die Historie altes Testaments, so zu Zeiten der drei Pa-

Heinr. Ans. von Ziegler [12]) und Lohensteins „Armi-

triarchen, Abraham ꝛc. sich unter denen Heiden zugetragen, nebst denen Gebräuchen der alten Völker so artig begriffen, und sind die Tugenden und Laster, so ferne dieselben bei hohen und niedrigen Standespersonen anzutreffen sind, so anmuthig abgemahlet, daß man ihn nothwendig mehr als einmal, sein Vergnügen zu stillen, durchlesen muß und solcher Gestalt der Welt Lauf als in einem Spiegel ohne Verdruß erlernet". Thomasius, a. a. O. S. 46. Die Vor-Ansprache kann unmöglich von Anton Ulrich selbst sein, obgleich sie ihm auch noch Gervinus beizulegen scheint; vgl. §. 181, Anm. m. — „Octavia, römische Geschichte ꝛc." Nürnberg 1685—1707. 6 Bde. 8.; zweite, geänderte und durchaus vermehrte Ausg. Braunschweig 1712. 6 Thle. 8. (dazu ein großes Stück eines 7ten Theils, Wien 1762). Hier bildet den Hauptinhalt die römische Geschichte von Claudius bis zu Vespasianus. Was diesen beiden Romanen aber einen ganz besondern Reiz verlieh, das war die Menge der eingeflochtenen Nebengeschichten; denn darin hatte Anton Ulrich, zumal in der Octavia, unter Umhüllungen versteckt, Begebenheiten und Vorfälle erzählt, die sich an den europäischen Höfen zugetragen hatten. Vgl. Jördens 1, S. 57; 5, S. 720. — 12) Mit seinem vollständigen Namen H. A. v. Ziegler u. Kliphausen, geb. 1653 zu Radmeritz in der Oberlausitz, studierte zu Frankfurt die Rechte, widmete sich aber nachher, ohne ein anderes Amt, als das eines Rathes des Stifts Wurzen zu bekleiden, hauptsächlich der Verwaltung seiner Güter und dichterischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen. Er starb in Liebertwolkwitz, welches ihm gehörte, 1697 (nicht 1690; vgl. Blätt. f. litter. Unterhalt. 1846. Nr. 295). Seine „Asiatische Banise, oder blutiges, doch muthiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend", erschien zu Leipzig 1688. 8. und ward oft aufgelegt (in der Ausg. von 1721 mit einem 2ten Theil von J. G. Hamann, einem Schlesier, der 1733 zu Hamburg starb). Nach der Vorrede besteht der Inhalt mehrentheils aus wahrhaftigen Begebenheiten, welche sich zu Ende des 15ten Jahrh. bei der grausamen Veränderung des Königreichs Pegu und in den angrenzenden Reichen zugetragen hatten. Zugleich werden dort die Quellen angegeben, aus denen Ziegler vornehmlich die Nachrichten über die „wundersamen Gewohnheiten und Gebräuche der barbarischen Asiater bei Heirathen, Begräbnissen und Krönungen" schöpfte, die er in seinem Roman schildert. Gottsched erklärte noch 1737 (s. die Ausg. der krit. Dichtk. von diesem J. S. 159), daß unter den deutschen Originalromanen, die ihm alle mißfielen, die Banise noch der allerbeste sei. Ueber die andern Banisen, welche Zieglers Buch noch spät nach sich zog, vgl. Jördens 5, S. 625. —

nius"[13]) an. In diesen vier Werken, und ganz vorzüglich in dem letztgenannten, erreichte der deutsche Kunstroman des siebzehnten Jahrhunderts seinen Gipfel. Aus der großen Schaar der weniger bedeutenden Staats-, Liebes- und Heldengeschichten, deren viele erst zu Anfang des folgenden Jahrhunderts erschienen, möchten etwa nur noch die des Vielschreibers Eberhard Guerner Happel[14]) besonders herauszuheben

13) „Großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann, als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit, nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda. In einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte." Schon in Neukirchs Ausg. (vgl. §. 205, Anm. m.) ist das nicht von Lohenstein selbst verfaßte 18te Buch mit aufgenommen, das nach der gewöhnlichen Annahme von Lohensteins Bruder angefangen und von dem Leipziger Prediger Christ. Wagner (gest. 1693) vollendet, nach Jöcher 4, Sp. 1771 von dem letztern allein geschrieben sein soll. Hiermit stimmt auch Neukirchs Nachricht in den Anmerkungen hinter dem 2ten Theil des Arminius, S. 22b, „daß das letzte Buch von einer andern Hand hinzugethan sei. Vgl. indeß den Schluß des Ehrengedichts von J. C. v. Lohenstein vor dem 1sten Theil des Arminius und Jöcher 2, Sp. 2504 oben. Eine 2te Auflage des ganzen Romans, die sich eine durch und durch verbesserte und vermehrte nannte, besorgte der nachherige Göttinger Professor G. Chr. Gebauer, Leipzig 1731. 4 Thle. 4. Vgl. auch Jördens 3, S. 449 ff. — Nach Neukirchs Vorbericht wollte Lohenstein versuchen, „ob man nicht unter dem Zucker solcher Liebesbeschreibungen (wie sie in andern Romanen gefunden würden) auch eine Würze nützlicher Künste und ernsthafter Staatssachen, besonders auch der Gewohn- und Beschaffenheit Deutschlands mit einmischen und also die zärtlichen Gemüther hierdurch gleichsam spielend und unvermerkt oder sonder Zwang auf den Weg der Tugend leiten und hingegen ihnen einen Ekel vor andern unnützen Büchern erwecken könnte". Auch versichert er, und man wird ihm glauben dürfen, der Verf. habe den Stoff dazu nicht allein aus den alten Geschichtschreibern, sondern auch aus alten Münzen, Inschriften und Denkmälern zusammengesucht. Was Andere Lohensteinen nachgesagt hatten, er habe seine meisten und besten Gedanken einem Franzosen abgeborgt, weist B. Feind in dem Vorbericht zu seiner Oper Sueno, S. 334 mit Entrüstung zurück. Vgl. auch §. 205 (insbesondere die Anmerkk. s. u. x.) und §. 206, Anm. 4. — Ueber Lohensteins „dreifaches Absehen" bei seinem Roman, so wie über die geschichtlichen Personen der neuern Zeit, die darin unter andern Namen vorkommen, s. die Anmerkungen zum 2ten Theil. — 14) Geb. 1648 zu Marburg, lebte

sein [15]), nicht ihres innern Werthes halber, sondern weil die practischen Zwecke, denen diese Gattung von Erzählungswerken überhaupt dienen sollte, hier unter einer künstlerischen Behandlung des Stoffs, die doch in einem gewissen Grade noch an jenen namentlich aufgeführten Romanen wahrnehmbar bleibt, sich so wenig versteckt haben, daß die erdichtete Geschichte eines Helden bei Happel immer nur die Nebensache ist und bloß ein lockeres Band hergibt, das die einzelnen Theile des durchgehends trocken berichtenden und beschreibenden oder lehrhaften Hauptinhalts [16]) nothdürftig zusammenhält [17]).

---

von seiner Schriftstellerei zu Hamburg und soll daselbst schon 1690 gestorben sein. Dem widerspricht aber der Inhalt seiner bei Koch 2, S. 261 ff. aufgeführten Geschichtsromane auf die Jahre 1691—1693; z. B. gleich der Anfang des sächs. Witekinds, wo 1, S. 28 ff. von Ereignissen aus dem Ende des Jahres 1691 und dem Beginn des nächstfolgenden ausführlich die Rede ist. Er hat also gewiß das J. 1694 und wahrscheinlich auch noch das folgende erlebt; vgl. auch Prutz, Gesch. d. d. Journ. 1, S. 383. — 15) Koch zählt a. a. O. 15 Romane von ihm auf, von denen die 14 ersten in den Jahren 1673—1694 erschienen sind. Auch der 15te, „der europäische Toroan", muß bereits mehrere Jahre vor 1682 ausgegeben sein, obgleich Koch nur den Druck von 1709 namhaft macht; vgl. Happels Vorbericht vor dem „Insulanischen Mandorell", 7, vw. — 16) Vier von diesen Romanen rahmen in Liebes- und Heldengeschichten die Beschreibung von Europa, Asien, Africa und allen bekannten Inseln des Erdballs ein (ob er diesen auch noch den im Vorbericht zum Mandorell angekündigten fünften Geographieroman, den americanischen, wirklich hat nachfolgen lassen, ist mir nicht bekannt); in neun andern, sogenannten europäischen Geschichtsromanen wird unter gleicher Einkleidung vorgetragen, was sich in den Jahren 1685—1693 „hin und wieder in Europa Merk- und Denkwürdiges" ereignet hat; einer enthält die „ausführliche Beschreibung des jüngsten Türkenkrieges" (in den Achtzigern), wozu endlich noch der „academische Roman" kommt, „worinnen das Studentenleben vorgebildet wird in einer schönen Liebesgeschichte". Ulm 1690. 8. Eine ungefähre Vorstellung von dem besondern Inhalt der Geschichtsromane kann man sich schon machen, wenn man nur die Vorrede zu dem sächs. Witekind liest. — 17) Außer Happel gehörten gegen den Ausgang des 17ten und im Anfang des 18ten Jahrh. zu den fruchtbarsten Schriftstellern im Fach des Liebes- und Hel-

§. 213.

Eine bei weitem volksmäßigere und bessere Art von Romanen, die noch in vielen Zügen Verwandtschaft mit dem kernhaftesten und lebensvollsten Theil der erzählenden Prosalitteratur des siebzehnten Jahrhunderts zeigte, und an die sich dann wieder neue Classen erzählender Werke anschlossen, kam, zunächst wohl durch die spanischen Schelmengeschichten angeregt [a]), in dem Striche Deutschlands auf, wo die Nachwirkung des Geistes, der unsere ältere volksthümliche Litteratur beseelte, noch am längsten dauerte, im südwestlichen Hessen und am Oberrhein. Dort war bereits Moscherosch von der freien Bearbeitung spanischer Erfindungen zu einer selbständigen und ganz volksmäßigen Nachbildung derselben vorgeschritten [b]), und in seinem „Soldatenleben" lagen seit den Vierzigern sogar schon die Grundzüge und Anfänge eines deutschen Abenteurerromans vor [c]). Dieß aber war eben jene zweite, von dem Character der Staats-, Liebes- und Helden-

---

denromans der schon öfter erwähnte Joach. Meier, Aug. Bohse (genannt Talander, geb. 1661 zu Halle, lebte an verschiedenen Orten von Schriftstellerei und Privatvorlesungen, die er jungen Leuten über Rede- und Dichtkunst hielt, hatte eine Zeit lang die Stelle eines herzogl. Secretärs am Weißenfelser Hofe, für den er besonders Operntexte abfaßte, und wurde zuletzt als Professor an die Ritteracademie zu Liegnitz berufen, wo er noch 1730 gelebt haben muß; vgl. Jördens 6, S. 579 ff.), Chr. Fr. Hunold (vgl. §. 207, Anm. ee.), Ge. Chr. Lehms (genannt Pallidor, geb. zu Liegnitz 1684, gest. als landgräfl. hessischer Rath u. Bibliothekar zu Darmstadt 1717; vgl. Koch 2, S. 265 unter d.) und Joh. Leonh. Rost (genannt Meletaon, geb. 1688 zu Nürnberg, ein zu seiner Zeit nicht unangesehener Astronom, gest. 1727; vgl. Koch 2, S. 264 f.).

a) Vgl. was §. 211, Anm. l. über den Landstörzer Gusman rc. bemerkt ist. — b) S. §. 202, Anm. k. — c) Dieß deutet auch schon Gervinus 3, S. 382 an; vgl. auch was S. 383 über den Inhalt einiger Gesichte in den Anhängen zu den echten Stücken von Moscherosch berührt ist. —

geschichten völlig abweichende Art von Prosaerzählungen, die ungefähr fünfundzwanzig Jahre später durch Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen [d]) vollständig ausgebildet und mit dem „Simplicissimus" [e]) in die Litteratur

---

d) Daß so der Mann wirklich geheißen habe, der sich auf dem Titel seines Simplicissimus „German Schleifheim von Sulsfort" nennt, in der Litteraturgeschichte aber lange als „Samuel Greifenson von Hirschfeld" aufgeführt worden ist, darf nach dem Inhalt der beiden lehrreichen Aufsätze über Grimmelshausen und seine Werke von Th. Echtermeyer (Hall. Jahrb. 1838. Nr. 52—54.) und W. A. Passow (Blätter für litter. Unterhalt. 1843. Nr. 259—264.) eben so wenig mehr in Zweifel gezogen werden, als daß diese beiden und alle übrigen Namen, unter denen er seine zahlreichen Schriften herausgegeben hat, aus seinem wahren Familiennamen allein, oder aus diesem und einem oder mehrern seiner Vornamen anagrammatisch gebildet sind. Was sich über sein Leben hat ermitteln lassen, gebe ich wörtlich nach Passow, a. a. O. S. 1047 a. Er war geboren in Gelnhausen um den Anfang des 30jährigen Krieges, vielleicht 1625, und gehörte (höchst wahrscheinlich) dem protestantischen Glauben an; in seiner Jugend that er Kriegsdienste, später stand er in bischöflichen Diensten und war in seinen letzten Lebensjahren Schultheiß zu Renchen am Schwarzwald, wo er großer Achtung und mehrfacher Verbindung mit bedeutenden Familien sich erfreute; er starb frühestens nach der Mitte des J. 1673, jedenfalls vor 1683. Erst in seinen spätern Lebensjahren scheint er als Schriftsteller aufgetreten, dann aber auch um so thätiger gewesen zu sein. — e) Die erste Ausgabe „Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch das ist die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten genannt Melchior Sternfels von Fuchshaim rc." (auch dieser Name des Helden verbirgt den des Verfassers) Mömpelgart 1669. 12. enthält nur fünf Bücher. Noch in demselben Jahre aber erschien eine zweite Ausg. mit dem hinzugekommenen sechsten Buch, dessen Echtheit man früher ohne Grund verdächtigt hat; eine dritte ebenfalls zu Mömpelgart, o. J. (1670 oder 1671) 12.; dann auch zu Anfang der Gesammtausgabe der Schriften, die theils mit voller Gewißheit, theils mit großer Wahrscheinlichkeit dem Verf. des Simplicissimus zugeschrieben werden können, Nürnberg 1683—85; auch 1713. 3 Thle. 8. Vgl. über die Litteratur des Romans, so wie über die in neuerer Zeit mit ihm vorgenommenen Bearbeitungen Jördens 2, S. 424 ff.; E. von Bülow im Vorwort zu den „Abenteuern des Simplicissimus" (der neuesten, jedoch nur die ersten 5 Bücher befassenden Bearbeitung), Leipzig 1836. 8. und vornehmlich Passow, Nr. 259.

eingeführt wurde. In diesem Hauptwerk des genialen Mannes besitzen wir nicht allein den besten aller Romane, die während des siebzehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache geschrieben worden sind, sondern wohl überhaupt die innerlich gesündeste von allen größern Dichtungen dieses Zeitraums. Der Stoff ist ganz volksthümlich: alles was darin von mehr allgemeinem Character ist, hat der Verfasser aus den vaterländischen Sittenzuständen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und während der nächstfolgenden Jahre, das Besondere, wie es höchst wahrscheinlich ist, zu allermeist aus eigenen Erlebnissen und Anschauungen geschöpft. Die Anlage des Ganzen zeugt von großem Geschick; der Ausführung, wenn sie auch noch lange nicht allen Anforderungen der höhern Erzählungskunst genügt, fehlt es doch keineswegs an epischer Belebtheit: eine lange Reihe von Abenteuern, die dem Helden begegnen, und an denen sich sein Character allmählig entwickelt, alle voller Abwechselung und von einem für den Leser sich stäts steigernden Interesse, ist in frischer, kräftiger Sprache, mit munterer Laune und ganz im Ton des echten Volksromans erzählt [f]). Zwar nicht auf gleicher Höhe mit dem Simplicissimus, jedoch immer noch sehr weit über den unmittelbaren Nachahmungen, die er veranlaßte, und den jüngern, ihm stofflich schon weniger verwandten Abenteurer- und Landstreichergeschichten stehen die andern volksmäßigen Erzählungswerke von Grimmelshausen, deren mehrere gewissermaßen als Anhänge zu jenem Roman gelten können [g]). Viel geringer sind

---

f) Vgl. Gervinus 3, S. 386 ff.; Passow, S. 1050 f. — g) Namentlich „Trutz Simpler oder die Landstörzerin Courage", „der seltsame Springinsfeld" und „das wunderbarliche simplicianische Vogelnest" (in zwei Theilen). Ueber die Zeit der Abfassung und Erscheinung dieser drei Bücher, die Namen, unter welchen sie Grimmelshausen herausgab,

seine im Ton des Kunstromans geschriebenen Liebesgeschichten [h]). Denn er theilte sich in seiner schriftstellerischen Thätigkeit ganz eigentlich zwischen beide Richtungen, die volks- und die kunstmäßige [i]), und leitete so von den ältern gelehrten Dichtern und Prosaisten, die den Stil und die Gegenstände der Volkslitteratur noch nicht ganz aufgeben konnten oder mochten, als der letzte bedeutende zu den jüngern Männern über, die von der durch Opitz gegründeten Kunstmanier in eine Richtung, welche die von den Gelehrten gepflegte Litteratur wieder dem Volk etwas näher brachte, einzulenken begannen. — Daß Chr. Weise derjenige war, an dem diese Wendung überhaupt zuerst hervortrat, wurde schon bemerkt; sie zeigt sich auch deutlich genug in seinen Romanen [k]), „den drei

---

und ihr besonderes Verhältniß zum Simplicissimus muß ich auf Echtermeyer und Passow verweisen; in Betreff der jüngern Werke, die als unmittelbare oder mittelbare Nachahmungen des Simplicissimus anzusehen sind (darunter eins der bekanntesten der „Schelmufsky" aus den Neunzigern), auf Jördens 2, S. 430; Fr. Horn, d. Poes. u. Beredſ. 2, S. 307 f. und Gervinus 3, S. 391. — h) „Der keusche Joseph sammt seinem Diener Musai", „Dietwalt und Amelinde" und „Proximus und Lympida". Der erste Roman ist gewiß, der zweite wahrscheinlich vor dem Simplicissimus erschienen, der letzte erst einige Jahre nach ihm; vgl. Echtermeyer, Sp. 418 ff.; Passow, S. 1044 b; 1049. — i) Auch in seinen übrigen, vorzugsweise didactischen Schriften, wie Passow S. 1054 ff. sehr gut nachgewiesen hat. Von einer so folgerichtig durchgeführten Theilung zwischen Volks- und Kunstmanier läßt sich übrigens kein zweites Beispiel in diesem ganzen Zeitraum aufweisen. Es ist, als habe sich hier, unmittelbar bevor der Geist der alten Volksdichtung gänzlich schwand, noch einmal recht deutlich zeigen wollen, welche Kraft ihm noch inwohne, und wie ohnmächtig dagegen der aus zeitlicher und räumlicher Ferne herbeigerufene Geist sei, dem die Gelehrten die Herrschaft in der Litteratur verschafft hatten. — k) Man glaube indeß nicht, daß sich Weise selbst der innern Verwandtschaft zwischen seinen Romanen und dem Simplicissimus bewußt war, wiewohl er zugab, daß wer einen von jenen bloß obenhin betrachte, leicht meinen könne, „es sei ein neuer Simplicissimus oder sonst ein lederner

ärgsten Erznarren" l), „den drei klügsten Leuten" m) und „dem politischen Näscher" n). Denn wenn sich schon darin, daß diese Bücher den Leser aus der vornehmen Gesellschaft der Liebes- und Heldengeschichten o) zu den mittlern Ständen, aus entfernten Zeiten und Ländern in die Gegenwart und in heimathliche Verhältnisse zurückführen, eine gewisse volksmäßige Tendenz ausspricht, so läßt sie sich noch weniger in dem Endziel verkennen, auf welches alle diese Erfindungen hinstreben: in der faßlichsten Form und mit einem Anflug launiger Satire an unterhaltenden Beispielen eine practische Philosophie und Lebensklugheit zu lehren, die auf dem sittlichen Gehalt der christlichen Offenbarung als ihrem tiefsten und festesten Grunde ruht p). Weise's Romane fanden nicht mindern Beifall als

Saalbader wieder aufgestanden" (Vorrede zu den drei ärgsten Erznarren). Er scheint hiernach sogar den Simplicissimus für ein schlechtes Buch gehalten zu haben. — l) Sie erschienen drei Jahre vor den drei klügsten Leuten (vgl. die Vorrede vor diesen) also wohl schon 1670; „die Sachen aber waren meistentheils schon acht Jahre zuvor mit flüchtiger Feder aufgesetzt worden". Angegeben finde ich als älteste bekannte Ausgabe bei Jördens 5, S. 245 die Leipziger in 12. vom J. 1672. Erst vor die spätern Drucke dieses und des folgenden Romans setzte Weise seinen Namen, vor den frühern nannte er sich Catharinus Civilis. — m) Zuerst Leipzig 1673. 12. Dieser Roman schließt sich durch seinen Inhalt unmittelbar an den ersten an. — n) Die Zeit seines Erscheinens kann ich mit Genauigkeit nicht angeben: Ebert, bibliograph. Lexic. 2, Sp. 932, 19 führt zwei Drucke eines politischen Näschers an, welches doch wohl der weisesche sein wird, den einen o. J., den andern Leipzig 1678. 12.; Gervinus 3, S. 414 hat einen Druck von 1686 vor sich gehabt; ich selbst habe noch keinen gesehen. — o) Daß er an den „Cromenen, Arianen, Clölien, Sophonisben, Cleopatren und andern dergleichen Fabeln" keinen besondern Gefallen gefunden habe, läßt sich schon aus einer Stelle im 2ten Theil seiner „Ueberflüss. Gedanken rc." S. 399 (Ausg. von 1701) schließen. — p) Für wen er vornehmlich „die Arzneien" bestimmt habe, die in seinen Romanen verborgen seien, erklärt er in der Vorrede zu den drei Erznarren: „Ueber Fürsten und Herren haben Andre genug geklaget und geschrieben. Hier finden die Leute ihren

der Simplicissimus: auch an sie schloß sich eine lange Reihe von Nachahmungen, die, wie es scheint, selbst bei den nicht gelehrten Ständen mehr oder minder Eingang fanden [q]). — Unmittelbarer als diese Classe wurde durch den Simplicissimus eine andere Art erzählender Werke vorbereitet, die noch weit mehr ein Gemeingut aller Stände wurden, aber erst ganz am Ende dieses Zeitraums in Aufnahme kamen und sich dann bis tief in den folgenden hinein fortsetzten, die sogenannten „Robinsonaden" und die „Aventuriers". Die älteste derartige Geschichte hatte nämlich schon Grimmelshausen als den Schluß der Abenteuer seines Helden erzählt [r]); den nächsten Anstoß indeß zu den vielen spätern Robinsonromanen gab erst die im J. 1720 erschienene Uebersetzung des englischen „Robinson Crusoe" von Dan. Defoe [s]). Das bemerkenswer-

---

Text, die entweder nicht viel vornehmer sind als ich, oder die zum wenigsten leiden müssen, daß ich mich vor ihnen nicht entsetze. — Vielleicht wirkt diese possierliche Apothekerbüchse bei etlichen mehr, als wenn ich den Catonem mit großen Commentariis hätte auflegen lassen. Plato hat gesagt: imperare est legitime fallere populum. Es scheint, als müßte man die Tugend auch per piam fraudem der kitzligen und neubegierigen Welt auf eine solche Manier beibringen ꝛc." Vgl. auch Gervinus 3, S. 414 ff. — q) Gervinus 3, S. 413; 417; Thomasius, a. a. O. 1, S. 64 f.; Ebert, a. a. O. 2, Sp. 932 f. — r) Im 6ten Buch. Eine andre Vorläuferin der Robinsonaden findet sich in der kurzen Geschichte eines Spaniers Serrano, die in Happels Mandorell (v. J. 1682), S. 313—316 erzählt wird. — s) Defoe's Buch wurde zuerst London 1719, die deutsche Uebersetzung Leipzig 1720. 2 Bde. 8. gedruckt (und in demselben Jahre noch dreimal aufgelegt); dazu ein 3ter und 4ter Theil, Leiden 1721. 8. Nun folgte von 1722 die lange Reihe deutscher Geschichten von Robinsonen und Robinsoninnen (bei Koch 2, S. 268 ff. sind es 40) mit ihren besondern Bezeichnungen, bald nach Reichen oder Provinzen, bald nach Wissenschaften, Gewerben ꝛc. Eine der besten dieser abenteuerlichen Erfindungen soll „der schlesische Robinson" sein, Breslau 1723. 2 Thle. 8.; vgl. Fr. Horn, a. a. O. 2, S. 306 f. Die „Aventuriers" beginnen nach Kochs Verzeichniß 2, S. 272 ff. mit dem J. 1724. Eine „Bibliothek der Robinsone. In zweckmäßigen Aus-

theste der darauf folgenden deutschen Originalwerke t) fällt nicht mehr in diesen Zeitraum und wird daher an einer andern Stelle näher bezeichnet werden. — Von kleinern Erzählungen, Novellen, Schwänken, Anecdoten, Schnurren rc., die theils der Fremde entlehnt, theils von heimischem Ursprunge sind, finden sich viele in den Romanen und in den satirischen Schriften zerstreut u), oder in besondern Sammlungen vereinigt v). Das Bessere muß in der Regel auch hier, wenn

---

zügen" (mit einer Kritik aller erschienenen Robinsone) gab J. Ch. L. Haken heraus, Berlin 1805—8. 5 Thle. 8. — t) Die sogenannte Insel Felsenburg. — u) Außer in den berühmtern Romanen, namentlich in den beiden von Anton Ulrich und denen von Ch. Weise, noch besonders in den echten und unechten Gesichten Philanders v. Sittewald, in den erzählenden und didactischen Schriften von Grimmelshausen, bei B. Schupp und Abraham a Sta Clara (über den mehr weiter unten); auch in Happels Romanen, vgl. z. B. den sächs. Witekind, Thl. 4, S. 205 ff. (Ausg. von 1709). — v) Ich kenne außer Zinkgrefs Sammlung, welche aber bloß zur Aufnahme rein geschichtlicher Anecdoten bestimmt war, von hier einschlagenden Büchern nur Harsdörfers „Großen Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichten". Frankfurt 1650. 2 Thle. 8. (es muß aber schon von 1648 eine Ausg. geben), und dessen „Großen Schauplatz jämmerlicher Blut- und Mordgeschichten". Frankfurt 1650. 8 Thle. 12. (in beiden Sammlungen werden die einzelnen Geschichten, die größtentheils in fremden Sprachen geschriebenen Büchern entlehnt sind, mitunter aber auch Vorfälle berichten, die Harsdörfer selbst erlebt hat, meist in einer sehr trocknen Kürze erzählt); „Zweihundert der allerschönsten neuen Historien, hiebevor hundert durch den weitberühmten Boccatium beschrieben, jetzt aber mit 100 vermehrt. Frankfurt 1646. (mir nur aus der Anführung in dem Novellenbuch von E. v. Bülow 1, S. XLI bekannt); „Des uralten Leier-Matz lustigen Correspondenz-Geist rc." o. O. 1668. 12.; „Recueil von allerhand Collectaneis und Historien rc." o. O. 1719—24. 3 Bde. 8.; „Hilarii Sempiterni kurzweiligen Historicus rc." Cosmop. 1731. 8. (alle drei nur aus Koch 2, S. 327 ff.), und „Der Historien von Thor- und Narrheit dieser Welt erste Centuria." o. O. u. J. (wohl um 1700; meist kleine schwankartige, zum Theil sehr schmutzige Geschichten; darunter aber auch schon einzelne Lügenmärchen, die nachher im Münchhausen wiederkehren).

es anders von deutscher Erfindung ist, oder dem Stoffe nach aus früherer Zeit herrührt, in den mehr volksmäßigen Schriften gesucht werden.

§. 214.

b) Für die in gemischter Form abgefaßten Schäfereien[1]), welche Opitz, auch hierzu von auswärts angeregt[2]), in die deutsche Litteratur einführte, zeigte sich bald, nicht bloß in dem Nürnberger Kreise, sondern auch anderweitig, eine besondere Vorliebe. Sie rührte, wie die Neigung zum Schäfergedicht im Allgemeinen, vornehmlich von der gleichfalls aus der Fremde herübergenommenen[3]) und in Deutschland bald gangbar gewordenen Vorstellung her, daß die Poesie überhaupt von Hirten ausgegangen sei, und daß die Dichter sie nur wieder zu ihrem Ursprunge zurücklenkten, wenn sie Alles, was sie darstellten, in einer idealen Schäferwelt sich zutragen ließen und in ein dieser entsprechendes Gewand einkleideten[4]). In ihrer Anwendung führte diese Theorie zu den gröbsten Verirrungen des Geschmacks und zu der äußersten Unnatur[5]) und

1) Daß diese Bezeichnung auch bisweilen für eigentliche Schäferromane gebraucht wurde, erhellt schon aus dem Titel einer §. 211, Anm. 1. angeführten Uebersetzung; vgl. auch Koch 2, S. 247, B, a; 249, d. Eben so wurden mitunter dramatische Stücke, in denen Schäfer auftraten, Schäfereien benannt; vgl. z. B. Gottsched, Nöthig. Vorrath ꝛc. 1, S. 194 f. — 2) In der Widmung vor der Hercynia beruft er sich in Betreff der schäferlichen Einkleidung seines Gegenstandes unter den Alten auf Theokritus, Virgilius, Nemesianus und Calpurnius, unter den Neuern auf Sannazar, Balth. Castiglioni, Laur. Gambara, den Ritter Sidney und den von Urfé als seine Vorgänger. — 3) Vgl. Scaliger, Poetic. 1, 4. — 4) Vgl. Harsdörfer, Poet. Tricht. 1, S. 2 und besonders Birkens Zuschrift und Vorrede vor der Redebind- und Dichtkunst. — 5) Die Stifter des Blumenordens begegneten (in der Vorrede zum „Pegnesischen Schäfergedicht") dem Einwande, daß ihre fingierte Schäferwelt der Wirklichkeit widerspräche, und daß namentlich eigentliche Hirten dergleichen Unterredungen, wie sie in den Schäfereien vorkämen, nie führen, ja nicht einmal verstehen könnten, mit der höchst

den albernsten Spielereien im Dichten, wozu gerade die Schäfereien vor allen übrigen bukolischen Erfindungen die Belege liefern. Opitzens Hercynia galt zwar seinen Nachfolgern als das Musterwerk dieser Gattung [6]): in den spätern Schäfereien ist nicht bloß die von ihm beliebte Form in allen wesentlichen Stücken beibehalten; auch auf die besondere Tendenz, die er mit seiner Erfindung verband, daß sie eine eigne Art von Lob- und Ehrengedicht sein sollte, giengen seine Nachfolger gemeiniglich ein. In der besondern Darstellungsweise aber, in dem Anbringen von Allegorien und Sinnbildern, in dem Spielen mit Wortklängen und metrischen Formen [7]), verstiegen sie sich, zumal die Nürnberger, so weit über ihn hinaus, daß, verglichen mit einzelnen Stücken aus dieser Schule, wie dem „Pegnesischen Schäfergedicht" von Harsdörfer und Klai [8]), der „Fortsetzung der Pegnitzschäferei" von Birken [9]) und „der

---

albernen Erklärung, daß „bei Beschreibung der bäuerischen Gespräche und groben Sitten (wirklicher Schäfer) mehr Verdruß als Belustigung zu befahren sein würde", und daß die Schäfer, welche in ihren Werken aufträten, „durch die Schafe ihre Bücher, durch derselben Wolle ihre Gedichte, durch die Hunde ihre von wichtigem Studieren müßigen Stunden" bezeichneten. — 6) „Die erste (Schäferei) in Deutschland, gleichwie auch die edelste, ist Opitzens unvergleichliche Hercynie." Birken, a. a. O. S. 301. — 7) Einzelne Belege dazu sind bereits §. 193, k; §. 196, 15; §. 198, 29 namhaft gemacht worden. — 8) „Pegnesisches Schäfergedicht in den berinorgischen (d. i. nürnbergischen) Gefilden angestimmt von Strephon und Clajus". Nürnberg 1644. 4. Der Kern dieser Dichtung ist jener poetische Wettstreit, der Veranlassung zur Stiftung des Blumenordens gab; vgl. §. 182, Anm. 7; Herdegen, S. 6 ff. — 9) „Fortsetzung der Pegnitzschäferei, behandelnd unter vielen andern rein- und neuen freimüthigen Lustgedichten und Reimarten derer von Anfang des deutschen Krieges verstorbenen tugendberühmtesten Helden Lobgedächtnisse; abgefasset und besungen durch Floridan, den Pegnitzschäfer, mit Beistimmung seiner andern Weidgenossen." Nürnberg 1645. 4. Diese Fortsetzung ward nachher, „in gar Vielem verändert", mit dem ersten pegnes. Schäfergeb. von Birken in die „Pegnesis oder der Pegnitz Blumengenoß-Schäfer

Nymphe Noris" von Joh. Helwig[10]), die Hercynia in formeller Hinsicht den Anschein eines nicht bloß verständigen, sondern selbst geschmackvollen Werkes gewinnt. Nur in dem Inhalt zeigen die Schäfereien von Birken in sofern einen Fortschritt zum Bessern, daß an die Stelle der Beschreibung lebloser Gegenstände, wirklicher oder fingierter, nach und nach mehr die Erzählung geschichtlicher Ereignisse getreten ist, so daß sich dadurch diese Werke, namentlich die jüngern, „die friedersreute Teutonie"[11]), „der ostländische Lorbeerhain"[12]) und „die Guelfis"[13]), die auch in der Behandlung der Form, zumal der Prosarede, die ältern weit übertreffen[14]), dem historischen Roman annähern[15]). — Zuletzt möge hier noch der besondern Art kleiner Erzählungen von gemischter Form gedacht werden, die sich aus den von Hofmannswaldau aufgebrachten Heldenbriefen und den jedem der zusammengehörenden Paare vorausgeschickten kurzen prosaischen Einleitungen entwickelte.

Feldgedichte in neun Tagzeiten", Nürnberg 1673. 79. 2 Thle. 12. (auch 1683) aufgenommen; vgl. darüber W. Müllers Biblioth. 9, S. XXII f. — 10) Helwig (mit dem Schäfernamen Montano), geb. zu Nürnberg 1609, war Arzt und lebte bis 1649 in seiner Vaterstadt, dann in Regensburg, wo er 1674 starb; vgl. Herdegen, S. 242 ff. Seine „Nymphe Noris in zweien Tageszeiten vorgestellt" erschien zu Nürnberg 1650. 4. Hier bildet den Hauptinhalt die Beschreibung Nürnbergs, „seiner Regimentsform, adeligen Geschlechter, namhaften Gebäue rc." — Die beste Auskunft über den Inhalt und Character dieser drei Schäfereien gibt Gervinus 3, S. 295 ff. — 11) Eine der Festdichtungen, womit Birken den Osnabrücker Frieden feierte, Nürnberg 1652. 4. — 12) Zu Ehren des Hauses Oesterreich abgefaßt, Nürnberg 1657. 12. — 13) Oder „Niedersächsischer Lorbeerhain", zu Ehren des Hauses Braunschweig-Lüneburg, Nürnberg 1669. 12. — 14) Auch über diese Werke ist die beste Belehrung bei Gervinus 3, S. 303 ff. zu finden (wo aber die „dannebergische Heldenbrut" in die „d. Heldenbeut" zu bessern ist). — 15) Birken selbst schienen diese drei Schäfereien in einem nahen Verwandtschaftsverhältniß zu den Heldenromanen zu stehen; vgl. Redebind- u. Dichtk. S. 304 f. —

Indem nämlich H. A. v. Ziegler, dem Andere darin nachfolgten, in der „Heldenliebe der Schrift alten Testaments“ [16]) die Einleitungen zu seinen Wechselbriefen weitläuftiger anlegte und ausführte, entstanden daraus kleine Liebesromane [17]) mit eingefügten gelehrten Erörterungen, die jedoch durch nichts weiter merkwürdig sind, als durch ihren lächerlich unnatürlichen Inhalt und ihre bis zum Widerlichen affectierte, süßliche und schwülstige Sprache [18]).

B. Lyrische Poesie.

§. 215.

Keiner poetischen Gattung lassen sich in diesen Zeiten die Grenzen schwerer abstecken, als der Lyrik. Der Grund davon ist hauptsächlich in dem Umstande zu suchen, daß sie in ihrer neuen kunstmäßigen Gestaltung den Verband mit der Musik nicht mehr als einen durch ihre Natur nothwendig bedingten anerkannte, daß sie vielmehr gleich von Anbeginn an sich in eine musikalische und in eine nicht musikalische theilte.

16) Leipzig 1691. 8. und öfter. — 17) Es sind „sechzehn anmuthige Liebesbegebenheiten“ zwischen Adam und Eva, Abraham und Sara ꝛc. Diese Personen senden sich wechselsweise die Heldenbriefe zu. — 18) Einen zweiten Theil zu Zieglers Buch, „Heldenliebe der Schrift alten und neuen Testaments“, gab G. Chr. Lehms, Leipzig 1710. 8. heraus (über einen der darin enthaltenen Briefe, der von einer Frauenhand herrührt, vgl. Lehms, Deutschlands galante Poetinnen ꝛc. 1, S. 155). Von andern in diese Form gebrachten kleinen romanhaften Erzählungen will ich nur des Gegenstandes halber „den deutschen Paris“ von Omeis (in der Gründl. Anleit. ꝛc. S. 278 ff.) erwähnen; vgl. Görres, deutsch. Volksb. S. 85 ff. — Ob schon Mich. Wiedemann (1659—1719) seinen unter dem Titel „Historisch-poetische Gefangenschaften ꝛc.“ Leipzig 1690. 8. herausgegebenen Heldenbriefen (vgl. Prutz, Gesch. d. d. Journ. 1, S. 272 f.) ähnliche Einleitungen wie Ziegler vorangeschickt hatte, weiß ich nicht.

Denn nur nach jener Seite hin schied sie sich nun noch als
ine besondere Gattung von den übrigen schärfer ab, nicht
loß innerlich durch ihre Gegenstände und ihren Ton, sondern
uch äußerlich durch das Festhalten der rein strophischen oder
er aus Strophen und Recitativen gemischten Formen. Für
yrische Stücke hingegen, die bloß gelesen, nicht gesungen wer-
en sollten, war die Form ganz in das Belieben der Dichter
estellt, und je häufiger sie hier nach Versarten griffen, die
hrer Natur nach sich nur für andere Zweige der Poesie eigne-
en [a]), und außerdem noch bei der Wahl und der innern Be-
andlung der Stoffe in das Gebiet anderer Dichtarten, nament-
ich der didactischen und der beschreibenden, unwillkürlich oder
bsichtlich hineingeriethen, desto mehr poetische Mittel- und
Mischarten mußten daraus entstehen, und um so weniger
onnte die neue Kunstlyrik sich nach dieser Seite hin innerlich
nd äußerlich fest abgrenzen. Daher läßt sich der Umfang der
anzen Gattung ohne Abzweigung aller Neben-, Mittel- und
Mischarten kaum anders bestimmen, als daß zu ihr von der
oetischen Litteratur dieses Zeitraums Alles gerechnet wird, was
ermöge seines Gegenstandes, seiner innern Behandlung und

---

a) Welche metrischen Hauptformen für die rein lyrischen und die-
ramatisch-lyrischen Gedichte, die wirklich in Musik gesetzt wurden oder
ch doch zu musikalischer Behandlung eigneten, gebräuchlich waren, und
elche andern strophischen und reihenartigen Verssysteme nur zu solchen
Sachen benutzt wurden, die ausschließlich oder vorzugsweise bestimmt
waren, gelesen, und nicht gesungen zu werden, ist oben angedeutet
worden; vgl. besonders §. 198 u. §. 197, S. 584. Das Lied konnte
ch Harsdörfer wenigstens nicht anders als mit Musik verbunden den-
en; denn er bemerkt im poet. Tricht. 2, S. 6: „Und ist dieses nicht
u vergessen, daß das Wörtlein Reim eigentlich auf das Gebänd, das
Wörtlein Gedicht auf den Inhalt, das Wörtlein Lied auf den Ge-
ang zielet, welcher Unterschied von sehr wenigen bishero geachtet wor-
en." (Hier haben wir eine ähnliche Unterscheidung, wie in der mittel-
hochd. Poesie zwischen den Ausdrücken dôn, wort, wîse; vgl. §. 108.) —

seines Tons, oder auch nur seiner Tendenz halber, mag die metrische Form sein, welche sie wolle, den lyrischen Character wirklich angenommen, oder sich ihm mindestens so weit angenähert hat, daß es weniger entschieden einer der drei übrigen Hauptgattungen zufällt. Dieß gilt sowohl von der geistlichen, wie von der weltlichen Lyrik, als den beiden Hauptarten, in welche die gesammte Gattung sich sondert. Denn beide, diesen ganzen Zeitraum hindurch noch gleich stark geübt und vertreten, unterscheiden sich außer dem einer jeden eigenthümlichen Grundton hauptsächlich auch nur in den Gegenständen, die sie behandeln, obgleich selbst darin mehrfache Uebergänge, besonders bei dem Gelegenheitsgedicht, dem unstrophischen Hymnus, dem Natur- und dem Sittenliede und bei andern, vorzugsweise schildernden und betrachtenden Stücken aufgezeigt werden können [b]); wogegen es von den in der weltlichen Lyrik üblichen Formen nur äußerst wenige geben möchte, die der geistlichen ganz fremd geblieben wären [c]), wenn auch zugestanden werden muß, daß hier einige, die dort häufig gefunden werden, seltner in Anwendung gekommen sind.

---

b) Z. B. in den Gedichten von Andreas Gryphius und von Brockes. — c) Wir haben hier so gut, wie in der weltlichen Dichtung, außer eigentlichen Liedern und Oden in einfacher Liederform Oden von der pindarischen Art, Arien, Sonette, Madrigale, Sestinen, Alexandrinerhymnen, Elegien, Cantaten, Eklogen oder Hirtengespräche, andere Gesprächgedichte rc. Die Serenate aber scheint immer nur von weltlichem Inhalt gewesen zu sein. Indessen hatte auch sie in der geistlichen Poesie wenigstens eine Art von Gegenbild an dem Oratorium. Mit der Zeit kam man selbst dahin, beide Formen der dramatischen Lyrik in sofern in einander übergehen zu lassen, daß man Gedichte abfaßte, die zur einen Hälfte Oratorium, zur andern Serenate waren. Beispiele, die aber erst aus den Dreißigern des 18ten Jahrh. sind, finden sich bei Weichmann, Poesie d. Niedersachsen 5, S. 57 ff.; 6, S. 44 ff.

§. 216.

1. Die neue **weltliche Lyrik** gieng, wo sie den Verband mit der Musik nicht aufgab, so ziemlich auf dieselben Gegenstände ein, an welchen sich im vorigen Zeitraum das weltliche lyrische Volkslied vorzugsweise entwickelt hatte. In diesem Kreise bewegten sich zwar auch viele von den Stücken, die nicht für den musikalischen Satz bestimmt waren; die große Masse jedoch bildeten hier jene aus den besondern gesellschaftlichen und amtlichen Beziehungen der Dichter hervorgegangenen unsangbaren Gelegenheitspoesien, die erst mit der Festigung und Ausbreitung der Gelehrtendichtung recht in Aufnahme kamen [1]). Diese Richtung führte am weitesten, nicht bloß von der Natur der Lyrik, sondern von aller Poesie überhaupt ab, weil man gerade hier mehr als anderwärts dahin kam, die dichterische Thätigkeit beinahe allein auf die geschickte Anwendung der Regeln und Handgriffe der Rhetorik zu beschränken [2]).

---

1) Es versteht sich nach dem im vorigen §. Bemerkten von selbst, daß hier nur diejenigen unsangbaren Gelegenheitsgedichte gemeint sind, die noch am ersten zur lyrischen Gattung gerechnet werden können und nicht entschiedener einer andern zufallen. Denn öfter wurden zu solchen Stücken, z. B. zu Glückwünschen bei Hochzeiten, bei academischen und bürgerlichen Beförderungen 2c., auch die Formen der Satire, der poetischen Epistel und des in Alexandrinern oder gemischten Versen abgefaßten Hirtengedichts gewählt. Ueberhaupt gab es nicht leicht eine poetische Form in dieser Zeit, die nicht zum Gelegenheitsgedicht benutzt worden wäre. So wurde gar häufig, besonders gegen das Ende des Zeitraums, von allen Mittelformen zwischen der musikalischen Lyrik und dem musikalischen Drama Gebrauch gemacht, wenn bürgerliche oder höfische Feste durch die Poesie verherrlicht werden sollten: die meisten Cantaten, Serenaten, Pastorelle, Maskeraden und Ballete verdanken solchen Anlässen ihre Entstehung. — 2) Vgl. **Birken**, Redebind- u. Dichtk. S. 187 ff. Förmlich in ein System scheint dieses zuerst **Chr. Weise** in der grün. Jug. nothw. Gedank. S. 404 ff. gebracht zu haben; er zeigt hier, wie bei Abfassung von Gelegenheitsgedichten „die meiste und gleichsam unerschöpfte Menge von inventionibus von den *locis topicis* hergenommen

Daher finden sich unter der unübersehbaren Menge der auf uns gekommenen Preis-, Ehren-, Dank-, Glückwunsch-, Trost- und Condolenzgedichte jeder Art verhältnißmäßig nur äußerst wenige, die sich vor den übrigen durch einen tiefern Gehalt oder durch eine gewisse Eigenthümlichkeit der Anlage und Ausführung auszeichnen, und auch diese muß man fast allein bei den allerbegabtesten Dichtern suchen. Besser steht es um die andern, nicht aus solchen äußerlichen Verhältnissen erwachsenen Zweige der weltlichen Lyrik. Im Ganzen bieten sie uns, zumal das Liebesgedicht in der Form des Liedes und des Sonetts, das Freundschafts-, Trink-, Natur-, Jahreszeit- und Sittenlied, in der frühern Zeit auch das auf die vaterländischen Angelegenheiten bezügliche Lied und Sonett, eine der erfreulichern Seiten der poetischen Litteratur in diesen Zeiten dar, obwohl die allgemeinen Gebrechen, an welchen diese leidet, auch hier noch immer so merklich hervortreten, daß selbst unter denjenigen Stücken, die für die gelungensten gelten müssen, nicht so gar viele ganz frei von mißfälligen Zügen sein möchten. Denn auch in dieser Lieder- und Sonettenpoesie erlangte im Allgemeinen der Verstand zu sehr das Uebergewicht über die Phantasie, die gekünstelte Einkleidung des Stoffs den Vorzug vor der natürlichen. So drangen einerseits Spruchweisheit, Lehre, Reflexion [3]), andrerseits todter mythologischer Schmuck

---

werden könne". Vgl. damit Morhof, Unterr. S. 579 f., Omeis, Gründl. Anleit. rc. S. 106 f.; 131 ff. und Hunold, die allerneueste Art rc. S. 525 ff. Uebrigens kann man nach der Ausführlichkeit, womit Birken, Weise rc. in dem Kapitel von der poetischen Erfindung die verschiedenen Arten des gewöhnlichen Gelegenheitsgedichts behandeln, beurtheilen, welche Wichtigkeit man demselben beilegte. — 3) Eine auf das häufige Anbringen von „schönen Sprüchen und Lehren" in lyrischen Gedichten abzielende Vorschrift Opitzens in seinem Buch von der d. Poeterei (s. §. 201, Anm. 20.) trug gewiß nicht wenig dazu bei, daß selbst die musikalische Lyrik im Allgemeinen einen so didactischen Ton

sammt allerhand anderer philologischer Gelehrsamkeit, Allegorie, Sinnbildnerei und alle Arten von Reimspielereien zu mächtig in sie ein, als daß dadurch nicht hätte die Wahrheit, Wärme, Stärke und Unmittelbarkeit des Gefühls- und Gedankenausdrucks vielfach beeinträchtigt werden müssen. Am meisten litt darunter das Liebesgedicht in allen seinen verschiedenen Formen, selbst in solchen Fällen, wo es wirklich empfundene und nicht, wie so häufig, bloß eingebildete und vorgespiegelte Herzensgefühle [4]) zu seinem Inhalt hatte. Hier kam überdieß in der Regel noch das leidige Schäferwesen mit ins Spiel, das schon allein, wo es sich einschlich, Ziererei und Unnatur mit sich brachte. Andere und zum Theil noch gröbere Verirrungen blieben auch nicht aus: man suchte nicht selten das Erhabene und Phantasievolle in dem Uebertriebenen und Schwülstigen, sank, wo man einfach und schlicht zu sein wähnte, in Nüchternheit und Plattheit, wo bloß natürlich und derb, zum Rohen und Schmutzigen hinab und verwechselte mit der sinnlichen Belebung das frech lüsterne Ausmahlen des Nackten, mit der Liebe die Wollust, mit einer geweckten Laune und heiterm Scherz plumpe Späße und seichte Witzeleien [5]). Endlich wa-

annahm. Auch sie hatte er von dem Wundermann Scaliger überkommen, in dessen Poetik es B. 3, Kap. 123 von dem lyrischen Gedichte heißt: poscit frequentiam sententiarum. — 4) Vgl. §. 201, S. 609 u. Anm. 21, nebst der daselbst angezogenen Vorrede von Chr. Weise (s. §. 217, Anm. e.); §. 205, S. 634; Zesens Vorrede zum 2ten Thl. des hochd. Helicons und den Anhang zum 3ten Thl. S. 189 f. (nach der Ausg. von 1656) und W. Müllers und K. Försters Biblioth. 11, S. XVI, sammt der Note. — 5) Wenn von diesen Verirrungen auch manche schon in der ersten Hälfte des Zeitraums deutlich genug wahrgenommen werden können, so treten sie insgesammt doch erst später, ganz besonders auf der Grenze des 17ten und 18ten Jahrh., in größerer Stärke und Allgemeinheit hervor. Man muß außer verschiedenen Hochzeitsgedichten die Liebes-, Wein-, Bier-, Kaffee- und Tabakslieder lesen, die in diese Zeit fallen, um sich eine Vorstellung machen zu können von der

ren selbst die vorzüglichern Dichter auch hier immer bis zu einem gewissen Grade bloße Nachahmer des Auslandes, und so vermißt man zu oft auch an ihren Sachen, noch vielmehr aber an denen ihrer Nachtreter, die außer von den Fremden noch von ihnen fortwährend im Kleinen und im Großen borgten, mit dem individuellen Character einer sich darin abspiegelnden Persönlichkeit zugleich den allgemeinern der deutschen Volksthümlichkeit.

§. 217.

Vorbereitet wurde, wie schon verschiedentlich angedeutet ist, die neue weltliche Kunstlyrik nicht bloß in den Liedern, Oden und Sonetten der gelehrten Dichter, die als Opitzens nächste Vorgänger angesehen werden müssen [a]), sondern auch in jenen kleinen Poesien, welche bald aus dem Welschen übersetzt, bald welschen Gesangstücken nachgeahmt, als Texte in die zu Ende des sechzehnten und im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts herausgegebenen Musikbücher aufgenommen wurden [b]). Bei manchen Eigenthümlichkeiten, wodurch

---

Schamlosigkeit, der wüsten Rohheit und der nichtswürdigen Gemeinheit, womit manche Lyriker, namentlich aus Hofmannswaldau's und aus Weise's Schule, ihr Handwerk trieben. Weichmann hatte, wenn er auf solche Liebes- und Trinkgedichte zielte, volles Recht, sie „Saudisteln“ und „schandbare Unflätereien“ zu nennen (vgl. die Vorrede zum 1sten Theil der Poesie d. Niedersachsen ***2, und die Vorrede zum ersten Druck des 1sten Theils von Brockes' irb. Vergnüg. B, 6 rw.).

a) S. §. 200. — b) Vgl. §. 140, Anm. 8. und das dort angeführte Buch von Hoffmann. Wie sehr in allen Theilen Deutschlands und unter allen sich für den gesellschaftlichen Gesang interessirenden Ständen schon vor dem Eintritt der opitzischen Reformen die den romanischen Völkern nachgebildete Kunstlyrik ihrem Geist und ihren Formen nach vorbereitet war, kann man aus Hoffmanns Bemerkungen (S. X ff.) über die große Zahl, die vielen Verlagsorte und die weite Verbreitung dieser Musikbücher abnehmen. Von den Componisten, denen wir dieselben verdanken, war einer der letzten und berühmtesten, der sich auch als Dichter einen Namen gemacht hat, Joh. Herm. Schein

sich beide Classen von Gedichten innerlich und äußerlich unterschieden, trafen sie doch darin zusammen, daß der Ton des spätern deutschen Volksgesanges noch vielfach in ihnen anklang. Dieser Ton schwindet nun auch noch nicht so bald und auf einmal aus der neuen Kunstlyrik. Wenn Opitz selbst und seine nähern Anhänger ihn auch selten oder nie in ihren weltlichen Sachen hören lassen, und andere Lyriker, die sich etwas freier bewegen, ihn schon mehr zu verfeinern und dem Ton der Kunstpoesie zu assimilieren gesucht haben, so macht er sich dagegen anderwärts in der ihm von früher her eigenthümlichen Natur noch vernehmlich genug. Besonders ist dieß der Fall in den Liedern einiger oberrheinischen und sächsischen Dichter c). So finden wir von den ältern am Oberrhein namentlich Moscherosch und Römpler von Löwenhalt und in Sachsen Gottfr. Finckelthaus und Christian Brehme, die alle in ihren lyrischen Gedichten noch vielfältig an das spätere Volkslied des sechzehnten Jahrhunderts erinnern, sowohl durch die Vorliebe für gewisse Gegenstände, wie durch

(geb. 1586 zu Grünhain bei Zwickau, seit 1613 Hofcapellmeister zu Weimar und zwei Jahre darauf als Cantor und Musikdirector nach Leipzig berufen, wo er 1630 starb). Unter den verschiedenen Sammlungen seiner von ihm selbst in Musik gesetzten geistlichen und weltlichen Gedichte ist die zuerst in Leipzig 1621. 4. gedruckte „Musica Boscareccia, Waldliederlein, uff italiänische, villanellische Invention, mit 3 Stimmen", die bekannteste; sie enthält auch vorzugsweise seine in jener halb welschen, halb volksmäßig deutschen Manier und in einer stark mit fremden Ausdrücken gemischten Sprache gedichteten Sachen, in die auch schon das Schäferwesen Eingang gefunden hat. Vgl. Neumeister, Spec. S. 90, E. L. Gerber, Neues histor. biogr. Lexicon der Tonkünstler rc. 4, Sp. 44 f. und Gervinus 3, S. 271. — c) Die Ursachen, aus denen es sich erklären läßt, daß gerade am Oberrhein und in Sachsen der Ton des Volksgesanges stärker und anhaltender in die Kunstlyrik eindringen konnte als anderwärts, deutet Gervinus an verschiedenen Stellen an; vgl. besonders 3, S. 120 f.; 159 ff.; 269 ff. —

ihren Stil, ihre Sprache und zum Theil selbst noch durch die Art, womit sie die metrische Form behandeln.[d]). Unter den jüngern ist aber auf diesen Ton auch als Lyriker Chr. Weise am entschiedensten eingegangen: denn die Lieder seiner Jugend[e]), die nicht Gelegenheitsstücke sind, hat er fast alle weit

---

d) Die Lieder von Moscherosch sind größtentheils seinen „wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten" eingefügt; wo noch andre stehen sollen, die mir unbekannt sind, gibt Dittmar (nach Jördens) in seiner Einleitung zu den Gesichten, S. LXVII f. an. Ihre Zahl ist nicht groß, und ich weiß nicht einmal, ob ihm alle, die in den Gesichten stehen, und bei denen kein anderer Verfasser genannt ist (wie bei zweien, Th. 2, S. 653; 655 der Ausg. von 1650, die ihm Koch 2, S. 98 irrthümlich beilegt) mit Sicherheit zugeschrieben werden dürfen. — Ueber Rompler von Löwenhalt und die Ausgabe seiner Gedichte vgl. §. 182, Anm. 1. — Finckelthaus, oder wie er sich meistens vor seinen Schriften nannte, Greger Federfechter von Lützen, war Stadtrichter in Leipzig und dichtete zwischen 1634 und 1657. Auch er war Componist und sang alle seine Lieder selbst zur Laute (Gerber, a. a. O. 2, Sp. 123 f.). Von seinen weltlichen Sachen kommen hier zunächst die um 1640 zu Hamburg (o. J.) in länglichem 8. erschienenen „Deutschen Gesänge" in Betracht. Ob die von Neumeister, Spec. S. 32 angeführten „Deutschen Lieder", Leipzig 1644. 12. davon verschieden, oder bloß eine neue Ausgabe sind, muß ich dahingestellt sein lassen. — Brehme war geboren zu Leipzig und trat zuerst in Kriegsdienste (wofern Neumeisters Worte, a. a. O. S. 18 nicht vielmehr so zu verstehen sind, daß er zuerst Stadtfähndrich und dann Vice-Stadthauptmann zu Leipzig gewesen ist); hernach wurde er kursächsischer Kämmerer und Bibliothekar und zuletzt Bürgermeister in Dresden, wo er 1667 starb. Wir besitzen von ihm „Allerhand lustige, traurige und nach der Gelegenheit der Zeit vorgekommene Gedichte", Leipzig 1637. 4. und eine „Neue Hirtenlust", die er unter dem Namen Corimbo herausgab, Dresden 1647. 8. Er gehörte sammt Finckelthaus dem Leipziger Dichterkreise an, zu dem sich auch Flemming eine Zeit lang hielt, und auf den sich Zesens Sonett im 2ten Th. des hochd. Helicons S. 14 bezieht. Vgl. darüber und über jene beiden Dichter insbesondere Gervinus 3, S. 272 ff. — e) Sie stehen in den „Ueberflüssigen Gedanken der grünenden Jugend" (von denen das §. 206, Anm. 7. Gesagte dahin abzuändern ist, daß die erste Abtheilung bereits 1662 oder 1663 erschien, da Weise noch in Leipzig studierte, und dann in einem zweiten Druck

mehr in der Art des Volks- als des Kunstgesanges gedichtet, nicht selten mit einem glücklichen Erfolge, wiewohl er bei sei-

---

mit der hinzugekommenen andern Abtheilung im J. 1668; vgl. Müllers und K. Försters Biblioth. 14, S. LII). Diese Lieder, wovon eine Anzahl auf damals beliebte Melodien gedichtet ist (vgl. S. 286), drehen sich nicht um die Liebschaften von idealisierten Schäfern und Schäferinnen, sondern von Studenten und jungen Leipzigerinnen; wir haben es hier mit Stubenmädchen, Hausknechten, Küstern und Biertrinkern zu thun und befinden uns öfter auf dem Dorfe oder in Barbierstuben (Näheres über ihren Character s. bei Gervinus 3, S. 478). Welchen Sinn Weise aber, wenigstens in seiner spätern Zeit, den Liebesliedern untergelegt wissen wollte, berichtet die vorgeblich von einem Andern abgefaßte Vorrede zu einer der jüngern Ausgaben. „Was gehet," heißt es hier u. a., „die Liebe so groß diese Verse an, indem selbige mehr zu einer annehmlichen Allegorie, als zu den Gedanken selbst cooperiert hat?" Denn es habe dem Autor beliebt, „sein Studieren unter dem Bilde eines Liebhabers vorzustellen und hierdurch seine Begierde gegen das Frauenzimmer durch einen gelehrten Betrug abzuweisen". Die große Zahl der Abschiedslieder allein müßte „Zeuge sein, daß es fast unmöglich gewesen, so vielmal zu verreisen. Wenn er ein Collegium beschlossen und gleichsam von einer Disciplin zur andern gereiset wäre, so hätte sich eine verliebte Erfindung angegeben, unter der Prosopopoeia einer Jungfer die angenehme Disciplin nochmals zu bedienen". Sollten etliche Lieder in ihrem eigenen Verstande direct auf Liebessachen gehen, so werde solches mehrentheils als eine Satire zu verstehen sein, darin die jungen Leute mehr abgemahnet und bei Vorstellung unterschiedlicher Thorheiten zu einer andern und höhern Liebe heimlich angewiesen würden. Und S. 298 sagt Weise selbst: „Ich müßte fürwahr noch einmal so alt sein, wenn alle Begebenheiten, so in meinen Liedern vorkommen, mit mir sollten vorgefallen sein." K. Förster meint zwar a. a. O. S. LIII, Weise bitte wohl nur scherzweise und eine damals hergebrachte Sitte parodierend, in den Liebesliedern Alles für bloße Allegorie anzusehen. Dieser Deutung kann ich jedoch nicht beistimmen, wenigstens nicht ohne große Vorbehalte. Was Weise's andere lyrischen Sachen von weltlichem Inhalt betrifft, die er in Sammlungen herausgegeben hat (in „der grünen Jugend nothw. Gedanken", Leipzig 1675. 8. und in den „reifen Gedanken", Leipzig 1683. 8.), so bestehen sie allermeist aus sehr mittelmäßigen oder ganz schlechten Gelegenheitsgedichten. Besser sind einige unter denen, die er seinen Romanen und Schauspielen eingefügt hat (eins, das in den „drei klügsten Leuten", S. 234 f., Ausg. von 1684, steht, hebt auch Gervinus a. a. O. hervor). —

nem Streben nach dem „Naturellen und Ungezwungenen" auch hier häufig in eine Manier verfallen ist, die viel eher pöbelhaft und schmutzig, oder trivial und platt, als eigentlich volksmäßig genannt zu werden verdient. — Das lyrische Volkslied selbst verstummte in diesem Zeitraum eben so wenig, als das epische. Zwar war sehr Vieles von dem, was das Volk jetzt noch sang, von älterm Ursprunge [f]), oder rührte auch wohl von einzelnen kunstmäßigen Dichtern her, die sich nicht zu weit von seiner Gefühls- und Anschauungsweise entfernt hatten. Indessen gieng ihm selbst das dichtende Vermögen nicht so völlig aus, daß nicht noch immer Gesänge in seiner Mitte hätten entstehen sollen. An neu gedichteten Liebesliedern hat es ihm gewiß nie gefehlt; auf geschichtliche Personen und Begebenheiten und auf die vaterländischen Zustände bezügliche Lob-, Spott-, Mahn- und Rügelieder wurden wenigstens noch während des dreißigjährigen Krieges häufig verfaßt [g]), und außerdem tauchten auch noch öfter, namentlich bei den ein ungebundneres Leben führenden Volksclassen, andre neue Stücke auf, wie Soldaten-, Jäger- und Handwerksburschenlieder. Selbst manche Studentenlieder sind halb hierher zu rechnen. Im Ganzen jedoch starb auch dieser Zweig der Volksdichtung immer sichtlicher ab, theils in Folge des Drucks, den die

---

f) Beispiele von ältern epischen und lyrischen Volksliedern in Drucken aus der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. führt Koch 2, S. 85—87; 99 f. an. — g) Von solchen Stücken sind verschiedene abgedruckt oder nachgewiesen in den §. 210, Anm. 4. genannten Büchern (vgl. auch S. 675 und Gervinus 3, S. 308 ff.). Eins der besten ältern Gedichte dieser Classe, das an die Hansestädte gerichtet, diese zu Einigkeit und thatkräftigem Handeln ermahnt und zuerst im J. 1618 gedruckt worden ist, findet man bei Morhof, Unterr. S. 347 ff. und in einem neuen Abdruck bei W. Wackernagel, Leseb. 2, Sp. 239 ff. Der Verfasser, Johannes Doman, geboren zu Osnabrück, war Syndicus der Hansestädte und starb 1618 auf einer Gesandtschaft im Haag. —

unglücklichen Zeitverhältnisse auf alle Stände und am stärksten und nachhaltigsten auf die untern ausübten, denen die Pflege des Volksliedes ja nun allein überlassen war, theils weil dasselbe bei der allmählig immer weiter auseinander tretenden Bildung der höhern und niedern Classen keine belebende Anregung mehr durch die Kunstpoesie erhalten konnte, als diese wieder einer neuen Blüthe zuzustreben begann [h]).

§. 218.

An Opitz schlossen sich in der ganzen Art, womit sie die lyrische Poesie behandelten, und in dem Character ihrer weltlichen Sachen insbesondere von den berühmteren Dichtern der sogenannten ersten schlesischen Schule am engsten an Joh. Rist [1]),

---

h) Vgl. Docens Miscell. 1, S. 248, Hall. allgem. Litt. Zeit. von 1807, Nr. 42, Sp. 333 f., v. Soltau, Volkslieder, S. LXXVII ff. und die deutsche Vierteljahrsschrift von 1843, 4tes Quart. S. 134 f.

1) Geb. 1607 zu Ottensen bei Altona, studierte auf mehrern deutschen und niederländischen Universitäten, hauptsächlich Theologie, wurde 1635 Prediger zu Wedel a. d. Elbe (im Holsteinischen), erhielt später den Titel eines mecklenburgischen Kirchenraths und vom Kaiser sammt dem Dichterkranz die Pfalzgrafenwürde und starb zu Wedel 1667. Er war einer der allerfruchtbarsten Liederdichter des 17ten Jahrh. (vornehmlich in der geistlichen Gattung) und stand bei seinen Zeitgenossen in so außerordentlichem Ansehen, daß er von manchen selbst über Opitz gestellt und als princeps poetarum totius Germaniae gepriesen wurde. Um 1700 ließen sich aber schon andre Urtheile über ihn vernehmen (vgl. Neumeister, Spec. S. 86 und Hunold, die allerneueste Art ꝛc. S. 476; schon Morhof, Unterr. S. 393 ist in seinem Lobe sehr kühl und rügt sogar an Rists älteren Sachen, daß sie so sehr wider die Regel der Kunst liefen), und die neuere Zeit hat in ihm nur einen ziemlich gedankenarmen und ganz phantasielosen Mann finden können, der das Dichten durchaus mechanisch betrieb, in seiner breitströmenden Redseligkeit die allergewöhnlichsten Einfälle und Gedanken und alle möglichen Stoffe, mochten sie auch noch so spröder und prosaischer Natur sein, in Vers und Reim faßte und nur selten von einem schwachen Anflug poetischer Begeisterung über platte Nüchternheit hinausgehoben ward. Er schrieb außer zahllosen Liedern auch dramatische Sachen (mehrere Jugendversuche sollen noch während seiner Schülerzeit in Hamburg zu öffentlicher Aufführung ge-

Zachar. Lundt[2]), Ernst Christoph Homburg[3]) und Andr. Tscherning, der zu ihm auch in einem nahen persön-

---

kommen sein), machte Gelegenheits- und vermischte Gedichte aller Art, gab poetische Uebersetzungen heraus ꝛc. Sein eigentliches Feld war indeß das geistliche Lied (er hat über siebentehalbhundert Lieder gedichtet), das ihm im Ganzen auch besser gelang als das weltliche und namentlich das Liebeslied. Mit diesem hatte er sich noch viel in seinen jungen Jahren abgegeben (in der „Musa Teutonica, d. i. deutscher poetischer Miscellaneen erster Theil", zuerst (Hamburg?) 1634, dann Hamburg 1637. 12. oder kl. 8., auch 1640), wünschte aber später, als er „die Hand von Venus abzog und das große Werk der Engel trieb, geistliche Lieder zu schreiben", daß seine weltlichen Jugendgedichte „möchten vertilget, ausgerottet, ja zu Pulver und Asche verbrannt werden". Vgl. über ihn Gervinus 3, S. 263 ff.; 358 f.; über seine Werke und deren Ausgaben (sie erschienen seit der Mitte der Dreißiger) Wetzels Hymnopoeographia 2, S. 361 ff., Jördens 4, S. 367 ff. und W. Müllers Biblioth. 8, S. XII ff. — 2) Geb. 1608 zu Rübel in Schleswig, studierte in Leipzig, Wittenberg (wo er Buchners Schüler ward) und Königsberg. Schon während seines Aufenthalts zu Leipzig muß er sich als deutscher Dichter bekannt gemacht haben (vgl. Zesens Sonett im hochd. Helic. 2, S. 14), die meisten seiner uns erhaltenen Gedichte scheint er jedoch in den sechs zunächst auf seine Universitätszeit folgenden Jahren abgefaßt zu haben, wo er sich mit dem Unterricht junger Leute, zuletzt in Hamburg, abgab. Nach verschiedenen Reisen mit einzelnen seiner Zöglinge kehrte er 1645 in seine Heimath zurück, erhielt bald darauf ein Schulamt, später die Stelle eines Bibliothekars bei einem dänischen Reichsrathe, ward endlich in Kopenhagen Hofsecretär und Vicar des Stiftes Aarhus und starb 1667. Seine lyrischen Gedichte, von denen sehr viele bloße Uebersetzungen oder Bearbeitungen fremder sind, enthält die unter dem Titel „Allerhand artige deutsche Gedichte, Poemata, sammt einer zu End angehängten Probe auserlesener, scharfsinniger, kluger Hof- und Scherzreden, Apophthegmata genannt" zu Leipzig 1636. 4. herausgegebene Sammlung. Morhof, Unterr. S. 398, schätzte ihn nur in seinen lateinischen Poesien und stellte, darin zu weit gehend, seine deutschen neben die von Jac. Balde (vgl. auch Neumeister, a. a. O. S. 66). In neuerer Zeit haben besonders Bouterwek (10, S. 177 ff.) und K. Förster (Biblioth. Bd. 13) wieder auf ihn aufmerksam gemacht, den Werth seiner Gedichte aber wohl höher, als sie es verdienen, veranschlagt. — 3) Geb. 1605 zu Mühla bei Eisenach, lebte als Gerichtsactuar und Rechtsconsulent zu Naumburg a. d. S., ward 1648 in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen und starb 1681. Er war einer der

lichen Verhältnisse stand [4]). Schon etwas selbständiger und viel gemüthvoller und empfindungsreicher zeigten sich die Königsberger Freunde [5]), Robert Roberthin [6]), Heinrich Al-

fleißigsten Nachahmer der Holländer und Franzosen. Seine „Schimpf- und ernsthafte Clio", die er unter dem Namen Erasmus Chrysophilus Homburgensis zuerst 1638 (o. O.), dann „um die Hälfte vermehrt" und verbessert zu Jena 1642. 8. herausgab, enthält im ersten Theil hauptsächlich weltliche lyrische Sachen, im zweiten lauter Epigramme. Als ihn später schwere Krankheit und häusliche Noth traf, und er sich zur geistlichen Dichtung wandte („Geistliche Lieder", 2 Thle. Naumburg 1658 und Jena 1659. 8.), bereute er, was er in der Clio gedichtet hatte (vgl. Gervinus 3, S. 273, Note 179). Was er sonst entweder selbst abgefaßt oder übersetzt hat, gibt Jördens 2, S. 460 f. an. — 4) Geb. 1611 zu Bunzlau, seit 1644 Professor der Dichtkunst zu Rostock, wo er auch, seinem Vorgänger im Amt, Pet. Lauremberg, des Satirikers älterm Bruder, von Opitz warm empfohlen, seine academischen Studien begonnen und nach einer längern, ihm von seinen Vermögensumständen abgenöthigten Unterbrechung vollendet hatte und 1659 starb. Die Männer des 17ten Jahrh. machten sehr viel aus ihm; vgl. Birkens Redebind- u. Dichtk. S. 61; 174; Morhof (Tscherning's Schüler) im Unterr. S. 389 f. und Neumeister, a. a. O. S. 107. Doch fehlte es schon gegen das Ende des Zeitraums nicht an einzelnen Stimmen, die es mißbilligten, daß man ihn mit Opitz in eine Linie habe stellen wollen; vgl. Neukirch in der Vorrede zu des Hrn. v. Hofmannswaldau ꝛc. Gedichten b, 2 und Weichmanns Vorrede zu Postels Wittekind, Bl. 3 rw. Wirklich ist er auch nichts weiter als einer seiner treuesten und glücklichsten Nachahmer. Seine bessern Sachen, meistens Gelegenheitspoesien, sind zum größten Theil enthalten in der unter dem Titel „Deutscher Gedichte Frühling", Breslau 1642 u. 1649. 8. (auch Rostock o. J.) herausgegebenen Sammlung. Gegen sie steht eine zweite, „Vortrab des Sommers deutscher Gedichte", Rostock 1655. 8. durch ihren Inhalt im Nachtheil. Aber auch in jener ist schon „viel auf Befehl und gegebene Maaße der Zeit hingeschrieben": er mußte oft dichten „nicht wozu er selber Lust getragen, sondern was ihm vorgeschrieben worden". — 5) S. §. 183, S. 508. — 6) Geb. 1600 zu Königsberg, gest. daselbst als kurbrandenburg. Rath und Obersecretär bei der preuß. Regierung 1648. Er war ein warmer Freund der Poesie und der Musik und förderte, wo er konnte, ihre Aufnahme in seiner Vaterstadt. Von seinen weltlichen und geistlichen Liedern haben sich nur wenige in der musikalischen Hauptsammlung H. Alberts erhalten, die gleich näher bezeichnet werden soll; vgl. Jördens 4, S. 373 f. —

bert[7]) und Simon Dach[8]), zumal der letzte: von seinen Liedern dürfen manche den besten ihrer Zeit zur Seite gestellt

---

7) Geb. 1604 zu Lobenstein im Voigtlande, studierte in Leipzig die Rechte, legte sich aber besonders auf die Musik, in der er sich nachher zu Dresden weiter ausbildete. 1626 kam er nach Königsberg, ward dort fünf Jahre später Organist und starb 1668. Er war einer der beliebtesten Componisten seiner Zeit. Seine weltlichen und geistlichen Lieder, von ihm selbst componiert, sind mit vielen andern von seinen Freunden den von ihm herausgegebenen musikalischen Sammlungen einverleibt, wovon die bedeutendste, „Arien oder Melodeien etlicher theils geistlicher, theils weltlicher zu guten Sitten und Lust dienender Lieder ꝛc. von H. Alberten" zu Königsberg in 8 Folioheften (oder Theilen) von 1638 bis 1650 erschienen ist; vgl. darüber und über die folgenden Ausgaben, die entweder Albert selbst, oder Andere besorgt haben (auch unter dem Titel „Poetisch-musikalisches Lustwäldlein"), E. L. Gerber, a. a. O. 1, S. 47 ff., Jördens, 6, S. 541 ff., Müllers Biblioth. 5, S. VII ff. und Pischon (der frühere Angaben mehrfach berichtigt), Denkmäler ꝛc. 3, S. 161 f. (s. besonders Anmerk. 3) und S. 165. — 8) Geb. 1605 zu Memel, besuchte außer mehrern andern Schulen auch eine Magdeburger zu der Zeit, wo Opitzens Ruhm und Ansehen in den mittlern Elbgegenden schon fest begründet war, studierte darauf zu Königsberg, ward 1633 an der dortigen Domschule angestellt, kam durch Albert und einen andern Musiker, Stobäus, mit Roberthin in Verbindung, der sich des jungen kränklichen und schüchternen Mannes wohlwollend annahm und ihn durch Rath und Zuspruch ermunterte, sich mit größerm Eifer als zeither der deutschen Dichtkunst zu widmen, und wurde, als er sich durch einen poetischen Glückwunsch der Gnade des großen Kurfürsten empfohlen, von diesem 1639 zum Professor der Dichtkunst an der Königsberger Universität ernannt, auch später mit einem kleinen Landgut beschenkt. Er starb 1659. Dach bezeichnete sich selbst als denjenigen, von dem Preußen, wo man so lange „ohne Geschick und Zier gesungen", die neue „Kunst der deutschen Reime" gelernt habe; vgl. Müller, Biblioth. 5, S. XXVI f. oder Gervinus 3, S. 254, Note 165. Er war noch ausgezeichneter im geistlichen als im weltlichen Liede. Die vielen Gedichte, die er verfaßt hat, sind nicht alle gedruckt und die wenigsten in Sammlungen vereinigt worden (das vollständigste Verzeichniß davon gibt Gottscheds N. Büchersaal 9, S. 349 ff.; 10, S. 153 ff.). Seine besten Lieder stehen in Alberts eben angeführter Sammlung; vgl. Jördens 6, S. 3 ff. Die auf das kurfürstliche Haus bezüglichen Gelegenheitspoesien, die im Ganzen von geringer Bedeutung sind, befinden sich nebst zwei allegorischen Schauspielen in „Sim. Dachs poetischen Werken, bestehend in heroischen Ge-

werden. Zur freiesten und schönsten Entfaltung aber gelangte die weltliche Kunstlyrik während der ersten Hälfte dieses Zeitraums in den Gedichten P. Flemmings[9]), mit dessen Geist und Richtung G. Greflinger[10]) und Jac. Schwieger[11])

---

dichten rc." Königsberg 1696. 4. Das Vorhandensein einer angeblich frühern Sammlung „Kurbrandenburgische Rose, Adler, Löw' und Zepter, von Simon Dachen poetisch besungen", Königsberg o. J. 4., welche dieselben Gelegenheitsgedichte, aber nicht die Schauspiele enthalten soll (vgl. Gottsched, a. a. O. 7, S. 262), bezweifelt Pischon, a. a. O. S. 172 f. nicht ohne Grund. Ueber andere Bücher, worin Sachen von Dach gedruckt sind, s. Müller, o. a. O. S. XXXII; vgl. auch Pischon, a. a. O. Anm. *). — 9) Vgl. §. 202, S. 614 ff. (wo im Anfang der Anm. b. des Dichters Geburtsjahr, 1609, zu ergänzen ist). Der große Abstand der flemmingschen Lyrik von der opitzischen zeigt sich besonders im Liebesgedicht: Flemmings Liebesliedern und Liebessonetten hört man es gleich an, daß sie nicht bloße Kopfarbeit, daß sie vielmehr zunächst aus dem Herzen geflossen sind. Wie er das alexandrinische Gelegenheitsgedicht zu individualisieren und zu beleben verstand, kann man u. a. aus seiner „Liefländischen Schneegräfin" ersehen (Jen. Ausg. von 1651. S. 163 ff.). Seine Sonette setzte Morhof, Unterr. S. 389 u. 574, mit Recht über die aller übrigen Dichter des 17ten Jahrh. — 10) Vgl. §. 210, Anm. 12. Seine besten lyrischen Sachen hat man besonders in folgenden Sammlungen zu suchen: „Celadons beständige Liebe", Frankfurt 1644. 8.; vgl. (v. Meusebach) Zur Recension der deutschen Grammatik rc. S. 8; „Celadons weltliche Lieder, nebenst einem Anhang von schimpf- und ernsthaften Gedichten", Frankfurt 1651. 8. (daraus ein Lied in v. Soltau's histor. Volksliedern, S. 514 ff.; vgl. Mone's Anz. 1838, Sp. 389, Nr. 31); und „Poetische Rosen und Dörner, Hülsen und Körner", Hamburg 1655. 8. Außer mit Flemming berührt sich Greflinger in den Gegenständen und in dem Ton seiner lyrischen Stücke mehrfach mit den derbern Dichtern des §. 217, Anm. d. erwähnten Leipziger Kreises und leitet von diesen gewissermaßen zu Chr. Weise's Jugendpoesien über. — 11) Geb. zu Altona im dritten Zehntel des 17ten Jahrh., um dessen Mitte er in Wittenberg studierte. Seit 1654 hielt er sich abwechselnd in Hamburg, wo er von Zesen in die deutschgesinnte Genossenschaft aufgenommen wurde, zu Stade und andern benachbarten Orten auf. 1657 wurde er Soldat und zog im Heere des Königs von Dänemark nach Polen gegen die Schweden. In dieser Zeit dichtete er seine schönsten lyrischen Sachen, die er nachher unter dem Titel „Die geharnschte Venus, oder Liebeslieder im Kriege gedichtet rc. von Filido

die meiste Verwandtschaft, vornehmlich im Liebesliede, bewährten[12]). Von den Nürnbergern, deren Dichtungsmanier fast durchgehends in Spielerei und Unnatur ausartete, zeichnet sich, Harsdörfer[13]) etwa ausgenommen, keiner durch lyrische Stücke von weltlichem Inhalt so vortheilhaft aus, daß er be-

dem Dorferer" (so hieß er als Mitglied des Schwanenordens), Hamburg 1660. 12. herausgab. Schon gegen das Ende des J. 1657 kehrte er wieder nach Hamburg zurück und scheint dann in Glückstadt angestellt gewesen zu sein, doch nur kurze Zeit; denn bereits 1665 befand er sich am gräflichen Hofe zu Rudolstadt. In demselben Jahre soll er auch gestorben sein; vielleicht lebte er aber noch 1667. Unter den erotischen Dichtern dieses Zeitraums darf Schwieger, wenn nicht den ersten, doch gewiß einen der obersten Plätze für sich in Anspruch nehmen. Wo er sich von dem Schäferwesen und überhäuftem mythologischen Zierwerk frei erhalten, nicht, wie in seiner frühern Zeit, bloß im Auftrage Anderer gedichtet hat und nicht von einem ihn leicht beschleichenden Muthwillen zu Schmutz und Zoten verleitet worden ist (wie namentlich in dem siebenten Zehent seiner „geharnschten Venus"), überrascht er oft durch die Natur und Wahrheit, so wie durch den schlichten und doch innigen und warmen Ton und die Zartheit und Beweglichkeit seiner Liebeslieder. Von den zahlreichen Sammlungen, in denen er seine Gedichte vereinigt hat, zeigen ihn als Lyriker von der vortheilhaftesten Seite außer der schon angeführten noch die „Liebesgrillen, d. i. Lust-, Liebes-, Scherz- und Ehrenlieder rc." 2 Thle. Hamburg 1654. 56. 12. und die „Adelige Rose rc." 3 Thle. Glückstadt 1659. 12. In den übrigen, welche in Müllers und Försters Biblioth. 11, S. XVIII ff. aufgeführt sind, finden sich nur einzelne hübsche Lieder. Daß die „geharnschte Venus" ihm angehörte, wußte schon Neumeister nicht; vgl. Spec. S. 97 u. S. 82 (unter Pseudonymus); erst Koch (bereits in der ersten Ausg. seines Compend. S. 248) und zwei Jahre später Eschenburg (in der Bragur 2, S. 420 ff.) wiesen nach, daß „Filidor der Dorferer" niemand anders wäre, als Schwieger. — 12) Vgl. Gervinus 3, S. 279 ff. u. S. 237. — 13) Seine meisten weltlichen Lieder und Sonette sind den „Gesprächspielen" eingeschaltet (deren erster Theil nicht, wie §. 202, Anm. e. angegeben ist, 1642, sondern schon ein Jahr früher erschien); vgl. Koch 2, S. 96 ff. Mit am besten sind ihm Natur- und Jahreszeitlieder gelungen, denen er aber gegen das Ende eine geistliche Wendung zu geben liebte. Einzelne Stücke der Art (vgl. Müllers Biblioth. 9, S. 3 ff.) sind von einem leichten, angenehmen Fluß der Sprache und haben etwas Musikalisches in ihrer Bewegung. —

sonders hervorgehoben zu werden verdiente[14]). Die übrigen Dichter aus der ältern Zeit, die hier noch in Betracht kommen können, wie Ph. von Zesen[15]), G. Neumark[16]) und Dav. Schirmer[17]), hielten sich mehr oder weniger bald

14) Viele weltliche Lieder der Nürnberger sind ihren Schäfereien einverleibt. — 15) Seine hierher fallenden Sachen sind zum allergrößten Theil in folgenden Sammlungen enthalten: „Frühlingsluft, oder Lob-, Lust- und Liebeslieder", Hamburg 1642. 12. (und öfter aufgelegt; wie er selbst über den Inhalt dieser Sammlung urtheilte, kann man bei Jördens 5, S. 611 lesen; über die Liebeslieder aus seiner frühen Jugend spricht er sich auch in der Vorrede zum 2ten Theil des hochd. Helicons aus, in den ebenfalls viele lyrische Stücke eingerückt sind); „Dichterische Jugend- und Liebesflammen rc." Hamburg 1651. 12., und vornehmlich in dem „Dichterischen Rosen- und Lilienthal rc." Hamburg 1670 (auch 1672). 8. (hier sind außer neuen Stücken sehr viele bereits früher gedruckte aufgenommen). Dazu kommen noch die ihrer volksmäßigen Tendenz wegen merkwürdigen „Reiselieder zu Wasser und zu Lande, für Schiff-, Fuhr- und Handelsleute", Hamburg 1677 (auch 1687). 8. Ich kann, so weit ich Zesens lyrische Gedichte kenne, dem Lobe nicht unbedingt beipflichten, das ihnen Gervinus 3, S. 287 ff. ertheilt. Allerdings leuchtet auch daraus ein nicht gemeines Dichtertalent hervor; allein in der Hauptsache läuft doch zu Vieles auf eine bloße Gedankenschwärmerei und auf ein Spielen mit der metrischen Form hinaus, dem es an Seele fehlt. Ich will jedoch nicht verhehlen, daß ich mir die Sammlung, welche Gervinus als die wichtigste bezeichnet, nicht habe verschaffen können. — 16) Vgl. §. 210, Anm. 21. Am beachtenswerthesten ist sein „Poetisch- und musikalisches Lustwäldchen", Hamburg 1652. 12., mit Zusätzen als „Fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald" in drei Abtheilungen erschienen, Jena 1657. 8. Vgl. Müllers u. Försters Biblioth. 11, S. XXXIII f. und Gervinus 3, S. 275 f. — 17) Geb. um 1623 zu Pappendorf bei Freiberg, war, wie Zesen, ein Schüler von Chr. Gueinz und Buchner. 1650 ward er von Leipzig, wo er sich damals aufhielt, als Hofpoet nach Dresden berufen, wiewohl nicht mit diesem, erst später aufgebrachten Titel (vgl. §. 184, S. 512) und überhaupt noch ohne feste Anstellung, die ihm jedoch drei Jahre nachher zu Theil ward; auch ernannte ihn der Kurfürst 1656 zum Bibliothekar. Diesem Amte stand er bis 1682 vor, wo er, beschuldigt seine Pflicht vernachlässigt zu haben, seine Entlassung erhielt. Er lebte darauf noch mehrere Jahre in Dresden; wann er starb, ist unbekannt. Unter seinen weltlichen lyrischen Gedichten sind sehr viele schäferliche und Gelegenheitsstücke. Sie

an Opitz oder an Flemming, bald an die Nürnberger, oder sie bereiteten auch schon, was sich vorzüglich an vielen Gedichten Schirmers herausstellt, die prunkhafte und schwülstige Manier der jüngern Schlesier vor. Nur A. Gryphius gieng auch als Lyriker seinen eigenen Weg. Er ist indeß viel bedeutender durch seine geistlichen als durch seine weltlichen Sachen geworden und hat, wie bereits angedeutet ist, selbst diesen häufig eine religiöse Färbung gegeben. Die vorzüglichsten hierher zu rechnenden Stücke finden sich unter seinen Sonetten [18].

---

stehen in den „Poetischen Rosengebüschen", wovon das erste Buch wahrscheinlich schon 1643 und bereichert Halle 1650. 8. (auch Dresden 1653), die vollständigste Ausgabe aber in zwei Büchern erst 1657 zu Dresden in 8. erschien; den „Singenden Rosen, oder Liebes- und Tugendliedern ꝛc.", Dresden 1654. fol. (meist in das zweite Buch der Rosengebüsche aufgenommen); und den „Poetischen Rautengebüschen", 7 Bücher, Dresden 1663. 8. (sie enthalten die für den sächsischen Hof gefertigten Sachen). Schirmer ist wohl nicht ganz so schlecht, wie ihn Gervinus macht (3, S. 274 f.), noch viel weniger aber so gut, als er nach K. Försters Schilderung (Biblioth. 13, S. XXXIII ff.) erscheinen muß. Am besten nimmt er sich noch in seinen Liebessonetten aus; allein gar viel ist auch daran nicht. Daß er der erste gewesen, der einem deutschen Gedichte die Ueberschrift „Elegie" gegeben habe (Koch 2, S. 131; Förster, a. a. O.), ist ein Irrthum; schon Opitz hat diesen Namen gebraucht; vgl. Poet. Wäld. B. 4, S. 167. — 18) Die Sonette von ganz oder doch hauptsächlich weltlichem Inhalt stehen bis auf eins, das letzte von allen, vermischt mit geistlichen in den drei ersten Büchern der von seinem Sohn besorgten Ausgabe. Zu den bereits 1639 (nicht 1638, wie ich, durch Bredow verführt, §. 204, Anm. 1. gesagt habe; vgl. die Nachschrift zu den Sonetten, Ausg. von 1698, S. 448) in Leiden gedruckten sind in den spätern Ausgaben neue hinzugekommen. Viele sind Gelegenheitsgedichte, zum Theil aber sehr schöne, namentlich unter denen, die sich auf seine Lage und innern Zustände zu gewissen Zeiten, so wie auf seine Angehörigen beziehen. Daß aber das 28ste Sonett des ersten Buchs von ihm schon 1627 abgefaßt sein könne, muß ich jetzt, bei reiflicherer Erwägung seines Inhalts, doch auch bezweifeln, obgleich Gervinus 3, S. 434 die Jahreszahl für keinen Druckfehler halten möchte. Er spricht freilich von Sonetten, die mit derselben in allen Sammlun-

§. 219.

Die jüngern Dichter theilten sich im Allgemeinen zunächst nach zwei, durch einzelne von ihnen wiederum mehrfach vermittelte Hauptrichtungen, je nachdem sie entweder den Gründern der zweiten schlesischen Schule, namentlich Hofmannswaldau [a]), als ihren nächsten Mustern folgten, oder sich mehr für die Lehre und die Dichtweise Chr. Weise's entschieden. Die Einen haben wir besonders unter den Schlesiern, die andern unter den Sachsen zu suchen. Dort sind vor den übrigen zu nennen Heinrich Mühlpforth [b]), Hans Aßmann von

gen von Gryphius' Gedichten vorkämen; in der Ausg. von 1698 habe ich jedoch nur dieses einzige finden können.

a) Ueber ihn und Lohenstein als Lyriker vgl. §. 206, wo auch Anmerk. f. u. m. die Sammlungen genannt sind, in denen sich ihre lyrischen Gedichte befinden. — b) Geb. 1639 zu Breslau, studierte zuerst Arzneiwissenschaft in Leipzig, dann die Rechte in Wittenberg und kehrte, nachdem er sich hier den Doctorgrad erworben, in seine Vaterstadt zurück, wo er alsbald als Notar angestellt ward. Später führte er den Titel: „Registrator und ab expeditionibus latinis". Er starb 1681. Hofmannswaldau, der seiner auch in der Vorrede zu den d. Uebersetz. u. Ged. b, 4 als eines der besten lebenden Dichter gedenkt, war sein großer Gönner. Neukirch (Vorrede zu des Hrn. v. Hofmannswaldau 2c. Ged. b, 6 vw.) bezeichnet ihn, Hans von Assig (geb. zu Breslau 1650, gest. 1694; seine 1719 in Breslau herausgekommenen Werke habe ich mir noch nicht verschaffen können), von Abschatz und Chr. Gryphius als diejenigen Schlesier, die man „nach dem Abgange" des ältern Gryphius, Hofmannswaldau's und Lohensteins „unter die Stützen" der schlesischen „verfallenden Poeten zählen dürfe". Ihm stimmt Omeis, Gründl. Anleit. 2c. S. 56 f. vollkommen bei, setzt aber zugleich Neukirchen selbst „in die Mitte dieser fürtrefflichen Dichter". Mühlpforths „Deutsche Gedichte", wie seine lateinischen erst nach seinem Tode herausgegeben, Breslau 1686. 87. 2 Thle. 8., bestehen zum allergrößten Theil in Gelegenheitsstücken, die ihm ganz außerordentlich leicht von der Hand gegangen sein müssen (darunter ist eine besondere Art von Hochzeitsgedichten in der Form von „Wechselbriefen" zwischen Bräutigam und Braut, die gegen das Ende des Zeitraums sehr üblich geworden zu sein scheint; vgl. Hunold, die allerneueste Art 2c. S. 103), und außerdem in vermischten Gedichten, „geistlichen Gedichten und Lie-

Abschatz c) und, sofern man ihn nur nach den Gedichten aus seiner frühern Zeit beurtheilen will, B. Neukirch d), der sich die ganze hofmannswaldauische Manier am meisten angeeignet hat, während Mühlpforth in vielen Zügen noch an die ältere, opitzische Zeit erinnert, und Abschatz in seinen ernsten Sachen sich zu A. Gryphius hinneigt e). Aus der weiseschen Schule ist, wenn man vielleicht den Mecklenburger

dern", geistlichen und weltlichen Sonetten und „verliebten Gedanken". Vgl. über ihn Kahlert in den schlesischen Provinzialblättern, 1836, Stck. 3 f. — c) Geb. 1646 zu Würbitz im Liegnitzischen, lebte, nachdem er in Straßburg und Leiden die Rechte und Staatswissenschaften studiert und die Niederlande, Frankreich und Italien bereist hatte, meistentheils als Privatmann auf seinen Gütern. Nur eine Zeit lang, nach dem 1675 erfolgten Tode des letzten Piasten, übernahm er die Verwaltung mehrerer hohen Aemter im Fürstenthum Liegnitz und Sendungen an den Hof zu Wien, wo er bei seiner letzten Anwesenheit von dem Kaiser in den freiherrlichen Stand erhoben wurde. Er starb 1699. Zu Lohenstein stand er in einem nahen Freundschaftsverhältniß. Seine Gedichte wurden auch erst nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben: „Poetische Uebersetzungen und Gedichte", Leipzig u. Breslau 1704. 8. (viele Stücke geistlichen Inhalts oder „Himmelschlüssel", Gelegenheits-, Ehren- und vermischte Gedichte, „Anemons und Adonis Blumen", d. i. Liebesgedichte ꝛc., unter allen viel Spruchartiges; dann die schon früher in wenigen Exemplaren gedruckte Uebertragung von Guarini's pastor fido und andere aus dem Italienischen übersetzte Sachen). Wenn sie auch nicht immer frei von Prunk und Schwulst sind, so enthalten sie doch auch öfter wahre Empfindung und zeugen von einem schon edlern Geschmack, einzelne auch von einer würdigen vaterländischen Gesinnung, wie sie bei den Dichtern dieser Zeit nur noch selten laut wird. Vgl. Müllers Biblioth. 6, S. XXV ff. — d) S. §. 207. Viele Lieder, Sonette, Madrigale und andere spruchartige Stücke von verliebtem Inhalt stehen nebst poetischen Liebesbriefen und allerhand Gelegenheits- und Ehrengedichten in des Hrn. v. Hofmannswaldau ꝛc. Gedichten. An diese Sammlung und sodann an „des schlesischen Helicons auserlesene Gedichte" (herausgegeben von Gottfr. Balth. Scharff), Frankfurt u. Leipzig 1699. 1700. 2 Bde. 8. hat man sich auch besonders zu halten, wenn man die weltlichen lyrischen Sachen von andern, weniger berühmten Dichtern der zweiten schlesischen Schule kennen lernen will. — e) Auch darin unterscheiden sich beide sehr merklich von Neukirch, daß die Neigung zu

D. G. Morhof [f]) und den Schlesier Chr. Gryphius [g]) ausnimmt, von denen wir aber außer geistlichen Poesien auch nicht viel mehr als eine Menge von Gelegenheitsgedichten besitzen, kein einziger Dichter hervorgegangen, welcher es in der weltlichen Lyrik auch nur mit den zuvor genannten schlesischen aufnehmen könnte. Joh. Riemer [h]), Erdm. Neumeister [i]),

---

unsaubern Zweideutigkeiten und zu schlüpfrigen und unzüchtigen Schilderungen, die dieser mit Hofmannswaldau theilt, bei Mühlpforth nur mitunter durchbricht, bei Abschatz aber fast nie sichtbar wird. — f) Vgl. §. 187, Anm. a. u. o. Außer den seinem „Unterricht von der d. Spr. u. Poesie ꝛc." vorgedruckten Gedichten befindet sich hinter demselben eine Bearbeitung, oder wie er sie nennt, Uebersetzung von 17 horazischen Oden als „Exempel von unterschiedlichen Reimgebänden". — g) S. §. 207, Anm. b. u. d. Zu den Gelegenheitspoesien gehören auch die lyrischen Stücke (von geistlichem und weltlichem Inhalt), welche er in die unter seiner Leitung aufgeführten lateinischen und deutschen Schuldramen eingefügt hatte; sie stehen in der Abtheilung der poet. Wälder, die er „Dramatische Gedichte" überschrieben hat. — h) Geb. 1648 zu Halle, trat zuerst in Jena, wo er auch studiert hatte, als academischer Lehrer auf, ward dann Weise's Nachfolger am Gymnasium zu Weißenfels, verwaltete von 1688 an geistliche Aemter zu Osterwick, Hildesheim und Hamburg (wo er 1704 Pastor an der Jacobskirche wurde) und starb 1714. Er war einer der fleißigsten Nachahmer Weise's im Drama und im Roman (vgl. Gervinus 3, S. 417; 482); eine satirische Schrift, die, wie Gervinus (3, S. 332, Note 219) bemerkt hat, einem lateinischen Werke nachgebildet ist, und die Riemer unter dem angenommenen Namen „Hartmann Reinhold" zu Nordhausen 1673. 8. herausgab (vgl. Morhof, Unterr. S. 396 f.) ist oben §. 188, Anm. 2. angeführt worden; von seinem „Apophthegmatischen Vormund ꝛc.", Merseburg 1687. 8., der ältesten Sammlung von deutschen Aphorismen, wie Hoffmann meint, gibt dieser Nachricht und Auszüge in den Spenden 1, S. 127 ff. Als Gelegenheitsdichter kann man ihn besonders aus den Stücken kennen lernen, die er seinem „Ueberreichen Schatzmeister aller hohen, Standes und bürgerlichen Freud- und Leid-Complimente ꝛc.", Leipzig und Frankfurt 1681. 8. eingeschaltet hat. Außerdem gibt es von ihm „Leichen- und Freudengedichte bei Geburts- und Namensfesten hoher Standespersonen", die ich aber nicht näher kenne. Vgl. auch Neumeister, Spec. S. 85. — i) Geb. 1671 zu Uechtritz bei Weißenfels, studierte in Leipzig, wo er auch eine Zeit lang Privatdocent war. 1704 wurde er, nachdem er schon

B. Mencke[k]) und Christian Friedr. Henrici[l]), außer jenen beiden mit die bekanntesten und zum Theil nicht ohne alles Verdienst in andern Gattungen, haben in ihren Gelegenheitspoesien und in dem, was ihnen sonst von weltlichen Liedern, Oden, Sonetten, Cantaten rc. zugehört, fast nichts als die elendesten und schalsten Reimereien hinterlassen, die völlig anwidern, wo sie mit gemeinen Späßen und faden

---

an mehreren andern Orten Pfarrer gewesen, Hofdiaconus und später Hofprediger zu Weißenfels und gab sich hier viel mit dem Abfassen von Oratorien und geistlichen Cantaten ab. Doch schon 1706 vertauschte er seine Stelle mit einer andern in Sorau, von wo er 1715 als Riemers Nachfolger an die Jacobskirche nach Hamburg berufen ward. Er starb erst 1756. Am bekanntesten und auch noch am achtungswerthesten ist er als geistlicher Liederdichter. Seine weltlichen, hier einschlagenden Sachen, die vornehmlich in „der allerneuesten Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen rc.“ (vgl. §. 187, S. 529) enthalten sind, entsprechen in ihrem Inhalt und Ton ganz den Lehren, die in diesem Buche vorgetragen werden. Das Heft, welches Hunold, wie er in der Vorrede wenigstens versichert, „wider Wissen und Willen des hochgelehrten Autoris“ der Oeffentlichkeit übergab, rührte noch aus der Zeit her, da Neumeister in Leipzig Vorträge hielt. — k) Vgl. §. 183, Anm. h. Seine eigenen lyrischen Sachen aus der Zeit, wo er ein Anhänger der weiseschen Schule geworden, stehen besonders in den drei letzten Theilen der Gedichte. Früher, da er noch zu sehr „in Hofmannswaldau's Gleichnisse verliebt war“, hatte er sich diesen, namentlich in seinen meist im 18ten Jahre verfertigten Heldenbriefen, die im ersten Theil stehen, zum Vorbild genommen. — l) Geb. 1700 zu Stolpen im Meißnischen, studierte zu Wittenberg und Leipzig und erwarb sich daselbst seinen Unterhalt vornehmlich durch seine Gedichte. 1727 wurde er beim Oberpostamt in Leipzig angestellt, später auch im Steuerfach. Zuletzt führte er den Titel eines Oberpostcommissarius. Er starb 1764. Vor seinen Schriften, die zwar nach der Zeit ihres Erscheinens fast alle in die gottschedische Periode fallen, deren ganzer Character aber noch viel mehr das Gepräge dieses als des folgenden Zeitraums hat, nannte er sich „Picander“. Ueber die Schauspiele weiter unten; die „Ernst-, scherzhaften und satirischen Gedichte“ erschienen in 4 Bänden, Leipzig 1727—37. 8. (zuletzt mit einem 5ten Bande 1748—51); vgl. Jördens 2, S. 349 ff. Er ist auch der Verfasser des Textes zu Seb. Bachs berühmter Passionsmusik (1729). —

itzeleien, auf die man besonders bei Neumeister und Henrici
nfig stößt, gewürzt sind. Dieses theils nüchternen und plat-
, theils niedrigen und gemeinen Verfahrens beim Dichten
chten sich indeß nicht allein die Anhänger Weise's in Ober-
hsen selbst schuldig: es drang allmählig auch anderwärts ein
 fand namentlich in dem Hamburger oder niedersächsischen
etenkreise an Christoph Heinrich Amthor m), obgleich
ein eifriger Bewunderer und auch Nachahmer Hofmanns-
dau's und Lohensteins war, und in Schlesien an Dan.
oppe n) Hauptvertreter. Und im Ganzen trieben es die
hter aus der Schule Canitzens o), die sich besonders um
 Gunst der Höfe bewarben und an ihnen den Stoff zu

---

m) Geb. 1678 zu Stolberg, war zuerst Professor der Rechte und
atswissenschaften zu Kiel, zuletzt königl. Justizrath in Kopenhagen,
r 1721 starb. Verschiedene Preis- und Gelegenheitsgedichte von ihm
t man in Weichmanns Poesie der Niedersachsen; die vollständigste
mlung seiner „Deutschen Gedichte und Uebersetzungen ꝛc." kam zu
sburg 1734. 8. heraus (erste Ausg. „Poetischer Versuch einiger
chen Gedichte u. Uebersetzungen", Flensburg 1717. 8.). Gottscheden
er noch für einen der vorzüglichern Dichter seiner Zeit. — n) Geb.
 zu Hirschberg, besuchte die Universität Leipzig, ward 1742 Con-
r in seiner Vaterstadt und starb daselbst 1747. Er war das Haupt
sogenannten hirschbergischen Dichterschule, des letzten Nachwuchses
chlesischen Poeten (vgl. Kahlert, Schlesiens Antheil ꝛc. S. 62 f.),
ch aber allmählig immer mehr an Gottsched anschloß. „Als Mit-
net seiner Jugendpoesie", worin er Günthern nachzuahmen suchte,
tsche Gedichte", in zwei Sammlungen, Frankfurt u. Leipzig 1728. 29.
erscheint die Dreiheit des damaligen Junggesellen- und Studenten-
s: Tabak, Bier oder Kaffee, und die Liebe. Der Tabak steht
n." Gehaltener, aber auch viel trockener zeigt er sich in einer spä-
Sammlung, „Der Parnaß im Sättler, oder scherz- und ernsthafte
hte", Frankfurt u. Leipzig 1735. 8. (meist Gelegenheitsstücke). Zu-
gab er noch zwei Theile „Neuer Fabeln oder moralischer Gedichte,
eutschen Jugend zu einem erbaulichen Zeitvertreib", heraus, Bres-
738. 40. 8. Vgl. über ihn Hoffmann, Spenden 2, S. 179 ff. —
nter seinen wenigen lyrischen Gedichten von weltlichem Inhalt ist
inzige bemerkenswerthe die §. 206, S. 646 erwähnte Trauerode. —

ihren Ehren- und Lobgedichten fanden, wie Besser[p]), König[q]), Pietsch[r]), auch Neukirch in seinen spätern Jahren u. a., nicht viel anders: denn ergiengen sie sich auch nicht in Schmutz und schamloser Gemeinheit, oder in jenem widerwärtigen Humor, so waren ihre Sachen doch auch nichts weiter als nüchterne und wässrige Reimereien, nur in einem prunkendern und vornehmer scheinenden Kleide. In wiefern aber Günther, vorzüglich in seinen Liebesgedichten, und Brockes in den lyrisch-didactischen Naturschilderungen und Naturbetrachtungen seiner frühern Zeit die weltliche Lyrik von den Abwegen, in die sie gerathen, bessern Bahnen zuzulenken begannen, ist oben angedeutet worden[s]). Darf neben ihnen hier noch irgend einer ihrer Zeitgenossen ausgezeichnet werden, so ist es Mich. Richey[t]), weil er den Ton des Gelegenheitsgedichts, das sich bei ihm in den Verhältnissen eines wohlhabenden und gebildeten Bürgerthums bewegt, zu ver-

---

p) Vgl. §. 210, Anm. 13, und über seine verliebten Jugendgedichte §. 207, Anm. a. Fr. Horn, deutsche Poesie u. Beredsamkeit rc. 2, S. 310 f. hebt unter diesen nur zwei als „wahrhafte Gedichte" hervor, „welche nie untergehen könnten". Das eine (Bessers Schriften 2, S. 386 unten) ist wirklich recht zart und zierlich und gefiel auch Lessingen, der aber den Verfasser nicht wußte (Briefe die neueste Litt. betr., Br. 43); in dem andern (2, S. 735 ff.) kann ich aber nichts weiter finden, als einen nicht mißlungenen Versuch in dem züchtigern Stil Hofmannswaldau's. — q) „In der von Rost besorgten Sammlung seiner Gedichte; vgl. §. 210, Anm. 17. — r) In den §. 210, Anm. 15. angeführten Sammlungen. — s) S. §. 208. — t) Geb. 1678 zu Hamburg, studierte in Wittenberg und später nach einer langwierigen Krankheit, während welcher er schon einen Ruf zu einer Professur in Greifswald erhalten, aber abgelehnt hatte, noch eine Zeit lang in Kiel. 1704 ward er Rector zu Stade und 1717 Professor an dem Gymnasium zu Hamburg, wo er 1761 starb. Viele seiner Gelegenheitsgedichte, darunter eine große Zahl von Cantaten und Serenaten, hat Weichmann in die „Poesie der Niedersachsen" aufgenommen; eine aus 3 Theilen bestehende Sammlung seiner „Deutschen Gedichte" gab Gottfr. Schütze, Hamburg 1764—66. 8. heraus. Vgl. über ihn Gervinus 3, S. 542 ff.

feinern und zu beleben verstand. Er reicht damit aber schon weit in den folgenden Zeitraum hinein, dem noch viel mehr der dritte und berühmteste Lyriker des Hamburger Kreises, Friedrich von Hagedorn angehört, weshalb seiner auch erst weiter unten näher gedacht werden wird.

§. 220.

2. In einem weit vortheilhaftern Lichte als die weltliche erscheint im Ganzen genommen die geistliche Lyrik, ja sie darf unbedenklich über alle andern Dichtungsarten gestellt werden, wenn der Rang einer jeden zugleich nach dem innern Gehalt und der Zahl ihrer bessern und besten Erzeugnisse bestimmt werden soll. Insbesondere gilt dieß von dem geistlichen Liede, oder um es noch genauer zu bezeichnen, von dem protestantischen Kirchenliede. Wo es uns in seiner echtesten und reinsten Natur und in seiner vollendetsten Gestalt entgegentritt, dürfen wir es als die erste gesunde Frucht betrachten, welche die neue Poesie in Deutschland getrieben und bis zur Reife ausgebildet hat. Sie entwickelte sich aus dem lebendigen Reise des neuen Kirchenglaubens, den schon Luther auf den Stamm der Volksdichtung impfte [1]), und wurde gezeitigt in jenen Jahren der Prüfung, da in der evangelischen Freiheit das kostbarste Allgemeingut der einen Hälfte der Nation gefährdet war, das ganze Vaterland unter den Gräueln des Bürgerkrieges und dem grausamen Uebermuth der Fremden blutete, und Drangsale und Leiden aller Art fast jeden Einzelnen, vom Vornehmsten bis zum Geringsten herab, bestürmten. Das Kirchenlied des siebzehnten Jahrhunderts wurde nicht, wie andere poetische Gattungen, als ein bloßes Werk des Verstandes und Witzes oder als ein Spiel der Phantasie, nicht um

---

1) Vgl. §. 159. —

dadurch nur zu unterrichten und zu ergetzen, oder um sich damit einen unschuldigen Zeitvertreib zu machen, geübt; vielmehr war die Beschäftigung damit, da das Dichten hier immer entweder einem eigenen gemüthlichen Bedürfniß genügen, oder Andern Mittel zur Erbauung und zum Anhalt bei äußern und innern Bedrängnissen darbieten sollte, eine heilige Herzenssache[2]) und blieb es selbst da noch, wo ein trockener Verstand oder eine ausschweifende Phantasie die Dichter vom rechten Wege am weitesten abführten. Das Kirchenlied war daher auch eigentlich gar kein Erzeugniß der Gelehrtenpoesie, wie sie Opitz begründet hatte; diese fand es bereits vor, zog es nur in ihren Bereich und gab ihm eine etwas kunstmäßigere Gestalt[3]): seiner Herkunft[4]), seinen Gegenständen, seiner

2) Harsdörfer glaubte daher diejenigen, die gegen das Dichten in der Muttersprache und gegen die Anweisungen dazu die Stimme erhuben, am sichersten zum Schweigen zu bringen, wenn er sie an die hohe Bestimmung der geistlichen Lieder („zu Erweckung herzbrünstiger Andacht") erinnerte, die auch nicht „ohne kunstrichtigen Bericht verfaßt werden könnten"; vgl. Poet. Tricht. 1, Vorr. §. 9. — 3) Opitz selbst meinte, als er in seinem Psalter den einzelnen Stücken die Form von Kirchenliedern gab (s. §. 201, Anm. 15), daß „poetische Umschweife und Farben zu gebrauchen sich in solchen Schriften nicht anders schickte, als in Beschreibungen der Weltgeschöpfe, Zeiten, Landschaften u. dgl.", und erlaubte sich dieses auch nur, „wo es sich gefüget, und sehr sparsam" (vgl. Vorrede zum Psalter S. 11). Birken aber bemerkt ausdrücklich (Redebind- u. Dichtk. S. 190), geistliche Lieder müßten so abgefaßt werden, daß sie jederman, auch der Ungelehrte verstehen könnte. — 4) Das geistliche Lied verdankte im 17ten Jahrh. nicht einem einzelnen Stande seine Pflege; die Dichter gehörten sowohl dem Laien-, wie dem geistlichen Stande an; neben den Gelehrten betheiligten sich dabei, ungleich mehr als bei andern Dichtarten, auch Ungelehrte, neben Männern auch Frauen. Dieß, nebst der außerordentlich großen Zahl derer, die sich mit der geistlichen Liederpoesie abgaben, würde schon allein beweisen, daß dieselbe nicht etwas bloß Erkünsteltes war, wie zum allergrößten Theil die weltliche Dichtung dieser Zeiten, sondern daß sie unmittelbar aus der damals noch die ganze protestantische Hälfte der Nation lebendig durchströmenden Religiosität hervorgieng. —

Sprache[5]), seinen Formen[6]) und seiner Bestimmung nach war es mehr als irgend ein anderer Zweig der neuen Dichtung volksthümlich, und es mußte auch durchaus volksmäßig sein, so lange die Dichter nur die Sprache des Herzens redeten, in Vorstellungen und Ausdrucksweise, in der Wahl der Bilder und Gleichnißreden nicht über die Bibel hinausgiengen und, aller weltlichen Gelehrsamkeit vergessend, ihre Anspielungen nur auf Stellen in dem heiligen Texte beschränkten. Denn verfuhren sie so, so waren sie wenigstens allen ihren Glaubensgenossen, wes Standes sie auch sein mochten, verständlich, und ihre Lieder konnten wahre Volksgesänge werden. Und in der That, wenn in diesem Zeitraum noch von einer Volkspoesie in dem Sinne die Rede sein kann, wo sie ein Eigenthum aller Stände ist, allen gleich faßlich, gleich traulich und gleich

---

5) In den Liedern, die vorzugsweise in der Kirche und bei der häuslichen Andacht in Gebrauch gekommen sind, erkennt man mehr als in irgend einem andern Dichtungszweige des 17ten Jahrh. das gesunde Fortleben und die kräftige Nachwirkung der Sprache der lutherschen Bibel und des lutherschen Gesanges. — 6) Vgl. §. 198, S. 587 f. Selbst die strenge Durchführung der opitzischen Versregel hielt man noch längere Zeit im geistlichen Liede nicht für so durchaus nothwendig, wie anderwärts. Eine darauf hinzielende Stelle bei Schupp habe ich bereits §. 194, Anm. 14. angeführt; Lieder oder andere Aeußerungen, die zu weiterer Bestätigung dienen können, findet man bei Rambach, Anthol. christl. Gesänge ꝛc. 2, S. 317 f.; 321. Sogar noch A. Gryphius hat sich, wie auch Gervinus 3, S. 362 andeutet, in seinen, „Thränen über die Leiden des Herrn" überschriebenen Passionsliedern, die er 1652 herausgab, dreimal über die Accentregel in auffallender Weise hinweggesetzt (S. 197, 13; 202, 9; 224, 3), und er gewiß nicht aus Unkenntniß oder Nachlässigkeit. Die erst durch Buchner wieder aufgebrachten dactylischen und anapästischen Maaße der Kunstpoesie wollten strenger gesinnte Männer von der geistlichen Dichtung, in die sie Zesen zuerst einzuführen versuchte, ganz ausgeschlossen wissen (vgl. Zesens hochd. Helicon 3, S. 10 ff.). — Dagegen dauerte auch noch in diesem Zeitraum das Abfassen geistlicher Texte auf beliebte weltliche Melodien fort; vgl. Birken, a. a. O. S. 119 und Kinderling in der Bragur 5, 1, S. 26.

werth, so hat sie sich sicherlich allein in dem geistlichen Liede entwickelt, nur daß hier leider wieder die unglückliche Religionsspaltung ein Besitzthum, dessen sich die eine Hälfte der Nation erfreute, der andern so gut wie ganz entzog.

§. 221.

Von den beiden Hauptzweigen, in welche sich der Stamm der geistlichen Liederpoesie im siebzehnten Jahrhundert theilte [a]), empfieng der eine die treibenden und nährenden Säfte vornehmlich aus dem kirchlichen Glauben und dem christlichen Gemeindebewußtsein der streng Lutherischen, der andere theils aus dem mehr subjectiven Gefühlsleben und den innern Erfahrungen einzelner, sich dem Mysticismus und dem Katholicismus zuneigenden Dichter, theils aus dem Kreise der besondern, von dem Lutherthum, wie es in dieser Zeit gefaßt wurde, mehr oder minder abweichenden religiösen Vorstellungen und Lehren verschiedener Secten, die sich innerhalb der evangelischen Kirche bildeten. An beiden entwickelte sich eine Fülle schöner Blüthen; an beiden drängte sich aber auch neben vielen marklosen Schößlingen eine Menge krankhafter und häßlicher Auswüchse hervor, letztere jedoch noch mehr an dem zweiten als an dem ersten. Viele Fehler und Uebelstände, an denen die weltliche Liederpoesie litt, kamen auch in dem schlechtern Theil der geistlichen zum Vorschein; zu ihnen gesellten sich andere, die sich dort entweder gar nicht einstellen konnten, oder wenn es dennoch geschehen ist, bei der Verschiedenheit der Verhältnisse und Beziehungen weniger Anstoß erregen, hier dagegen desto schädlicher geworden sind. So verläugnete sich die Vorliebe der

a) Im Allgemeinen verweise ich bei diesem §. und den drei nächsten auf Rambachs Anthologie christl. Gesänge ꝛc. 2, S. 195—201; 264—4, S. 367, Pischons Denkmäler ꝛc. 3; S. 203—315 und Gervinus 3, S. 337—370. —

Zeit für Allegorie, Sinnbildnerei, Reimgeklingel und schäferliche Einkleidung, wenngleich in religiösen Dichtungen von anderer Form noch bei weitem wahrnehmbarer, auch in dem eigentlichen Liede nicht ganz. In der Richtung, welche sich strenger an den lutherischen Kirchenglauben hielt, finden wir oft trockene Lehre an die Stelle warmer Empfindung gesetzt; in der andern hat nicht minder häufig eine weichliche und üppige Gefühlsschwelgerei oder ein theosophisches Durchwühlen der Religionsgeheimnisse die Oberhand gewonnen. Dort begegnet uns eine außerordentlich große Zahl von Liedern, deren Stoff sich schon gegen eine poetische Behandlung sträubt [b]), oder die, bei besserm Stoff, mechanisch hingereimt, stäts wiederkehrende Gedanken in einer nur durch die äußere Form von der gemeinen Prosa unterschiedenen Sprache breit austreten. Viele andere sind überladen mit ungehörigem Schmuck und Bilderschwall, Wortschwulst und gesuchten Anspielungen, oder ergehen sich, von einer düstern Ascetik getragen, ausführlich in geschmacklosen und oft bis zum Ekel scheußlichen Schilderungen, zumal wo es sich von der Sündhaftigkeit der Menschennatur handelt, oder wo die Schrecknisse des Todes veranschaulicht werden sollen. Hier dagegen finden sich kaum minder oft Stücke, die in einem aller religiösen und poetischen Schicklichkeit und Würde widerstre-

b) Außer der großen Menge von freier erzeugten Liedern entstanden noch immer sehr viele durch Bearbeitung der Psalmen, der Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln, der Geburts- und Leidensgeschichte Christi, dann auch der Propheten, des Hohenliedes und anderer Bibelstücke und Bibelstellen. Zu andern entlehnte man den Inhalt ganz oder theilweise aus den Kirchenvätern, den Kirchenlehrern und den Mystikern des Mittelalters, oder auch aus Predigten und Erbauungsbüchern der neuern Theologen; noch andere waren gereimte Umschreibungen des lutherschen Katechismus oder lieferten gar vollständige Bearbeitungen von den Lehren des herrschenden theologischen Systems. Doch erschienen ganze Sammlungen von Liedern dieser letzten Art erst im vierten Zehntel des 18ten Jahrh. —

benden Tone geschrieben sind, indem darin nicht bloß mit Bildern und Gleichnissen, sondern mit den heiligen Gegenständen selbst fromm gespielt und namentlich mit der Person des Heilandes eine süßliche, ganz weltlich klingende Liebestänbelei getrieben ist, die in ihrer endlosen Geschwätzigkeit nicht selten ins Possenhafte und Läppische verfällt und bisweilen selbst zu den gröbsten und ungeheuersten Ausschweifungen der Phantasie und zu einer rohen Berührung der anstößigsten Dinge geführt hat c). Von allen solchen Verirrungen muß denn freilich abgesehen und nur der noch immer sehr ansehnliche Vorrath der guten und vortrefflichen Stücke berücksichtigt werden, wenn der geistlichen Liederpoesie der Rang gesichert bleiben soll, der ihr oben für diese Zeiten angewiesen wurde. Diesen bessern Theil aber bilden vorzüglich diejenigen, durch die Gesangbücher d) großentheils zu einem wahren Volkseigenthum gewordenen Trost-, Lob- und Danklieder, so wie Fest-, Passions- und Abendmahlsgesänge, die sich den Character frommer Glaubenszuversicht, wie er dem protestantischen Kirchenliede des sechzehnten Jahrhunderts eigen war, bewahrt haben, in denen die objectiven Wahrheiten des Evangeliums durch die subjective Empfindung innere Erfah-

c) Vgl. Rambach 4, S. 3—6; 11—15, wo auch Beispiele von einigen Hauptverirrungen der Liederpoesie mitgetheilt sind. — d) Zu den merkwürdigsten unter den in diesem Zeitraum zu Stande gekommenen gehören das zuerst 1644 von dem Buchdrucker Christ. Runge in Berlin allein und seit 1658 in Gemeinschaft mit dem Musikdirector Joh. Crüger besorgte, welches den Titel „Praxis pietatis melica“ führt und im J. 1688 schon in dem 23sten Druck erschien; das hannöversche Gesangbuch, welches zwei in Hannover lebende Theologen, Just. Gesenius und Dav. Denicke, veranstalteten und zuerst 1646 oder 1647 herausgaben, zunächst zur Beförderung der Privatandacht (es ist das erste von denen, worin sich die Herausgeber erlaubt haben, mit fremden Liedern eigenmächtige Veränderungen vorzunehmen); und drittens das, welches von Joh. Anastas. Freylinghausen, dem Schwiegersohn und Nachfolger Aug. Herm. Francke's herrührt, zuerst gedruckt Halle 1704, 2ter Theil 1714. 8.

rungen der Dichter geworden sind, und die jenes „eigenthümliche Gepräge von Einfalt und Würde, von Herzlichkeit und Kraft“ zeigen, welches in diesem Zeitraum besonders P. Gerhardt und Sim. Dach der geistlichen Liederpoesie gaben; und sodann eine Anzahl derjenigen „Jesuslieder“ oder, wenn die Bezeichnung dafür erlaubt ist, geistlichen Liebesgesänge, die sich durch ihren Inhalt und ihre Fassung nicht zu weit von dem Geiste des biblischen Christenthums und der lutherschen Lehre entfernen. Doch finden sich auch noch in andern Classen, namentlich unter den lyrischen Morgen- und Abendandachten und unter den religiösen Natur- und Sittenliedern manche sehr werthvolle Stücke.

§. 222.

Von den Männern, welche die auf die Behandlung des formalen Theils der deutschen Poesie abzielenden Gesetze Opizzens in die kirchliche Liederdichtung einführten und von dem ältern Stil derselben zu dem neuern, mehr kunstmäßigen überleiteten, war Joh. Heermann[1]) einer der allerersten. Am

1) Geb. 1585 zu Rauden im Fürstenthum Wohlau, wurde 1611 Prediger zu Köben im Glogauischen und zog, nachdem er wegen fortwährenden Siechthums schon vier Jahre zuvor das Predigen hatte aufgeben müssen, 1638 nach Lissa, wo er 1647 starb. Bei seinen Zeitgenossen stand er in sehr hohem Ansehen, wie man schon aus den Gedichten entnehmen kann, die Opitz (2, S. 36 f.) und A. Gryphius (2, S. 91 ff.) an ihn und auf eins seiner Werke abgefaßt haben. Er hat sich auch als lateinischer Dichter bekannt gemacht (vgl. Koch 1, S. 212), und es ist mir jetzt mehr als wahrscheinlich, daß er als solcher, und nicht um seiner deutschen Lieder willen, schon 1608 den Lorbeer vom Kaiser erhielt. Ich hätte mich von andern Litteratoren nicht sollen verführen lassen, ihn §. 184, Anm. 2. neben Jac. Vogel zu nennen. — Die besten geistlichen Lieder von ihm enthält seine „Devoti Musica cordis, Haus- und Herz-Musica ꝛc.“, zuerst (Leipzig?) 1630. 12., dann Leipzig 1636 und öfter. Die erste Ausgabe seiner „Sonntags- und Festevangelia ꝛc.“ in Liederform ist (nach Rambach 2, S. 265) auch schon 1630 erschienen; vgl. über diese und andere Sammlungen, in denen sich Lieder von ihm be-

nächsten stehen ihm unter den berühmtern geistlichen Dichtern, welche in ihren Liedern dem Geist und Ton des altlutherischen Kirchengesanges am treuesten blieben, nicht bloß der Zeit nach, sondern auch durch innere Verwandtschaft, Mart. Rinckart[2]), Matthäus Apelles von Löwenstern[3]) und David von Schweinitz[4]). Von den übrigen, die noch in die erste Hälfte dieses Zeitraums fallen, sind zuvörderst mehrere zu nennen, die schon unter den weltlichen Lyrikern haben aufgeführt werden müssen und als solche sich zum Theil einen noch größern Namen erworben haben, wie J. Rist[5]), P. Flem-

---

finden, außer Rambach auch Pischon 3, S. 204. — 2) Geb. 1586 zu Eilenburg in Sachsen, wo er auch zuletzt als Archidiaconus angestellt war und 1649 starb. Wir haben von ihm nur wenige Kirchenlieder, darunter aber eins der allerbekanntesten, „Nu danket alle Gott ꝛc." Sie sind nie in einer eigenen Sammlung gedruckt worden. Ueber andere geistl. Dichtungen von ihm vgl. Neumeister, Spec. S. 85 f. und die Fortsetzung von Jöchers Gelehrtenlex. 6, Sp. 2181 f. — 3) Geb. 1594 zu Neustadt im Fürstenthum Oppeln, war anfänglich Schulmann und Musiker, wurde später kaiserlicher Rath, von Ferdinand III. geadelt und starb als Kammerdirector des Herzogs von Münsterberg ꝛc. 1648. Tscherning, dessen Gönner er war, rühmt ihn wegen seiner zierlichen deutschen und lateinischen Verse. Seine geistl. Lieder, die dem alten breslauischen Gesangbuch („Vollständige Kirchen- u. Hausmusik ꝛc." Breslau o. J. 8.) vorgedruckt waren, wurden nachher von J. D. Major unter dem Titel „Frühlings-Meyen", Kiel 1678, herausgegeben. Ob Kahlerts Angaben (Schlesiens Antheil ꝛc. S. 69, Anm. 1.) in Betreff der Jahreszahlen ganz richtig sind, weiß ich nicht. — 4) Geb. 1600 zu Seifersdorf in Schlesien, war zuletzt Landeshauptmann des Fürstenthums Liegnitz und starb 1667. Zu den Liedern seiner „Geistlichen Herzensharfe ꝛc." Danzig 1640. 12. (und sonst noch) hat er die Anfangsworte grossentheils ältern Gesängen entnommen; vgl. Rambach 2, S. 320 f. und Gervinus 3, S. 357 f. — 5) Vgl. §. 218, Anm. 1. Seine ersten geistlichen Lieder stehen in einem Anhange zum „Poetischen Lustgarten", Hamburg 1638. 8. Zunächst gab er funfzig „Himmlische Lieder", Lüneburg 1641 ff. 8. heraus, worauf bis zum J. 1664 noch viele andere Sammlungen folgten („Passionsandachten", „Sabbathische Seelenlust", d. h. Lieder über alle sonntäglichen Evangelien, „Alltägliche Hausmusik oder musikal. Andachten", „Neue musikal. Festandachten", gleichfalls Evan-

ming[6]), A. Tscherning[7]), H. Albert[8]), S. Dach[9]) und G. Neumark[10]). Unter ihnen ist Dach bei weitem der vorzüglichste: in seinen Liedern nähert sich der streng protestantische Kirchengesang zumeist seinem Höhepunct; in denen von Paul Gerhardt[11]), von dem wir nur geistliche Sachen

---

gelienlieder, „Neue musikal. Katechismusandachten", „Neue musikal. Kreuz-, Trost-, Lob- und Dankschule", „Neues musikal. Seelenparadies", d. i. Lieder über biblische Sprüche, u. s. w.). — 6) Vgl. §. 202, Anm. b. Eigentliche Lieder von geistlichem Inhalt hat er nur sehr wenige hinterlassen, darunter aber das allbekannte und viel gesungene „In allen meinen Thaten ꝛc." Da es in der ursprünglichen Abfassung rein persönliche Beziehungen enthält, hat es für den kirchlichen Gebrauch in den Gesangbüchern abgeändert werden müssen; vgl. W. Wackernagel, d. Leseb. 2, S. XIV, Anm. 2. — 7) Seine religiösen Lieder stehen in den §. 218, Anm. 4. angeführten Sammlungen. — 8) Vgl. §. 218, Anm. 7. Zehn geistliche Lieder sind in A. Gebauers Buch, „Simon Dach und seine Freunde als Kirchenliederdichter", Tübingen 1828. 8., S. 139 ff. abgedruckt. — 9) S. §. 218, Anm. 8. Von seinen geistlichen Liedern (über 150) erschienen sehr viele bei besondern Veranlassungen, vorzüglich bei Sterbefällen angesehener und dem Dichter befreundeter Personen. Eine Auswahl der besten, die bis 1649 herausgekommen waren, wurden in H. Alberts Sammlung, von den spätern eine große Anzahl in die Königsberger Gesangbücher, am vollständigsten in die Ausg. von 1690 aufgenommen. Eine reiche Auswahl gibt A. Gebauer in seinem eben angeführten Buch. — 10) Seine bessern hierher gehörigen Lieder, deren berühmtestes und schönstes §. 210, Anm. 21. erwähnt ist, stehen in den beiden §. 218, Anm. 16. bezeichneten Sammlungen. Außerdem gab er noch verschiedene in seinem 1668 erschienenen „Täglichen Andachtsopfer" und in den „Geistlichen Arien", Weimar 1675. 8. heraus. — 11) S. §. 202, S. 615 ff. „Dichtete P. G. nicht ausdrücklich für die Gemeinde, nicht so unmittelbar im kirchlichen Interesse, wie Luther, sondern aus persönlichem Bedürfniß, in persönlichen Anfechtungen, so war der Pulsschlag seines innern Lebens doch das gemeinsame kirchliche Bekenntniß, und seine Empfindungen, so persönlich sie sein mochten, waren doch nur Wellen der heiligen Tauf- und Lebensfluth, in welcher jedes andere Glied der Kirche mitathmete und mitempfand. Sein Leid und Gottes Liebe, der Seele Fragen und Gottes Antwort, Subject und Object, beides ist in ihm wie in seinen Liedern Eins, so Eins, wie es nur dann sein kann, wenn die Empfindung nicht allein persönliche Wahrheit hat, sondern die höhere, gemeinsame des

besitzen [12]), erreicht er ihn, und in den besten von Johann Franck [13]) behauptet er sich noch darauf. Nach ihm aber gleitet er wieder mehr und mehr davon hinab. Sollen einzelne aus der Zahl der jüngern Lyriker, die in dem allgemein üblich gewordenen Kirchenstil der Lutherischen dichteten und nur etwa in der mehr äußerlichen Behandlung ihrer Gegenstände sich davon Abweichungen erlaubten, noch besonders herausgehoben werden, so dürften nach Herzog Anton Ulrich, von dem wir mehrere schätzbare, einst sehr beliebte Lieder besitzen, die er noch in seinen frühern Jahren abgefaßt hat [14]), wohl Chr. Weise und von Canitz, so wie Benj. Schmolck und E. Neumeister aus verschiedenen Gründen dabei zunächst in Betracht kommen. Denn von jenen beiden übte der erste durch

---

Volks und der Kirche. Eben aus diesem Grunde sind seine Lieder Volkslieder". K. E. P. Wackernagel in der Vorrede zu seiner Ausgabe von G's Liedern. Damit vgl. die im Ganzen vortreffliche Characterisierung Gerhardts bei Gervinus 3, S. 366 ff. — 12) Denn auch seine wenigen Gelegenheitsgedichte schlagen dahin ein; vgl. Pischon 3, S. 236; 256 ff. — 13) Geb. 1618 zu Guben, studierte in Königsberg die Rechte, ward 1648 Rathsherr in seiner Vaterstadt, später Bürgermeister und zuletzt Landesältester in der Niederlausitz. Er starb 1677. Schon 1646 gab er das erste Hundert seiner „Vater-Unsers-Harfe" heraus (333 kurze, meist einstrophige Liedchen über das Vater Unser); sein Hauptwerk, „Deutsche Gedichte, bestehend im geistlichen Zion, oder neuen geistlichen Liedern und Psalmen rc." (worin auch die Vater-Unsers-Harfe und ein „Irdischer Helicon, oder Lob-, Lieb- und Leidgedichte rc.") erschien erst 1674. 8. zu Guben (J. Francks geistl. Lieder. Nach der Ausgabe letzter Hand unverändert herausgegeben von J. L. Pasig. Grimma 1846. 8.). Andere geistliche Dichtungen, aber nicht Kirchenlieder, sind in dem bereits 1648 zu Frankfurt a. d. O. in 8. gedruckten ersten Theil seiner „Poetischen Werke" enthalten (s. Pischon 3, S. 258 ff.). Von viel geringerer Bedeutung als seine geistl. Lieder sind Francks weltliche Gedichte (vgl. Gervinus 3, S. 277 f.; 369 f.), wenn sie auch im 17ten Jahrh. sehr bewundert und gerühmt wurden; vgl. Morhof, Unterr. S. 393 und Neumeister, Spec. S. 35. — 14) S. §. 212, Anm. 11. Sein „Christfürstliches Davids-Harfenspiel rc." (61 Lieder) erschien zu Nürnberg 1667. 8. und (vermehrt) zu Wolfenbüttel 1670. 8. —

sein Beispiel und seine Lehre auch auf die geistliche Dichtung seiner Zeit einen bedeutenden Einfluß aus, und hier keinen guten, indem er vornehmlich dazu beitrug, daß Rists wässrige und nüchterne Manier darin bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nicht bloß fortdauerte, sondern noch viel weiter um sich griff [15]; wogegen der andere, mehr noch mittel- als unmittelbar, die Veränderungen und Verbesserungen vorbereiten half [16], die mit dem Beginn des folgenden Zeitraums auch in der geistlichen Lyrik eintraten. Schmolck [17] und Neumeister [18] aber

---

15) Wir haben von Weise über 200 geistliche Lieder, von denen er aber nur sehr wenige der bessern selbst bekannt gemacht hat (s. Rambach 3, S. 289); die übrigen, allermeist prosaische und schale Reimereien, erschienen erst nach seinem Tode in drei Sammlungen: „Tugendlieder", „Trost- und Sterbandachten" und „Buß- und Zeitandachten", die erste Budissin 1719. 8., die beiden andern ebenda 1720. 8. — 16) Vgl. §. 206, S. 644 ff. — 17) Geb. 1672 zu Brauchitschdorf im Fürstenthum Liegnitz, studierte zu Leipzig Theologie, ward 1701 seinem Vater im Predigeramt adjungiert, aber schon im nächsten Jahre als Diaconus nach Schweidnitz berufen, wo er zuletzt Pastor Primarius war, und nach mehrjährigen schweren Leiden 1737 starb. Er ist von allen unsern geistl. Dichtern einer der allerfruchtbarsten gewesen, da er mehr als tausend Lieder verfaßt hat (vgl. Rambach 4, S. 21); der Mitwelt galt er auch für einen der besten. Dieß ist er zwar nicht, aber auch gewiß nicht so schlecht, wie er nach dem wegwerfenden Urtheil, das Gervinus 4, S. 30 über seine Lieder fällt, erscheinen muß. Billiger haben ihn beurtheilt, ohne seine Schwächen zu verdecken, Rambach 4, S. 9 und Hoffmann, Spenden ꝛc. 2, S. 75 ff. (wo auch sein Leben ausführlich beschrieben ist). Die erste Sammlung geistl. Gedichte von Schmolck erschien unter dem Titel „Heilige Flammen der himmlisch-gesinnten Seele in 50 Arien", Striegau 1704. 12., von der in den nächsten beiden Jahren zwei neue und stark vermehrte Auflagen (die erste mit 100, die andere mit 140 Liedern) veranstaltet wurden. Ueber andere vgl. die von Hoffmann a. a. O. S. 114 angeführten Schriften. Am vollständigsten finden sich seine Lieder beisammen in „Hrn. B. Schmolckens — sämmtlichen trost- und geistreichen Schriften ꝛc." Tübingen 1740. 44. 2 Thle. 8. — 18) Seine in verschiedenen Sammlungen seit 1705 gedruckten Lieder, von denen nur wenige den bessern ihrer Zeit zugerechnet werden dürfen, die meisten farblos, matt und eintönig sind, finden sich vereinigt in „Hrn. E. N's

sind vor Andern hauptsächlich des ungemeinen Beifalls wegen beachtenswerth, womit ihre überaus zahlreichen Lieder von den Zeitgenossen aufgenommen wurden. — Unter den Dichterinnen des siebzehnten Jahrhunderts [19]) zeichnen sich im geistlichen Liede besonders mehrere den höchsten Ständen angehörige Frauen aus: einige der schönsten, von echt evangelischem Geist durchdrungenen Kirchengesänge verdanken wir ihnen, namentlich der Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg [20]), der Landgräfin Anna Sophia von Hessen-Darmstadt [21])

Psalmen und Lobgesängen und geistl. Liedern rc." Hamburg (zuletzt) 1755. 8.; viele darunter sind Parodien von Gesängen älterer Dichter. Ueber ihren allgemeinen Character vgl. Rambach 4, S. 9 f. — 19) Unter denen, welche sich in weltlichen und geistlichen Sachen versucht haben, ist in älterer und neuerer Zeit besonders viel Wesens gemacht worden von Sibylle Schwarz, geb. 1621 zu Greifswald und schon 1638 gestorben (ihre geistl. und weltl. Lieder, Sonette rc. stehen in S. S. deutschen poetischen Gedichten — aus ihren eigenen Handschriften herausgeg. durch Sam. Gerlach, Danzig 1650. 4.). Morhof, Unterr. S. 398 ff. nennt sie „ein Wunder ihrer Zeit" und kann ihres Lobes kein Ende finden. Von Neuern hat besonders Fr. Horn sie gepriesen und gewiß mehr, als sie es verdient; vgl. d. Poesie u. Beredsamk. rc. 1, S. 299 ff. — 20) Aus dem Hause Oranien, geb. 1627 im Haag, dem großen Kurfürsten vermählt 1646, gest. in Berlin 1667. Man hat behauptet, daß die vier ihr zugeschriebenen Lieder, worunter das berühmteste „Jesus meine Zuversicht rc." ist, von einer andern Hand verfaßt seien, oder mindestens gemeint, die Kurfürstin habe dieselben vielleicht holländisch gedichtet, und ein Anderer habe sie dann ins Hochdeutsche übertragen; für das Eine, wie für das Andere fehlt es indeß an zureichenden Gründen. Gedruckt wurden diese Lieder zuerst in dem von Chr. Runge herausgegebenen Gesangbuch, „D. M. Luthers und anderer geistreichen Männer geistl. Lieder und Psalme rc." Berlin 1653. 8.; vgl. Rambach 3, S. 63 f. und Pischon 3, S. 212 ff. — 21) Geb. 1638 zu Marburg, seit 1656 Pröbstin und zuletzt Aebtissin des Stifts zu Quedlinburg, wo sie 1683 starb. Von ihren 32 Liedern gehörten verschiedene geraume Zeit zu den beliebteren; gedruckt in „dem treuen Seelenfreund Christus Jesus — abgebildet und fürgestellet durch Fräulein Annen Sophien rc." Jena 1658. 8. —

und den beiden Gräfinnen von Schwarzburg-Rudolstadt, Ludämilia Elisabeth[22]) und Aemilie Juliane[23]).

§. 223.

Die zweite Hauptart der geistlichen Liederpoesie, sich schon bei einzelnen Dichtern[a]) der voropitzischen Zeit ankündigend, theils in einem von dem schlichten und einfach ernsten Stil des lutherischen Kirchengesanges mehr oder minder abweichenden Ton frommer Empfindsamkeit, theils in dem Hinneigen zu einer geschmücktern Darstellung und zu einem Spiel mit biblischen Bildern, entwickelte sich vornehmlich aus der religiösen Vorstellung von der innigen Gemeinschaft des Menschen mit Gott im Glauben und gewann in demselben Maaße an innerer Ausbildung und äußerm Umfange, in welchem diese Vorstellung unter der biblisch dichterischen Form einer Braut- oder Gemahlschaft der Seele mit der Person des Heilandes bei einzelnen Individuen oder ganzen Gemeinden Eingang fand und gleichsam Trägerin aller ihrer religiösen Empfindungen wurde. Der erste neuere Dichter, bei dem sie sich in voller Stärke wirksam zeigte, und der daher die Reihe der geistlichen Erotiker dieses Zeitraums eröffnete, war ein Katholik, Fr. von Spee[b]). Auf die protestantische Dichtung wirkte sie

22) Geb. 1640, gest. als Braut 1672. Ihre 215 Lieder, von denen einzelne schon früher bekannt gemacht waren, wurden erst nach ihrem Tode gesammelt, „Die Stimme der Freundin“, Rudolstadt 1687. 12. — 23) Tochter eines Grafen von Barby und Mühlingen, geb. 1637 zu Rudolstadt, vermählt mit Albrecht Anton, Grafen von Rudolstadt, gest. 1706. Nach Rambach die fruchtbarste Liederdichterin, da sie beinahe 600 Gesänge abgefaßt hat. Mehrere davon erschienen bereits 1685, gesammelt wurden sie erst 1714, „Der Freundin des Lammes geistlicher Brautschmuck“, Rudolstadt (vollständiger 1742, 2 Thle. 8.).

a) Namentlich bei Ph. Nicolai, s. §. 159, Anm. 31. und Rambach 2, S. 215; über andere vgl. Gervinus 3, S. 39 f. — b) Vgl. §. 202, Anm. b. Spee hält die Mitte zwischen einem geistlichen Volks-

zunächst nur mehr äußerlich und formgebend ein, in soweit sich diese ihrem Inhalt und ihrer Darstellungsweise nach an das Hohelied anlehnte, in dessen, an den Ton der weltlichen Lyrik streifenden Bearbeitung Opitz [c]) zahlreiche Nachfolger hatte [d]). Denn das Hohelied war es ganz vorzüglich, woraus die eigenthümliche Form jener Vorstellung erwuchs, und in seiner Bildersprache und demnächst in der symbolischen Rede der Propheten und der Apocalypse fand sie auch hauptsächlich ihr dichterisches Gewand. Bis zu dem Lebenskern der evangelischen Liederpoesie zu dringen und ihn zu voller Entwickelung einzelner, in ihm bis dahin noch mehr gebunden gewesener Keime zu befruchten, vermochte sie nicht eher, als bis bei den Dichtern eine Gemüthsrichtung eintrat, der ein lebendigeres und innerlich wärmeres Christenthum, als das von der allein für rechtgläubig geltenden protestantischen Kirche gelehrte zu sein schien, zum unabweislichen Bedürfniß wurde. Dieß

---

und Kunstdichter. Auf einen Gebrauch beim kirchlichen Gottesdienst hat er es als Katholik bei seinen Liedern natürlich gar nicht abgesehen. — c) S. §. 201, Anm. 15. Er selbst fühlte, daß er darin dem kirchlichen Ton nicht ganz treu geblieben war. „Will jemand vermeinen", sagt er in der Vorrede S. 6, „eine und andere Rede sei etwas zu buhlerhaftig und weltlich, der erwäge, daß hiesige Lieder nichts sind, als eine Historie der allerkeuschesten Liebe, die Salomon nach Ablegung der verführerischen üppigen Begierden zu Bezeugung seiner Buße aus göttlicher Regung dermaßen herausstreicht, daß seine zierliche Worte so weit über andere gehen, so weit zeitliche Wollust von der himmlischen übertroffen wird. Er gedenke, daß die Poeterei so wenig ohne Farben, als wenig der Frühling ohne Blumen sein soll. Wie er dann, als der von einem andern Geiste weder die heidnischen Poeten angeblasen wird, an diesem Orte alle Zier, Art und Eigenschaft der Eclogen oder Hirtengedichte begriffen hat &c." — d) Einen der berühmtern in Ph. v. Zesen („Salomonis, des ebräischen Königs, geistliche Wollust oder Hoheslied &c." Wittenberg 1641. 8.; vgl. Jördens 5, S. 611), der auch gerade für diesen Gegenstand der geistl. Dichtung zuerst hüpfende dactylische Versarten oder „Dattelreime" zu gebrauchen wagte; vgl. §. 220, Anm. 6. —

geschah um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, von wo an die Zahl der aus dieser Richtung hervorgehenden sogenannten Jesuslieder bis zum Ausgange dieses Zeitraums nach und nach erstaunlich anwuchs. Die ältern Dichter von Bedeutung sind hier unter den zum Katholicismus oder zur Cabbalistik neigenden Mystikern zu suchen, die jüngern unter den Anhängern Ph. J. Speners und A. H. Francke's, oder den Pietisten der hallischen Schule [e]), so wie in einzelnen Männern, die, wenn sie auch nicht in einem äußerlichen und unmittelbaren Verbande mit ihnen standen, den Pietisten doch in ihrer Gemüths- und Glaubensrichtung nahe verwandt waren. Die ausgezeichnetsten unter jenen ersten sind Joh. Scheffler [f]),

e) S. §. 178. — f) Noch bekannter unter seinem von einem spanischen Mystiker, Johannes ab Angelis, angenommenen Namen Joh. Angelus (auch Angelus Silesius), geb. 1624 zu Breslau, studierte Medicin, bereiste dann Holland, wurde nach seiner Heimkehr Leibarzt eines schlesischen Fürsten und erhielt dabei den Titel eines kaiserlichen Hofmedicus. Ein in ihm frühzeitig hervortretender Hang zur Mystik, die sich in Schlesien schon seit längerer Zeit aufgethan und Boden gewonnen hatte (vgl. Kahlert, a. a. O. S. 19), durch sein fleißiges Studium der Schriften Taulers, Schwenkfelds, Jac. Böhme's und anderer Mystiker und Schwärmer des Mittelalters und der neuern Zeit immer mehr verstärkt, bewog ihn (im J. 1653?) seine Stelle aufzugeben und von der evangelischen zur katholischen Kirche überzutreten. Zum Priester geweiht und zum bischöflichen Rath ernannt, lebte er nun großentheils in einem Kloster zu Breslau, wo er auch 1677 starb. Die neuesten und besten seiner geistl. Lieder, und es befinden sich sehr schöne darunter, wiewohl auch er schon im Ganzen zu viel tändelt, soll er noch vor seinem Confessionswechsel gedichtet haben, und Neumeister meint (Spec. S. 8), es stehe nichts im Wege, quo minus hymni plurimi a Lutherano adhibeantur. Sie stehen in der Sammlung „Heilige Seelenlust, oder geistl. Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche, gesungen von Joh. Angelo Silesio 2c." 4 Bücher, Breslau 1657. 8.; mit einem 5ten Buche vermehrt 1668 u. öfter; zuletzt München 1826 (vorgeblich nach der 1sten Ausg., aber nur 3 Bücher). Ueber andere Schriften Schefflers vgl. Kahlert a. a. O. S. 69, Anm. 3. und Pischon 3, S. 265; von seinem „Cherubinischen Wandersmann" wird noch weiter

auf dessen Poesie höchst wahrscheinlich Spee einen nicht geringen Einfluß geübt hat[g]), und Christian Knorr von Rosenroth[h]); als Vertreter der bessern pietistischen Liederdichter[i]) können vornehmlich gelten Joh. Casp. Schad[k]), Gottfr. Arnold[l]), Johann Anastasius Freyling-

---

unten die Rede sein. — g) Vgl. Rambach 2, S. 302. — h) Geb. 1636 zu Alt-Rauden, unsern Heermanns Geburtsort, beschäftigte sich während seiner Universitätszeit besonders mit Chemie und orientalischen Sprachen, besuchte Holland, Frankreich und England, wurde 1668 pfalzgräfl. sulzbachischer Geheimerath und Canzleidirector und starb zu Sulzbach 1689. Seine Neigung zu den sogenannten geheimen Wissenschaften verräth sich auch in dem mystischen Ton seiner geistl. Lieder, die aber nicht alle sein volles Eigenthum sind; denn außer denen, die Uebersetzungen lateinischer Hymnen oder Erneuerungen älterer deutscher Lieder sind, gibt es andere, deren Inhalt er hauptsächlich aus dem Boethius entlehnt hat. Sie sind gedruckt in dem „Neuen Helicon mit seinen neun Musen, d. i. geistliche Sittenlieder ꝛc." Nürnberg 1684. 12. (über seinen Antheil an einer Uebersetzung von Boethius Trost der Philosophie vgl. M. Richey's dem 3ten Theil von Weichmanns Poesie der Niedersachsen vorgedruckte Aufsätze, S. 59 ff.; über zwei Schauspiele, in denen er auch seinem alchymistischen und mystischen Hange nachgeht, Gottsched, Nöthig. Vorrath ꝛc. 1, S. 238; 248, Freieslebens Nachlese ꝛc. S. 48 und Gervinus 3, S. 429; 435). — i) Von Spener und Francke selbst besitzen wir nur wenige Lieder. Des erstern eilf, deren mehrere schon in den Siebzigern erschienen, und die zusammen 1710 herausgegeben wurden („Frommer Christen erfreuliche Himmelslust"), gehören auch nicht einmal zu den ausgezeichneteren ihrer Zeit. Francke hat nur drei gedichtet, von denen das beste bereits 1694 gedruckt wurde (alle drei zuerst in dem „Hasselschen Gesangbuch", o. O. 1695). — k) Geb. 1666 zu Kundorf im Hennebergischen, stand auf der Universität Leipzig in nahem Verhältniß zu A. H. Francke, wurde 1691 Diaconus zu Berlin, wo er sich durch seinen theologischen Eifer vielen Haß zuzog, und starb 1698. Seine Lieder (meistentheils schon 1692 gedruckt, nach seinem Tode gesammelt als „Fasciculus cantionum, d. i. zusammengetragene geistl. Lieder eines In Christo Seeligen Lehrers ꝛc." Cüstrin o. J. 12.) gehören zu den ersten der pietistischen Schule, zeichnen sich aber nicht durch besondern poetischen Werth aus. — l) Geb. 1666 zu Annaberg, studierte in Wittenberg und wurde später in Dresden mit Spener bekannt. 1697 nahm er den Ruf nach Gießen als Professor der Geschichte an, legte diese Stelle aber bald nieder und privatisierte nun bis 1700, von wo an er nach einander

hausen [m]) und Joh. Jac. Rambach [n]), und in der dritten Reihe sind die merkwürdigsten Joachim Neander [o]),

---

geistliche Aemter in Altstädt, Werben und Perleberg verwaltete. Er starb am letzt genannten Ort 1714. Am berühmtesten hat er sich durch seine „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie ꝛc." gemacht, wovon noch weiter unten. Aus seinen geistlichen Liedern (130) blickt eine reiche dichterische Begabung, aber auch ein starker Zug zur Mystik hervor, der ihn oft irre geleitet hat. Sie stehen zerstreut in verschiedenen seiner Schriften, namentlich in den „Göttlichen Liebesfunken ꝛc." 1697, in dem „Geheimniß der göttlichen Sophia oder Weisheit", Leipzig 1700. 8. und in andern, worüber vgl. Rambach 4, S. 87 f. oder Pischon 3, S. 304. — m) Geb. 1670 zu Gandersheim, 1695 von Francke als Inspector an das Pädagogium zu Halle berufen, im nächsten Jahre ihm im Predigeramt zu Glaucha und seit 1715 im Pastorat zu Halle adjungiert, dann 1723 unter ihm mit der Leitung des Waisenhauses ꝛc. beauftragt und endlich 1727 sein Nachfolger in beiden Hauptämtern. Er starb 1739. Seine Lieder stehen (nebst vielen andern aus der hallischen Schule) in dem von ihm besorgten „Geistlichen Gesangbuch ꝛc." vgl. §. 221, Anm. d. — n) Geb. 1693 zu Halle, seit 1723 Adjunct der dortigen theologischen Facultät, in der er 1727 zum ordentlichen Professor ernannt wurde; vier Jahre später gieng er als erster Professor der Theologie und Superintendent nach Gießen, wo er 1735 starb. Als Kirchenliederdichter zeigte er sich zuerst in den „Geistlichen Poesien", Halle 1720. 8., denen die „Poetischen Festgedanken von den höchsten Wohlthaten Gottes ꝛc. Mit einem Anhange anderer geistl. Lieder ꝛc." Jena 1723. 8. und ein „Geistreiches Haus-Gesangbuch ꝛc." Leipzig 1735. 8. folgten (in dieser letzten Sammlung wird die Reihe der Lieder eröffnet, die bis dahin in den Gesangbüchern unbearbeitet gebliebene Lehren des theologischen Systems abhandelten; Rambach 4, S. 15). Er „vereinigte in sich die Gemüthlichkeit der hallischen Schule und den Geist echter, von unlautern Beimischungen gereinigter Pietät mit ausgezeichneten Talenten und gründlicher wissenschaftlicher Bildung"; Rambach 4, S. 10 f. — o) Eigentlich Neumann, geb. 1610 zu Bremen, soll in seiner Jugend unordentlich gelebt haben, durch eine Predigt aber bekehrt worden sein. Nachdem er zuvor Rector in Düsseldorf gewesen, kam er 1679 als Prediger nach Bremen, wo er 1688 starb (nach Rotermund, Fortsetz. zu Jöchers Gelehrtenlex. 5, Sp. 427, nach der gewöhnlichen Angabe schon 1680). Er war Spenern befreundet und wurde im 17ten Jahrh. der erste berühmte Liederdichter der Reformierten in Deutschland (vgl. §. 159, S. 401 f.): „Glaub- und Liebes-Uebung: aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dankpsalmen ꝛc." Bremen 1679. 12. u. öfter. —

Gerhard Tersteegen p) und der Stifter der herrnhutischen Brüdergemeinde, Nicol. Ludw. Graf v. Zinzendorf q).

§. 224.

Opitz hatte, wie wir sahen, geistliche Gegenstände nicht allein in der noch mehr volksmäßigen Form des Liedes bear-

p) Geb. 1697 zu Mörs, lebte als Bandmacher in Mühlheim an der Ruhr, wo er auch 1769 starb. Er gehörte zu den Mystikern der reformierten Kirche. Ueber den Character seiner Lieder, die er selbst, vielleicht schon 1731 (oder noch früher?), gewiß aber 1738 herausgab („Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen ɾc."; neueste Aufl. Essen 1841. 12.), vgl. Rambach 4, S. 11. — q) Geb. 1700 zu Dresden, zuerst von seiner Großmutter, der auch als Verfasserin geistlicher Lieder rühmlich bekannten Freifrau Henr. Katharina von Gersdorf, geb. Freiin von Friesen (1650—1726), dann auf dem hallischen Pädagogium unter Francke erzogen, studierte seit 1716 in Wittenberg die Rechte, beschäftigte sich daneben aber vielfältig mit theologischen Gegenständen. Nachdem er Holland, Frankreich und die Schweiz besucht, entschloß er sich auf den Wunsch seiner Anverwandten, die seinem Vorhaben, sich dem Lehramt oder dem geistlichen Stande zu widmen, entgegen waren, 1721 eine Stelle bei der Landesregierung in Dresden anzunehmen. 1724 legte er auf seiner Besitzung in der Lausitz, wo einige mährische Brüder wenige Jahre zuvor mit seiner Erlaubniß sich niedergelassen und einen neuen Anbau, Herrnhut, begonnen hatten, den Grundstein zu einem „Gemein- und Anstalts-Hause". Die kleine Gemeinde nahm binnen wenigen Jahren bedeutend an Mitgliedern zu, der Graf selbst wurde ihre Seele und somit der Gründer der herrnhutischen Secte. 1734 trat er zu Tübingen öffentlich in den geistlichen Stand und wirkte von nun an rastlos durch Beispiel, Rede und Schrift für die Ausbreitung der Brüdergemeinde innerhalb und außerhalb Europa's. Er starb als ihr Ordinarius und Bischof 1760 zu Herrnhut. Seine geistl. Lieder, von denen die ältesten bis in seine Knabenzeit (1713 und 1714) zurückreichen, und deren gute und schlechte Eigenschaften Rambach 4, S. 11 ff. gewiß weder zu günstig, noch zu hart beurtheilt, finden sich zuerst gedruckt theils in dem von ihm besorgten herrnhutischen Gesangbuch („Sammlung geist- und lieblicher Lieder ɾc.", erste Ausg. Leipzig 1725), theils in dem (allein erschienenen) ersten Bande seiner „Deutschen Gedichte", Herrnhut 1735, und anderwärts. In neuester Zeit sind die „Geistlichen Gedichte des Grafen v. Z., gesammelt und gesichtet von Alb. Knapp mit einer Lebensskizze" herausgegeben, Stuttgart und Tübingen 1845. gr. 8.

er hatte auch andere Einkleidungsarten dafür gewählt,
von ihm und andern gelehrten Dichtern bei uns ein-
wurden. So legte er den Grund zu einer neuen Art
ligiöser Kunstlyrik, die sich seitdem, wenn man
die Masse der dahin zu rechnenden Stücke sieht, auch
r ausnehmenden Fülle entwickelte und, wie schon an-
s bemerkt wurde, mit der weltlichen fast alle in diesen
iblichen Formen theilte. Den unzähligen, in Alexan-
rsen abgefaßten hymnenartigen Gedichten [1]) der ältern
jenüber stehen in der spätern die kaum minder zahlrei-
atorien, geistlichen Cantaten und sonstigen musikalischen
ten, jene oft in die epische oder didactische Gattung
end, diese an die dramatische rührend; und zwischen
Gruppen mitten inne breitet sich die große Menge der
, theils in einfachere, theils in künstlichere Formen ge-
religiösen Poesien aus, die unstrophischen Umschreibun-
Psalmen und andern biblischen Stücken, die Elegien [2]),

Darauf legten sich besonders viele junge Dichter, die zu den
barsten Anhängern Opitzens und Buchners gehörten; vgl. Ger-
, S. 250; 346 f. Unter ihnen ist, mehr in Folge zufälliger
e als seines Verdienstes halber, Andr. Scultetus (von des-
n nicht viel mehr bekannt ist, als daß er aus Bunzlau gebürtig
it 1639 das Elisabeth-Gymnasium in Breslau besuchte, seine
noch als Gymnasiast schrieb und wahrscheinlich schon um 1642
urch Lessing zu einem gewissen Ruhm gelangt. Ihm war des
Dichters bedeutendstes Stück, die „Österliche Triumphposaune"
1642. 4.), in den Vierzigern des vorigen Jahrh. in die Hände
und hatte ihm so viel Interesse abgewonnen, daß er es, als er
nige andere Sachen von demselben Verf. aufgefunden („Blut-
der und todesringender Jesus", Breslau o. J. 4., und vier Ge-
tsgedichte) mit diesen wieder abdrucken ließ: „Gedichte von An-
Scultetus ꝛc." Braunschweig 1771. 8. (in Lachmanns Ausgabe
ings Schriften 8, S. 263 ff.). Nachlesen dazu lieferten J. G.
nn, Breslau 1774. 8. und H. Scholtz, Breslau 1783. 8. Vgl.
4, S. 686 ff. — 2) Sehr bewundert wurden die von Casp.

Hirtengespräche und Schäferlieder [3]), die Andachtsgemählde [4]), Sonette, Madrigale, liederartigen und pindarischen Oden, sammt den größern strophischen Gedichten [5]) ꝛc. Wie durch ihren metrischen Bau, so haben sich diese Gedichtclassen im Allgemeinen und Besondern auch durch eine gesuchtere Sprache, durch größern Bilderreichthum, gelehrten Prunk und unbiblischen Schmuck aller Art [6]), überhaupt durch eine freiere und

---

Ziegler (vgl. §. 196, Anm. 1.), „Jesus, oder 20 Elegien über die Geburt, Leiden und Auferstehung unsers Heilandes ꝛc." Leipzig 1648. 8; vgl. Neumeister, Spec. S. 117 und Gervinus 3, S. 347; 322. Ich selbst vermag über ihren Werth nicht zu urtheilen, da ich sie noch nicht einmal gesehen habe. — 3) Dergleichen giengen viele besonders aus der Nürnberger Schule hervor. — 4) So hat Harsdörfer eine Art lyrisch-didactischer, öfter in die Parabel übergehender Erfindungen genannt, die ihn vornehmlich als emblematischen Dichter characterisieren. Einzelne dieser „Andachtsgemähle" stehen in seinen Gesprächspielen (daraus eins bei Pischon 3, S. 537 f.), die meisten und interessantesten in den „Herzbeweglichen Sonntagsandachten, nach den Evangelien verfasset ꝛc." Nürnberg 1649. 8. und in den „Herzbew. Sonntagsand., nach den sonntägl. Epistelterten ausgemahlet ꝛc." Nürnberg 1651. 8. (in beiden außerdem noch prosaische Gebete und geistliche Lieder). Eine anschauliche Beschreibung davon gibt Gervinus 3, S. 300 f. — 5) Zu den merkwürdigsten gehören wegen ihres wüst-mystischen Inhalts und ihrer bauschigen und verstiegenen Sprache die mir bekannten Stücke aus dem Kühlpsalter von Quirin. Kuhlmann (einem Anhänger Jac. Böhme's, geb. 1651 zu Breslau, gest. zu Moskau auf dem Scheiterhaufen 1689): „Der Kühlpsalter, oder die Funfzehngesänge". Amsterdam 1684. 12., mit mehreren Fortsetzungen (vgl. Ebert, bibliogr. Lexic. Nr. 11555); Proben daraus in Wackernagels d. Leseb. 2, Sp. 499 ff. Ueber seine geistl. Sonette, „Himmlische Liebesküsse", Jena 1672. 8. vgl. Gervinus 3, S. 353 f. (und dazu §. 198, Anm. 28). — 6) Sogar aus der Mythologie scheute man sich nicht, ihn zu entlehnen. Zunächst und zumeist benutzte man diese Art von Schmuck für die Hymnenpoesie. Schon Dan. Heinsius, der zu dieser Dichtart in Deutschland durch Opitz den Anstoß gab (siehe §. 201, S. 607) hatte dieß eingeleitet und sein Verfahren selbst zu rechtfertigen gesucht; vgl. die Schweizer Ausgabe von Opitzens Gedichten, S. 682 f. Daß ein solcher Mißbrauch aber auch vielfaches Aergerniß erregte, ist §. 188, Anm. 3. durch Hinweisung auf Stellen bei verschiedenen angesehenen Schriftstellern belegt worden. —

weltlichere Behandlung ihrer Gegenstände vielfach von der kirchlichen Liederdichtung entfernt. Damit sind sie aber auch weit mehr noch als diese auf all die Ab- und Irrwege der weltlichen Kunstpoesie gerathen, so daß hier des Gelungenen verhältnißmäßig viel weniger zu finden ist als unter den eigentlichen Liedern. Den meisten Anspruch auf Auszeichnung dürften wegen ihres dichterischen Werthes die geistlichen Oden und Sonette von A. Gryphius [7]) und die besten der frommen, cantatenartigen Naturbetrachtungen von Brockes [8]) haben, demnächst aber verschiedene Sachen von P. Flemming [9]), A. H. Buchholz [10]), Kathar. Regin. von Greifenberg [11]) und H. A. von Abschatz [12]).

---

7) Das erste Buch der Oden gab er 1643, das zweite 1646, das dritte 1655 heraus. Er wollte sie selbst, als Gedichte von einer nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich kunstmäßigern Behandlung, seinen mehr im einfachen Kirchenstil gehaltenen Sachen (namentlich den „Thränen über das Leiden des Herrn", 1652) entgegengesetzt wissen. Denn er „war der Meinung gar nicht zugethan, die alle Blumen der Wohlredenheit und Schmuck der Dichtkunst aus Gottes Kirche bannet ꝛc." (Vorr. zu den „Thränen ꝛc." 2, S. 191 ff.). Von seinen Sonetten sind die in den beiden letzten Büchern (1639) durchweg von religiösem Inhalt, das Schlußsonett ausgenommen; über den Inhalt der drei ersten Bücher vgl. §. 218, Anm. 18. Von den übrigen geistl. Gedichten seiner eigenen Erfindung sind noch besonders merkwürdig die „Gedanken über den Kirchhof ꝛc.", 50 achtzeilige Strophen (1656): sie sind wohl das Schauerlichste und Finsterste, was Gryphius gedichtet hat. — 8) Vgl. §. 198, S. 594 f. u. §. 208. — 9) Ein längeres „Klaggedicht vom unschuldigen Leiden Christi", Umschreibungen von Psalmen und einige kleinere Stücke, Alles in Alexandrinerreihen und das erste Buch der poet. Wälder bildend; dann noch ein Buch Sonette (das erste; nur das Schlußsonett ist von weltlichem Inhalt). — 10) S. §. 212, Anm. 8. Von seinen religiösen Gedichten gehören besonders hierher verschiedene, die im 2ten Theil der „Geistlichen deutschen Poemata", Braunschweig 1651. 12. enthalten sind (im ersten steht sein zuerst 1640 gedruckter „Deutscher Psalter"); vgl. darüber Gervinus 3, S. 360 f. — 11) Aus dem freiherrl. Geschlecht von Seyßenegg, geb. 1633 zu Seyßenegg in Oesterreich, war Mitglied von Zesens deutschgesinnter Genossenschaft und Vorsitzerin der Lilienzunft, lebte meistentheils in Nürnberg

C. Dramatische Dichtung.

§. 225.

Nirgend hatte die neue Kunstpoesie, sobald sie es nicht, wie im Kirchenliede, auf eine friedliche Ausgleichung mit der ältern Volksdichtung, sondern auf deren Verdrängung anlegte, mehr Schwierigkeiten zu überwinden, als in der dramatischen Gattung. Sie war von allen, die während des Mittelalters in Deutschland aufkamen, in naturgemäßem Gange zuletzt eingetreten. Ohne zur Reife zu gelangen, ja ohne auch nur einmal sich einer gewissen kunstmäßigen Ausbildung anzunähern, hatte sie doch im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts einige Fortschritte gemacht, und rechnet man die religiöse Liederpoesie ab, so gab es keine poetische Gattung weiter, die beim Beginn der neuen Gelehrtendichtung im protestantischen Deutschland so tief und fest im Volksleben wurzelte und so gleichmäßig von allen Ständen gepflegt ward. Das Volksschauspiel war gerade auf der Scheide des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts in der vollsten Regsamkeit. Aus den Kirchen und aus den bürgerlichen Kreisen der Städte hatte es den Weg in die Schulen, zu den Universitäten und selbst schon an die Höfe gefunden. Die englischen Komödianten mit ihren eingeführten Stücken, ihrer bessern Bühneneinrichtung und ihrem Spiel, und Dichter, wie Ayrer [a]), Mauri-

---

und starb daselbst 1694. Am meisten zeichnen sich unter ihren verschiedenen religiösen Dichtungen, die Wetzel in der Hymnopoeographia I, S. 345 ff. verzeichnet, die Sonette aus: „Geistliche Sonette, Lieder und Gedichte — gesetzet durch Fräulein C. R. Fr. v. G. 2c." Nürnberg 1662. 12. — 12) In den „Himmelschlüsseln"; vgl. §. 219, Anm. e.

a) Zu dem, was §. 163 über die Zeit seiner dichterischen Thätigkeit und über die Anzahl seiner uns erhaltenen Stücke bemerkt ist, hat

tius, Spangenberg und Herzog Heinrich Julius b), hatten für seine Aufnahme und Verbreitung gewirkt, neue Gegenstände und neue Formen aufgebracht, die dem Geschmack der Zeit zusagten, weil auch das, was darin der Fremde entlehnt oder nachgebildet war, volksmäßigen Zuschnitt und volksmäßige Farbe zeigte. Schon hieraus ergab sich für die gelehrten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, die auf die Einführung geregelter, dem Alterthum oder den neuern Ausländern abgeborgter Kunstformen ausgiengen, ein ganz anderes Verhältniß zu dem Volksschauspiel, welches sie vorfanden, als zu Dichtarten, die entweder schon überhaupt im Absterben begriffen waren, oder wenigstens nur noch in den untern Schichten des Volks ihr Leben fristeten. Ein wichtiger Umstand kam dazu, die volksmäßige Form des Schauspiels in ihrem guten Rechte zu schützen. Dramatische Werke müssen, wo sie zu voller Geltung und Wirksamkeit gelangen sollen, vor Zuschauern wirklich gespielt werden; das Theaterpublicum besteht aber überall nur zum geringern Theil aus eigentlich gelehrt Gebildeten: das Schauspiel mußte demnach auch damals, wo es an Höfen oder in Städten aufgeführt werden sollte, für den Geschmack

seitdem K. G. Helbig in dem litterar-histor. Taschenbuch von Prutz, Jahrg. 1847, S. 441 ff. dankenswerthe Berichtigungen geliefert. Daraus ergibt sich, daß Ayrer von seinen 69 Dramen (zu den 66 früher bekannten sind nun noch 3 neu aufgefundene gekommen) 10 Tragödien und Komödien, so wie 12 Fastnachts- und Singspiele bereits in den Jahren 1595—98 gedichtet hat; und da er bei der Abfassung von mehrern unter dieser Zahl schon genauere Bekanntschaft mit den Schauspielen der englischen Komödianten gemacht haben muß, so wird damit auch das Erscheinen der letztern in Deutschland wenigstens in den Anfang des letzten Zehntels vom 16ten Jahrh. hinaufgerückt. — b) Aus seiner „Comedia von Vincentio Ladislao Satrapa von Mantua" (vgl. §. 163, Anm. 11) sind jetzt beträchtliche Bruchstücke abgedruckt in G. K. Frommanns und L. Häußers Lesebuch d. poet. National-Litteratur d. Deutschen, Leipzig 1846. Th. 2, S. 65 ff. —

einer in einem bestimmten Raum versammelten, an Bildung keineswegs unter sich gleichartigen Menge eingerichtet sein und konnte nicht, wie andere Erzeugnisse der Poesie, bloß durch Vermittelung des Buchs sich ein räumlich weit zerstreutes, den gelehrten Ständen allein angehöriges Publicum aufsuchen. Andrerseits jedoch war das Volksdrama zu Ende des vorigen Zeitraums noch bei weitem nicht so seiner Kindheit entwachsen, noch lange nicht so gekräftigt und geadelt in seinem Gehalt und so gefestigt in der Form, wie das Kirchenlied. Die Zeit des dreißigjährigen Krieges, die diesem eher günstig als nachtheilig war, störte und unterbrach jenes vielfach in seinem Entwickelungsgange [c]). Als es daher nach dem Friedensschluß wieder aufgenommen wurde, und eine neue regsame Theilnahme dafür sich überall zu zeigen begann, war es zwar noch immer kräftig genug, sich aus seinem alten Rechte von der unterdeß schon stark gewordenen Kunstdichtung nicht ganz verdrängen zu lassen; allein dazu war es bereits zu unselbständig, zu haltlos und schwach geworden, daß es sich ihrer nachtheiligen Einflüsse in ähnlicher Art, wie der bessere Theil der geistlichen Liederpoesie, hätte erwehren können. So behielt dieser Zeitraum bis zu seinem Ausgange allerdings noch ein volksmäßiges Schauspiel; aber vielfältig mit fremden Elementen der verschiedensten Art versetzt, oder dem Auslande, namentlich den Niederlanden, Frankreich, Italien und Spanien, in Stoff und Form geradezu abgeborgt und dem deutschen

---

c) Aus Gottscheds nöthigem Vorrath zur Gesch. d. deutsch. dramat. Dichtkunst und Freieslebens Nachlese dazu, worin für den Inhalt der folgenden §§. über das Drama viele Belege gesucht werden müssen, kann man sehen, wie wenige neue Stücke namentlich während der andern Hälfte des Krieges im mittlern Deutschland erschienen, wo bis dahin doch hauptsächlich das Volksschauspiel gediehen war.

Geschmack, so gut es eben gehen wollte, anbequemt, zeigte es fast nirgend mehr eine rein organische Fortbildung des alten heimischen Gewächses und ein eigentlich volksthümliches Gepräge. Daneben entwickelte sich ein Kunstdrama, vornehmlich in zwei Richtungen: als Trauerspiel in niederländisch-französischem Stil, als Oper nach italienischen Mustern. Das erstere konnte nicht zu allgemeiner Geltung durchdringen und wurde mehr nur von den höher Gebildeten im Buche bewundert, als von der Menge gern auf der Bühne gesehen; die Oper, weil sie im engsten Verbande mit der Lieblingskunst der Deutschen stand, auch in mehrern Beziehungen sich dem Geiste des Volksdrama's nah anschloß und in den Character und den Ton desselben bisweilen ganz übergieng, gefiel desto mehr und fand außer an den Höfen auch in mehreren Städten außerordentliche Begünstigung.

§. 226.

Eine feste, durch die Natur oder das Herkommen geforderte Abgrenzung der verschiedenen dramatischen Arten und eine bestimmte und kunstgerechte Ausprägung des Characters einer jeden darf von einer Zeit nicht erwartet werden, die sich einerseits so schwach und verworren in allen ihren Begriffen von dem Wesen und der Bestimmung der Poesie überhaupt, so wie in der Auffassung der bezeichnenden Merkmale ihrer einzelnen Gattungen zeigte [1]), und in der andrerseits die dichte-

---

1) Was insbesondere über den Unterschied der Tragödie und der Komödie in den Poetiken des 17ten Jahrh. gesagt wird, läuft, wenn man von den über die äußere Einrichtung der Schauspiele gegebenen Regeln absieht, im Ganzen auf nicht viel mehr als auf folgende Sätze hinaus, die Opitz (nach Scaliger, Poetic. 3, 96) schon im 5ten Kap. des Buchs von der d. Poeterei aufgestellt hatte: „Die Tragödie ist an der Majestät dem heroischen Gedichte gemäß, ohne daß sie selten leidet, daß man geringen Standes Personen und schlechte Sachen einführe;

rische Thätigkeit selbst sich immer mehr oder weniger von den gangbaren Theorien leiten ließ, dabei fortwährend unter den mannigfaltigsten Einflüssen von außen her stand, zugleich aber auch dem Geschmack der schaulustigen Menge genügen wollte. Nur das kunstmäßige Trauerspiel und die eigentliche Posse treten aus der Masse der dramatischen Erzeugnisse dieses Zeitraums mit etwas schärfern Zügen hervor; alles Uebrige, was zwischen beiden mitten inne liegt, läßt im Durchschnitt nichts weiter wahrnehmen als eine willkürliche und rohe Mischung der verschiedenartigsten Elemente, sei es in den Gegenständen, der äußern Form und der innern Einrichtung der Stücke, sei es in ihrem Ton, oder in dem Antheil, welcher in der dramatischen Composition der Musik, dem Tanz und dem äußern Schaugepränge eingeräumt ist [2]). Neben weltlichen Stoffen

---

weil sie nur von königlichem Willen, Todtschlägen, Verzweifelungen, Kinder= und Vatermörden, Brande, Blutschanden, Kriege und Aufruhr, Klagen, Heulen, Seufzen u. dergl. handelt. — Die Komödie bestehet in schlechtem Wesen und Personen, redet von Hochzeiten, Gastgeboten, Spielen, Betrug und Schalkheit der Knechte, ruhmräthigen Landsknechten, Buhlersachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geize des Alters, Kupplerei und solchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten vorlaufen. Haben derowegen die, welche heutiges Tages Komödien geschrieben, weit geirret, die Kaiser und Potentaten eingeführet, weil solches den Regeln der Komödien schnurstracks zuwider läuft." Dazu nehme man noch, was Opitz in der Zuschrift vor seiner Judith sagt, und vgl. damit die Theorie der Nürnberger vom Trauer= und Freudenspiel (als dritte Hauptart galt ihnen das Hirtenspiel) bei Harsdörfer, Poet. Tricht. 2, S. 70 ff., Birken, Redebind= u. Dichtk. S. 314 ff. und Omeis, Gründl. Anleitung 2c. S. 226 ff. Morhof will sich (Unterr. S. 666) bei den Lehrsätzen von den Komödien und Tragödien nicht aufhalten, weil sie in ganzen Büchern bereits „ausführlich und gründlich dargethan" worden. Wie Chr. Weise von der Natur des Drama's überhaupt dachte und wie über die Behandlung ernster und komischer Gegenstände, will ich lieber weiter unten andeuten. — 2) Der allgemeinste Ausdruck für ein dramatisches Werk war in dieser Zeit „Schauspiel", seltner, und mehr nur in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. wurde das ältere

wurden noch immerfort geistliche, sowohl neu-, wie alttestamentliche für alle Arten des Schauspiels benutzt; hier wie dort wurde das Geschichtliche oft entweder ganz in allegorischer Weise behandelt, oder mindestens mit allegorischem Beiwerk versehen [3]), und weder da noch hier nahm man Anstand, in die ernsten und tragischen Handlungen Possen und Schwänke einzuschieben und neben den Helden, Göttern und heiligen Personen auch dem Lustigmacher das Wort zu gönnen [4]). An

---

„Spiel" ohne weitern Zusatz gebraucht. Dabei aber kamen nun noch unzählige andere Bezeichnungen auf, wie man sich beim Durchblättern des gottschedischen Buchs leicht überzeugen kann. Am häufigsten wird man auf folgende stoßen: Tragödie, Komödie, Tragico-Komödie, Komico-Tragödie, Oper, Pastorell, Ballet (Maskerade) und die Verdeutschungen davon, Trauerspiel, Freuden- oder Lustspiel (auch Scherz-, Schimpf- und Possenspiel), Trauer-Freudenspiel, Freuden-Trauerspiel (für beides auch Mischspiel oder Trauer- und Lustspiel), Sing- oder Gesangspiel, Schäferspiel oder Schäferei, Tanzspiel. Dieselbe Benennung wurde aber oft sehr willkürlich Stücken vorgesetzt, die ganz verschiedenartig an Stoff und Einrichtung sein konnten. — 3) Nach ihrem Inhalt lassen sich unter den dramatischen Sachen dieses Zeitraums unterscheiden: geistliche Schauspiele (Tragödien, Komödien, Singspiele, Opern), Stücke, deren Stoffe aus der antiken Mythologie und Sagengeschichte entlehnt sind (vornehmlich Opern), historische Dramen, mehr aus der griechischen, römischen, byzantinischen, türkischen und andern orientalischen Geschichten geschöpft, als aus der vaterländischen und aus andern neueuropäischen (besonders Trauerspiele und Opern), Novellen- und Romanenstücke (Lust-, Trauer- und Mischspiele, auch Opern, nach italienischen und spanischen Novellen, den epischen Gedichten der Italiener und den beliebtesten heimischen oder aus der Fremde eingeführten Romanen bearbeitet), zeitbezügliche Schauspiele, namentlich in historischen, satirischen, moralischen und schäferlichen Allegorien (vielfach als Feststücke benutzt), allegorische Moralitäten und andere didactische Dramen, endlich deutsche Sittenstücke und Darstellungen von Scenen und Verhältnissen des städtischen Bürgerlebens (als Lustspiele und Possen, bisweilen auch als Opern). — 4) Daß die Einmischung komischer Personen und Auftritte in ernste Handlungen in unserm ältern geistlichen Schauspiel schon sehr früh anhub und seit dem Erscheinen der englischen Komödianten auch in Stücken von anderm Inhalt zu allgemeinerm Gebrauch kam, ist oben (§. 161,

durchgängig gebundene Rede hielt sich außer dem Singspiel und der eigentlichen Oper, worin sie schon durch die Musik bedingt war, zwar das kunstmäßige Trauerspiel [5]), anderwärts jedoch

---

S. 412 ff. und §. 162, S. 423) bemerkt worden. Die deutsche Bühne folgte hierin einem Zuge, der an dem neuern Drama, so lange es seiner volksthümlichen Grundlage nicht entrückt wurde, überall hervorgetreten und ihm auch da noch eigen geblieben ist, wo es auf eben dieser Grundlage sich zur höchsten Kunstvollendung, wie in England und Spanien, entwickelt hat. Aber freilich, zu dieser kam es bei uns nicht; es blieb davon in diesem Zeitraum vielmehr noch unendlich weit ab und verlor zugleich seine frühere Unschuld und Unbefangenheit, und darum eben erscheint uns in den Stücken des 17ten Jahrh. auch die Mischung des Tragischen und des Komischen oft so unsäglich roh und geschmacklos. Gleichwohl halte ich mit dem Bekenntniß nicht zurück, daß mir in einigen historischen Schauspielen, die in diesem Character abgefaßt sind, namentlich von Chr. Weise, bessere und gesündere Elemente für ein volksthümlich deutsches Schauspiel niedergelegt scheinen, als in allen Tragödien von Gryphius, Lohenstein u. s. w. Als Lessing die Fesseln gesprengt hatte, die dem deutschen Drama des 18ten Jahrh. von Gottsched angelegt waren, lenkte Göthe in den Werken seiner Jugend, im Götz, im Faust und in den früher gearbeiteten Theilen des Egmonts, zu jener ältern volksmäßigen Behandlungsweise des ernsten Drama's leise zurück, und ich weiß nicht, ob es unserer Bühne zum dauernden Vortheil gereicht hat, daß er späterhin eine ganz andere Richtung einschlug, in der ihm die meisten jüngern Dichter folgten. — 5) Eine Ausnahme macht unter den deutschen Originalwerken von Haugwitzens „Maria Stuarda" (1683), die ich noch nicht gelesen habe, wenn sie anders bis auf die prosaische Abfassung im Stil des regelmäßigen Trauerspiels dieser Zeit geschrieben ist, was allerdings aus der Art, wie sich Gervinus 3, S. 461 darüber äußert, geschlossen werden darf; vgl. Gottsched 1, S. 247. Ueber die metrische Form der Oper und des kunstmäßigen Trauerspiels s. §. 198, S. 592 f. Andere Stücke in gebundener Rede schließen sich rücksichtlich ihrer metrischen Behandlung entweder an die sogenannte madrigalische Form der Oper (vgl. die Titel der von Gottsched 1, S. 243; 247 f. angeführten Schauspiele von Joh. Jacobi), oder an die vorwaltend alexandrinische der Kunsttragödie an, oder sie nehmen zwischen beiden Formen eine gewisse Mitte ein, indem häufiger als in der letztern die Versarten gewechselt, diese aber meist zu regelrecht gebauten Reihen oder Strophen und selten oder nie zu den freieren Systemen der Oper verbunden sind. So sind besonders Joh.

verfuhr man freier: im Lustspiel namentlich und in der Posse gelangte fast überall die Prosarede zur Herrschaft, biblische und allegorische Dramen, so wie weltliche Trauer- und Schauspiele im Volksgeschmack schrieb man bald in dieser, bald in Versen[6]), bald wechselte man mit beiden Darstellungsformen in demselben Stücke ab[7]), oder mischte, wenn die eine auch entschieden vorwaltete, die andere wenigstens stellenweise ein[8]).

Klai's sogenannte Dramen und Birkens Psyche behandelt (ein allegorisches Schauspiel mit Zwischenliedern, das von der Erschaffung, dem Abfall und der Erlösung des Menschen handelt, zuerst 1652 in lateinischer Sprache zu Nürnberg aufgeführt, dann deutsch bearbeitet und der Redebind- und Dichtkunst angehängt), zum Theil auch die ältern Singspiele, wiewohl sich diese schon viel mehr der ausgebildeten Opernform nähern. — 6) Die Frage, warum Schauspiele (überhaupt, nicht bloß deutsche) meistentheils in gebundener Rede geschrieben würden, beantwortet Harsdörfer im poet. Tricht. 2, S. 78 f. dahin: „weil die Gemüther eifrigst sollen beweget werden, ist zu den Trauer- und Hirtenspielen das Reimgebänd gebräuchlich, welches gleich einer Trompeten die Wort und Stimme einzwänget, daß sie so viel größern Nachdruck haben" (vgl. Gottsched 1, S. 198). Birken dagegen meinte schon (a. a. O. S. 332), es schiene angemessener, Schauspiele in ungebundener Rede, wie es zu seiner Zeit am gewöhnlichsten wäre, zu schreiben, „maßen ja auch diejenigen, so durch solche Personen, Reden und Thaten vorgestellet würden, nicht poetisch geredet hätten"; und Morhof wiederum ließ (Unterr. S. 669) die Trauer- und Schauspiele, die nicht in Versen, sondern „in Prosa gesetzet" waren, mehr nur für „Actus oratorii als poetici" gelten. Man sieht, wie auch hierin die Theorie schwankte. — 7) Vgl. Harsdörfer, a. a. O. 2, S. 85 zu Ende von §. 15, Omeis, a. a. O. S. 231. Beispiele von solchen Stücken in gemischter Form sind ein von Gottsched 2, S. 252 unter dem J. 1664 namhaft gemachtes geistliches Schauspiel und drei Schäfereien von Heinr. Toll (1670—73), die Freiesleben S. 43; 45 f. anführt. — 8) So, um nur einige ältere Beispiele zu nennen, die im Ganzen prosaisch sind, worin aber außer Liedern auch noch andere gereimte Stellen vorkommen, die gesprochen wurden, in Birkens „Margenis" (1651) und in Rists „friedejauchzendem Deutschland" (1653). Umgekehrt wurden bisweilen in sonst versificierten Stücken mitten in die gebundene Rede prosaische Stellen eingeschoben (womit hier nicht besondere Zwischenspiele gemeint sind), wie man z. B. aus Chr. Günthers Schauspiel, „die vom

Personen von niederm Stande, vorzüglich Bauern, in Volksmundarten sprechen oder singen zu lassen, war in sonst hochdeutsch abgefaßten Stücken nicht ungewöhnlich; besonders wurden gern Zwischenspiele, in Versen sowohl, wie in Prosa, ganz oder theilweise in dieser niedern Redeart ausgeführt [9].

Theodosio bereuete Eifersucht" (1715), ersehen kann. Chr. Weise liebte es, in seinen prosaisch geschriebenen Schauspielen (und unter den funfzehn mir näher bekannten ist bis auf das Zwischenspiel in „der beschützten Unschuld" allein „die betrübte und getröstete Galathee", ein Sangspiel, in Versen abgefaßt) nicht bloß Lieder anzubringen, sondern auch hin und wieder einen Act, zumal den letzten, mit einer Reihe von Alexandrinern zu schließen, die er in verschiedener Art unter sich band (vgl. „den gestürzten Markgrafen von Ancre", „Naboths Weinberg und die gestürzte Jesabel", „den Fall des Marschalls von Biron", „Esau und Jacob" und „den verfolgten Lateiner"). Aehnlich verhält es sich mit dem ersten Stück, dessen Gottsched 1, S. 279 unter dem J. 1708 gedenkt. — Von rein prosaischen Stücken jeder Art, in die etwa nur Lieder eingelegt waren, findet man viele, theils übersetzte, theils in Deutschland selbst entstandene, verzeichnet bei Gottsched, besonders seit dem J. 1660. Aber auch schon früher kommen sie öfter vor, und nicht bloß aus der Fremde eingeführte (vgl. auch §. 162, S. 423 f.); man kann selbst nicht sagen, daß sie damals verhältnißmäßig noch seltner waren als Schauspiele in Versen. Daß übrigens in diesen auch noch hin und wieder ein nicht für die musikalische Behandlung eingerichtetes Lustspiel abgefaßt wurde, ergibt sich z. B. aus dem nach dem Französischen gearbeiteten „schwärmenden Schäfer" von A. Gryphius (1663) und „der verborgenen Liebe" (vom J. 1676; vgl. Freiesleben, S. 47). — 9) Daß dieß schon im vorigen Zeitraum geschah, ist §. 162, Anm. r. bemerkt worden. Für das 17te Jahrh. und den Anfang des 18ten will ich zu dem bereits §. 189, Anm. d. Angeführten hier noch verweisen auf das von A. Gryphius seinem Gesangspiel „das verliebte Gespenst" (1660) eingelegte prosaische Scherzspiel, „die geliebte Dornrose", worin die Bauern in schlesischer Mundart sprechen (eine Probe in Flögels Gesch. d. Burlesk. S. 20 f.); Chr. Weise's gereimtes Zwischenspiel zur „beschützten Unschuld", einem Lustspiel (1668), mit zwei in demselben Dialect redenden Bauern; J. Chr. Hallmann, der in einzelnen Scenen seiner beiden Schäferspiele, „Urania" (1667) und „Adonis und Rosibella" (1673), Hirten und Bauern solche schlesische Alexandrinerverse mitten zwischen den hochdeutschen der übrigen Personen hersagen läßt; dann auf

Denn komische Zwischenspiele in ernsten Dramen [10]) und pan=

---

eine zu Arnstadt 1705 aufgeführte Operette, „die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens", die viele Stellen in thüringischer Volkssprache enthält (vgl. Gottsched 1, S. 275 und K. Th. Pabsts Programm des Gymnas. zu Arnstadt vom J. 1846); und endlich auf J. U. Königs Oper „Heinrich der Vogler", 1ster Thl. (1718), worin die lustige Person eine, wie ich höre, noch jetzt in Braunschweig gangbare plattdeutsche Arie zum Preise der Braunschweiger Wurst und Mumme singt. — Wie hier die Volksmundarten die hochdeutsche Rede unterbrachen, so ließ man bisweilen in lateinisch abgefaßten Stücken Soldaten, Bauern, Gärtner, Köche rc. deutsch reden, oder legte auch ganze deutsche Zwischenspiele ein; vgl. Gottsched 1, S. 249 f. und Freiesleben, S. 26; 31. — 10) Auch dieß war nichts Neues: schon im 16ten Jahrh. finden sich davon Beispiele; vgl. Gervinus 3, S. 106 und Gottsched 2, S. 232 f. (einer andern Art von Intermezzen ist §. 161, Anm. 2. gedacht). In den Stücken der englischen Komödianten, die auf die Gestaltung des deutschen Theaters auch in diesem Zeitraum noch vielfach eingewirkt zu haben scheinen (Birken sagt z. B. in einer Anmerkung zu seiner Margenis S. 4: „diese Erfindung ist zum Theil aus den englischen Komödien abgesehen"), wird öfter zu Ende der Acte oder auch beim Scenenwechsel mitten im Acte bemerkt: „Allhier agieret Pickelhering" (vgl. Tiecks deutsch. Theater 2, S. 10; 16; 19; 21; 25), worin man die Anfänge der später, besonders in den sogenannten Haupt= und Staatsactionen beliebt gewordenen possenhaften Zwischenspiele aus dem Stegreife wahrnehmen kann (vgl. auch Gervinus 3, S. 102). Die Poetiken des 17ten Jahrh., die vom Drama ausführlicher handeln, nehmen seit Harsdörfer ausdrücklich Bezug auf „lustige Schalthandlungen" oder komische Zwischenspiele in „traurigen Geschichten", anstatt deren man auch wohl dem Hauptstück ein possierliches Nachspiel anzuhängen pflegte (Poet. Tricht. 2, S. 97; Birken, a. a. O. S. 327 f. u. Omeis, a. a. O. S. 236). Bald traten darin einzelne von den Personen des Hauptstückes auf, bald bestand das Zwischenspiel ganz für sich und hatte durchweg sein eignes Personal. Bisweilen gieng dasselbe in mehrern Abtheilungen zwischen den einzelnen Acten der Haupthandlung fort, mitunter folgte aber auch auf jeden Act eine besondere, in sich abgeschlossene Nebenhandlung. In der Regel wurden dazu zwar Scherzspiele und Possen gebraucht, und diese zumal, wenn aus dem Stegreif gespielt ward, hin und wieder aber auch Singspiele oder allegorische Darstellungen. Außer den in der vorigen Anmerkung erwähnten Zwischenspielen findet man noch ziemlich viele, die meist zu prosaisch abgefaßten Dramen gehören, von Gottsched und Freiesleben angemerkt. Unter denen, die in Stücken

tomimische oder sogenannte stille Vorstellungen [11]) gehörten nebst den Gesangstücken und Tänzen, die man in Schauspiele jeder Art einfügte oder ihnen zu Ende anhängte [12]), zu den

---

von namhaften Dichtern vorkommen, gehört zu den merkwürdigsten das in Rists „friedejauchzendem Deutschland". Hier ist nach dem ersten und zweiten Act in zwei Abtheilungen eine Posse eingeschaltet, worin unter andern Personen auch Zesen als „Sausewind" auftritt und mit seiner geliebten Rosemund (vgl. §. 212, Anm. 7.) lächerlich gemacht werden soll (vgl. die ausführliche Beschreibung dieses zeitbezüglichen, halb allegorischen, halb geschichtlichen Schauspiels in den Blätt. für litterar. Unterhalt. 1846. Nr. 304. und Gervinus 3, S. 427 f. In dem „Sausewind", der in Rists „friedewünschendem Deutschland", aus dem J. 1647, als Hauptfigur erscheint, ist noch kein Bezug auf Zesen genommen). Ueber ein Paar andere Intermezzen, in denen eine, wie es scheint, dem „Monsieur Sausewind" ähnliche Figur, ein leichtsinniger und verdorbener Student „Alamode", sein Wesen treibt, vgl. Gottsched 1, S. 220; 2, S. 253 und Freiesleben S. 44 f. — 11) Sie fanden im Hintergrunde der Bühne, auf dem sogenannten innern Schauplatz Statt, der sich beim Auf- und Zuziehen eines besondern Vorhanges öffnete und schloß, und wurden vornehmlich dazu benutzt, Scenen darzustellen, die außerhalb der eigentlichen Handlung fielen, und auf die etwa von den Redenden angespielt wurde, auch um irgend eine Lehre oder einen Erfahrungssatz zu veranschaulichen, oder um etwas Zukünftiges wie in einem Gesicht den Spielern oder auch bloß den Zuschauern vorzuführen, und waren selbst von dem kunstmäßigen Trauerspiel nicht ausgeschlossen. Vgl. Rists „friedewünschendes Deutschland" im Zwischenspiel, A. Gryphius' „Carolus Stuardus", Act 5, und J. Ch. Hallmann, der diese stillen Vorstellungen besonders geliebt zu haben scheint, in „Adonis und Rosibella", S. 18—20; 33; 39; 59, in der „Sophia", S. 68, in der „Mariamne", Act 5, in „Antiochus und Stratonica", S. 71 und in der „Katharina" (auf den beiden letzten dem Stücke selbst voraufgehenden Seiten). Nach Gervinus 3, S. 438 wäre „die Sitte der Tableaux in den Zwischenspielen" aus den Niederlanden nach Deutschland verpflanzt worden. — 12) Das Einmischen von Gesangstücken und Tänzen fanden wir auch schon früh in dem geistlichen Schauspiel (s. §. 161, S. 412—415); bei J. Ayrer werden öfter im Schauspiel Lieder nach gangbaren Volksmelodien gesungen (vgl. Tieck, a. a. O. 1, S. 270 f.; 284 ff.; 319 ff.). In diesem Zeitraum brachte man die Gesänge und Tänze in sonst gesprochenen Stücken am liebsten zu Ende der Acte, so wie in Vor- und Nachspielen an, und wenn nicht gesungen wurde, mußte wenigstens Instrumental-

vornehmsten Mitteln, Abwechselung und Mannigfaltigkeit in die Gesammtheit einer theatralischen Darstellung zu bringen. Und dieß Alles wäre noch angegangen, ja Vieles davon würde sich auch noch mit einem wahrhaft kunstmäßig ausgebildeten Drama vertragen haben, hätte nur nicht fast Alles, was für die Bühne geschrieben ward, die abstoßenden Züge der aus rohem Naturalismus, gelehrtem Wissen und mechanischen Fertigkeiten gemischten Halbcultur jener Zeiten empfangen, die auf diesem Gebiete kaum irgendwo mehr sich verrieth als in der Oper, dem Lieblingsschauspiel der höhern Stände. Denn so äußerst armselig und geschmacklos die allermeisten Opern von Seiten der poetischen Erfindung und Ausführung waren, so prunkhaft pflegten sie bei der Darstellung ausgestattet zu sein, und was von Ausschmückung der Bühne und andern Schaugepränge, von Maschinenwesen und Flugwerken ander-

musik in die Zwischenacte gelegt werden, oder im Verlauf der Handlung selbst bei feierlichen Aufzügen und andern passenden Gelegenheiten zur Ausschmückung des Ganzen dienen. Was schon P. Rebhun in seiner Susanna gethan hatte, jeden Act mit einem Chorgesange zu schließen (s. §. 162, Anm. c.), wurde jetzt in der kunstmäßigen Tragödie stehende Regel: die Reien oder Chöre, welche bald aus allegorischen und mythologischen Wesen, bald aus Geistern, seltener aus wirklichen, lebenden, und dann auch wohl in die Handlung selbst hier und da mit ihren Reden eingreifenden Personen bestanden, fehlen bei A. Gryphius, Lohenstein und Hallmann nirgend. In andere Schauspiele, namentlich auch in Lustspiele, wurden wenigstens häufig Lieder eingeflochten oder am Schlusse angebracht, und Chr. Weise bemerkt ausdrücklich in der Vorrede zur „Neuen Jugendlust", er habe den darin abgedruckten Dramen „zu besserer Recommendation" musikalische Stücke angefüget. Auch ist es keineswegs unerhört, daß Lust- oder Scherzspiele mit einem Tanz beschlossen wurden, wie man z. B. aus dem „Horribilicribrifax" von A. Gryphius ersehen kann. Vorschriften über das Anbringen musikalischer Partien und Tänze im „Trauer- und Freudenspiel" finden sich in den angeführten Büchern von Harsdörfer 2, S. 73 f.; 97, Birken, S. 327 und Omeis, S. 235 f. —

wärts entweder nur sehr vereinzelt oder auch gar nicht vorkam, das wurde hier öfter in einer Weise zusammengehäuft [13]), daß selbst unsere Zeit, wenn sie dergleichen Wunder sähe, darüber erstaunen würde.

§. 227.

Ein sehr großer Theil der Schauspiele oder schauspielartigen Vorstellungen dieses Zeitraums ist bei bestimmten Anlässen abgefaßt und aufgeführt worden. Dergleichen waren außer Schulacten, bei denen hier und da regelmäßig gespielt wurde [a]),

---

13) Wo einige Hauptbelege dazu gefunden werden können, werde ich in den Anmerkungen zu einem der nächsten §§. angeben.

a) Denn Schuldramen wurden, wie früherhin, noch immer als eine besonders nützliche Uebung für die Jugend angesehen, weil „die spielenden Knaben", wie Harsdörfer sagt (Poet. Tricht. 2, S. 73) dadurch „beherzt im Reden, höflich in den Gebärden, fähig in dem Verständniß würden, das Gedächtniß übten und sich arteten hohen Verrichtungen vorzustehen". Aehnlich spricht sich Chr. Weise in seinem „Freimüthigen und höflichen Redner" (§. 98) aus, indem er sich zuletzt (§. 108) auch noch auf Luthers „judicium von Komödien" beruft. Die in seinen Stücken, welche er zunächst für seine Schüler schrieb, „mit unterlaufenden Bauer- und Pickelheringspossen" rechtfertigt er (§. 100) damit, daß sie dazu dienen könnten, „die (jungen) Leute getrost zu machen, welche sich sonst mit einer furchtsamen Schamhaftigkeit vor keinem Menschen wollten sehen lassen, die Leute bei der Attention zu erhalten rc."; vgl. die Vorrede zur Komödienprobe §. 26. Denn er sah nach seiner Erklärung in dem Prolog zum „Gestürzten Markgrafen von Ancre" und in der Vorrede zur „Neuen Jugendlust" dergleichen „lustige Erfindungen als facetias innocuas an, welche die Verdrießlichkeiten des Lebens oft verzuckern müßten". Vgl. auch Morhof, Unterr. S. 664 f. Mit besonderm Eifer wurde das deutsche Schuldrama in Thüringen, Sachsen, der Lausitz, Schlesien und den zunächst angrenzenden Landstrichen, auch in Nürnberg, gepflegt und vor allen andern Schulen auf der Zittauer unter Chr. Weise (hier war es herkömmlich, jährlich drei Spiele aufzuführen; vgl. die Vorrede zur „Neuen Jugendlust"). Anderwärts, wie in Königsberg, Braunschweig, Ulm, kamen nach Gottscheds Verzeichniß nur mehr vereinzelte Aufführungen zu Stande. In katholischen Ländern nahmen sich besonders die Jesuiten des Schauspiels an, des deutschen sowohl, wie des lateinischen; vgl. J. Kehrein, die

allgemeine Landes- und Kirchenfeste b), besondere feierliche Begängnisse an Höfen c), auf Universitäten d), im bürgerlichen und häuslichen Leben e), so wie das Abhalten der Messen in

---

dramat. Poesie d. Deutschen. Leipzig 1840. 2 Bde. 1, S. 167, Gottsched 2, S. 265 ff. Nr. 178; 186, und Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters, Berlin 1847. 8. S. 143 ff. — b) Schon während des dreißigjährigen Krieges wurden hier und da zur Feier von Siegen, welche die protestantische Partei erfochten, allegorische Schauspiele in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßt und wahrscheinlich auch aufgeführt; vgl. Gottsched 1, S. 190 ff.; 2, S. 246 f.; in größerer Zahl aber traten 1648 und in den nächstfolgenden Jahren die Friedensstücke hervor. — Ueber ein geistliches Spiel, das 1683 „aufs Osterfest" von Schülern in Leipzig gegeben ward, vgl. Gottsched 1, S. 246, über eine andere, ebendaselbst im J. 1717 zur Feier des Reformationsfestes aufgeführte Schulkomödie („worin der Inhalt der Aeneide und die Reformation Luthers zugleich vorgestellet wurde"!) berichtet Gottsched in seiner krit. Dichtk. (Ausg. von 1737) S. 676 f.; vgl. auch Nöth. Vorr. 2, S. 268, Nr. 189. — c) Die Höfe, welche das Schauspielwesen und namentlich die Oper und das Ballet vorzüglich begünstigten, und wo auch die meisten Feststücke gegeben worden sind, waren die zu Dresden, Weißenfels, Braunschweig und Wolfenbüttel, Baireuth, Wien, Gotha, Halle (unter Herzog August, vgl. §. 181, S. 497), Altenburg, Rudolstadt, Durlach und Meiningen; weniger oft finden wir bei Gottsched und Freiesleben dramatische Vorstellungen an den Höfen zu Anspach, Weimar, Darmstadt, Coburg, Berlin, Stuttgart und Eisenberg erwähnt; und ganz einzeln erscheinen sie an denen zu Hildburghausen, Strelitz und Hannover, an dem letzten aber wohl nur mehr zufällig, da Hannover 1708 schon das schönste Opernhaus besaß, welches B. Feind in Deutschland kannte; vgl. dessen Gedank. v. d. Opera, S. 89. Außerhalb Deutschlands fand unser Schauspiel mehrfache Begünstigung am dänischen Hofe; vgl. Gottsched 1, S. 217 f. u. Freiesleben, S. 25 f. — d) Sim. Dachs „Sorbuisa" (vgl. Pischon 3, S. 173) beschloß 1644 die Feier des akadem. Jubelfestes zu Königsberg. — e) Gottsched führt 1, S. 231 f. ein zuerst in Lüneburg, dann 1672 zu Innsbruck gedrucktes Lust- oder Freudenspiel an, „welches bei Annehmung und Bestätigung eines jungen Gesellen, der die edle Kunst der Buchdruckerei ausgelernet, ohne Aergerniß konnte agieret und fürgestellet werden", S. 250 ein Pastorell, das 1686 bei einer bürgerlichen Hochzeit zu Königsberg aufgeführt worden ist (nach einer auch sonst und schon 100 Jahre früher nachweisbaren Sitte; vgl. Gottsched 1, S. 121 und Kahlert, Schlesiens Antheil ꝛc. S. 30); und Dan.

Handelsorten [f]). Auf den Schulen spielten natürlich immer die Schüler, auf den Universitätstheatern die Studierenden [g]), an den Höfen oft fürstliche und adelige Personen beiderlei Geschlechts, Erwachsene sowohl, wie Kinder [h]), in den Städten noch hin und wieder junge Leute aus dem Patrizierstande oder der übrigen Bürgerschaft [i]). Aber vielfach finden wir nun auch schon an Höfen und in Städten eigene wandernde Schauspielergesellschaften, sogenannte hochdeutsche Komödianten [k]),

---

Stoppe's „Parnaß im Sättler" enthält S. 483 ff. zwei kleine Scherzspiele, das zweite zum Theil in schlesischer Volksmundart, die 1732 an den Namenstagen des Hirschberger Bürgermeisters und seiner Gattin von den „Hauskomödianten" gespielt worden sind. — f) Die Opernaufführungen zu Leipzig, Braunschweig und Naumburg fanden allein oder doch vorzugsweise während der Meßzeit Statt. — g) Dramatische Vorstellungen an Universitätsorten durch die Studierenden werden verhältnißmäßig nur sehr wenige von Gottsched und Freiesleben namhaft gemacht; vgl. den erstern 1, S. 223 f.; 235 ganz unten, den andern S. 33. — h) Diese bisweilen im Verein mit ihren Erziehern und Lehrern (s. Freiesleben S. 26 f.); andere Fälle, wo fürstliche und adelige Spieler in Schauspielen, Opern und Balleten auftraten, sind bei Kahlert, a. a. O. S. 30, Gottsched 1, S. 208; 229; 257; 267 und Freiesleben S. 42; 46 f. angegeben. In Hildburghausen unterzogen sich 1711 bei einem Hoffeste „einige fürstliche Domestiques" unter Leitung des dortigen Capelldirectors der Aufführung einer komischen Operette; Freiesleben S. 65. — i) Birkens „Margenis" wurde nach dem Vorwort 1651 „durch einen jungen Baron und 21 junge Patricier auf dem nürnbergischen Schauplatz vorgestellet"; vgl. auch Gottsched 2, S. 251, Nr. 148. — Frauenrollen wurden auf den Schul- und Universitätsbühnen gewiß immer, anderwärts wohl noch häufig, selbst wo eigentliche Schauspielertruppen auftraten, von Knaben und Jünglingen gespielt, und man wird Gervinus (3, S. 473) darin beistimmen dürfen, erst die Oper habe des Gesanges wegen das Bedürfniß gebracht, daß Frauen spielten. — k) Vielleicht im Gegensatz zu den niederdeutschen, d. h. holländischen? Denn wahrscheinlich spielten in Deutschland zu Anfang und in der Mitte des 17ten Jahrh. eben so gut schon holländische Truppen, wie gegen das Ende, wo z. B. 1684 eine in Altona agierte (vgl. Schütze, hamburg. Theatergesch. S. 65 ff.); ja nach Riccoboni sollen wirklich schon 1626 holländische Schauspieler nach Hamburg gekommen sein; vgl. Gottscheds Vorrede zur d. Schaubühne 2, S. 11. —

von denen die ältesten wahrscheinlich aus jenen zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts nach Deutschland gekommenen fremden Komödiantentruppen hervorgegangen waren [l]). Sie bestanden öfter ganz oder doch zum guten Theil aus Studenten und andern Leuten von gelehrter Bildung [m]); erst als sie sich mehrten, scheinen sie auch viele schlechtere Bestandtheile in sich aufgenommen und durch ihr oft sittenloses Verhalten die Rügen verdient zu haben, die besonders von streng gesinnten Geistlichen gegen sie gerichtet wurden [n]). Denn wenn sich auch schon ziemlich früh eine gewisse Mißachtung gegen sie kund gab [o]), von der allmählig das ganze Schauspielwesen

l) Ich will hier auf eine Stelle bei A. v. Abschatz aufmerksam machen, die mir dafür zu sprechen scheint, daß man auch noch zu der Zeit, wo schon Corneille und Moliere in Deutschland bekannt waren, sich unter einem herumziehenden Komödianten gern einen Engländer dachte („der manch hohes Haus der Anglen Vetter nennen durfte, und den das falsche Recht, das seinen Bruder reich und ihn zum Bettler gemacht, zu dieser Nahrung gebracht hatte"). Sie findet sich in den vermischten Gedichten S. 118 und gehört einer poetischen Anrede an, womit ein „verkleideter Komödiant" sich und seinen Gefährten in eine Gesellschaft einführt. Höchst wahrscheinlich enthält diese Anrede mit den vier zunächst folgenden kleinen Gedichten die Worte, mit welchen von einem Maskenzuge bei einem Hochzeitsfeste das auf S. 121 abgedruckte Brautgedicht übergeben ward. Vgl. auch Prutz, a. a. O. S. 93. — m) Vgl. hierüber, so wie über die Schauspielergesellschaften dieses Zeitraums überhaupt, auch über einzelne berühmte Schauspieler einen Brief Nicolai's an Lessing, Bd. 13, S. 592; Flögel, Geschichte der kom. Litteratur 4, S. 318 f. und Gesch. des Groteskekom. S. 122 ff.; Schütze, hamburgische Theatergeschichte, S. 24—58; 141—145; J. G. Eichhorn, Gesch. der Litterat. 4, 2, S. 953 f.; Tieck, d. Theater 1, S. XXIV; J. Kehrein, a. a. O. 1, S. 168 ff.; Gervinus 3, S. 474 ff. und Prutz, a. a. O. S. 218 f. — n) Die Geistlichkeit gieng gegen Ende des 17ten Jahrh. an manchen Orten so weit, daß sie Schauspielern das Abendmahl verweigerte. Beispiele in den eben angeführten Bücherstellen. — o) J. V. Andreä führt schon in seiner „Christenburg" S. 32 unter dem Heere des Tyrannen neben dem losen Gesindel der Springer, Gaukler, Tänzer ꝛc. auch Komödianten auf, und was Moscherosch (Ausgabe von 1650) 1, S. 32 dem Gaukler nachsagt, er stehle durch seine Possen

betroffen ward: so fehlt es doch wiederum nicht an Zeugnissen, daß die bessern dieser Gesellschaften in ihrem Werth anerkannt, in bedeutenden Städten von den Behörden gern gesehen, ihnen auch mancherlei Ehren erwiesen wurden; daß ferner junge studierte Leute, die eine Zeit lang Mitglieder einer solchen Truppe gewesen, sich dem gelehrten Beruf wieder zuwenden und in einen andern Wirkungskreis übergehen konnten, ohne daß ihr früheres Schauspielerleben ihnen in der Meinung der Welt geschadet hätte p); und daß endlich noch in der spätern Zeit die öffentliche Bühne selbst unter der Geistlichkeit nicht minder eifrige Vertheidiger, wie Verfolger fand q). Nach und nach traten mehrere dieser wandernden Gesellschaften, unter denen die in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in verschiedenen der angesehensten Städte spielende veltheimische r) die berühmteste und,

und Gaukelei einem Andern sein Geld und die gute Zeit ab, legt der Frankfurter Nachdruck S. 41 dem Komödianten zur Last. Besonders herbe läßt sich aber einige Jahrzehnte später (1678) Sam. Butschky gegen sie aus: er nennt sie Freiarten, Landfahrer, Müßiggänger, die des Teufels Werkzeug, unschuldig Blut zu verführen, die, wenn sie ohne Ablassung von solchem Handel stürben, auf ihrem Todbette trostlos lägen und an keinem geweihten Ort begraben, sondern abseitig verscharret würden rc. (s. Hoffmanns Spenden 1, S. 123). Vgl. auch Birkens Redebind- u. Dichtk. S. 337 f., eine Stelle die wieder Omeis, a. a. O. S. 248 benutzt und für seine Zeit zugerichtet hat. — p) Näheres darüber in den Anm. m. angeführten Stellen (nur muß, was Tieck über Lassenius sagt, in Bezug auf die Zeit, wo er gespielt haben soll, abgeändert werden; vgl. Fr. Horn, d. Poesie u. Beredsamk. rc. 2, S. 88, Anmerk. und Gervinus 3, S. 102). — q) Namentlich in dem mit großer Heftigkeit geführten Streit über die Zulässigkeit der Oper, der sich in Hamburg entspann und endlich von der theolog. Facultät in Wittenberg und der juristischen in Rostock zu Gunsten der Oper entschieden wurde; vgl. Schütze, a. a. O. S. 169—179; Gervinus 3, S. 469 f. und Prutz, a. a. O. S. 221 f. — r) Magister Joh. Veltheim, geb. etwa gegen die Mitte des 17ten Jahrh. (sein Bruder Valentin, der zuletzt Professor der Theologie zu Jena war, wurde 1645

wie es scheint, auch die beste war, in eine Art von näherem, gewiß aber noch sehr losem und schwankendem Verhältniß zu einzelnen deutschen Höfen, von denen sie sich gewisse Privilegien erwirkten, so daß sie sich nun königliche, kurfürstliche, herzogliche rc. Hofkomödianten nennen konnten s). Unterdessen war es in größeren Städten auch immer gewöhnlicher geworden, eigene Spielhäuser zu errichten, anfänglich freilich wohl nur meist hölzerne Buden t); als sich aber das Opernwesen

---

zu Halle geboren), ein in verschiedenen neuern Sprachen bewanderter Mann, verband sich mit einigen Studenten aus Jena und Leipzig zur Errichtung einer Schauspielergesellschaft, der er (nach J. G. Eichhorn, a. a. O. S. 981) von 1669 — 1694 vorgestanden haben soll (1697 wenigstens muß er wohl schon todt gewesen sein, da die in diesem Jahre zu Wien auftretende Directrice Kathar. Veltin, wie sie in dem Verzeichniß bei Prutz, a. a. O. S. 218 heißt, höchst wahrscheinlich Anna Kathar. Veltheim war), und die besonders in Nürnberg, Breslau, Berlin und Hamburg spielte. Nach seinem Tode übernahm seine Wittwe die Leitung der Gesellschaft. Auch sie muß eine Frau von Bildung gewesen sein, da sie eine, wie es heißt, wohlgerathene Vertheidigung des Schauspiels gegen eines magdeburgischen Predigers Schrift über die Unzulässigkeit der Komödie hat drucken lassen (vgl. Fr. Horn, a. a. O. 2, S. 297). Aus der veltheimischen Gesellschaft giengen unmittel = oder mittelbar die übrigen Truppen hervor, die sich in den ersten Jahrzehnten des 18ten Jahrh. einen Namen machten; vgl. Schütze, a. a. O. S. 49 f. — s) Im J. 1688 trat die veltheimische Gesellschaft in Hamburg noch unter der Benennung „Bande kursächsischer Komödianten" auf; 1702 aber als „königl. polnische und kurfürstl. sächsische Hofkomödianten"; Schütze, a. a. O. S. 34 f. — t) Eins der ältesten, das nach der kurzen Beschreibung in Helwigs Nymphe Noris S. 47 schon ein recht stattliches Gebäude gewesen sein muß, war das Nürnberger, im J. 1628 erbaute Spielhaus, wo außer dramatischen Vorstellungen auch Thierhetzen Statt fanden und die Fechtschule abgehalten wurde. Ueber die Hamburger Spielhäuser vgl. Schütze, a. a. O. S. 32 f.; das, welches bereits 1650 bestand, wurde um diese Zeit dem Andr. Gartner, welcher eine Schauspielergesellschaft führte und mit derselben schon vorher Rists „friedewünschendes Deutschland" gegeben hatte, „eine geräumige Zeit ledig gehalten" (Blätter für litter. Unterhalt. 1846. Nr. 304. und Gervinus 3, S. 474). In Breslau wurden von 1677 an in dem

mehr ausbildete und größere, festere Räume für Spieler und Zuschauer gefordert, prunkvollere erstrebt wurden, entstanden neben jenen Buden ansehnliche Theatergebäude in größerer Zahl, und zugleich trugen ihre Begründer Sorge dafür, daß sie mit Allem versehen wurden, was zur bühnengerechten Aufführung großer Opern nöthig schien. Hamburg gieng hierin seit 1677 mit seinem Beispiel voran, wo sich auch gleich in dem Opernpersonal eine feststehende Bühnengesellschaft bildete[u]): andere Residenz- und Handelsstädte[v]) folgten und erhielten noch im Laufe des siebzehnten oder mit dem beginnenden achtzehnten Jahrhundert eigene Opernhäuser[w]). Das nicht musikalische Drama blieb indessen noch immer an den allermeisten Orten in Schulsäle, Rathhäuser, Gasthöfe, Privatwohnungen, Scheunen und Bretterbuden verwiesen, und die beliebtesten Wandertruppen mußten oft in denselben Räumen ihre Vorstellungen geben, in denen zu andern Zeiten Marionettenspieler, Seiltänzer ꝛc. ihr Wesen trieben[x]).

---

von einem Juden erbauten Ballhause weltliche Schauspiele gegeben (Kahlert, a. a. O. S. 66). — u) Im J. 1677 war das Gebäude, welches der Gründer der hamburgischen Oper, Gerh. Schott, Licentiat der Rechte und späterhin Rathsherr, auf einem Hinterplatz des Gänsemarkts großentheils auf seine Kosten aufführen ließ, fertig, und 1678 ward darin die erste Oper gegeben; Schütze S. 131 ff. — v) Braunschweig, Dresden, Wien, Hannover, Leipzig, Nürnberg, Augsburg, Naumburg ꝛc. — w) Als B. Feind seine „Gedanken von der Opera" schrieb (zwischen 1706 und 1708), erschienen ihm von allen Opernhäusern, die er in Deutschland kannte, das Leipziger als das ärmlichste, das Hamburger als das weitläuftigste, das Braunschweiger als das vollkommenste und das zu Hannover als das schönste; Geb. v. d. Opera, S. 89. — x) In Hamburg mußte noch 1728 die Truppe der Neuber in der großen Bude auf der Fuhlentwiete spielen; Schütze S. 217, vgl. S. 32 f.; 95; 109 und Gottscheds Vorrede zum 2ten Theil der deutschen Schaubühne, S. 22 f.

§. 228.

1. **Geistliches und weltliches Volksschauspiel.** — Unter den dramatischen Werken, die dem Character des deutschen Volksschauspiels, wie wir es auf der Grenze des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gefunden haben, am treusten blieben, waren noch fortwährend sehr viele, zumal unter den für Schulacte abgefaßten, von biblischem Inhalt [1]). Vornehmlich wurden alttestamentliche Begebenheiten dazu genommen, und ihrer enthielt sich auch Chr. Weise nicht, der es dagegen schon bedenklich fand, evangelische Geschichten öffentlich darstellen zu lassen [2]). Gleichwohl geschah auch dieses noch

1) Zu Ende des 17ten Jahrh. muß aber die Statthaftigkeit biblischer Vorstellungen, selbst auf den Schultheatern, schon hier und da stark bezweifelt und angefochten worden sein; wenigstens fand es G. Hoffmann, Rector zu Lauban, nöthig, in der Vorrede zu seinem geistl. Schauspiel „Eviana" (1698) das Aufführen „christlicher und geistlicher Komödien" zu vertheidigen. Er meinte, wie es erlaubt wäre, geistliche Parabeln zu machen, müßte es auch unverwehrt sein, diese Parabeln mit lebendigen Personen vorzustellen, damit sie einen desto größern Eindruck machten, was eben in einem geistl. Spiel geschähe. Vgl. Gottsched 1, S. 262. — 2) Vorrede zur Komödienprobe (§. 15): „Wenn ich von den Komödien meines Herzens Gedanken eröffnen soll (er hat auch hier, wie überall, wo er vom Schauspiel handelt, zunächst seine Schulzwecke im Auge), so schicken sich die Materien aus den biblischen Historien am besten dazu. Denn die Spectatores dürfen nicht lange herumgeführet werden, daß sie einen Concept von der Begebenheit bei sich formieren können, wie mehrentheils in politischen und ausländischen Dingen zu geschehen pflegt, sondern es ist vermuthlich, daß sie allbereits in der Bibel etwas davon gehört haben." Von neutestamentlichen Stoffen aber sagt er (§. 22): so leicht es ihm auch werde, die dahin einschlagenden Textus historicos dramatisch einzurichten und zu disponieren, so habe er doch keine Lust, „dergleichen Stücke recht auf das Theatrum zu bringen"; denn wie er allemal behutsam gewesen, die Person des Satans einzuführen, weil er keinem seiner Schüler habe die Schande anthun wollen, ihm eine solche Rolle zuzutheilen, so trage ihn auch die Veneration gegen den liebreichen Heiland dahin, daß er dessen Person nicht gern einmischen möchte. Der Darsteller möchte nämlich „so behutsam gehen, als er wollte, so könnte doch etwas Menschliches mit unter-

häufig genug: besonders war es, wie ehemals, die Passions- und Auferstehungsgeschichte, die man auf die Bühne brachte [3]). Allmählig jedoch, als die Oper so sehr in Aufnahme kam und daneben die Oratoriendichtung beliebt wurde, giengen die neutestamentlichen Stoffe mehr in diese beiden Formen ein, und namentlich wurde die Passion nun ein Hauptvorwurf für das Oratorium. Seine Zeit begann bei uns ungefähr um das J. 1700, von wo an die ihm in Italien gegebene cantatenartige Kunstform von deutschen Dichtern nachgeahmt und von mehrern ausgezeichneten Componisten in ihrem musikalischen Bestandtheil der Vollendung entgegengeführt ward. Vorbereitet war es schon lange zuvor: in der Kirche durch das während der stillen Woche herkömmliche Absingen der Passionsgeschichte aus den Evangelisten Matthäus und Johannes, welches bei den Katholiken in lateinischer, bei den Lutherischen in deutscher Sprache geschah [4]); in der Gelehrtendichtung dieses Zeitraums durch die sogenannten geistlichen Trauer- und Freudenspiele Joh. Klai's, mit denen er, zunächst durch einige lateinische Werke der Niederländer dazu angeregt, seit der Mitte der Vierziger des siebzehnten Jahrhunderts hervor-

---

laufen, welches dieser heiligen Person nicht allerdings anständig wäre". — 3) Vgl. Gottsched 1, S. 199; 225; 236; 243; 246; 248; 278; 280; 2, S. 257; 268. — 4) Daß hierin auch der Ursprung des liturgischen Bestandtheils der alten geistlichen Spiele zu suchen sei, ist §. 160, Anm. b bemerkt worden; vgl. dazu noch Mone, altd. Schauspiele, S. 13 f. und Schauspiele des Mittelalters, Bd. 1 (Karlsruhe 1846. 8.), S. 5 ff. Ueber die Geschichte des Oratoriums vgl. v. Blankenburg in den Zusätzen zu Sulzers allgem. Theorie d. schönen Künste, unter dem Artikel Oratorium, und G. W. Fink in G. Schillings Encyclop. d. gesammten musikal. Wissenschaften ꝛc. 5, S. 259 ff. Dem Herkommen in der lutherischen Kirche, am Karfreitage die Passionsgeschichte absingen zu lassen, verdankt unmittelbar der Text seine Entstehung, welchen Henrici zu Seb. Bachs Passionsmusik aus dem Evangelisten Matthäus und den von ihm selbst dazu gedichteten lyrischen Stellen zusammengesetzt hat; vgl. §. 219, Anm. l. —

trat [5]). Denn diese Stücke, die der Dichter unter Mitwirkung eines Sängerchors und mit dazwischen gelegten Instrumentalsätzen zu Nürnberg nach dem sonntäglichen Gottesdienst in der Kirche selbst zu recitieren pflegte, sind ihrer ganzen Anlage und Ausführung nach nichts weniger als eigentliche Dramen, sondern eine äußerst rohe und geschmacklose, dabei aber mit allem Wort- und Reimschmuck der Nürnberger Schule ausgestattete Mittelform zwischen den alten Mysterien und denjenigen Oratorien, in denen die dramatisch-lyrischen Theile noch durch erzählende Zwischenglieder verbunden sind [6]). — Von den Schauspielen, welche sich entweder auf die besondern Verhältnisse und Begebenheiten der Zeit beziehen und öffentliche

5) „Die Auferstehung Jesu Christi" und „die Höllen- und Himmelfahrt J. Chr. neben darauf erfolgter sichtbarer Ausgießung des heil. Geistes", beide Nürnberg 1644. 4.; „Herodes der Kindermörder" (Bearbeitung eines lateinischen Stückes von Dan. Heinsius) und „der leidende Christus" (etwa nach der gleichnamigen latein. Tragödie von Hugo Grotius?), Nürnberg 1645. 4; „Engel- und Drachenstreit", o. O. u. J. (nach Herbegen Nürnberg 1650. 4.; von dem Altenburger Rector Chr. Funck 1662 für die Schulbühne bearbeitet, von seinen Schülern aufgeführt und dann in Altenburg gedruckt; beschrieben von Bouterwek 10, S. 267 ff.), und „Freudengedicht der seligmachenden Geburt Jesu Christi", Nürnberg 1650. 4. — 6) Vgl. §. 198, Anm. 22, Gervinus 3, S. 429 ff. und Tittmann, die Nürnberger Dichterschule 2c. Göttingen 1847. 8. S. 161 ff., dazu den von J. E. Schlegel gefertigten Auszug aus „Herodes dem Kindermörder" (zuerst gedruckt im 7ten Bde. der Beiträge zur krit. Historie d. deutsch. Sprache 2c., dann in J. E. Schlegels Werken 3, S. 5 ff.) und Pischons Denkmäler 2c. 3, S. 340 ff. — Ein Oratorium der bezeichneten Art ist das von Brockes, dessen §. 208, Anm. 4. gedacht worden: die Reden der in der evangelischen Geschichte aufgeführten Personen, als Recitative, Arien, Chöre 2c. behandelt, werden durch die immer in Recitativform gehaltene Erzählung des Evangelisten verknüpft. Aber schon mehrere Jahre vorher hatte Hunold für „den blutigen und sterbenden Jesus" (Theatralische, galante und geistl. Gedichte, Hamburg 1706. 8.) die neue italienische Oratorienform, ohne den erzählenden Evangelisten, gewählt; vgl. seine Aeußerungen darüber in den beiden Vorberichten zu diesem Oratorium. —

Zustände, meist in allegorischer Form, veranschaulichen sollen, oder die moralische, satirische, wissenschaftliche und andere Lehrzwecke haben, sind die ältern mitunter noch ganz in der Art und dem Stil des ablaufenden sechzehnten Jahrhunderts abgefaßt, und die übrigen entfernen sich in der Regel nicht viel weiter davon, als daß sie, wie Rists hierher fallende Stücke[7]), an die Stelle der kurzen Reimpaare die Prosarede oder neue kunstmäßige Versarten gesetzt und einen etwas gelehrteren Ton angenommen haben, auch wohl, wie ein den ristischen ähnliches Stück von Birken[8]), in das vielbeliebte Schäfergewand gekleidet worden sind. Denn an einen wirklichen Fortschritt der Kunst im Erfinden und Einrichten der Fabel und in deren dramatischer Belebung durch die Beschaffenheit der Charactere, Handlungen und Reden ist bei diesen Sachen noch immer mit am allerwenigsten zu denken[9]). — Viel näher kommen schon

7) „Das friedewünschende Deutschland", 1647 in Hamburg aufs Theater gebracht und in demselben Jahre auch zuerst gedruckt (vgl. einen Brief Rists an Moscherosch in des letztern „Reformation", S. 904; die älteste uns erhaltene Ausgabe, Hamburg 1647. 12., ist schon eine vermehrte und verbesserte Auflage des ersten Drucks; vgl. Jördens 4, S. 369), und „das friedejauchzende Deutschland", Nürnberg 1653. 8. (vgl. §. 226, Anm. 10.). Ueber andere Schauspiele Rists, die ihm aber zum Theil schon während des Krieges abhanden gekommen, vgl. Gottsched 1, S. 200, Jördens 4, S. 370 und Gervinus 3, S. 426. — 8) „Margenis, oder das vergnügte, bekriegte und wieder befreite Deutschland" (vgl. §. 226, Anm. 8. u. §. 227, Anm. i.), Nürnberg 1679. 12. Birkens „Deutschen Kriegs Ab- und Friedens Einzug", Nürnberg 1650. 4. kenne ich nur aus der Beschreibung bei Tittmann, a. a. O. S. 180 ff.; von seinem geistlich allegorischen Schauspiel „Psyche" ist §. 226, Anm. 5. die Rede gewesen; über andere dramatische Sachen, die er gedichtet, vgl. das Verzeichniß seiner Schriften vor der Redebind- und Dichtkunst und Tittmann, a. a. O. S. 184 ff. (auch §. 230, Anm. 7.) — 9) Ueber diese ganze Classe von dramatischen Werken und über einige der merkwürdigsten insbesondere vgl. außer Gottsched und Freiesleben unter den J. 1632—1709 Gervinus 3, S. 420 f.; 425—429; 435 u. 481, und Tittmann, S. 191 ff. Zu welchen wunderlichen Lehrzwecken damals die

dem echten Drama einzelne unter den eigentlich geschichtlichen Schauspielen, die den freiern Zuschnitt der englischen Komödien und Tragödien haben, wozu auch viele Stücke gerechnet werden können, deren Stoff aus den historischen Theilen des alten Testaments geschöpft ist. Die merkwürdigsten davon und zum Theil auch die besten dürften die von Chr. Weise seyn [10]). Wenn sie im Allgemeinen auch keineswegs zu denjenigen seiner dramatischen Sachen gehören, worin sich sein

---

dramatische Form dienen mußte, können auch zwei Schulstücke zeigen, die ich hier noch namhaft machen will. Das eine ist Chr. Weise's im „Politischen Redner" (Leipzig 1677. 8.) gedruckte „Complimentier-Komödie", die fast noch ärmer an dramatischem Interesse ist, als das von Gervinus S. 481 beschriebene allegorische Lustspiel „Vom dreifachen Glück", indem hier Alles darauf hinausläuft, eine mit unendlicher Breite ausgeführte Anweisung zu allen möglichen Arten mündlicher Höflichkeitsbezeugungen zu geben. Das andere, dessen Verfasser Chr. Gryphius ist, behandelt „der deutschen Sprache unterschiedene Alter und nach und nach zunehmendes Wachsthum (aus dem J. 1690, aber erst nach Gryphius' Tode gedruckt, Breslau 1708. 8.). Es soll indeß diese letztere Arbeit nach dem Vorwort nicht für eine „förmliche Komödie" gelten, sondern als eine „nützliche deutsche, nach Art der bis dahin gehaltenen lateinischen sogenannten dramatischen Actus eingerichtete Vorstellung" zur Unterhaltung und zugleich zur Belehrung der studierenden Jugend dienen. — 10) Weise hat sehr viele dramatische Werke verfaßt; von gedruckten Stücken führt Gottsched 30 an (vgl. Jördens 5, S. 245 f., der sie aber nicht ganz vollständig angibt). Näher bekannt sind mir unter den weltlich- und biblisch-historischen Stücken: „der gestürzte Markgraf von Ancre", Trauerspiel (1679), gedr. Zittau o. J. und Leipzig 1681. 8.; „der neapolitanische Rebell Masaniello" (1682), gedr. im „Zittauischen Theatrum", Leipzig 1683 und Dresden 1699. 8. (Proben bei Prutz, a. a. O. S. 252 ff.; Lessing fand darin „ganz den freien shakspeareschen Gang und des pedantischen Frostes ungeachtet hin und wieder Funken von shakspeareschem Genie; Lachmanns Ausg. 12, S. 398); „der verfolgte David" (1683), gedruckt in der „Neuen Jugendlust", Frankfurt u. Leipzig 1684. 8.; „der keusche Joseph", 1690. 8. (vgl. Prutz, a. a. O. S. 249 ff.); „Naboths Weinberg und die gestürzte Jesabel", nebst dem „Fall des französ. Marschalls von Biron". gedr. im „Freimüthigen und höflichen Redner", Leipzig 1693. 12. und „Esau und Jacob", in der „Komödienprobe" (1695), Leipzig, 12. —

Talent von der vortheilhaftesten Seite zeigt, und an allen seiner Dichtungsmanier auch sonst eigenen Fehlern und Gebrechen leiden, namentlich an einer unsäglichen Breite des Plans [11]) und an einer oft in das schalste und langweiligste Geschwätz ausartenden Fortführung des Dialogs, der nur belebter und rühriger zu werden pflegt, wo die lustige Person mit ins Spiel kommt; so blickt doch auch hier überall Weise's gesunder Sinn durch und die unverkennbare Anlage, einen Stoff mit einem gewissen Kunstgeschick dramatisch zu ordnen, die Personen zu individualisieren und sie in so mannigfaltige Lagen und Verhältnisse zu versetzen, daß sich daraus eine Reihe wirklicher Handlungen entwickeln kann [12]). — Ungleich besser als alle

11) Dazu wurde er schon in den meisten seiner Schauspiele durch die vielen Personen geführt, unter die er die Handlung zu vertheilen hatte. Denn er suchte, wo möglich, alle seine Schüler, die kleinen wie die großen, bei einer Vorstellung zu beschäftigen (vgl. die Vorreden zur Neuen Jugendlust und zur Komödienprobe und die Auszüge aus der Vorrede zu „Lust und Nutz der spielenden Jugend", Dresden u. Leipzig 1690, bei Prutz, a. a. O. S. 246 ff.). So kommen im „Verfolgten David" mit den Personen des Vorspiels 77 Darstellende vor, in der „Sicilischen Argenis" (nach dem lateinischen Roman von Barclay, gedruckt in der Neuen Jugendlust) 65 und in der „Verkehrten Welt" gar 103. — 12) Bei den dramatischen Arbeiten Weise's darf man nie vergessen, daß er die allermeisten als Schulmann und für sein Schultheater angefertigt hat; die Schule hielt aber auch er, wie er sich in der Zueignung vor dem „Zittauischen Theatrum" ausdrückt, für einen „schattichten Ort, da man dem rechten Lichte gar selten nahe käme". In einer Komödie überhaupt sah er nichts anders als „eine accurate Vorstellung und Interpretation einer gewissen Begebenheit"; allein ziemlich deutlich erkannte er doch auch schon, daß derselbe Stoff im Roman und im Drama eine ganz verschiedene Behandlung verlange. Um seine besondern Zwecke zu erreichen, hielt er sich an „die allgemeine Regel: der ist der beste Künstler, der sich den nothwendigen Umständen nach an keine Regel bindet und gleichwohl die besorglichen Absurditäten zu vermeiden und zu verbergen weiß". An solche Vorschriften namentlich, wie die horazische, ne fabula sit quinto productior actu, wollte er sich in seinen Stücken eben so wenig gebunden wissen, als an ein kleines Personal. Denn er glaubte, eine dramatische Fabel ließe sich auch bei

übrigen Arten des volksmäßigen Schauspiels gelang dieser Zeit das Lustspiel und die Posse, zumal wo der Stoff dazu aus den damaligen heimischen Sittenzuständen geschöpft war, wiewohl auch hierin das Vorzüglichste noch lange nicht an das Vollendete reichte. Denn weder eine kunstgerechte, maaßvolle, in ihren Theilen geschickt gefügte und im Ganzen abgerundete Handlung, noch eine feinere Komik darf in irgend einem dieser Lust- und Possenspiele gesucht werden: auf grobe Fehler in der Behandlung der innern und äußern Form, so wie auf Uebertreibung des Lächerlichen in Characteren, Reden und Handlungen, oder auf plumpe und gemeine Späße stößt man fast überall, auch selbst bei den Dichtern, die sich in dieser Gattung noch mit dem meisten Glück versucht haben. Dieß waren A. Gryphius [13])

vielen Personen und bei einer verwickelten Handlung übersichtlich und für die Zuschauer leicht verständlich darstellen, sobald nur „die Reden durchgehends kurz und accurat gegen einander herausspielten": eine Person allemal ein Quartblatt predigen zu lassen und allerhand Dinge mit einzumischen, wodurch die Gemüther mehr befatigieret als vergnügt würden, galt ihm für eine verdrießliche Weitläuftigkeit, die auch bei kurzen Stücken mit einem kleinen Personal Tadel verdiene (vgl. die Vorrede zur Komödienprobe und das Vorwort zur Argenis). Die letzte Bemerkung paßt vortrefflich auf die Kunsttragödien dieser Zeit; aber freilich, die „kurzen und accuraten Reden" seiner Personen ermüden auch leicht wieder dadurch, daß sie oft so äußerst trivial sind und gleichsam mehr neben einander hinlaufen, wie Bemerkungen und Betrachtungen, die jede Person für sich macht, als sich wechselseitig hervorrufen und dramatisch in einander greifen. — 13) „Absurda Comica, oder Herr Peter Squenz", theils in Prosa, theils in burlesken Versen (neu bearbeitet von G. G. Bredow und gedruckt in dessen nachgelassenen Schriften). Daß diesem „Schimpfspiel" die lustige Episode von Shakspeare's Sommernachtstraum mittelbar zu Grunde liegt, ist wohl gewiß, und daß dieselbe in irgend einer Bearbeitung den Weg nach Deutschland durch die englischen Komödianten gefunden hatte, sehr wahrscheinlich; aber unmöglich kann diese Bearbeitung die von dem Engländer Cox gewesen sein, wie Tieck (deutsch. Theat. 2, S. XVI) annimmt (auch noch Gervinus 3, S. 448), wofern Cox sein sogenanntes Droll erst während der puritanischen Unruhen, da alle Theater in London geschlossen waren, angefertigt hat. Denn wie wir

und wiederum Chr. Weise[14]), von denen der erste hier we-

aus Gryphius' Vorwort zum Peter Squenz erfahren, hatte schon der Prof. Dan. Schwenter die erste deutsche Bearbeitung dieses Stücks zu Altorf „auf den Schauplatz geführt", und Schwenter lebte von 1585 bis 1636, war also bereits Jahre lang todt, als die strengen Maaßregeln gegen das Schauspielwesen zu London in Ausübung kamen. Sein Squenz aber, seitdem an verschiedenen Orten gespielt und von Leuten, die gar kein Anrecht daran hatten, für ihr Eigenthum ausgegeben, kam endlich auch, es scheint durch wandernde Schauspieler (aber sicherlich nicht durch die veltheimsche Gesellschaft, wie Bredow angibt) Gryphius zu Handen, der „ihn, besser ausgerüstet und mit neuen Personen vermehret", als Nachspiel mit einem seiner Trauerspiele aufführen ließ. Wann dieses geschah, wissen wir nicht; vermuthlich aber erst in des Dichters spätern Jahren. Der älteste Druck, den Bredow kannte, schien ihm vom J. 1657 zu sein. Später herausgegeben ist das Gryphius ganz zugehörende „deutsche Scherzspiel Horribilicribrifax, oder wählende Liebhaber", durchgehends in Prosa und seinem ernstern Theile nach vielleicht auf einer ältern novellenartigen Geschichte beruhend. In der vorausgeschickten launigen Zuschrift deutet der Dichter zwar an, dieses Lustspiel sei „eine Thorheit seiner Jugend"; allein wenn darauf überhaupt etwas zu geben ist, so kann es wenigstens die Gestalt, worin wir es kennen, nicht vor 1648 erhalten haben: das erhellt allerdings schon allein aus dem ihm angehängten Heirathscontract. Nur hätte Bredow die darin angebrachte Jahreszahl nicht als Beweis gebrauchen sollen, daß das Stück nicht später abgefaßt sein könne: denn der dreißigste Februar zeigt wohl deutlich genug, daß auch diese Zeitangabe ein Scherz ist. Das Jahr 1648 mußte schon gesetzt werden, weil angenommen werden soll, die Handlung des Stückes habe sich unmittelbar nach dem Friedensschluß zwischen dem Kaiser und der Krone Schweden zugetragen (vgl. den Anfang des zweiten Aufzuges). Dieses Scherzspiel und der Squenz sind mit den übersetzten Lustspielen, „die Säugamme, oder ungetreues Hausgesinde", in Prosa (aus dem Italienischen des G. Razzi, vgl. §. 204, Anm. 9.), und „der schwärmende Schäfer", in Versen (vgl. §. 204, Anm. 5.) in die Breslauer Ausg. von 1698 aufgenommen (jene beiden auch in den 2ten Theil von Tiecks d. Theat.). Das Scherzspiel, „die geliebte Dornrose", das sich um einen Bauernprozeß dreht, ist mit dem es umschließenden Gesangspiel, „das verliebte Gespenst" (vgl. §. 226, Anm. 9.) nur einzeln gedruckt worden (eine Breslauer Ausg. von 1661 nennt sich schon die dritte). Ob „die Fischer", von denen Chr. Gryphius nur ein ganz verwirrtes Concept unter den Papieren seines Vaters vorfand, ein prosaisches Lustspiel, oder ein durchgehends versificiertes Singspiel waren, bleibt ungewiß. — 14) Hierher gehören die beiden, wie es

nigstens eben so gut, wo nicht besser, als in seinen Tragödien, der andere als Dramatiker unstreitig am ansprechendsten erscheint. Neben ihnen sind die bekanntesten Lustspieldichter Joh. Georg Schoch[15]), Jac. Schwieger[16]) und Chr. Fr. Henrici[17]).

---

scheint, nach novellenartigen Geschichten abgefaßten Intriguenstücke, „die triumphierende Keuschheit" und „die beschützte Unschuld" (gedr. in den Ueberflüssigen Gedanken der grünenden Jugend; das erste, unter dem Titel „Floretto, Lustspiel in 5 Aufzügen ꝛc." überarbeitet von K. Halling, Berlin 1834. 8.); sodann die Lust- oder vielmehr Possenspiele, „der bäurische Machiavellus", Zittau 1679, Leipzig 1681 und Erfurt 1724. 8. (diese Jahreszahl führt ein Exemplar in meinem Besitz, vgl. Gottsched 1, S. 242); „Parodie eines neuen Peter Squenzens in lauter Absurdis Comicis", oder „Lustiges Nachspiel, wie etwan vor diesem von Peter Squenz aufgeführet worden, von Tobias und der Schwalbe" (1682), gedr. im Zittauischen Theatrum (ein großer Theil davon auch bei Wackernagel, d. Leseb. 3, 1, Sp. 827 ff.); „die verkehrte Welt", in der N. Jugendlust; „der politische Quacksalber", im Freimüthigen ꝛc. Redner; und „der verfolgte Lateiner", in der Komödienprobe. Ueber Weise's Lust- und Possenspiele im Allgemeinen und einige der hier genannten im Besondern spricht Gervinus 3, S. 480 ff., die Titel einiger andern, die, so scheint es, ihnen zugezählt werden müssen, deren Inhalt ich aber nicht näher kenne, s. bei Jördens 5, S. 246. Unter den von mir angeführten Possenspielen laufen drei auf Prozesse hinaus, die vor einem aus mythologischen und allegorischen Figuren gebildeten Gerichtshofe verhandelt und entschieden werden. Hier haben wir also wieder, wie in dem einen Scherzspiel von Andr. Gryphius, eine volksmäßige Form des lustigen Drama's, auf die wir bereits in den alleraltesten uns erhaltenen Fastnachtsspielen stießen (vgl. §. 161, S. 415). — 15) Aus Leipzig, lebte als practischer Jurist zu Naumburg a. d. S.; sein Geburts- und Todesjahr wissen wir nicht. Seine in Prosa geschriebene „Comoedia vom Studentenleben" (Inhalt und Proben bei Bouterwek 10, S. 285 ff.; Pischon, Denkm. 3, S. 351 ff. und Prutz, a. a. O. S. 138 ff.) erschien Leipzig 1658 (nicht 1657) und 1668. 8. Ueber andere Schriften von ihm (darunter die „Neuerfundene ꝛc. Kriegs- und Friedensschäferei, Jena 1663. 8. nach Gottsched 1, S. 217 in dramatischer Form ist) vgl. Jördens 4, S. 606. — 16) „Der vermeinte Prinz", Lustspiel, nach einem 1640 erschienenen italien. Roman des F. Pallavicino (il principe Hermafrodito?), Rudolstadt 1665. 4., mit dem vorgedruckten allgemeinen Titel, „Filidors Trauer-, Lust- und

Mischspiele. Erster Theil, Jena 1665". Das Vorwort verspricht, daß mehr dergleichen Stücke „bei künftigen Messen" ausgegeben werden sollen. Es scheint jedoch, als habe Schwieger dem ersten Theil dieser von ihm beabsichtigten Sammlung seiner Schauspiele keinen weiter folgen lassen, wenigstens geschieht, so viel ich weiß, nirgend eines andern Meldung. Gleichwohl muß er noch verschiedene andere Schauspiele in Druck gegeben haben; das erhellt schon aus Morhofs Worten über Filidor (Unterr. S. 669): sie werden aber wohl nur einzeln erschienen sein, und es ist mir nicht zweifelhaft, daß dazu außer der „Ernelinde" (so lautet der Name dieses „Mischspiels", welches zu Rudolstadt 1665. 4. gedruckt und, wie Gervinus vermuthet, vielleicht nach einem spanischen Original gearbeitet ist), „den Wittekinden" (Singe- und Freudenspiel vom J. 1666. Jena, 4.) und „dem betrogenen Betrug" (Lustspiel vom J. 1667, Rudolstadt, 4., der Stoff entlehnt aus Scarrons Roman comique), welche Schwiegern schon sonst beigelegt worden, auch „die erfreuete Unschuld" (Mischspiel vom J. 1666) und „Basilene" (Lustspiel, Rudolstadt 1667. 4.) gehören, die ich beide mit „dem betrogenen Betrug" und andern dramatischen Sachen aus früherer und späterer Zeit in einem Quartbande der fürstl. Bibliothek zu Rudolstadt gefunden habe. „Die Ernelinde", „der betrogene Betrug" und „die erfreuete Unschuld" sind alle drei, wie „der vermeinte Prinz", Novellen- und Intriguenstücke, von derselben Anlage und einer selbst in vielen besondern Zügen gleichartigen Ausführung der ernsten und der possenhaften Partien. Alle sind ganz in Prosa abgefaßt, aber mit durchgehends oder theilweise versificierten Zwischenspielen versehen: in den drei ersten sind dieß Singspiele mit mythologischen und allegorischen Personen, in dem vierten eine die Bedrängniß der streitenden Kirche darstellende Pantomime mit begleitenden Gesängen. „Die Wittekinde", ein Feststück in Versen, in welchem neben den geschichtlichen und erfundenen menschlichen Charactern auch mythologische Gestalten auftreten, und die „Basilene", ein Schäferspiel in Prosa, mit Chören in den Zwischenacten, sind viel unbedeutender als jene Intriguenstücke und etwa nur in den komischen Scenen ihnen an die Seite zu stellen. Alle sechs sind am Rudolstädter Hofe bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt worden (s. §. 218, Anm. 11.). Vgl. Gottsched 1, S. 218; 220; 223; Freiesleben, S. 39 (oder Jördens 4, S. 684); Bouterwek 10, S. 281—285 und Gervinus 3, S. 463. Ob Schwiegers „Verführte Schäferin Cynthie ꝛc." Glückstadt 1660. 12. wirklich ein Schäferspiel, wofür sie nach Gottscheds Angabe 1, S. 211 gelten müßte, oder eine Schäferei in anderer Form ist, vermag ich nicht zu sagen. — 17) Vgl. §. 219, S. 728. Drei, im Ganzen sehr rohe und gemeine Lustspiele in Prosa, „der academische Schlendrian", „der Erzsäufer" und „die Weiberprobe", die er nach dem Vorbericht zunächst

§. 229.

Neben den vielen dramatischen Werken in volksmäßiger Form, die von namhaften Dichtern aus dem Gelehrtenstande herrühren und uns durch den Druck bekannter geworden sind, hat es auch noch eine sehr große Anzahl ähnlicher, aber nur mehr ausnahmsweise gedruckter Bühnenstücke gegeben, über deren Verfasser oder Bearbeiter es uns fast an allen genauern Nachrichten gebricht, und die, weil sie bei bloß schriftlicher Aufzeichnung gemeiniglich das besondere Eigenthum der einzelnen damaligen Wandertruppen gewesen zu sein scheinen, mit diesen zugleich zum allergrößten Theil verschwunden sind [a]). Sie bildeten, wie wir für die frühere Zeit vermuthen, für die spätere mit Sicherheit annehmen dürfen, in dem Vorrath der von diesen Truppen gespielten Sachen den Hauptbestand-

---

„zum Dienst und nach dem Geschmack" der Leipziger Bühne schrieb, und womit er es „sonderlich auf die Verbesserung der herrschenden Schwachheiten" abgesehen hatte, erschienen unter dem gemeinsamen Titel, „Picanders deutsche Schauspiele", Berlin, Frankfurt u. Hamburg 1726. 8.; vgl. Gervinus 3, S. 483. Ob ein viertes Stück von Henrici, „die vertauschten Bräute, oder die Liebe in den Schäferhütten", welches die Neuber 1733 in Hamburg aufführte (Schütze, a. a. O. S. 223), je gedruckt worden, ist mir nicht bekannt.

a) Im Allgemeinen verweise ich bei diesem §. auf Flögel, Gesch. des Groteskekomischen, S. 115 ff., Schütze, hamburg. Theatergesch. S. 23 ff., Fr. Horn, d. Poesie u. Beredsamkeit ꝛc. 2, S. 254 ff. und vorzüglich auf H. Lindner, Vorwort zu „Karl XII. vor Friedrichshall. Eine Haupt- u. Staatsaction ꝛc." Dessau 1845. kl. 8. und Prutz, Vorlesungen üb. d. Gesch. d. d. Theat. S. 168—222, die beide auch das Meiste zusammengestellt haben, was über das Volksschauspiel dieses Zeitraums in den Büchern von Flögel, Schütze, Horn und in andern enthalten ist (die ich zum Theil noch nicht habe lesen können, wie J. F. Löwens Gesch. d. d. Theaters, im 4ten Theil seiner Schriften, Hamburg 1765. 66. 8. und K. M. Plümicke's Entwurf einer Theatergesch. von Berlin ꝛc. Berlin 1781. 8.) von deren Ansichten und Behauptungen ich jedoch mehrfach habe abweichen müssen, wie sich sowohl aus dem Text, als den folgenden Anmerkungen ergibt. —

theil [b]), da von den Stücken, die schon in Drucken vorlagen [c]), viele ihres außerordentlich zahlreichen Personals wegen nur auf den Schulbühnen darstellbar waren, die Aufführung anderer, namentlich großer Opern, die mannigfaltigsten Vorrichtungen erforderte und mit einem Kostenaufwand verknüpft war, den wohl Höfe oder reiche Handelsstädte, aber nicht die gewöhnlichen Theaterprincipale zu bestreiten vermochten, und kunstmäßige Tragödien die Menge gewiß nur selten anlockten. So weit sich darüber aus ältern Nachrichten und

b) Morhof unterscheidet (Unterr. S. 669 f.) die den holländischen Kluchten verwandten edlern Possenspiele, wie den Peter Squenz und den Horribilicribrifax, von „den groben Narrenpossen, wie dergleichen gemeine Komödianten viel hatten", und Chr. Weise (in der Vorr. zur N. Jugendlust) die Stücke, welche „unter den Komödianten ums Geld gespielt wurden", von den „zu Hofe" aufgeführten, beide Arten aber von seinen eigenen Schulkomödien. Um dieselbe Zeit stellte auch J. Ch. Hallmann (in der Vorr. zu seinen Trauer-, Freuden- und Schäferspielen) „diejenigen Schauspiele, so von Ehrliebenden und Gelehrten" herrührten, denen gegenüber, die von „plebejischen und herumschweifenden Personen an den Tag gegeben wurden", und weil er sein Trauerspiel „Mariamne" nicht dem „ciarlatanischen", sondern dem „gelehrten Schauplatz gönnte", hat er es in kunstmäßiger Form abgefaßt. Neukirch (Vorrede zu Hofmannswaldau's ꝛc. Gedichten b, 8, rw.), von den besten damals vorhandenen Lustspielen sprechend (er nennt die von Gryphius und Weise), gibt deutlich genug zu verstehen, daß die Schauspieler seiner Zeit sich um die empfehlenswerthen Stücke der Gelehrten nicht viel kümmerten; denn „es lohne sich der Mühe nicht", meint er, „Komödien zu machen, wo man nicht zum wenigsten die Freude habe, sie spielen zu sehen". Dazu nehme man endlich noch die gelegentlichen Aeußerungen Gottscheds über den Zustand der deutschen Bühne während des ersten Zehntel des 18ten Jahrh. in den Vorreden zur ersten Ausg. seines sterbenden Cato's und zum 2ten Thl. der d. Schaubühne (dort nach der 2ten Aufl. Bl. 2, rw., hier S. 16 f.) und Schütze, a. a. O. — c) Die meisten gedruckten Schauspiele, die Gottsched im Nöthig. Vorrath ꝛc. verzeichnet hat, sind Hofdramen, zu denen man im Ganzen auch die Opern zählen kann, Schulstücke und Kunsttragödien. Ueber die allein oder vorzugsweise von eigentlichen Komödianten gespielten und wahrscheinlich von einzelnen unter ihnen herausgegebenen Stücke, die er namhaft macht, vgl. die folgenden Anmerkungen. —

den uns erhaltenen Ueberbleibseln [d]) urtheilen läßt, bestanden sie bald in vollständig ausgeführten Schauspielen, bald in bloßen dramatischen Entwürfen, oder auch in einem Mittelding zwischen beiden, indem nur einzelne Hauptscenen ganz dialogisiert niedergeschrieben, andere, für das Stegreifspiel vorbehaltene, bloß mit den allgemeinsten Umrissen der Handlung angedeutet waren, und rührten zum guten Theil entweder von den Führern der Gesellschaften selbst her, oder von einzelnen ihrer Mitglieder [e]), so daß jede nur einigermaßen an-

d) Das vollständigste Verzeichniß davon nebst verschiedenen Proben aus solchen Komödiantenstücken (dem von H. Lindner herausgegebenen Karl XII. vor Friedrichshall und den Mittheilungen von J. E. Schlager in den Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Neue Folge, 1839. entlehnt) findet man bei Prutz, a. a. O. S. 196—211; 214—217. Es läßt sich jedoch noch beträchtlich ergänzen, besonders aus Gottscheds Nöthig. Vorrath. — e) Veltheim soll nach J. F. Löwens Bericht Stücke aus dem Spanischen nach Deutschland verpflanzt haben, und wie Gervinus 3, S. 475 sagt, hat er auch die Entwürfe in dem Théâtre italien von Gherardi, die aus dem Stegreif ausgeführt wurden, benutzt. Letzteres ist indeß kaum möglich gewesen, da Veltheim aller Wahrscheinlichkeit nach schon um die Mitte der Neunziger starb (vgl. §. 227, Anm. r.) und das Théâtre italien erst seit 1694 in Paris ans Licht trat (vgl. die Fortsetz. zu Jöchers Lexic. 2, Sp. 1441). — Jos. Anton Stranitzky (geb. zu Schweidnitz zwischen 1670—80, gest. zu Wien 1727 als Vorsteher des Stadttheaters am Kärnthnerthor), der, wie Veltheim, zu dessen Gesellschaft er eine Zeit lang gehörte, studiert und Italien besucht hatte, brachte von da eine Menge von Scenen und Entwürfen mit, aus denen er Stücke zusammensetzte, die zum Theil auch gedruckt wurden. Vgl. Flögel, S. 122 ff. und Prutz, S. 220; 209 u. 214 f. (denn die Wiener Schauspiele aus dem J. 1724 sind wahrscheinlich auch von Stranitzky gewesen). — In der Truppe Joh. Försters, der 1725 in Hamburg spielte und, wie Schütze sich über ihn S. 54 ausdrückt, selbst eine Action nach Zieglers Banise abgefaßt haben muß, befanden sich zwei Schauspieler, Wezell und Joh. Georg Ludovici, die beide auch für die Bühne schrieben. Von dem letztern besaß noch Lessing aus dem Nachlaß der Neuber eine Anzahl Stücke, worin mit Angabe der Folge und des Inhalts der übrigen Handlung nur die Hauptscenen ausgeführt waren; vgl. Flögel, S. 115 f., Schütze, S. 53; 60 f. und Lindner, S. 21 f. — Die englischen Komödien und Tragödien, die

sehnliche Truppe im Besitz einer Anzahl ihr allein zugehöriger Stücke zu sein pflegte [f]). In den Gegenständen, in der allgemeinen Anlage und der Behandlung mancher Besonderheiten, so wie in der äußern Form müssen sie jenen mehr volksmäßigen Dramen der gelehrten Dichter, namentlich vielen Sachen von Schwieger und Weise und den Lustspielen Henrici's, ziemlich nahe gekommen sein, und wir werden wohl nicht sehr irren, wenn wir uns im Durchschnitt nichts anders als eine geringere und gröbere, zuletzt in die äußerste Rohheit versinkende Nebenart derselben unter ihnen denken [g]). So wie dort,

---

Stücke in der „Schaubühne englischer und französischer Komödianten rc." (s. §. 160, Anm. n.) und die verdeutschten Prosalustspiele Moliere's in dem „Histrio Gallicus Comico Satyricus sine exemplo etc." 3 Thle. Nürnberg 1694. 8. (bei Gottsched 1, S. 257) waren höchst wahrscheinlich alle oder doch zum größten Theil von Schauspielern nach den fremden Originalen gefertigt. Von dem Histrio Gallicus etc. will man sogar wissen, er sei aus der veltheimischen Gesellschaft, die auch zuerst moliereſche Lustspiele auf das deutsche Theater gebracht haben soll, hervorgegangen (nach Eberts bibliogr. Lexic. Nr. 14207 gibt sich der Uebersetzer nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens J. E. P. zu erkennen). Vgl. auch Gottsched, d. Schaubühne 2, Vorrede S. 11 u. 17. — f) Da einer jeden Schauspielergesellschaft daran liegen mußte, wo sie hinkam, recht viel Neues mitzubringen, so begreift es sich, warum im Ganzen so wenige eigentliche Komödiantenstücke gedruckt worden sind; vgl. Gottsched, a. a. O. die Vorrede zu Thl. 1 (S. 12 f.) und Thl. 2 (S. 16 f.). — g) Daß bei der Gestaltung des Volksschauspiels zwischen diesen beiden neben einander laufenden Richtungen mehrfache Berührungen und wechselseitige Einwirkungen der einen auf die andere Statt fanden, daß namentlich öfter Werke gelehrter Dichter von den Komödianten für die eigentliche Volksbühne zugestutzt, und umgekehrt Komödiantenstücke bei Abfassung von Schul- und Hofdramen benutzt wurden, läßt sich nicht bloß vermuthen, sondern durch einzelne Fälle auch erweisen. Chr. Weise sah, wie er in den Ueberfl. Gedanken rc. S. 285 erzählt, seine „triumphierende Keuschheit", die ohne Schwierigkeit von jeder nicht gar zu kleinen Gesellschaft gespielt werden konnte, einmal mit so vielen und so häßlichen Zusätzen agieren, daß die Art, wie er sich darüber ausläßt, kaum einem Zweifel Raum gibt, dieß sei von einer Wandertruppe geschehen; und aus dem, was Gottsched (Nöth. Vorr. 1, S. 265 f.

haben wir auch hier von den Stücken, die eine im Ganzen ernste, aber mit possenhaften Auftritten durchflochtene, oder von eigenen burlesken Zwischenspielen unterbrochene Handlung darstellten, die eigentlichen und reinen Lust- und Possenspiele zu unterscheiden. Gewöhnlich wurden diese nur als Nachspiele oder „Nachkomödien" zu jenen gegeben, die daher vorzugsweise „Actionen" oder, weil sie eben den Haupttheil der öffentlichen Vorstellungen und die eigentlichen Prachtstücke an den Theaterabenden bildeten, „Hauptactionen", vielleicht auch schon „Haupt- und Staatsactionen" hießen [h]). Dort war

und 2, S. 260) über ein im J. 1687 auf dem Rathhause zu Rudolstadt aufgeführtes Schuldrama von J. F. Hekel mittheilt, erhellt zur Genüge, daß zu den ihm einverleibten Zwischenspielen der Inhalt von zwei, wo nicht drei Stücken der „Schaubühne englischer und französischer Komödianten" (Gottsched 1, S. 226 f.) benutzt worden ist. Henrici's Lustspiele will ich hier nicht zu weitern Belegen gebrauchen, weil sie gleich von Anfang an für eine zu Leipzig spielende Gesellschaft bestimmt waren; vgl. §. 228, Anm. 17. — h) So erklären sich, wie es mir scheint, diese Bezeichnungen am leichtesten und auch am natürlichsten. Auf den von Theaterprincipalen herrührenden Ankündigungen dramatischer Vorstellungen, die ich aus diesem Zeitraum kenne, und die man besonders bei Schütze zu suchen hat, wird die Action, oder wie es noch öfter lautet, die Hauptaction in der Regel dem Nachspiel oder der Nachkomödie (bisweilen auch dem Vorspiel) entgegengesetzt. Den Ausdruck „Haupt- und Staatsaction" habe ich in diesen Ankündigungen vor dem J. 1738 nicht gefunden, und ich weiß selbst nicht einmal, ob Schütze ihn unter diesem Jahr (vgl. S. 60) wirklich aus Theaterzetteln entnommen hat. Mag er aber aufgekommen sein, wann er wolle, wahrscheinlich bedeutet das Wort Staat darin ursprünglich nichts anders als Pracht, Aufwand, Prunk (vgl. Schmellers baier. Wörterb. 3, S. 665 f.), weil man die Hauptstücke, in denen gewöhnlich „große, heldenmäßige und tragische Handlungen" dargestellt wurden und durch Rang oder berühmte Thaten ausgezeichnete Personen auftraten, natürlich mit der meisten Pracht und mit allen möglichen theatralischen Auszierungen zu geben suchte, und daß dieß geschehen werde, bisweilen gleich mit ankündigte (vgl. Schütze, S. 35; 88). Ich bin daher überzeugt, daß die Schauspieler jedes größere Drama, das sie zum Hauptstück einer Gesammtvorstellung nahmen, mochte es gedruckt oder nicht gedruckt, von einem namhaften oder namenlosen

es auch am übrichsten, bloß nach geschriebenen Entwürfen, also das Meiste aus dem Stegreif zu spielen, was in den Hauptactionen mehr nur in den burlesken Auftritten geschehen zu sein scheint. — Was den Ursprung dieser Schauspiele und Schauspielentwürfe betrifft, die außer von lebenden Personen auch häufig, zumal in der spätern Zeit, mit Marionetten vorgestellt wur-

---

Verfasser, von anderswoher oder von ihnen selbst, in Versen oder in Prosa sein, gewöhnlich, wo nicht immer, als Action schlechthin oder als Hauptaction ꝛc. angekündigt haben; und ich glaube dieß selbst mit ein Paar Beispielen belegen zu können. Rists „Friedewünschendes Deutschland" nämlich wird auf einem in Hamburg von der veltheimischen Gesellschaft, wahrscheinlich im Anfang des 18ten Jahrh. ausgegebenen Komödienzettel der „kurzen Nachkomödie" als eine „unvergleichliche moralische Action" gegenübergestellt (bei Schütze, S. 43); und ein Schauspiel, „Olympia und Virenus", das von derselben Gesellschaft gleichfalls in Hamburg als „Hauptaction" gegeben ward (Schütze, S. 45), war früher von einer „Bande hochdeutscher Komödianten", vermuthlich auch von der, welche Veltheim führte, zu Regensburg dem Reichstage vorgestellt und daselbst 1687 als „Komödia" gedruckt worden (Gottsched 2, S. 260). Gewiß wäre mancher Irrthum, nicht bloß in früherer, sondern selbst noch in der jüngsten Zeit, bei Erklärung des Ursprungs, der Begriffsgrenzen und des Characters der Haupt- und Staatsactionen vermieden worden, hätte man die Bedeutung der Ausdrücke Action und Hauptaction auf den alten Theaterzetteln gehörig beachtet. Zugegeben muß aber freilich werden, daß unter den damit bezeichneten Stücken in dem letzten Jahrzehent dieses und den ersten des folgenden Zeitraums vorzugsweise solche Ungeheuer zu denken sind, wie die Haupt- und Staatsactionen gewöhnlich beschrieben werden (vgl. außer Flögel, Schütze, Lindner und Prutz auch Wieland im Agathon, B. 12, Kap. 1.), und wie uns eins in dem von Lindner aufgefundenen und herausgegebenen „Karl XII. vor Friedrichshall" vorliegt. Aus dem 17ten Jahrh. haben sich uns vornehmlich in den Novellenstücken von Schwieger und noch mehr in den historischen Schauspielen von Weise dramatische Werke erhalten, die wahre Haupt- und Staatsactionen in der Bedeutung sind, die man so lange in diese Benennung gelegt hat; nur darf nicht vergessen werden, daß zu Schwiegers und Weise's Zeit das Volksdrama noch nicht so tief gesunken war, als zu Anfang des 18ten Jahrh., und daß insbesondere Weise sich grundsätzlich von allem Schwulst frei hielt, der die ernsten Scenen des Volksschauspiels in der spätern Zeit so gewaltig belastet haben soll. —

den, so kann zwar nicht geläugnet werden, daß ihrer viele von deutscher Erfindung gewesen sein müssen [i]); indessen ist hier sowohl, als bei jenen uns näher bekannten Werken von volksmäßigem Zuschnitt, nicht außer Acht zu lassen, daß unsere Volksbühne in dieser Zeit nur noch zum Theil, und man darf sogar sagen, zum geringern Theil, auf heimischer Grundlage ruhte. Jene englischen Komödien und Tragödien, die holländischen Kluchten, spanische Stücke, die vornehmlich durch niederländische Vermittelung zu uns herübergekommen sein mögen, die komische Bühne der Franzosen, hin und wieder auch schon ihre sogenannte classische Tragödie, endlich Italien mit seinen Schäferdramen, seinen Opern, seinen Entwürfen zu Stegreifstücken rc. haben ganz unverkennbar den entschiedensten Einfluß auf sie ausgeübt. Dieß würde, wenn es an andern Beweisen dafür fehlte, schon allein aus den verschiedenen Namen geschlossen werden müssen, welche die stehende Hauptfigur des deutschen Volksschauspiels, die komische Person oder der Lustigmacher [k]), darin führt [l]). Aber wir wissen ja auch,

i) D. h. sie waren keine Uebersetzungen oder Bearbeitungen ausländischer Werke, wie namentlich diejenigen unter den von Lindner und Prutz aufgezählten Haupt- und Staatsactionen, bei denen die Stoffe es schon nicht erlauben, an einen fremden Ursprung zu denken. — k) Daß die Komödianten selbst die Rolle des Pickelherings oder Lustigmachers für die wichtigste und schwierigste unter allen ansahen, die von ihnen dargestellt wurden, bezeugen Chr. Weise (die drei klügsten Leute, S. 285) und Wernicke (Ueberschriften rc. S. 53). — l) Neben dem niederländischen Pickelhering und dem französischen Schampitasche (Jean Potage, verdeutscht Hans Supp), die mit andern fremden Namen für den Narren des Schauspiels (vgl. Gervinus 3, S. 109) schon von den englischen und holländischen Komödianten bei uns eingeführt wurden, drängten sich von Italien aus der Harlekin (Moscherosch kennt ihn bereits; vgl. Höllenkinder 1, S. 368, in der Originalausgabe mit einer kleinen Veränderung der Stelle), der kurzweilige Rath Pantalon und der lustige Diener Scaramuz ein (diese beiden schon in Schwiegers Stücken, in deren einem, den „Wittekinden", Act 1, Sc. 9,

daß so Manches, was dieser Gattung des deutschen Drama's im siebzehnten Jahrhundert und in den ersten Zehnteln des achtzehnten zugerechnet werden muß und damals von den Wandertruppen gespielt wurde, geradezu aus dem Englischen [m]), Niederländischen [n]), Spanischen [o]); Französi-

sich Scaramuza, als die komische Figur des Hofschauspiels, dem Hans Supp der gemeinen Volksbühne, „der in Würsten geht herein", entgegenzustellen scheint), denen sich dann noch der Courtisan oder Cortisan und andere Fremdlinge zugesellten. Vgl. Flögel, S. 144 ff. und Schütze, S. 36 f. — m) Die englischen Komödien und Tragödien erhielten sich, zum Theil wenigstens, bis zum J. 1670, und da es von der „Schaubühne englischer und französischer Komödianten" auch eine Ausgabe von 1727 gibt (Kehrein, die dramat. Poesie der Deutschen 1, S. 137), wohl noch länger auf dem Volkstheater; das lehrt schon der Titel dieser Schaubühne („auf welcher werden vorgestellt die schönsten und neuesten Komödien, so vor wenig Jahren in Frankreich, Deutschland und andern Orten bei volkreicher Versammlung seind agiert und präsentiert worden"; vgl. auch §. 226, Anm. 10.). Wahrscheinlich ist auch Caspar v. Stielers („des Spaten", geb. 1632, gest. 1707, am bekanntesten als Verfasser eines „deutschen Sprachschatzes"; vgl. Reichards Versuch einer Hist. d. d. Sprachk. S. 299 ff.) Trauerspiel „Bellemperie", Jena 1680. 12. aus dem englischen Stücke mittelbar oder unmittelbar hervorgegangen, welches J. Ayrer in seiner „Pelimperia" bearbeitet hatte (vgl. Tieck, d. Theat. 1, S. XXI f.; 200 ff. u. 2, S. VII); und wer weiß, ob nicht auch schon Shakspeare's Hamlet durch jene wandernden Engländer nach Deutschland kam und nach und nach erst die Gestalt annahm, in welcher er uns aus dem J. 1710 bekannt ist? (Prutz, S. 356 ff.). Ueber Pet. Squenz s. §. 228, Anm. 13. — n) Nicht bloß die Kunsttragödie bildete sich im 17ten Jahrh. unter dem Einfluß der Niederlande, auch die Muster des deutschen Scherz- und Possenspiels haben wir in diesem Zeitraum wohl zunächst dort zu suchen. Morhof stellt (Unterr. S. 669 f.) den Pet. Squenz und den Horribilicribrifax in solcher Verbindung und so dicht neben die niederländ. Kluchten, daß er sich zu diesen die edlere deutsche Posse wohl in dem nächsten Verwandtschaftsverhältniß dachte. Das Wohlgefallen, welches ein großer Theil des Publicums an den Kluchten selbst fand, wenn sie in Deutschland von holländ. Truppen gespielt wurden (vgl. B. Feind, Gedank. v. d. Opera, S. 94), läßt auch muthmaßen, daß sie vielfach bei uns nachgeahmt wurden, und was Fr. Nicolai in seiner Reisebeschreibung über die Kligten sagt, die er noch auf Franz Schuchs Schaubühne in seiner Jugend gesehen hatte (vgl. Flögel, S. 157), bestätigt es. — o) Nach

früher gangbaren Annahme wären besonders viele, wo nicht die aller=
sten Haupt= und Staatsactionen aus Uebersetzungen und Bearbeitun=
spanischer Originale geflossen, oder mindestens Nachahmungen spani=
r Stücke gewesen. Lindner und Prutz dagegen sind der Ansicht, das
eater der Spanier habe während dieses Zeitraums, vornehmlich auf der
eide des 17ten und 18ten Jahrh., auf die Gestaltung des deutschen
auspiels überhaupt und auf die des Volksschauspiels insbesondre we=
oder gar nicht eingewirkt. Ich mag die Richtigkeit jener Annahme
dem Umfange, in welchem sie sonst galt, keineswegs schlechthin ver=
en, obgleich selbst Lessing in der Dramaturgie (bei Lachmann 7,
280 f.) den Ausspruch gethan hat, unsere Staats= und Helden=
ionen, die er doch noch sehr gut und bis in das Einzelne ihres
ues hinein gekannt zu haben scheint, wären „in Allem nach den spa=
chen Mustern zugeschnitten" gewesen. Allein noch viel weniger kann
Lindners und Prutzens Meinung beipflichten. Spanische Stücke wur=
sehr früh bei uns eingeführt (vgl. §. 162, Anm. g. und dazu Bou=
wek 3, S. 129 ff.), und das ganze 17te Jahrh. hindurch bis in den
fang des 18ten liegen einzelne Fäden zu Tage, welche die Geschichte
serer Bühne an die der Spanier anknüpfen. Wie schon bemerkt,
einen hauptsächlich die Niederlande bei Uebersiedelung dramatischer
toffe und Formen jenes Volks nach Deutschland die Vermittler gewesen
sein, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie uns nicht u. a. die
ten ganz selbständig behandelten komischen Zwischenspiele in nachgebil=
en entremeses und saynetes sollten zugeführt haben. Doch anstatt
itere Vermuthungen hinzustellen, z. B. unter den „poetischen Erfin=
ngen", woraus die „allzuaffectierten, entweder ganz poetisch oder
ust ungewöhnlich herauskommenden Reden mehrentheils übersetzt" wa=
n, die Chr. Weise (Polit. Redner, S. 186) den „Komödianten" sei=
r Zeit zum Vorwurf macht, möchten wohl am ersten spanische Werke
verstehen sein, will ich lieber einige thatsächliche Beweise dafür bei=
ingen (sie hätten zum Theil schon bei Gervinus gefunden werden kön=
n), daß im Laufe dieses Zeitraums dramatische Sachen von Spanien
is fortwährend zu uns herüberkamen, daß sie auf die Volksbühne ge=
acht wurden, und daß man sich sogar bei der Einrichtung volksmäßi=
r Stücke auf die bei den Spaniern beliebten Formen und Theorien
rief. Im 2ten Theil der englischen Komödien ꝛc. (von 1630) stimmt
is letzte Stück, „Unzeitiger Vorwitz", oft wörtlich mit einer aus dem
on Quixote bekannten Novelle überein (Tieck, a. a. O. 1, S. XXX);
hwerlich aber ist es nach dieser unmittelbar, sondern viel eher nach
nem auf Spanien zurückweisenden Schauspiel in deutscher Sprache
earbeitet worden. 1652 erschien zu Hamburg in einer prosaischen Ueber=
tzung G. Greflingers „der verwirrte Hof" von Lope de Vega

schen p) und Italienischen q) übersetzt oder darnach bearbeitet und für den deutschen Geschmack nur mehr oder minder zugerichtet

---

(Jördens 6, S. 248 u. Tieck 2, S. VII), und ich denke, das Marionettenstück, „die Verwirrung bei Hofe, oder der verwirrte Hof", welches noch 1775 in Hamburg gespielt wurde (Schütze, S. 102), wird wohl aus dieser Uebersetzung hervorgegangen und früher als Hauptaction auch öfter von wirklichen Komödianten aufgeführt worden sein. Daß schon vor Greflinger (1643) Harsdörfer ein Schauspiel Lope's nachgebildet hatte, und um 1674 ein anderes von M. Kempe (vgl. §. 187, Anm. q.) reimweis in ein Mischspiel gebracht worden war, kann man aus Tittmanns Buch S. 193 und aus Herbegen S. 323 ersehen. Vor einem zu Rappersweil 1673 gedruckten „nutz- und lustreichen Schauspiele sammt angehängtem singenden Possenspiel" entschuldigt sich der Verfasser, daß er es „in drei Handlungen ohne Abtheilung der Auftritte nach spanischer Art gemacht habe, und Gottsched setzt (1, S. 233) hinzu, es sei „im weisianischen Geschmacke und halte viel Zoten und Narrenpossen in sich". Unter Postels Opern nennt Weichmann (Vorrede zum Wittekind) auch „den königl. Prinzen aus Polen Sigismundus, oder das menschliche Leben wie ein Traum", vom J. 1693, und bemerkt dabei, Postel habe diesen Operntext „aus einer holländischen Komödie mit allerhand Aenderungen übersetzt". Endlich entschuldigt Henrici den Mangel an durchgängiger Regelmäßigkeit in seinen Lustspielen damit, daß sich auch „Lope de Vega damit fortzukommen getraut und solches in einem Gedicht, arte nueva de hazer comedias, angeführet" habe. — p) Aus dieser Sprache wurde, wie man sich leicht aus Gottschedbs Verzeichniß überzeugen kann, sehr viel übertragen, und je näher dem Ende dieser Periode, desto mehr. Von Stücken der sogenannten classischen Bühne übersetzte den „Cid" schon G. Greflinger 1650 (in Versen) und fünf Jahre später, nebst zwei andern Schauspielen, If. Clauß aus Straßburg; dann Corneille's „Polyeuct" für die Leipziger Universitätsbühne, mit sich dazu fügenden neuen Erfindungen vermehrt", Christoph Kormart (1669), von dem wahrscheinlich auch der „Horaz" aus dem J. 1662 herrührt. Ueber später übertragene Stücke von Corneille, Racine, Pradon s. §. 231, Anm. l. Von Moliere's Komödien enthält die „Schaubühne englischer und französischer Komödianten" schon fünf; des 24 Jahre später erschienenen Histrio Gallicus etc. ist bereits Anm. e. gedacht worden (vgl. auch Gottsched 1, S. 295); andere aus dem Französischen entlehnte Komödien führt Gottsched 1, S. 284—296 auf. — q) Am meisten wurde Guarini's Pastor fido übersetzt und bearbeitet, in Prosa und in Versen (vgl. §. 198, Anm. 22. und dazu noch Gottsched 1, S. 207 und Freiesleben, S. 29 f.), auch Tasso's Aminta einigemal (Gottsched 1,

worden ist, und vieles Andere, dessen Abkunft aus der Fremde nicht so augenscheinlich nachgewiesen werden kann, erinnert wenigstens in so mannigfachen und bedeutenden Zügen an die Form der dramatischen Dichtungen bei der einen oder der andern jener Nationen und trägt deren Farbe oft so sichtlich an sich, daß es unmöglich von rein deutscher Erfindung sein kann. Im Ganzen wird daher dem Volksschauspiel dieser Zeit noch immer eher eine gewisse Selbständigkeit in den zur Darstellung gebrachten Stoffen als in seinen Formen zuzusprechen sein [r]).

S. 195; 284), der selbst in den 2ten Theil der engl. Komödien rc. und daraus wieder in die eben genannte Schaubühne rc., von da aber in das Anm. g. erwähnte Schuldrama von Hekel übergieng. Von italienischen Trauer- und Lustspielen, die in Prosa und in Versen übertragen wurden, könnte ich außer „der Säugamme“ (vgl. §. 228, Anm. 13.) nur noch einige namhaft machen, aber desto mehr Opern, deren Stoffe auch öfter für Stücke der Volksbühne benutzt zu sein scheinen. Ueber italienische Entwürfe zu Stegreifkomödien s. Anm. e. — r) Das Volksschauspiel erhielt sich in dem Character, den es während dieses Zeitraums angenommen hatte, auch noch bis tief in den folgenden hinein, besonders auf den geringern Bühnen und auf den Marionettentheatern; ja diese letztern haben sich bis zu unsern Tagen her, freilich wohl mit vielfachen Abänderungen im Kleinen und Großen, verschiedene Stücke bewahrt, und darunter einige der am häufigsten gespielten, wie den Dr. Faust, den Don Juan, den verlorenen Sohn rc., die noch aus dem 17ten oder dem Anfang des 18ten Jahrh. stammen. Damals und noch späterhin standen öfter dieselben Principale bald Schauspielertruppen, bald Marionettentheatern vor (Schütze, S. 57; 83 f.; 86; 93 ff.), und Stücke, die sie zu der einen Zeit mit jenen aufführten, stellten sie zu der andern mit diesen dar. Als dann im weitern Verlauf des 18ten Jahrh. die Wandertruppen ihre Hand allmählig von den alt-überlieferten Volksdramen abzogen, blieben diese zuletzt das ausschließliche Eigenthum der Marionettenspieler. Andeutungen, an denen sich die Geschichte einiger der bemerkenswerthesten, zu denen vornehmlich die eben genannten Puppenspiele gehören, von früherer oder späterer Zeit her verfolgen läßt, findet man in Betreff des „Fausts“ bei E. Sommer in der allgem. Encyclop. von Ersch u. Gruber, Sect. 1, Th. 42, S. 114, Note 78; B. Feind, Gedank. v. d. Opera, S. 94; Schütze, S. 97; 62; 99; v. d. Hagen im N. Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. f. d. Spr. rc. 4, S. 211 ff.

§. 230.

2. Das **Kunstdrama** bildete sich so gut wie ganz nach ausländischen Mustern. Von jedem seiner beiden oben näher bezeichneten Hauptzweige finden sich die ersten Ansätze bereits bei Opitz in den von ihm aus fremden Sprachen frei oder wörtlich übersetzten Singspielen und Tragödien: mit den einen hub das neuere musikalische Drama bei uns gleich an, die andern bereiteten das kunstmäßige Trauerspiel des siebzehnten Jahrhunderts wenigstens vor. — Die erste deutsche Oper, wie man Opitzens Daphne [1]) zu benennen pflegt, war nach einem italienischen Stück bearbeitet [2]), von mythologischem und schäferlichem Inhalt, von einem in italienischer Schule gebildeten Musiker componiert [3]) und bestimmt, bei einer fürst-

---

und in „Dr. Joh. Faust. Puppenspiel in 4 Aufzügen. Hergestellt von K. Simrock". Frankfurt a. M. 1846. 8. — des „Don Juans" in den alten Uebersetzungen der moliereschen Komödien, bei Schütze, S. 103 und in dem Kloster von Scheible 3, S. 665 ff., — „des verlornen Sohns" bei Tieck, a. a. O. 1, S. XXV; Flögel, S. 121 f. u. Schütze, S. 97; 85. Dazu vgl. Fr. Horn, a. a. O. 2, S. 259 ff.

1) Vgl. §. 201, Anm. 8. — 2) Ueber den Ursprung und die weitere Entwickelung der italienischen Oper gibt G. Schillings Encyclopädie der gesammten musikal. Wissenschaften rc. 5, S. 219 ff.; 657 ff. und 1, S. 261 ff. die nöthige Auskunft; über die Geschichte und den Zustand der deutschen, besonders der hamburgischen in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums, finden sich die meisten und besten Nachrichten bei Hunold, Theatralische, galante und geistl. Gedichte, S. 1—206 (vgl. auch die von ihm herausgegebene „Allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen", S. 394 ff.); in B. Feinds Gedank. v. d. Opera (vor den „Deutschen Gedichten rc." Stade 1708. 8. S. 74 ff.) und in den Vorberichten vor seinen eigenen Opern (die in derselben Sammlung gedruckt sind), in dem Lustspiel nach St. Evremond, „die Opern" (Gottscheds d. Schaubühne 2, S. 106 ff.) und bei Schütze, a. a. O. S. 127 ff. (vgl. auch Lessings Schriften 11, S. 352 ff.). — 3) Der Dresdner Capelldirector H. Schütz, den man den Vater der deutschen Musik seiner Zeit nennt, war ein Schüler G. Gabrieli's, bei dem er sich vier Jahre in Venedig aufhielt; vgl. Schilling, a. a. O. 6, S. 292 f. —

lichen Vermählungsfeier aufgeführt zu werden. Jeder dieser Umstände deutete gleichsam zum Voraus auf den Gang hin, den das gesangweis darzustellende Schauspiel in Deutschland während dieses Zeitraums nehmen sollte. Denn in seiner poetischen Form sowohl, wie in der musikalischen Behandlung derselben blieb es in fortwährender Abhängigkeit von italienischen Vorbildern [4]), seine Gegenstände suchte es sich wenigstens längere Zeit außer in der Bibel, auf die es gleichfalls schon durch Opitzens Vorgang bei Bearbeitung der Judith geführt worden war, vorzugsweise in mythologischen Geschichten, in allegorischen Erfindungen und in der Schäferwelt, und Feste an Höfen und an andern Orten gaben die Hauptanlässe her zur Abfassung und Aufführung der zum Theil noch ziemlich weit über die Mitte

4) Wie in dem musikalischen Drama Italiens sich erst allmählig der Character der Arie, des Arioso, der Cavata rc. im Gegensatz zum Recitativ fixierte, und die Arie mit ihren Nebenarten wiederum von der einfachen Sonderung in Einzelngesang (Monodie) und Chor zu neuen Bildungen fortschritt, indem sie sich in das kunstmäßig behandelte Solo, Duett, Terzett rc. zerlegte: so finden wir auch in den ältern deutschen Singspielen dieses Zeitraums nur jene noch mehr unentwickelte Kunstform nachgeahmt, während in den Stücken der spätern Zeit, wo sehr viele bloß aus dem Italienischen übersetzt wurden, und die Aufführungen von Opern in dieser Sprache selbst bei uns zunahmen, Alles nach dem Zuschnitt der ausgebildeten italienischen Oper ist. — Ob in der deutschen Daphne und in den ihr ähnlichen Stücken aus der frühern Zeit, wenn sie zur Aufführung kamen, Alles gesungen wurde, oder ob man manche Stellen, namentlich solche, die aus reihenartig verbundenen Versen von längerm Maaß bestanden (Alexandrinern, gemeinen Versen und trochäischen Zeilen von acht Hebungen), ohne alle Instrumentalbegleitung sprechend vortrug, muß ich hier unentschieden lassen. Eine Aeußerung Harsdörfers (Poet. Tricht. 1, S. 69 f.) über einige Verse aus Opitzens Judith würde für das Letztere zu sprechen scheinen, wenn sich nur erweisen ließe, daß die Judith, gleich der Daphne, wirklich in Musik gesetzt und aufgeführt worden war, als Harsdörfer sein Buch schrieb, und daß er davon Kenntniß hatte. Die sicherste und beste Auskunft würden freilich vollständige Partituren zu solchen alten Singspielen geben; ich weiß aber nicht einmal, ob noch eine einzige irgendwo aufbewahrt wird. —

des siebzehnten Jahrhunderts hinausreichenden reinen Singspiele oder singspielartigen Werke von Dav. Schirmer[5]), Andr. Gryphius[6]), S. v. Birken[7]), J. Schwieger[8]) und andern ältern Dichtern. Erst allmählig, als die in ihrer Form schon mehr ausgebildete Oper außer an Höfen auch in einzelnen bedeutenden Städten festere Sitze gewann und selbst hier und da in Schulen Eingang fand, erweiterte sich mit ihrer äußern Bestimmung auch der Kreis ihrer Gegenstände. Aus dem frühern Festspiel wurde nun ein allgemeines Unterhaltungsmittel der höhern und gebildetern Stände, das ihnen an manchen Orten, wie namentlich in Hamburg, sehr oft geboten ward[9]), ohne daß gerade ein Bezug auf besondere

5) Von seinen hierher zu rechnenden dramat. Gedichten, die theils in Singspielen, theils in Balleten (s. Anm. 11.) bestehen und den „Rautengebüschen" einverleibt sind, wurde das erste, das Ballet „Paris und Helena", 1650 bei Gelegenheit eines Beilagers am kurfürstl. Hofe zu Dresden auf dem Riesensaal vorgestellt; vgl. Gottsched 1, S 203; 208; Müllers u. Försters Biblioth. 13, S. XXIX; XLIV f. und Gervinus 3, S. 464. — 6) „Majuma, Freudenspiel, auf dem Schauplatz gesangsweise vorgestellet" im J. 1653 zur Feier der Wahl Ferdinands IV. zum römischen Könige; „das verliebte Gespenst, Gesangspiel", mit dem eingelegten prosaischen Scherzspiel (vgl. §. 228, Anm. 13.) 1660 am Vermählungsfest einer schlesischen Fürstin zu Glogau aufgeführt und in demselben Jahr zu Breslau gedruckt; und „Piastus, Lust- und Gesangspiel", wahrscheinlich auch für ein Hoffest abgefaßt; wann dieß aber geschehen, und ob es wirklich aufgeführt worden ist, wissen wir nicht. — 7) „Singspiel, betitelt Sophia", nebst dem „Ballet der Natur" bei einem fürstlichen Beilager zu Baireuth 1662 vorgestellt (wo beide Stücke auch in demselben Jahre nach Gottscheds Angabe gedruckt sein sollen); vgl. Birkens Rede-bind- u. Dichtk. S. 315 ff. und Tittmann, die Nürnberger Dichterschule, S. 184 f. — 8) Ueber die „Wittekinde" und die seinen prosaischen Lust- und Mischspielen angehängten musikal. Zwischenspiele vgl. §. 228, Anm. 16. — 9) Zu Hunolds Zeit konnten die Hamburger in der Regel dreimal während der Woche in die Oper gehen; vgl. Theatral. Ged. S. 122. (Ein leichter als im Röthig. Vorrath zu übersehendes Register aller von 1678—1719 in Hamburg gespielten Opern findet sich vor dem 2ten Theil von Gottscheds Schaubühne, S. 73 ff.) —

Festlichkeiten dabei im Spiele zu sein brauchte. Die althergebrachten Stoffe traten zwar nicht völlig zurück [10]), am wenigsten in den Hofopern, so wie in den Nebenarten des musikalischen Drama's, den mit Gesang und Rede verbundenen Balleten und Maskeraden, den Serenaten [11]), Pasto-

---

10) Auch die geistlichen nicht. An sie hielt sich besonders Konst. Chr. Dedekind (geb. zu Reinsdorf, lebte in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. als kursächs. Steuercassierer und kaiserl. gekrönter Poet zu Dresden), der außer dramat. Sachen auch noch vieles Andere geschrieben hat, Alles in dem rohesten und plattesten Stil. Ueber seine „Neuen geistlichen Schauspiele, bequemt zur Musik", Dresden 1670. 8. (auch in die „Heilige Arbeit über Freud und Leid der alten und neuen Zeit rc." Dresden 1676. 8. aufgenommen), und „Altes und Neues in geistlichen Singespielen vorgestellet", Dresden 1681. 8. vgl. Gottsched 1, S. 228 f.; 237 und Gervinus 3, S. 464 f. Die Hamburger Opernbühne wurde 1678 mit dem geistl. Singspiele eines andern gekrönten Poeten, Namens Richter, eröffnet, „der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch" (beschrieben von Schütze, S. 135). Ihm folgten späterhin noch verschiedene Stücke von alttestamentlichem Inhalt, und 1681 wurde sogar noch „die Geburt Christi" in Hamburg gespielt. Hieran nahmen aber schon viele christliche Gemüther ein Aergerniß, und ungefähr 25 Jahre nachher ward es „von der vernünftigen Welt" schon allgemein gemißbilligt, „biblische Geschichten auf das Theater zu bringen und heilige Sachen auf dem Schauplatz der höchsten und prächtigsten Eitelkeiten zu profanieren" (B. Feind, a. a. O. S. 82 ff.). — 11) Das Ballet und die Maskerade erhielten die Deutschen von den Franzosen, und bereits im Anfange des 17ten Jahrh., zu Weckherlins Zeit, waren diese Lustbarkeiten am Stuttgarter Hofe eingeführt (vgl. Jördens 5, S. 200; 202 f.). Ihre ältere Gestalt beschreibt Morhof (Unterr. S. 670 ff.): darnach hatte der Dichter dabei nichts weiter zu thun, als daß er die Erfindung des (pantomimischen) Tanzspiels zu Papier brachte und „etliche kurze sinnreiche Verse" für jede der auftretenden Personen dazu setzte, „welche von den Zuschauern gelesen wurden", damit sie den Inhalt des Dargestellten besser verstünden. Der Unterschied zwischen Ballet und Maskerade war ein geringer: jenes war weitläuftiger und hatte „gar viele Abtheilungen und Eintritte", so daß es fast einer vollständigen Komödie glich; diese bestand nur aus „etlichen wenigen Aufzügen". Später indeß wurden für die tanzenden Personen selbst Reden und Gesänge gedichtet und von ihnen vorgetragen. Nach Neumeisters „Allerneuester Art rc." S. 337 f. waren die Ballete und Maskeraden

rellen [12]), Oratorien und den größern, ganz dramatisch behandelten Cantaten, die sich auch alle noch immer zumeist

---

nur besondere Arten der Serenate. Dieser Name, der eigentlich so viel als Abendständchen bedeute, sei nämlich mit der Zeit auf alle theatralischen Gedichte von nicht zu großer Länge angewandt worden; doch brauche eine Serenate nicht allemal das Theater zu betreten, sondern werde häufig auch als Tafelmusik präsentiert (vgl. Hunold, Theatr. Ged. S. 72 ff.). Werde darin ein Ballet oder eine Entrée bei allen Scenen getanzt, so nenne man sie ein Ballet; seien die Tanzenden aber fürstliche oder andere Standespersonen, „welche den Habit der Recitanten mit annehmen, so heißts eine Maskerade". Berühmt waren besonders Bessers Ballete (im 2ten Theil seiner Schriften). — Als eine eigene Art von Maskeraden, die seit etwa 1682 bis in die ersten Jahrzehnte des 18ten Jahrh. ein Lieblingsvergnügen der vornehmen Welt waren, namentlich in Berlin, Dresden und Wien, und bei denen sich die regierenden Herren selbst mit ihren Familien betheiligten, müssen hier noch die sogenannten Wirthschaften erwähnt werden, weil sie einigen berühmtern Dichtern, wie Canitz, Besser und König, Anlaß zur Abfassung ganzer Reihen kleiner poetischer Reden oder Sprüche gegeben haben, die theils für die in den Wirthschaften auftretenden Personen geschrieben wurden, theils auf die von ihnen dargestellten Charactere sich bloß bezogen, bisweilen voll der ärgsten und unverhülltesten Zweideutigkeiten. Zu finden sind dergleichen Wirthschaftssprüche in den Werken von Canitz (Ausg. von 1734) S. 341 ff., von Besser 2, S. 759 ff. (mit einigen Veränderungen in des Herrn v. Hofmannswaldau rc. Ged. 3, S. 115 ff.), und von König (Gedichte), S. 452 ff. (das Berglied, auf welches S. 501 angespielt wird, steht S. 344 f.). Ueber die Wirthschaften selbst vgl. Flögel, Gesch. d. Groteskkom. S. 241 ff., Varnhagens biogr. Denkm. 4, S. 226 f.; 334 f., Morgenblatt 1841, Nr. 48 und Prutz, a. a. O. S. 191 ff. — 12) Zu Neumeisters Zeit verstand man, wie es scheint, unter Pastorellen bloß solche Schäferspiele, die ganz gesungen wurden und sich in der Form von einer Hauptoper und einer Serenate nur dadurch unterschieden, „daß sie kleiner als jene, und größer als diese waren" (vgl. d. allerneueste Art rc. S. 347 ff.). Früher wurde das Wort in einem weitern Sinne gefaßt und auch Stücken wie J. Chr. Hallmanns „Urania" (1667) und „Adonis und Rosibella" (1673) beigelegt, die keineswegs darauf eingerichtet waren, durchweg componiert zu werden. Denn bis auf die „musikalische Vorbereitung" und die „musikalische Application" zu Anfang und zu Ende des zweiten Stücks, die Reien, die den einzelnen Acten in beiden angehängt sind, und verschiedene in die Haupthandlung eingelegte lyrische

an höfische, kirchliche und bürgerliche Feste anlehnten. Allein die Neigung der Dichter, vorzüglich der Hamburger, entschied sich doch immer mehr für rein historische Gegenstände oder diesen verwandte Sagenstoffe[13]), und wo es allein oder hauptsächlich auf komische Darstellungen angelegt war, schöpften sie auch schon hin und wieder den Inhalt zu ihren Erfindungen aus der sie zunächst umgebenden Wirklichkeit und aus Lebensverhältnissen, die ihrem Publicum nicht minder vertraut waren als ihnen selbst[14]). — Jene Bestimmung, welche die deutsche Oper in den ersten Zeiten ihres Bestehens fast ausschließlich hatte, brachte es mit sich, daß sie so prächtig, wie nur immer möglich, ausgestattet wurde; auf Prunk und Sinnenreiz blieb es bei ihr auch in der Folge fortwährend

Stellen sind diese Pastorelle in Alexandrinern abgefaßt, die gesprochen werden sollten, und bilden mit ihren Balleten und „stillen Vorstellungen" der Form nach eine Art von Mittelding zwischen der Kunsttragödie und der Oper. Selbst Schäferstücke, die zum größten Theil in Prosa geschrieben und nur mit Arien und andern Stellen in Versen untermischt waren, führten vor Ausgang des 17ten Jahrh. bisweilen den Namen Pastorell: ein Beispiel aus dem J. 1686 führt Gottsched 1, S. 250 an. — 13) „Vor diesem beliebten viele Fabeln von heidnischen Göttern; und solcher habe einige auf dem weißenfelsischen Theatro, wie auch hier (in Hamburg) und anderwärts sehen aufführen, die nicht uneben, sondern theils recht schön waren. Allein — ich halte es lieber mit wahrhaften als erdichteten Begebenheiten. — Unter allen Historien nun behaupten die römischen beinahe den schönsten Preis, weil diese am bekanntesten und oft am vortrefflichsten" (Hunold, Theatr. Ged. S. 126 f.). „In Hamburg ist man ganz begoutirt für die heidnischen Götterfabeln, und wüßte ich kein einziges Exempel von dieser Sorte (in Opern oder Vorspielen), welches recht reüssieret" (B. Feind, a. a. O. S. 85). — 14) Daraus giengen freilich Stücke hervor, die theils schon in ihren Gegenständen selbst, theils in Folge der Art ihrer Behandlung die äußersten Grenzen des Platten oder des Widerwärtigen, Rohen und Unsaubern erreichten. Man sehe nur §. 226, Anm. 9, wovon die dort erwähnte Arnstädter Schuloperette handelt, und lese, was Schütze S. 153 ff. von den zu Hamburg mit großem Beifall vorgestellten Opern des J. Ph. Prätorius meldet. —

und vor allem Andern abgesehen. Je mehr sie das Lieblingsschauspiel der Vornehmen und Reichen ward [15]), mit einem um so größern Aufwande von äußern Mitteln spielte man sie an Höfen und in Städten. Man hielt dafür, die Poesie, die Musik, die Mahlerei, die Architectur, und wir dürfen hinzufügen, die Tanzkunst und die Mechanik müßten gleichmäßig zusammenwirken und sich gegenseitig unterstützen, wenn eine Oper in aller Vollständigkeit auf die Bühne kommen sollte [16]).

---

15) Wie entschieden auch die Theorie im Anfang des 18ten Jahrh. das musikalische Schauspiel oder die Oper, deren Geschichte man schon mit dem Hohenliede anheben ließ (vgl. Gedichte Philanders v. d. Linde 4, S. 3, Anm. d.), über alle andern poetischen Gattungen setzte, erhellt u. a. aus Neumeisters Aeußerung (a. a. O. S. 394): „Eine Opera oder ein Singspiel ist gewiß das galanteste Stück der Poesie, so man heut zu Tage zu ästimieren pflegt". Hunold konnte sich so wenig eine auf theatralische Vorstellung berechnete Poesie ohne Musik denken, daß er geradezu sagt (a. a. O. S. 54), keine Poesie dürfe auf das Theater kommen, die nicht in Musik gesetzt werden könne; und wenn B. Feind (S. 74) eine Oper auch für ein unnatürliches Ding und eine prächtige Gaukelei erklärte, so meinte er doch nichts desto weniger, daß in einem solchen Werk, sobald es nur poetisch und musikalisch gut ausgeführt wäre und dabei gut in Scene gesetzt würde, „die Poesie mit der Musik, sowohl Sing- als Spielkunst, in der höchsten Fürtrefflichkeit pflege angetroffen zu werden". — 16) Vgl. B. Feind, S. 94. Der Tanz war schon in den ältern Singspielen ein so wesentlicher Bestandtheil, daß Birken in der Redebind- u. Dichtk. S. 315 Opitzens Daphne ein „Ballet oder Tanzspiel" nennen konnte (vgl. die Ueberschrift des letzten Auftritts der Daphne und den Schluß der Majuma und des Piastus von Gryphius). Daß um die Mitte des 17ten Jahrh. hier und da auch schon die Bühne in der Art eingerichtet war, daß mancherlei Maschinenwerk ober- und unterhalb derselben oder auf den Seiten angebracht und zu verschiedenen Theatereffecten benutzt werden konnte, ergibt sich aus vielen Andeutungen in Stücken dieser Zeit, von denen wir wissen, daß sie wirklich zur Aufführung gekommen sind. In Birkens Margenis z. B. „entdecket sich" auf die Beschwörungsworte einer Zauberin „nach und nach ein Thurm, gleich als wenn er aus der Erden aufstiege", und verschwindet dann wieder. Bei Gryphius zeigen sich Götter und allegorische Wesen in Wolken und in Luftwagen, Geister erscheinen plötzlich und

Für Decorationen, für Gewänder, für Maschinerien aller Art wurden an einzelnen Orten ganz außerordentlich hohe Summen verausgabt [17]). Die Dichter hatten vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß ihre Erfindungen zum Entfalten dieses Schaugepränges in Aufzügen, Verwandlungen der Bühne und der Personen, Wolkenfahrten, Illuminationen, sogenannten Glorien rc. recht viel Gelegenheit darboten [18]), und damit es

verschwinden eben so, Personen werden in Blumen und einen Adler verwandelt rc. Wie weit einzelne größere Bühnen in ihrer äußern Einrichtung bereits um 1650 vorgerückt waren, kann man aus der Beschreibung ersehen, die Harsdörfer in seinen Gesprächspielen von der Mainzer gibt (vgl. Tittmann, a. a. O. S. 186 ff.); und welche Wunder um dieselbe Zeit überhaupt durch Maschinen bewerkstelligt werden konnten, zeigt der Inhalt von Birkens Friedensschauspiel, das zu Nürnberg in nicht geschlossenem Raume auf dem Schießplatz aufgeführt ward, und die ausführliche Beschreibung davon (Tittmann, S. 180 ff. und Gervinus 3, S. 432 ff.; vgl. auch was aus Schlagers oben angeführtem Buch über die Vorstellung einer lateinischen Komödie der Wiener Jesuiten im Jahre 1669 bei Prutz S. 144 ff. mitgetheilt ist). — 17) Eine einzige Decoration, der Tempel Salomons, soll nach B. Feinds Bericht (S. 111) dem Stifter der Hamburger Oper gegen 15000 Thaler gekostet haben. Vgl. Schütze, S. 166 f. — 18) „In einer Hauptopera soll das Theatrum zum längsten in einer halben Stunde eine neue Veränderung haben, damit die Zuschauer immer mit etwas Anderm mögen divertieret werden, wornach sich denn der Poet in der Elaboration einrichten muß". Neumeister, a. a. O. S. 406. Wie zu der Zeit, da die Oper in Hamburg, Braunschweig und anderwärts blühte, dieser Vorschrift Genüge geleistet wurde, und was zu dem Ende Alles auf die Bühne gelangte, kann man am besten aus den uns erhaltenen Operntexten selbst, dann aber auch schon aus den Abhandlungen Hunolds und Feinds, so wie aus Wielands Aufsatz „über einige ältere deutsche Singspiele rc." (Kl. Ausg. von 1824 ff. Bd. 46) S. 55, aus Schütze, S. 146 f.; 165 f. und aus Gervinus 3, S. 432 f.; 471 ersehen. Hier nur ein Paar Beispiele. Auf dem Hamburger Theater war bei Schotts Lebzeiten (er starb 1702, und seitdem begann der Verfall der hamburgischen Oper) das Wasser so gut nachgemacht, daß in Heinrich d. Löwen (1696) „ein Seesturm fast surprenant herauskam" (B. Feind, S. 110); und in dem 1sten Theil von Königs Heinrich d. Vogler, der 1718 in Braunschweig aufgeführt ward, kam „eine von sich selbst fortgehende Machine" auf den Schauplatz,

auch etwas zu lachen gäbe, daß der Lustigmacher seinen Antheil an der Handlung erhielt[19]); die Componisten[20]), daß die Sänger alle Künste und Fertigkeiten ihrer Stimme zeigen konnten. Daher, und weil auch die Dichter, die sich damit abgaben, überhaupt nicht viel taugten, fielen die allermeisten Opern von Seiten ihres poetischen Gehalts so äußerst erbärmlich[21]) aus, und manche der vorzugsweise komischen müssen von einer solchen Gemeinheit und Rohheit in Stoff, Form und Aufführung gewesen sein[22]), daß sie sich gewiß

„welche den Berg Parnassus präsentierte, auf welcher eine Bande Hautbois saßen, worauf oben das braunschweigische Pferd geflügelt anstatt des Pegasus zu sehen" war, dann aber auch „durch die Luft eine transparente Machine, welche einen schönen Lustgarten mit Alleen, Fontainen, Parterren und Gebäuden vorstellte". — 19) Komische und lächerliche Bestandtheile sind schon in ältern, im Ganzen ernsthaft gehaltenen Singspielen zu finden (vgl. bei Gryphius im Piastus S. 635; 642 f., im verliebten Gespenst das Zwischenspiel und Schwiegers Wittekinde). Was die spätere Zeit betrifft, so sagt Hunold (a. a. O. S. 119): „Endlich wird auch eine lustige Person in Opern erfordert, woran Viele einen solchen Narren gefressen, daß, wenn diese nicht darinnen, so gehen sie nicht hinein, die andern Sachen mögen so schön sein, als sie wollen. Also ist es hier in Hamburg ein nothwendiges Stück 2c." B. Feind hielt es zwar (S. 103 f.) für „die größeste bassesse eines mauvais goût" und für das Zeichen „eines schlechten espr't des Auditorii", daß man in Hamburg ohne Harlekin keine Oper gäbe; gleichwohl mußte auch er sich dem „ausdrücklichen Verlangen" fügen und in seinen Opern einen Mimus oder eine lustige Person anbringen. — 20) Ueber die Hamburger, unter denen Reinhard Keyser zu seiner Zeit der fruchtbarste und beliebteste war, und G. Fr. Händel später, nachdem er sich von der Oper zum Oratorium gewandt, am berühmtesten geworden ist, vgl. Schütze, S. 161 ff. und G. Schillings Encyclopädie 2c. 5, S. 244 f. — 21) Wer sich eine Vorstellung von dem gewöhnlichen Opernstil dieser Zeit machen will und keine alten Texte zur Hand hat, dem empfehle ich, Wielands oben angezogenen Aufsatz und S. 148—160 bei Schütze zu lesen. B. Feind war verständig genug, den ganzen scheinbaren Reichthum seiner Zeit an Opern nur für eine poetische Armuth zu erklären (Vorbericht zum Sueno, S. 334); aber viel bessere als seine Vorgänger hat auch er nicht gemacht. — 22) Ueber komische Stücke dieses Schlages

wenig oder gar nicht über die Volksschauspiele erhoben, an denen sich der niedrigste Pöbel in kleinen Budentheatern ergetzte. Das meiste Geschick und die meiste Haltung zeigten in Anfertigung von Operntexten unter den jüngern Dichtern noch Chr. H. Postel[23]) und J. U. von König[24]). Unter den übrigen, deren Namen uns überliefert worden, gehören zu den bekanntesten Luc. v. Bostel[25]), F. Chr. Bressand[26]), P. Thiemich[27]), Chr. Fr. Hunold[28]) und B. Feind[29]).

vgl. was Anm. 14. angeführt ist. Grobe Unanständigkeiten kamen übrigens auch in andern Opern oft genug vor: Hunold (Vorrede zu der allerneuesten Art ꝛc. c, 6) getraute sich zu behaupten, daß, wo nicht in allen, doch in den allermeisten, die in Hamburg gegeben worden, etwas wider Wohlstand, Ehrbarkeit und christliche Sittenlehre mit untergeschlichen sei; vgl. auch Theatral. Gedichte, S. 120 f. — 23) Vgl. §. 207, Anm. bb. Seine gepriesenste Oper war „die wunderbar errettete Iphigenia" (1699), im Ganzen nach des Euripides Iphigenia in Aulis gearbeitet und mit einigen geringen Aenderungen in den ersten Theil von Weichmanns Poesie der Niedersachsen aufgenommen. B. Feind rühmt Posteln (S. 99) nach, es habe niemand besser als er verstanden den Vers musikbequem zu behandeln, namentlich im Recitativ: in allen seinen Opern finde sich auch nicht ein einziger Alexandriner. — 24) Vgl. §. 210, Anm. 17. Jördens hat 3, S. 58 Königs in Hamburg, Braunschweig, Leipzig und Dresden gespielte Opern keineswegs vollständig verzeichnet; es fehlen z. B. die beiden Theile von „Heinrich dem Vogler" (1718 und 1721), „die getreue Alceste" (1719, größtentheils nach einem französischen Stück; vgl. Wieland, a. a. O. S. 154 ff.) und „Cadmus" (1720), die ersten in Wolfenbüttel, die letzte in Braunschweig gedruckt. — 25) Vgl. §. 189, Anm. b. und Schütze, S. 150 f. — 26) Nach Gottscheds N. Büchersaal 4, S. 106 aus Durlach, schrieb viel im Dienste des Hofes zu Braunschweig-Wolfenbüttel und starb als fürstlicher Kammerschreiber 1699. — 27) Aus Großenhain in Sachsen, College an der Thomasschule zu Leipzig. Er versorgte besonders das Hoftheater zu Weißenfels mit neuen Opern, die auch viel in Leipzig gegeben wurden; vgl. Neumeister, Spec. S. 105 und über die nach dem Italienischen bearbeitete „Alceste" (1693) Wieland, a. a. O. S. 41 ff. — 28) „Salomon" (1703) und „Nebukadnezar" (1704); der letztere in den Theatral. Gedichten. — 29) Geb. 1678 zu Hamburg, wo er auch anfänglich als Licentiat der Rechte lebte. Er bereiste Italien und Frankreich und trat später in schwedische Dienste. Schon in Hamburg

§. 231.

Auf die innere und äußere Gestaltung des kunstmäßigen Trauerspiels übte von den beiden tragischen Dichtern des Alterthums, an die sich Opitz als Uebersetzer gewagt hatte, nur Seneca einen entschiedenen Einfluß aus, und auch dieser weniger unmittelbar als mittelbar durch die neuern Ausländer, die mit der Nachahmung seiner Stücke die tragische Kunst des classischen Alterthums wieder hergestellt zu haben vermeinten. Dieß waren die Franzosen, die in der Begründung des regelmäßigen Drama's dem Corneille vorangiengen [a]), und die Niederländer, die ihnen auf dem eingeschlagenen Wege zunächst folgten. In den Werken der Einen und der Andern haben wir die eigentlichen Vorbilder der deutschen Kunsttragödien zu suchen, und wiederum in den niederländischen die näher, in den französischen die ferner stehenden. Als ihren größten Tragiker bewunderten die Niederländer Joost van den Vondel [b]): ihn nahm sich A. Gryphius zum Muster in den Trauerspielen, mit denen er seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hervortrat [c]), und deren erstes der im Jahre

---

hatte er sich durch satirische Ausfälle in verdrießliche Händel verwickelt, in deren Folge einige seiner Schriften von Henkershand verbrannt wurden. Als er nachher auch gegen die dänische Regierung schrieb, ward er während eines Besuchs in Schleswig 1717 verhaftet und nach Rendsburg ins Gefängniß gebracht, worin er 1721 gestorben sein soll. Wo seine Opern zu finden sind, ist Anm. 2. angegeben.

a) Der erste von ihnen war Et. Jodelle (geb. 1532, gest. 1573), der mit Ronsard zu den Dichtern des sogenannten Siebengestirns gehörte; sein ältestes Trauerspiel, Cléopatre, wurde bereits 1552 aufgeführt. Ueber ihn und seine Nachfolger bis auf Corneille, der die von seinen Vorgängern überkommene Form der Tragödie nur verfeinerte und den Chor daraus entfernte, den jene den Alten nachgebildet hatten, vgl. Bouterwek 5, S. 198 ff.; 266 ff. — b) Geb. 1587, gest. 1679. — c) Welche Form seine, wie es scheint, untergegangene Jugendarbeit, „der Kindesmörder Herodes", hatte, und welchem Vorbilde er bei dessen Abfassung

1646 vollendete „Leo Armenius" war [d]). Lohenstein [e]),

efolgt war, wissen wir nicht. — d) Er erschien zuerst in der zum Theil nechten Frankfurter Ausgabe vom J. 1650 (s. §. 204, Anm. 1). Auf en Leo folgten zunächst die beiden Trauerspiele „Catharina von Geor- ien, oder bewährte Beständigkeit", und „Cardenio und Celinde, oder nglücklich Verliebte", von denen er das erste, schon früher begonnene, n J. 1647 während seines Aufenthalts in Stettin wahrscheinlich voll- ndete, das andere ganz dichtete. Denn daß er „Cardenio und Celinde" uch schon eher angefangen und in Stettin bloß zum Abschluß gebracht abe, ist nach dem, was er uns selbst über die Entstehung dieses Werks ı der Vorrede dazu berichtet, nicht anzunehmen. Seine vierte Tragö- ie, „Ermordete Majestät, oder Carolus Stuardus", verfaßte er in we- igen Tagen, gleich nachdem ihm die Kunde von der Hinrichtung des nglischen Königs zugekommen war, und ließ sie auch schon in dieser sten Gestalt drucken; später jedoch, nach Wiedereinsetzung der Stuarts, ahm er eine Umarbeitung damit vor, die 1663 im Druck erschien. Wir nnen nur diesen jüngern Text; die Abdrücke des ältern scheinen alle rschwunden zu sein. Das letzte seiner Trauerspiele, „Großmüthiger echtsgelehrter, oder sterbender A. P. Papinianus", erschien 1659. Un- r diesen fünf Stücken ist in neuester Zeit das dritte am meisten gekannt, eils in Folge des Wiederabdrucks im 2ten Bande von Tiecks d. Thea- r, theils weil sein Stoff wieder zu Schauspielen von L. A. v. Arnim Halle und Jerusalem", Heidelberg 1811. 8.) und K. Immermann Cardenio und Celinde", Berlin 1826. 12.) benutzt worden ist. Es ruht auf einer novellenartigen Geschichte, die dem Dichter in Italien s eine wahrhafte Begebenheit erzählt war. Gryphius selbst stellte es fer als seine übrigen Trauerspiele, weil die eingeführten Personen fast niedrig für eine Tragödie wären, und die Art zu reden gleichfalls cht viel über die gemeine hinausgienge, „ohne daß hin und wieder iche hitzige und stechende Worte mit unterliefen ꝛc." Außer diesen ihm jen zugehörenden Trauerspielen sind in die Ausgabe seiner Werke von 98 noch zwei von ihm übersetzte aufgenommen, „Beständige Mutter, er die heilige Felicitas", aus dem Lateinischen des (französ. Jesuiten) ic. Caussinus, und „die sieben Brüder, oder die Gibeoniter", aus dem iederländischen des J. v. d. Vondel (die letztern nicht von A. Gryphius bst, sondern erst von seinem Sohne dem Druck übergeben). Unter sei- n Papieren fanden sich nach seinem Tode „Heinrich der Fromme, oder chlacht der Christen und Tartarn vor Liegnitz" (vgl. den Schluß der merkungen zum Papinianus), bis auf die Reien und Anmerkungen nz fertig, eine ihm eigne Bearbeitung „der Gibeoniter", an denen r noch der fünfte Act fehlte, und ein angefangener „Ibrahim Bassa". edruckt ist nichts davon. — e) Sein erstes und gewissermaßen auch

Joh. Chr. Hallmann [f]) und Aug. Ad. von Haug-

sein bestes Trauerspiel, „Ibrahim Bassa“, nach dem von Zesen übersetzten Roman der Scudery (s. §. 211, Anm. m.) um das J. 1650 gedichtet, nahm er zwar nicht in die Sammlung seiner „Trauer- und Lustgedichte“ auf, allein einzeln hatte er es schon früher und zwar noch bei Lebzeiten von A. Gryphius herausgegeben; und nach einem Exemplar dieser bald selten gewordenen Ausgabe ist es dann in den nach des Dichters Tode veranstalteten neuen Auflagen jener Sammlung mit abgedruckt, keineswegs aber so spät, wie einzelne Litteratoren behauptet haben, zum ersten Male dem Druck übergeben worden (vgl. die Vorreden Lohensteins und des Verlegers vor dem Breslauer Abdruck dieses Stücks von 1709, wovon der Text im 2ten Bande von Tiecks d. Theater wiederholt ist). Von seinen übrigen Tragödien erschien zuerst die „Cleopatra“, Breslau 1661. fol., dann die „Agrippina“ und die „Epicharis“, jede einzeln Breslau 1665. 8., worauf noch die „Sophonisbe“, Breslau 1666 (?) und 1680. 8. und der „Ibrahim Sultan“, Leipzig und Breslau 1673. fol. folgten. Nach einer ziemlich alten Nachricht sollen die Agrippina und die Epicharis auch Jugendwerke Lohensteins und nicht später als der Ibrahim Bassa gedichtet sein. Ich theile indeß den von Fr. Horn (d. Poesie u. Beredsamk. 2, S. 50) gegen die Glaubwürdigkeit dieser Ueberlieferung erhobenen Zweifel um so eher, als in den Zuschriften, die sich vor beiden Stücken befinden, auch nicht die geringste Andeutung vorkommt, die uns berechtigen könnte, ihre Abfassung weit über das J. 1665 zurückzuschieben, und was noch mehr ist, H. C. v. Lohenstein in dem „kurz entworfenen Lebenslauf“ seines Bruders diese Trauerspiele unter denjenigen Sachen mit nennt, die der Verstorbene in den ihm von seinen Amtsgeschäften übrig gelassenen Stunden gefertigt habe. — f) Soll um das J. 1650 in Breslau geboren sein und in Jena studiert haben; als gewiß ergibt sich aus den Unterschriften unter den einzelnen Widmungen seiner poetischen Werke und aus dem Gesammttitel vor denselben, daß er sich in Breslau schon 1667 aufhielt und 1684 Candidatus utr. iuris und Practicus beim kaiserlichen Oberamte daselbst war. Nach Hoffmann, Spenden ꝛc. 1, S. 89, starb er zu Wien 1716 „in der äußersten Dürftigkeit, nachdem er zuvor zur katholischen Kirche übergetreten war, in der Hoffnung, sich den Weg zu bedeutenden Ehrenstellen zu bahnen“. Seine Schauspiele, sieben von ihm selbst verfaßte und zwei aus dem Italienischen übersetzte, wurden nebst einer in sogenannten elegischen Alexandrinern gedichteten und mit historischen Anmerkungen begleiteten „Beschreibung aller obristen Herzoge über das ganze Land Schlesien“ als „Trauer-, Freuden- und Schäferspiele ꝛc.“ zusammen in 8. gedruckt, Breslau o. J. (gewiß nicht vor 1684 und höchst wahrscheinlich auch nicht später; die gangbare Angabe des

witz s) folgten und behielten in allen wesentlichen Stücken die Form bei, die ihnen Gryphius überliefert hatte. So steif und schwerfällig sie war, und so wenig sie eine freie und lebensvolle Bewegung des Drama's begünstigte, so hatte sie Gryphius doch noch eher mit einem gewissen Kunstgeschick zu handhaben und zugleich mit einem etwas edlern Gehalt zu erfüllen verstanden als diese jüngern Dichter, die ihn über-

---

Jahres 1673 ist, auf das ganze Buch bezogen, irrthümlich und hat nur Gültigkeit für die Zeit, in welcher das die Sammlung eröffnende Stück zuerst erschien). Eigentliche Trauerspiele in der Art der von Gryphius und Lohenstein verfaßten sind von Hallmanns eigenen Sachen nur „die beleidigte Liebe, oder die großmüthige Mariamne" (1670), „die himmlische Liebe, oder die beständige Märterin Sophia" (1671) und „die göttliche Rache, oder der verführte Theodoricus Veronensis" (1684). In allen dreien sind außer den Reien auch andre Gesänge angebracht; mehr noch ist dieß geschehen in „der denkwürdigen Vaterliebe, oder dem vor Liebe sterbenden Antiochus und der vom Tode errettenden Stratonica", einem Trauer-Freudenspiel (1684), und ganz opernartig ist die auch als „musikalisches Trauerspiel" bezeichnete „sterbende Unschuld, oder die durchlauchtigste Catharina, Königin von Engelland" (1684). Ueber die beiden Pastorelle in dieser Sammlung vgl. §. 230, Anm. 12. Von den übersetzten Stücken ist „die Schaubühne des Glückes, oder die unüberwindliche Adelheide" ein mit seinen eigenen Erfindungen vermehrtes Freudenspiel in Versen (1684), „die listige Rache, oder der tapfere Heraclius" ein in Prosa wiedergegebenes „Schauspiel" mit eingelegten Liedern. (Dieser Heraclius und der von Ziegler zu Ende der asiat. Banise [s. §. 212, Anm. 5.] sind Uebersetzungen desselben Originals, wofern Ziegler wirklich aus dem Italienischen selbst übertragen und nicht bloß Hallmanns Prosa in Verse umgeschrieben hat, was mir wegen der wörtlichen Uebereinstimmung der lyrischen Stellen in beiden Texten mehr für sich als gegen sich zu haben scheint.) — g) Ein Lausitzer, von dessen Lebensumständen ich nichts Näheres anzugeben vermag, wie ich auch sein Trauerspiel, „Schuldige Unschuld, oder Maria Stuarda, Königin von Schottland" (in Prosa vom J. 1683, vgl. §. 226, Anm. 5.), und sein Mischspiel, „Obsiegende Tugend, oder der bethörte, doch wieder bekehrte Soliman" (in Versen, vom J. 1684), beide im Prodromus poeticus, Dresden 1684. 8. noch nicht gelesen habe. Ich habe mich in Betreff ihrer allein an das Urtheil von Gervinus halten müssen (vgl. Neumeister, Spec. S. 46 f.). —

haupt in keinem seiner Vorzüge erreichten, in allen Fehlern dagegen, in die er bei der Behandlung sowohl des Stofflichen, wie des Formellen seiner Erfindungen verfallen, weit hinter sich zurückließen [h]). — Schon durch die Trauerspiele dieser vier Dichter, von denen die des Gryphius, wie wir mit Bestimmtheit wissen, nicht nur bei seinen Lebzeiten auf die Bühne kamen, sondern noch um das J. 1700 bisweilen von eigentlichen Schauspielern dargestellt wurden [1]), andere wenigstens

---

h) Ueber den Character der Trauerspiele von Gryphius und Lohenstein im Allgemeinen vgl. §. 204, S. 629 f. und §. 205, S. 637 f. Vortreffliche Beurtheilungen derselben, die ins Einzelne eingehen und besonders auch die großen Schwächen in dem innern Bau einiger dieser Stücke, den Mangel an einheitsvoller Geschlossenheit und an einem stätigen Fortschreiten der Handlung, aufdecken, findet man in der Vorrede zum 2ten Bande von Tiecks deutsch. Theater und bei Gervinus 3, S. 440—447; 454—459 (der auch S. 459 ff. über Hallmann und Haugwitz nachzulesen ist). Zu dem, was ich §. 198, S. 593 über die metrische Form und §. 226, Anm. 11 u. 12. über die stillen Vorstellungen und die Reien in der Kunsttragödie bemerkt habe, füge ich hier über deren Einrichtung noch Folgendes hinzu. Von den drei berüchtigten Einheiten wird die der Zeit schon so genau, wie in der jüngern französischen Tragödie beobachtet (die Oper lehrte sich daran eben so wenig, wie das Volksschauspiel; vgl. W. Feind, a. a. O. S. 86 ff.); der Ort wechselt überall, oft inmitten der Acte, deren immer fünf sind; die Einheit der Handlung ist, wo diese nicht ganz auseinander geht, wie z. B. im Papinianus von Gryphius, mehr nur eine äußerliche als eine innerliche. Der Lustigmacher ist niemals in diese Stücke eingeführt, und nicht minder fehlen darin alle komischen Zwischenspiele. — i) Daß seine Tragödien, namentlich der Leo, die Catharina und die von ihm bearbeitete Felicitas, auf die öffentliche Schaubühne zu Breslau kamen, bezeugt er selbst in der lateinischen Zuschrift vor dem Papinianus, S. 367; vgl. das Vorwort zum Peter Squenz, Lohensteins Vorrede zum Ibrah. Bassa und Kahlert, Schlesiens Antheil ꝛc. S. 53 (wonach Gryphius' Dichtungen zu Breslau von Veltheims Truppe dargestellt worden sind). Daß sie auf Hof- und Universitätstheatern um 1690 gespielt wurden, darf man aus den Worten des jüngern Gryphius in der Vorrede zu „der deutschen Sprache unterschiedene Alter ꝛc." S. 5 schließen. Für ihre Aufführung in noch späterer Zeit ist das Zeugniß Gottscheds in der Vor-

bald nach ihrer Abfassung hier und da gespielt sein müssen [k]), wurden die Veränderungen eingeleitet, welche zu Anfang des folgenden Zeitraums Gottsched auf der tragischen Bühne der Deutschen durchsetzte; noch eigentlicher geschah dieß durch die Uebersetzungen verschiedener Stücke von Corneille und seinen Nachfolgern in der neuern französischen Tragödie, besonders seit dem Beginn der Neunziger des siebzehnten Jahrhunderts, wo sie häufiger angefertigt wurden. Die meisten waren für das Braunschweiger Hoftheater bestimmt, auf dem sie auch wirklich zur Aufführung kamen [1]). An demselben Orte also,

---

rede zu seinem sterbenden Cato (Ausg. von 1732) entscheidend. Derselbe vernahm nämlich 1724 von dem zu Leipzig spielenden Principal der privilegierten dresdnischen Hofkomödianten, sonst seien von ihm „die Trauerspiele des Gryphius vorgestellet, allein itzo ließe sichs nicht mehr thun: man würde solche Stücke in Versen nicht mehr sehen wollen, zumal sie gar zu ernsthaft wären und keine lustige Person in sich hätten". — k) Lohensteins Ibrahim Bassa halfen, wie der Verleger in der Vorrede dazu berichtet, etliche Freunde des Verfassers in ihrer Jugend zu Breslau auf dem Schauplatz (wahrscheinlich auf einem Schultheater) öffentlich vorstellen. Daß seine Stücke auch von der veltheimischen Gesellschaft gespielt worden, läßt sich wenigstens nicht geradezu abläugnen (vgl. Kahlert, a. a. O. S. 55). Zu Hunolds Zeit konnten aber „alle die trefflichen Trauerspiele, so Lohenstein und Andere geschrieben, auf dem Theater nicht mehr die Hälfte des Beifalls erhalten, welchen sie", wie er meinte, „im Lesen verdienten", weil sie ihrer ganzen Anlage und Ausführung nach zu wenig bühnengerecht waren (Theatral. Ged. S. 122). Hallmann endlich spricht wieder selbst von Aufführungen der Mariamne und der Sophia; vgl. die Zuschriften vor diesen beiden Stücken und die Vorrede vor der Gesammtausgabe seiner Schauspiele. — 1) Der ältern Uebersetzungen und Bearbeitungen ist bereits §. 229, Anm. p. gedacht worden (das Jahr, in dem der erste Druck von Gryphius' Leo Armenius erschien, brachte auch schon eine Uebertragung von Corneille's Cid). Die spätern, welche Gottsched namhaft macht, und die für das braunschweigische Hoftheater angefertigt wurden, größtentheils von F. Chr. Bressand, sind Rodogune (1691), Sertorius (1694), der Cid (übers. von G. Lange, 1699; vgl. Vorrede zum 1sten Theil der d. Schaubühne, S. 16 ff.) und Brutus (1699 u. 1702) von Corneille; Alexander und Porus (1692) und Athalia (1694) von Racine und Regulus (1695)

der hundert Jahre früher unter Heinrich Julius ein Hauptstützpunct für das sich unter fremdem Einfluß umgestaltende deutsche Volksschauspiel war, wurde jetzt unter Anton Ulrich eine neue Epoche in der geschichtlichen Entwickelung des deutschen, der Fremde ganz eigentlich nachgebildeten Kunstdrama's angebahnt.

D. Didactische Dichtungen in gebundener und ungebundener Rede.

§. 232.

Zwischen den verschiedenen Arten der Lehrdichtung und den übrigen poetischen Gattungen können die Grenzen in diesem Zeitraum noch viel weniger mit durchgängiger Genauigkeit gezogen werden, als in den beiden voraufgehenden. Die Poesie hatte mehr wie je einen didactischen Character in allen ihren einzelnen Richtungen angenommen, ja sie war grundsätzlich in denselben eingezwängt worden; Alles, was über ihren Bildungsgang bisher bemerkt worden ist, hat es bezeugen müssen. Wenn hier also noch von didactischen Dichtungen im Besondern die Rede ist, so dürfen darunter nur solche Sachen verstanden werden, die durch Inhalt, Form und Ton sich von der eigentlichen Erzählungspoesie, so wie von der lyrischen und der dramatischen Gattung am weitesten entfernen, und in denen der Lehrzweck sich am wenigsten unter einer poetischen Einkleidung versteckt, d. h. außer Lehrgedichten im engern Sinne des Worts, rein beschreibenden Poesien, spruchartigen Stücken, Satiren und Episteln die Fabel, die Parabel und andere zwischen dich-

---

von Pradon. Andere, die nicht in Braunschweig gemacht sind, führt Gottsched unter den Jahren 1702, 1706, 1720 und 1727 auf.

terischer Erfindung und rein prosaischer Darstellung mitten inne stehende Lehrschriften in Erzählungsform. Diese verschiedenen Arten der Didactik nehmen noch immer einen sehr bedeutenden Raum in der poetischen Litteratur dieses Zeitraums ein; denn sind einzelne davon auch nur spärlich durch Schriftwerke vertreten, so sind daran andere, die mit besonderer Vorliebe geübt wurden, um so reicher. Ihrem allgemeinsten Character nach sondern sich die hierher zu ziehenden Stücke ziemlich bestimmt in zwei Hauptmassen, je nachdem sie in Geist und Stil entweder noch eine gewisse Verwandtschaft mit der Lehrdichtung des sechzehnten Jahrhunderts haben, oder entschieden der Richtung folgen, welche Opitz der deutschen Poesie gab. In den Werken der ersten Abtheilung, die man vornehmlich in der vordern Hälfte der Periode zu suchen hat, liegt uns eine noch mehr volksmäßige, obgleich auch schon unter vielfachen fremden Einwirkungen entstandene Didactik, in denen der andern die gelehrt-kunstmäßige dieser Zeiten vor.

§. 233.

1. Größere Gedichte in gebundener Rede- und Spruchform verschwanden nach Ringwaldts Zeit aus der volksmäßigen Didactik; sie wurden durch prosaische Lehrschriften in verschiedener Form ersetzt. — Eben so verloren sich die gereimten Fabeln eine Zeit lang so gut wie ganz, und auch prosaisch abgefaßte wurden bis nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nur hin und wieder in andere didactische oder in erzählende Werke eingefügt [1]), nachdem noch unmittelbar

1) So stehen ein Paar in den Gesichten von Moscherosch (Ausg. von 1645. 1, S. 497 f.; 2, S. 786 f.), die als „Gleichniß" und „Märlein" bezeichnet sind, und mehr, aber sehr knapp und trocken erzählte in Harsdörfers „Großem Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichten" (vgl. §. 213, Anm. v.), wo sie bald „Fabeln", bald „Lehrgedichte"

vor Opitzens erstem Auftreten ein Unbekannter den Versuch gemacht hatte, in dem „Eselkönig" eine den alten Thierepen ähnliche Dichtung in ungebundener Rede auszuführen [2]). Erst späterhin trat die Fabel in der Litteratur wieder mehr hervor, zunächst jedoch weit weniger in eigenen Erfindungen deutscher Dichter, als in Uebersetzungen arabischer, lateinischer und französischer Stücke [3]). — Länger und ununterbrochener erhielt sich die Neigung, die im Volk gangbaren und in Büchern zerstreuten Sprichwörter und Sinnreden zusammenzutragen: nicht bloß zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, auch noch lange nachher erschienen Sammlungen, in die gereimte und reimlose Stücke der Art aufgenommen waren [4]); die werthvollste und zugleich reichhaltigste im J. 1630 von Christoph Leh-

---

heißen. — Die letzte Sammlung der ältern Zeit scheint der bei Koch 1, S. 259 angeführte „Neue vollkommene Esopus, darinne allerhand lustige neue und alte Fabeln, Schimpfreden rc." Frankfurt 1623. 2 Thle. 8. zu sein, die ich nicht näher kenne. Sie muß sich sehr selten gemacht haben, da auch Gervinus (3, S. 70) keine nähere Auskunft darüber zu geben vermag. — 2) „Eselkönig. Eine wunderseltsame Erzählung, wie nämlich die Monarchei und Gubernament über die vierfüßige Thier geändert, das Königreich umgefallen und die Krone auf einen Esel gerathen; welcher Gestalt auch derselb regieret und wunderbarer Weise mit Gefahr Leibs und Lebens bald wieder um das Königreich kommen rc." Gedr. zu Ballenstädt o. J. (1625) 8. Der Verfasser nennt sich Adolf Rose von Creutzheim, welches nach Morhofs Aussage ohne Zweifel ein erdichteter Name ist. Er meldet in der Vorrede, wie er durch den Reineke Fuchs und den „Ganskönig" von Wolfh. Spangenberg (Straßburg 1607. 8.; vgl. Gervinus 3, S. 68 f.) zu seinem Werk angeregt worden, in der Vorrede zu der letzten Dichtung auch schon den Entwurf dazu vorgefunden und darnach (1617) „ohne Abbruch und Zusatz" die Geschichte verfertigt habe. Vgl. Morhof, Unterr. rc. S. 340 f. und Koch 2, S. 323 f. Das 19te Kapitel des Eselkönigs steht in Wackernagels Leseb. 3, 1, Sp. 605 ff. — 3) S. §. 234. Was die Vernachlässigung der Fabel in diesem Zeitraum herbeiführte, hat Gervinus 3, S. 54 u. 71 angedeutet; vgl. auch §. 202, S. 613. — 4) Aus einigen Spruchsammlungen, die im Anfange des 17ten Jahrh. gedruckt sind, theilt Hoffmann, Spenden rc. 1, S. 1 ff. Auszüge mit. —

mann[5]). Mit diesen kleinen Denkmälern der Volksweisheit und des Volkswitzes berührten sich von neuern Erfindungen innerlich und äußerlich zu allernächst viele Sinngedichte von Friedrich von Logau[6]), der sich als Didactiker noch ziemlich gleichmäßig zwischen die altdeutsche Spruchweise und die fremden Vorbildern nachgekünstelte Epigrammenform theilte[7]),

5) Geb. 1568 zu Finsterwalde in der Niederlausitz, studierte in Leipzig, ward 1594 Conrector, und später Raths- und Stadtschreiber zu Speier, wo er 1611 seine speierische Chronik vollendete (s. den sechsten Abschnitt), trat 1629 in kurtrierische und bischöflich-speierische Dienste und starb 1638 zu Heilbronn, wohin er das Jahr zuvor als Syndicus gekommen war. Seine hierher gehörende Sammlung, von der es viele Ausgaben gibt, erschien zuerst unter dem Titel „Florilegium politicum. Politischer Blumengarten. Darin auserlesene politische Sentenz, Lehren, Reguln und Sprichwörter aus Theologis, Jurisconsultis, Historicis, Philosophis, Poeten und eigener Erfahrung unter 286 Tituln — in locos communes zusammengetragen", o. O. 1630. 8.; vgl. Hoffmann, Spenden etc. 1, S. 37 ff., wo auch Proben daraus stehen, und J. Eiselein, die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit. Freiburg 1840. 8. S. XXXI. — Noch 1685 wurde eine durch den auch als Romanschreiber bekannten Paul v. Winkler (geb. 1630 zu Glogau, gest. 1679 zu Breslau; vgl. Flögel, Gesch. d. kom. Litt. 3, S. 442 f. und Fr. Horn, d. Poesie u. Beredſ. etc. 2, S. 305 f.) veranstaltete Sammlung von „Zweitausend eigenen guten Gedanken", worunter auch viel Sprichwörter, zu Leipzig gedruckt. — 6) Vgl. §. 202, S. 616 f. u. Gervinus 3, S. 319 ff. — 7) Wie Logau in seinen Sinngedichten einerseits die alte Spruchpoesie mit dem neuen Epigramm vermittelt, so führt er andrerseits von ihr zu der neuen Kunstform der Satire über; denn nicht nur zeigt er sich überall als Sittenrichter und Bekämpfer der Verkehrtheiten und Untugenden seiner Zeit, sondern er hat auch öfter zwischen seine Sprüche und Epigramme längere Stücke eingeschoben, die in ihrem äußern Zuschnitt den Satiren in reiner Alexandrinerform, welche bald nach dem Erscheinen der größern Sammlung seiner Sinngedichte in der Litteratur anhuben, schon ziemlich nahe kommen. Er selbst bemerkt in der Vorrede zu dieser Sammlung: „weil die Sinngedichte für kurze Stichelgedichte (d. h. Satiren), die Stichelgedichte für lange Sinngedichte gehalten sind, wird mir zugelassen sein, so ich öfters etwas frei gehe, in deme ich doch nur fürhabe die Laster zu verhöhnen, nicht aber zu billigen und stärken". —

und eine gleichfalls ansehnliche Reihe von Sittensprüchen bei Hans Aßmann von Abschatz[8]). — Die volksmäßige Satire[9]), die im Ganzen weit entschiedener als die kunstmäßige die Laster und Thorheiten der Zeit angriff und geiselte, zeigte sich von ihrer vortheilhaftesten Seite, wo sie in prosaischer Form auftrat und in Erzählung von Gesichten, Träumen und theils fingierten, theils wirklichen Erlebnissen die gleichzeitigen Sittenzustände schilderte. Das Hauptwerk in dieser Classe von Darstellungen, zu denen hauptsächlich Spanien die Muster geliefert hatte, sind die „wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte, d. i. Strafschriften" von J. M. Moscherosch mit ihren Fortsetzungen[10]). Unter den übrigen satirischen Sachen, Strafschriften und Sittenschilderungen in Prosa, die zum Theil in ähnliche, oder in roman- und novellenartige Erzählungsformen gekleidet sind, zum Theil schon mehr den Character der reinen Abhandlung, der Mahnrede, der Bußpredigt und des Gesprächs, oder auch die Form des Sendschreibens haben, führen die merkwürdigsten von J. B. Schupp[11]),

---

8) Vgl. §. 219, Anm. c. Mehrere geistliche Sprüche stehen in den Himmelschlüsseln, die zahlreichern weltlichen in den vermischten Gedichten. — 9) Die Satire überhaupt und die volksmäßige insbesondere griff in diesem Zeitraum weniger die Uebelstände im Gebiet des kirchlichen Lebens und der innern Sittlichkeit an, als sie die Verirrungen des Verstandes, die Thorheiten in dem gesellschaftlichen Leben und in den äußern Sitten, so wie die schlechten politischen Zustände der Zeit aufdeckte. Dieß ihr Hauptunterscheibungszeichen von dem ältern satirischen Sittengedicht hat Gervinus sehr gut hervorgehoben; vgl. besonders 3, S. 374 ff. — 10) S. §. 202, S. 620 ff. Moscherosch geht noch häufig auf die ältern deutschen Didactiker zurück, namentlich auf den Winsbecke, Seb. Brant und vor allen andern auf B. Ringwaldt: er hat sie nicht bloß an vielen Orten citiert, sondern mitunter auch lange Stellen aus ihnen aufgenommen. In einigen der unechten Gesichte ist noch viel öfter Bezug auf Rollenhagens Froschmäuseler genommen, bisweilen auch auf den Reineke Fuchs. — 11) Vgl. §. 178, Anm. h. Schupp gehört zu den bessern Prosaisten

). J. Chr. von Grimmelshausen[12]), Chr. Weise[13])
nd dem Pater Abraham a Scta Clara[14]) her. An die

---

iner Zeit, wenn seine Sprache auch vielfach, doch nicht in allen Schrif-
n gleich, durch Einmischung fremder Ausdrücke und Redensarten ent-
:llt ist. Rücksichtlich ihrer Anlage und Ausführung gehört von seinen
dactischen Stücken in das Gebiet der eigentlichen Dichtung vollständig
in einziges, nur wenige streifen daran und die meisten fallen fast ganz
die Gattung der reinen Lehrprosa. Einigermaßen der Novellenform
ihert sich noch „Corinna, die ehrbare und scheinheilige Hure"; aber
it vielen Anecdoten und Geschichtchen sind auch die übrigen angefüllt.
ür die lesenswerthesten möchte ich außer der Katechismuspredigt „Gedenk
iran Hamburg" und der Corinna halten: „Salomo, oder Regentenspie-
:l", den „Freund in der Noth" (Rath eines Vaters an seinen Sohn
i dessen Eintritt in die Welt, eine Art von modernem Gegenbild zu
m Winsbecken), das „eilfertige Sendschreiben an den Kalenderschrei-
r zu Leipzig" (worin sich schon etwas von dem Geiste regt, der in
ssings polemischen Briefen waltet), die Abhandlung „Von der Kunst
ich zu werden", „den deutschen Lehrmeister" und den „Ambassadeur
pphusius, aus dem Parnaß wegen des Schulwesens abgefertigt an die
urfürsten und Stände des heil. römischen Reichs". — 12) Vgl. §. 213,
. 697 ff. Die von ihm mit entschiedener Lehrabsicht verfaßten kleinen
chriften stehen beinahe alle in dem dritten Theil der Gesammtausgabe
iner Werke, der den besondern Titel „Staats-Kram" führt. Die
teressantesten sind das „Rathstübel Plutonis", „der deutsche Michel",
der stolze Melcher", „Warum er nicht katholisch werden könne", „der
oigwährende Kalender", „die verkehrte Welt", „der fliegende Wan-
rsmann", „die Traumgeschichte von Dir und Mir" und „die Reise-
schreibung nach der neuen Mondswelt", von denen die vier zuletzt
:nannten in Form und Inhalt die meiste Verwandtschaft mit den Ge-
hten von Moscherosch haben. Näheres darüber bei Passow in der
213, Anm. d. angezogenen Abhandlung, S. 1054 ff. — 13) Unter
:m Namen Siegmund Gleichviel gab er „die drei Hauptverder-
:r in Deutschland", Leipzig 1671. 12. heraus, die öfter wieder aufge-
gt wurden. Sie sind auch in der Art der Gesichte von Moscherosch ge-
hrieben und führen alle Uebel, die in Deutschland nach dem dreißigjäh-
gen Kriege herrschten, auf drei Grundursachen zurück. — 14) Sein
auf- und Vatername war Ulr. Megerle. Er wurde geboren 1642
ı Krähenheimstetten unweit Möskirch in Schwaben, trat in seinem
3ten Jahre in den Orden der Augustiner-Barfüßer, studierte zu Wien,
urde Priester und Doctor der Theologie und erwarb sich während sei-
es Aufenthalts in verschiedenen Klöstern als Prediger einen so ausge-

ältern dieser Männer schließt sich auch J. Lauremberg mit seinen Scherzgedichten an [15]), die uns den Uebergang von der

breiteten Ruf, daß ihn Kaiser Leopold I. 1669 als Hofprediger nach Wien berief. Die letzten zwanzig Jahre seines Lebens war er Provinzial seines Ordens. Er starb zu Wien 1709. Bei aller ihrer Geschmacklosigkeit und burlesken Rohheit in Gedanken, Form und Sprache zeugen seine Werke, deren Zahl sehr groß ist, doch von einem originellen und erfinderischen Geiste, einer scharfen Beobachtungsgabe, vielem Witz und einem nicht gemeinen Darstellungsvermögen. Zum allergrößten Theil sind sie, wie die schuppischen, zu welchen sie gewissermaßen die katholische Kehrseite abgeben, den eigentlich prosaischen Schriften der lehrhaften, beschreibenden und oratorischen Gattung beizuzählen. Sein Hauptbuch, das auch noch am ersten für eine poetische Erfindung gelten kann, „Judas der Erzschelm, für ehrliche Leut, oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung des ischariotischen Bösewicht rc.", ist eine Art von satirischem Roman, worin aber der erzählende Theil nur der allergeringste an Umfang ist. Die Hauptmasse bildet das Beiwerk, d. h. die der legendenartigen Lebensbeschreibung des Judas eingeschachtelten „unterschieblichen Discurse, sittliche Lehrspuncten, Gedicht und Geschicht, auch sehr reicher Vorrath biblischer Concepten rc." Das Ganze besteht aus vier Theilen in 4., wovon der erste zu Bonn 1687, der zweite zu Cöln 1690 und alle vier zu Salzburg 1688—1695 erschienen. Die neueste Ausgabe (ich weiß aber nicht, ob sie den alten Text vollständig wiedergibt) ist zu Passau 1834—1836. 7 Bde. gr. 12. gedruckt. In Betreff seiner übrigen nennenswertheren Schriften verweise ich auf Jördens 6, S. 530 ff. und Pischon, Denkm. 3, S. 575 ff.; neuere Ausgaben oder Bearbeitungen vieler davon hat W. Engelmann in der Bibliothek der schönen Wissenschaften rc. Leipzig 1837. 46 auf den ersten Seiten jedes Bandes verzeichnet. Größere Stücke aus dem „Judas" und aus dem Tractat „Auf, auf ihr Christen!" findet man in Wackernagels Leseb. 3, 1, Sp. 891 ff. — Unter den protestantischen Schriftstellern seiner Zeit hat vielleicht keiner vorurtheilsfreier und günstiger über Abraham geurtheilt als Chr. Thomasius (Monatsgespr. 1, S. 11 ff.). Ihn nenne ich hier auch mit darum, weil seine Monatsgespräche ebenfalls in das Gebiet der Satire vielfach einschlagen und einzelne Stücke durch und durch satirisch sind, auch der Darstellungsweise und dem Ton nach eher einen volksmäßigen als einen gelehrt-kunstmäßigen Character haben, wie namentlich der Entwurf eines „Romans von dem Leben des Aristoteles und dessen Curtesien", der fast das ganze Aprilheft des Jahres 1688 füllt; vgl. Prutz, Gesch. d. deutsch. Journalism. 1, S. 315 ff. — 15) Vgl. §. 189, Anm. e. und §. 194, Anm. 14.

alten gereimten Volkssatire zu der neuen kunstmäßigen in Alexandrinerversen sowohl dem Inhalt, wie der Form nach am anschaulichsten darstellen.

§. 234.

2. In einem ähnlichen Verhältniß, wie die einzelnen Arten der noch mehr volksmäßigen Didactik, standen rücksichtlich der Pflege, welche sie in dieser Zeit fanden, die der gelehrt-kunstmäßigen zu einander. Das eigentliche Lehr- und beschreibende Gedicht, dem sich Opitz mit so entschiedener Vorliebe zugewandt hatte, und das ihm auch am besten gelungen war, wurde, wenn man von den vielen geistlichen Hymnen in Alexandrinerversen und von andern episch- oder lyrisch-didactischen Darstellungen absieht, von seinen Nachfolgern weniger geübt, als man erwarten sollte. Was auf diesem Felde erzeugt wurde, war im Ganzen von sehr geringer Bedeutung und mit dem von Opitz Geleisteten nicht zu vergleichen [a]). Wichtig wurden hier erst die Werke von Brockes, der als Dichter mit seinen unzähligen kleinern Sachen von der lyrisch- oder bucolisch-beschreibenden Art, so wie mit großen Bruchstücken eines sehr weitläuftig angelegten physicalischen Lehrgedichts [b]),

a) Von einigen beschreibenden Werken schlesischer Dichter gibt Kahlert, Schlesiens Antheil rc. S. 47 Nachricht; über eine in Alexandrinern abgefaßte Anleitung Harsdörfers zur Reitkunst, welche dem 5ten Theil der Gesprächspiele beigegeben ist, vgl. Tittmann, d. Nürnberger Dichterschule, S. 93. Am interessantesten ist vielleicht noch Christian Hofmanns (der zu Breslau geboren war und nachher in Jena, wo er Magister wurde, gelebt zu haben scheint) „Bergprobe, oder reichsteinischer göldner Esel, anfänglich aus eigener Besichtigung im J. 1659 in bergmännischer Redensart —, nunmehro aber verbessert an den Tag gegeben“, Jena 1674. 8., ein Lehrgedicht über den Bergbau, das ich nicht näher kenne; vgl. Neumeister, Spec. S. 51 und Bouterwek 10, S. 233 ff. — b) Die Ausführung dieses Werks machte er sich zu einer Hauptaufgabe seines Lebens: es sollte nächst der Betrachtung Gottes aus der Natur die vier Elemente, unsere fünf Sinne und die drei Reiche

und als Uebersetzer mit der Einführung von größern didactischen Erfindungen der Franzosen und Engländer seiner Zeit [c]) eine der Hauptrichtungen anbahnte, welche die lehrhafte und beschreibende Poesie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verfolgte. — An die Stelle der Fabel, die man in ihrer Einfachheit nicht zu schätzen wußte [d]), trat zunächst, vorbereitet durch die neuern Lateiner, namentlich auch durch J. V. Andreä [e]), die prosaische Parabel oder Gleichnißrede und die Lehrallegorie. Harsdörfer machte damit den Anfang in einer „Nathan, Jotham und Simson ꝛc." überschriebenen Sammlung, die außer geistlichen Dichtungen und Räthseln dreihundert solcher kleinen Stücke enthält, von denen nur wenige sich dem Character des eigentlichen Apologs nähern [f]).

---

der Natur abhandeln; bereits in dem ältesten Druck der beiden ersten Bände vom „Irdischen Vergnügen ꝛc." erschienen größere und kleinere Bruchstücke daraus, in strophischer Form („die Sonne", „der Regen", „die Berge", „das Wasser", „das Feuer", „die Erde", „die Luft", „die fünf Sinne"). Was sich nach seinem Tode davon noch weiter vorfand, wurde in dem 9ten Bande zusammengestellt unter der Ueberschrift, „Betrachtungen über die drei Reiche der Natur" (in derselben Strophe, wie die früher gedruckten Stücke, „das Reich der Metalle" und „das Reich der Pflanzen"; in reihenartigen Versen „das Thierreich"). Vgl. Weichmanns Vorrede zum ersten Druck des ersten Bandes vom Ird. Vergnügen, Ausg. von 1728, B, 5, vw. und den Vorbericht des Herausgebers des 9ten Bdes. Auf poetischen Werth dürfen diese Bruchstücke unter allen Sachen von Brockes mit am wenigsten Anspruch machen. — c) Sie fallen ihrem Erscheinen nach zum Theil erst in seine letzten Lebensjahre und sind §. 208, Anm. 3. angeführt. — d) So viel ich mich erinnere, handelt keine der Poetiken dieses Zeitraums, die ich gelesen habe, von der Fabel, und Harsdörfer meint sogar, es sei mit ihr so bewandt, wie mit den Schnecken und Krebsen, man habe mehr Mühe mit dem Zurichten und Zerlegen, als man Gutes zu genießen finde; vgl. Tittmann, a. a. O. S. 94. — e) Vgl. Herders Werke. Zur schönen Litt. u. Kunst 20, S. 261 ff. — f) „Nathan, Jotham und Simson, oder geistlicher und weltlicher Lehrgedichte erster und anderer Theil. Nürnberg 1650. 51. 8. Proben daraus stehen in

Aehnliche Gleichnißreden lieferten **Sam. v. Butschky**, einer der vorzüglichsten didactischen Prosaisten des siebzehnten Jahrhunderts, in verschiedenen seiner Schriften [g]) und **Just. Gottfr. Rabener** in seinen „nützlichen Lehrgedichten" [h]); auch die wenigen sogenannten Fabeln, die **B. Mencke** [i]), **Hunold** [k]),

---

Canzlers und Meißners Quartalschrift ꝛc. 1, St. 2, S. 41 ff.; vgl. auch Tittmann, S. 94 ff. und §. 224, Anm. 4. — g) Butschky wurde geboren zu Breslau 1612 und studierte zu Wittenberg die Rechte; später gelangte er zum Besitz einer Buchdruckerei und mehrerer Landgüter in Schlesien, wurde katholisch, von Leopold I. geadelt und mit verschiedenen Aemtern bekleidet. Zuletzt war er Manngerichts- und Landesältester des Fürstenthums Breslau und neumarktschen Weichbildes, auch kaiserl. Rath und starb 1678. Von seinen vielen Schriften sind die wichtigsten: „Fünfhundert sinnen-, geist- und lehrreiche Reden und Gemüthsübungen ꝛc." Breslau 1666. 8.; „Pathmos, enthaltend sonderbare Reden und Betrachtungen ꝛc." Leipzig 1677. 8. und „Wohlbebauter Rosenthal ꝛc." Nürnberg 1679. 8. Vgl. Hoffmann, Spenden ꝛc. 1, S. 85 ff., wo auch Parabeln und Aphorismen aus den angeführten Büchern stehen. — h) J. G. Rabener, der Großvater des bekannten Satirikers, war geboren zu Sorau 1665 und widmete sich dem Schulfach. Vom Conrectorat zu Grimma als Rector zuerst nach Freiberg und dann an die Fürstenschule zu Meißen berufen, starb er hier 1699. Seine hundert „Nützlichen Lehrgedichte", die er noch in Freiberg für seine Schüler schrieb, erschienen zu Dresden 1691. 8. Fünf und zwanzig davon hat Meißner mit geringen Aenderungen und Kürzungen unter der Ueberschrift, „Erinnerung an J. G. Rabenern, nebst einigen Proben seiner Fabeln", im D. Museum 1782, S. 163 ff.; 530 ff. wieder abdrucken lassen. — Ueber eine Parabelsammlung von **Chr. Andr. Roth** aus dem J. 1698 vgl. Gervinus 4, S. 98 f. — i) Die Stücke, die unter seinen verliebten Gedichten, Satiren, Hochzeitsgedichten ꝛc. für Fabeln gelten sollen, hat er in dem Register hinter den vier Theilen seiner (Philanders v. d. Linde) Gedichte bezeichnet. — k) B. Mencke berichtet in seiner „Unterredung von der Poesie" (Gedichte, Th. 4.), S. 216, „der berühmte Menantes trage einen besondern Penchant zur Fabel", habe ihm auch bereits einige sehr wohlgerathene Proben einer netten Version von den Fabeln des La Fontaine zukommen lassen, so wie einige artige eigene Inventionen, die er im Folgenden mittheilt. Ob die Fabeln, die Hunold seinen „Academischen Nebenstunden" beigefügt hat (vgl. M. Richey vor dem 3ten Thl. von Weichmanns Poesie d. Niedersachsen, S. 13) dieselben sind, die ich bei Mencke gefunden, oder andere, kann ich nicht sagen. —

König [l]) und Brockes [m]) in Reimen abfaßten, waren weit mehr Parabeln und lehrhafte oder beschreibende Allegorien als das, wofür sie sich ausgaben [n]). Zu der echten Fabel kamen die Deutschen erfindend nicht eher als im folgenden Zeitraum zurück; auf den Weg dahin gebracht wurden sie aber schon in diesem, besonders gegen seinen Ausgang, durch das Uebersetzen und Bearbeiten älterer und neuerer Fabulisten des Auslandes [o]) und durch die wieder aus der Vergessenheit hervorgezogene einheimische Beispielpoesie des Mittelalters [p]). — Mit am besten unter allen kunstmäßigen Dichtarten gelang den Männern des siebzehnten Jahrhunderts das Epigramm, an

---

l) In den Gedichten S. 323; 448. — m) Irdisches Vergnügen 4 (Ausg. von 1735), S. 17; 153; 361. — n) Wenn hin und wieder einmal bei den Kunstdichtern ein gereimtes Stück auftaucht, das seinem Inhalt nach eine wahre Fabel ist, so hat es wenigstens in der Form oder in dem Zweck etwas dieser Dichtart Ungemäßes. So führt Gervinus 3, S. 229 eine Fabel von G. Greflinger an, die strophenmäßig zum Gesang eingerichtet erscheine, und die einzige bei Canitz, „die Welt läßt ihr Tadeln nicht", ist die letzte seiner Satiren. — o) Die arabischen Fabeln Lokmans (nebst einer Anzahl Sprichwörter der Araber) gab Ad. Olearius in deutscher Uebersetzung als Anhang zu dem „Persianischen Rosenthal" (einer Uebertragung des Gulistans von dem pers. Dichter Saadi), Schleswig 1654. fol. und 1660. 4. Die Fabeln des Aesopus und des Phädrus wurden seit der Mitte der Neunziger des 17ten bis in die Zwanziger des folgenden Jahrh. mehrfach übersetzt und bearbeitet, in Prosa und in Versen, von Dan. Hartnaccius, J. U. Krause, Melander, Sal. Francke, J. Fr. Riederer (Auszug aus Aesopi Fabeln, in deutsche Reimen nach itziger Art und möglichster Kürze gekleidet, Coburg 1717. 8.; vgl. M. Richey, a. a. O. S. 12 ff.) u. A.; desgleichen die französischen von La Fontaine und La Motte seit dem zweiten Zehntel des 18ten Jahrh. durch Balthas. Rickisch (Herr de la Fontaine Fabeln ins Deutsche übersetzt, Augsburg 1713. 8.), Brockes (hinter dem ersten Theil des „Irdischen Vergnügens rc."), Mayer und Wilkens (im 2ten und 3ten Theil von Weichmanns Poesie der Niedersachsen). Vgl. Gervinus 4, S. 99 f. — p) Vgl. was §. 120, Anm. g. über die von Scherz herausgegebenen Fabeln des Bonerius gesagt ist. —

dem sich auch fast jeder versuchte, der sich mit der Poesie in der Muttersprache abgab. Sehr viele von den uns aus diesen Zeiten überlieferten „Sinngedichten" und „Auf=, Ueber=, Beischriften ꝛc.", wie man die Epigramme gewöhnlich nannte, sind freilich wieder nur Uebersetzungen und Nachbildungen fremder Stücke; indeß ist die Zahl der den deutschen Dichtern eigenthümlich angehörenden noch immer außerordentlich groß. Die ausländischen Muster waren hier besonders lateinische, von den Alten namentlich Martial, von den Neuern der Engländer Owen [q]), und bei ihnen hat man auch vorzugsweise die Originale der wörtlich oder frei übertragenen Epigramme zu suchen. Als Formen dieser Dichtart, die überhaupt ziemlich mannigfaltig waren, benutzte man auch öfter die des Sonetts, des Madrigals und des Rondeau's; der Inhalt beschränkte sich nicht bloß auf weltliche Gegenstände, gar nicht selten wählte man dazu auch geistliche, und Joh. Schefflers „geistreiche Sinn= und Schlußreime" bestehen nur aus solchen Stücken und drehen sich allein um Vorstellungen der mystischen Theologie [r]).

q) Gest. 1622. Nachdem schon früher von verschiedenen Händen viele seiner Epigramme in deutscher Uebersetzung bekannt geworden waren, gab Val. Löber (geb. 1620 zu Erfurt, anfänglich Leibarzt bei einem schwedischen General, dann Provinzial=Physicus von Bremen und Verden, gest. in seiner Vaterstadt 1685) „Epigrammatum Oweni drei Bücher verdeutscht und in eben solche angenehme Kürze gebracht", Hamburg 1651. 12. heraus, die mehrmals aufgelegt wurden. — r) „Cherubinischer Wandersmann, oder geistreiche Sinn= und Schlußreime", Wien 1657. 12. Diese erste Ausgabe enthält nur 5 Bücher nebst einer Zugabe von 10 (geistlichen) Klingreimen oder Sonetten; in spätern Drucken (Glaz 1674 und 1675, Frankfurt a. M. 1701 durch Gottfried Arnold ꝛc., zuletzt Sulzbach 1829. 12. nach der ersten und der arnoldischen Ausgabe) ist ein sechstes hinzugekommen. Scheffler schöpfte die in diesen Sinngedichten niedergelegten Vorstellungen und Sätze zum großen Theil aus Taulers Schriften, aus Ruysbroek, Bonaventura, S. Bernhard, S. Augustin und andern ältern und neuern Theologen und Mystikern. —

Für die besten Epigrammatiker [s]) dürfen wir außer **Logau** von seinen Zeitgenossen A. **Gryphius** [t]) und G. **Greflinger** [u]), von seinen Nachfolgern **Joh. Grob** [v]) und ganz vorzüglich Chr. **Wernicke** [w]) ansehen. — Die kunstmäßigen Satiriker, die erst seit den Funfzigern des siebzehnten Jahrhunderts auftraten, hielten sich hauptsächlich an römische und neufranzösische Vorbilder [x]): die Einwirkung der erstern, namentlich des Juvenals, erkennt man sehr deutlich bei A. Gry-

s) Vgl. über die ältere epigrammatische Dichtung dieses Zeitraums überhaupt Koch 1, S. 213 ff. und Gervinus 3, S. 314 ff. — t) Zwei Bücher seiner Epigramme oder Beischriften erschienen schon 1639 zu Leiden; die Ausgabe von 1698 enthält ihrer drei. Dazu kommen aber noch viele Spott- und Strafstücke in den Sonetten. — u) „Deutsche Epigrammata", Danzig 1645. 8. — v) Geb. 1630 zu Lichtensteig im Toggenburgischen, Mitglied des Raths zu Herisau im Lande Appenzell, gest. 1697. Seine Epigramme befinden sich in zwei Sammlungen, die auch manches hübsche Lied enthalten: „Dichterische Versuchgabe in deutschen und lateinischen Aufschriften rc." Basel 1678. 12. und „**Reinholds von Freiental** poetische Spazierwäldlein rc." o. O. 1700. 8. W. Wackernagel führt im d. Leseb. 2, Sp. 523 ff. u. Sp. 545 ff. Joh. Grob und Reinh. v. Freienthal so auf, daß man sie für zwei verschiedene Dichter halten muß. Sind sie dieß wirklich, oder haben Wackernagel bloß die beiden Namen irre geführt? — w) Vgl. außer dem §. 207, S. 654 ff. Beigebrachten über ihn noch Gervinus 3, S. 533 ff. Was in seinen Epigrammen besonders Anstoß erregt, die häufig sehr harte und durch Verschlingung der Satztheile verdunkelte Ausdrucksweise, berührte schon sein Zeitgenosse B. Feind (Von dem Temperament rc. S. 61 f.) in dem Lobe, welches er ihm sonst spendet. Eine Neuerung war es, daß Wernicke die Form der „Ueberschrift" auch zu kleinen Heroiden benutzte, die bald in ernsthaftem, bald in burleskem Tone gehalten sind: er spricht sich selbst darüber in den Anmerkungen auf S. 79; 90 u. 148 f. aus. — x) Characteristische Züge der neuern Satire, die in der kunstmäßigen am deutlichsten wahrgenommen werden können, sind ein sich zu sehr in bloßen Allgemeinheiten ergehender Tadel der Uebelstände der Zeit und die Scheu vor Allem, was die Großen und Mächtigen hätte verletzen können. B. Mencke warnt in der Vorrede zum 2ten Theil seiner Gedichte die Satirenschreiber ausdrücklich davor, sich an vornehme Herren und einflußreiche Männer zu machen; vgl. auch Thomasius in den ersten Monatsgesprächen. —

phius [y]) und **Joach. Rachel** [z]), die Boileau's bei von

y) Wir besitzen von ihm drei, zuerst in der Ausgabe von 1657 gedruckte Satiren, von denen die beiden ersten in der Ausgabe von 1698 „Strafgedichte", das dritte „Capitain Schwärmer. An die Schönste und Edelste dieser Welt" überschrieben sind. — z) Geb. 1618 zu Lunden in Norderdithmarsen, studierte zu Rostock und Dorpat und verweilte dann einige Jahre als Hauslehrer in Liefland. 1652 kehrte er in seine Heimath zurück, ward Rector in Heide, später zu Norden in Ostfriesland und zuletzt zu Schleswig, wo er 1669, im zweiten Jahr seiner Amtsverwaltung, starb. Er wurde in der kunstmäßigen versificierten Satire der berühmteste Dichter seiner Zeit; gehaltener und strenger, aber auch steifer, allgemeiner und farbloser als Lauremberg, der die Thorheiten und Gebrechen seiner Zeitgenossen mehr als Volksmann verlachte, denn als gelehrter Sittenrichter in strengem Tone rügte. In seinen Ansichten von der Poesie und von dem, was den rechten Dichter mache, gieng Rachel ganz auf Opitzens Theorie ein (vgl. Sat. 8, Vs. 79 ff.). Seine Muster waren Juvenal und Persius, und zwei seiner Satiren (die vierte und fünfte) hat er bloß aus Stücken dieser Dichter frei übersetzt, so wie eine dritte (die sechste) einer juvenalischen nachgebildet. Von den übrigen waren die drei ersten ihrer ursprünglichen Abfassung und Bestimmung nach Hochzeitsgedichte, und erst nachher gab ihnen der Dichter, wie es scheint, ohne größere Abänderungen, die uns überlieferte Gestalt. (Die Form der Satire wurde übrigens, wie schon §. 216, Anm. 1. angedeutet ist, häufig zu Hochzeitsgedichten gewählt, besonders in der spätern Zeit, z. B. von Günther; ein älteres, noch über Rachel zurückreichendes Stück der Art steht zu Ende des ersten Theils von Zesens hochd. Helicon). Zuerst gab Rachel sechs Satiren heraus, „Deutsche satirische Gedichte", Frankfurt 1664 8., und dann noch einzeln zwei andere. Schon 1667 (oder 1668) erschienen alle acht zusammen, worauf noch mehrere Ausgaben (einige enthalten zugleich Laurembergs Scherzgedichte) bis gegen die Mitte des 18ten Jahrh. folgten, die letzte und beste von J. J. Wippel, Berlin 1743. 8. In neuerer Zeit hat wieder H. Schröder eine besorgt, „J. Rachels deutsche satir. Gedichte, mit dem Leben des Dichters, erklärenden Anmerkungen ꝛc. Altona 1828. 8. Mehrere der ältern Drucke geben außer den acht echten Satiren noch zwei Stücke, „Jungfernanatomie" und „Jungfernlob"; sie sind aber gewiß nicht von Rachel: Sprache, Versbau und die ganze Darstellungsweise sprechen für einen andern Verfasser, der wahrscheinlich in einem gewissen Seyfart zu suchen ist; vgl. Neumeister, Spec. S. 99 ff. und Schröder, a. a. O. S. XX f. Ueber andere Sachen Rachels, worunter auch ein uns aufbehaltenes plattdeutsches Gedicht gerechnet zu werden pflegt, s. Schröder, S. XXVI f. —

Canitz [aa]), Neukirch [bb]) und auch Günther [cc]), wiewohl dieser die ihm überlieferte Form, die er vielfach für das Gelegenheitsgedicht brauchte, mit größerer Freiheit und Selbständigkeit behandelte als seine beiden Vorgänger. Diese drei Dichter sind auch in der beschreibenden und lehrhaften Epistel, worin ihnen schon Opitz, Flemming u. A. den Weg gezeigt hatten, die bedeutendsten geworden.

Sechster Abschnitt.

Andeutungen zur Geschichte der rein prosaischen Litteratur nach ihren Hauptgattungen *).

§. 235.

1. Geschichtliche und beschreibende Prosa [1]). — In den bessern historischen Werken aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, der „Chronik der freien Reichsstadt Speier" von Chr. Lehmann [2]), der „Historie des Hussitenkrieges" von Zach. Theobald [3]), der „Chronik von Dith-

---

aa) Vgl. §. 206, S. 645 ff. — bb) Vgl. §. 207, Anm. f u. s. cc) In seinen Gedichten sind zwei Bücher Satiren, die theils in Versreihen, theils in strophischen Formen abgefaßt sind. Vgl. Anm. z.

*) Vgl. §. 192.

1) Zu diesem §. verweise ich auf Pischon, Handbuch der deutschen Prosa (wo von den meisten hier aufgeführten Schriftstellern ausführliche Nachrichten nebst ansehnlichen Bruchstücken aus ihren Büchern gegeben sind), und Denkmäler rc. 2, S. 496—499; 503—507; 3, S. 481—504; auch auf Wackernagel, deutsch. Leseb. 3, 1, Sp. 545—572; 669—696; 1047—1056. — 2) Vgl. §. 233, Anm. 5. Die Chronik erschien Frankfurt a. M. 1612. fol. und wurde öfter aufgelegt. — 3) Geb. 1584 zu Schlackenwalde in Böhmen, war zuerst Feldprediger, dann Dorfpfarrer und starb 1627. Der erste Theil des Hussitenkrieges wurde zu Wittenberg 1610, eine um zwei Bücher vermehrte Ausg. zu Nürnberg 1621. 4., eine andere, ohne Theobalds Vorrede, zu Breslau 1750. 4. gedruckt. —

marschen, die Joh. Köster, genannt Neocorus, in niederdeutscher Sprache schrieb[4]), Mich. Stettlers[5]) „Annales, oder Beschreibung der vornehmsten Geschichten, so sich in Helvetia zugetragen haben", und „dem alten Pommerland" von Joh. Micrälius[6]), zeigen sich noch die Nachwirkungen des Geistes, der in den vorzüglichern Geschichtsbüchern des vorigen Zeitraums sich so kräftig entwickelt hatte. Nicht minder ist dieß der Fall in der vortrefflichen und bald sehr berühmt gewordenen Sammlung von Anecdoten und Aussprüchen geschichtlicher Personen, die J. W. Zinkgref als „der Deutschen scharfsinnige kluge Sprüche, Apophthegmata genannt", herausgab[7]). Späterhin, schon um die Mitte des Jahrhun-

4) Köster war Pfarrer zu Büsum in Norderdithmarsen und starb 1630; seine Chronik ist erst in neuerer Zeit aus der Handschrift herausgegeben worden, vgl. §. 151, Anm. 12. — 5) Geb. um 1580 zu Bern, verwaltete mehrere öffentliche Aemter, zuletzt das eines Generalcommissars in seiner Vaterstadt, und starb 1642. Die Annalen gab er zu Bern 1626, 2 Thle. fol. heraus; ein anderer Druck, worin die Geschichten weiter fortgeführt sind, erschien ebenda 1631. — 6) Geb. 1597 in Köslin, gest. als Dr. der Theologie und Professor am Gymnasium zu Stettin 1658. Der erste Druck seiner in Stettin verlegten Chronik ist vom J. 1639, 2 Bde.; eine neue Ausg. kam 1723 heraus. — 7) Sie berühren sich vielfach mit den Sammlungen deutscher Sprichwörter und Sinnreden und sind aus vielen und sehr verschiedenartigen Schriften zusammengetragen. Zinkgref wollte damit, wie man aus seiner Vorrede sieht, etwas liefern, das ähnlichen Büchern der Ausländer alter und neuer Zeit an die Seite gestellt werden könnte, und wurde in diesem Unternehmen von Andern unterstützt, namentlich von Moscherosch, der davon am Schluß des Gesichts vom „Todtenheer" spricht; vgl. auch Gervinus 3, S. 72 f. Der 1ste Theil der Apophthegmata erschien Straßburg 1626. 8., der zweite 1631, und beide zusammen 1639. 8. an demselben Verlagsorte. Mit einem 3ten Theile von J. L. Weidner (einem aus der Pfalz gebürtigen Schulmann und Zinkgrefs Schwager) vermehrt, Leiden 1644, und mit einem vierten und fünften (worin auch viele Spruchreime) Amsterd. 1653 ff. 12. Neue Ausgabe, mit einer Vorrede von Chr. Weise, Frankfurt u. Leipzig 1693. 12.; eine Auswahl, besorgt von W. F. Guttenstein, Manheim 1835. gr. 12. — Eine der zinkgrefschen ähnliche, aber viel kleinere

derts, drang auch in die historische Prosa die verderbliche Sprachmengerei und der schleppende Canzleistil ein. An dem ersten Fehler leidet bereits in hohem Grade ein sonst nicht verdienstloses Werk von Bogisl. Phil. von Chemnitz[8]), „königl. schwedischer in Deutschland geführter Krieg". Indeß finden sich daneben auch noch Beispiele einer schlichten, anspruchslosen Darstellungsweise, wie die „Erzählung der Eroberung Magdeburgs" von Friedr. Frisius[9]); und ungefähr in derselben Zeit, in welcher diese Erzählung aufgesetzt zu sein scheint, kam selbst eins der allerbesten unter den deutschgeschriebenen Geschichtsbüchern des siebzehnten Jahrhunderts zu Stande, der nach einer handschriftlichen Chronik von S. von Birken abgefaßte „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich"[10]). Im Allgemeinen aber wurden die mehr noch nach

---

Sammlung von Apophthegmen haben wir von Zachar. Lundt; vgl. §. 218, Anm. 2. — 8) Geb. 1605 zu Stettin, trat nach vollendeten Universitätsstudien zuerst in holländische, dann in schwedische Kriegsdienste, wurde später von Christinen zum königlichen Rath und schwedischen Historiographen ernannt, auch in den Adelstand erhoben und starb 1678. Von seiner angeblich bis zu sechs Theilen ausgeführten Geschichte des 30jährigen Krieges sind nur zwei erschienen, der erste Stettin 1648, der andere Stockholm 1653. fol. — 9) Geb. 1619 zu Leipzig, erlebte in Magdeburg, wo sein Vater Oberstadtschreiber geworden war, die Belagerung und Verwüstung der Stadt durch Tilly, wurde später Conrector in Osnabrück und starb 1680. Seine Erzählung, die er wahrscheinlich um 1660 niederschrieb, findet sich in dem „Hundertjährigen magdeburgischen Denkmal rc." Magdeburg 1731. — 10) Vgl. §. 202, Anm. g. S. 619. Birken hatte bei der Bearbeitung seines Werks, dem die Handschrift eines ältern österreichischen Ehrenspiegels von Hans Jacob Fugger (1516—1575) zu Grunde liegt, und das in 3 Foliobänden zu Nürnberg 1668 erschien, keineswegs freie Hand: er mußte sie unter der Leitung und Censur mehrerer in kaiserlichen Diensten stehenden Gelehrten ausführen, und der Kaiser selbst trug Sorge, daß nichts in den neuen Text kam, was bei dem Pabst und der Geistlichkeit überhaupt, so wie bei einzelnen dem Kaiserhause befreundeten Mächten Anstoß erregen möchte; vgl. Herbegen, S. 122 ff. —

der herkömmlichen Chronikenart behandelten Geschichtserzählungen immer schlechter, und auch in den neu aufgekommenen periodischen Sammelwerken, den historischen Schaubühnen, Diarien rc.[11]) und den Anfängen einer eigentlichen Staatengeschichte[12]) zeigte sich kein besserer Geist. Erst gegen das Ende dieses Zeitraums fieng die deutsche Geschichtschreibung an sich wieder etwas von ihrem Verfall zu erheben. Das erste Werk von bedeutendem sachlichen Werth, das sich auch in der Form vor vielen andern vortheilhaft auszeichnet, war hier Gottfr. Arnolds „unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie"[13]), worauf in den nächsten Jahrzehnten, als zu besserer Begründung der deutschen Rechtswissenschaft die historische Forschung wieder mit größerm Eifer zu der vaterländischen Vorzeit zurückgieng, Joh. Jac. Mascou[14]) und der Graf Heinrich

11) Wie das „Theatrum Europaeum" von J. Ph. Abelin u. A., Frankfurt a. M. 1635 ff.; das „Diarium Europaeum", von Martin Mayer angefangen, Frankfurt a. M. 1659 ff. (vgl. Ebert, bibliogr. Lexic. Nr. 22723; 6053 und Prutz, Gesch. d. d. Journal. S. 200 ff.); der von H. A. von Ziegler begonnene und von Andern fortgeführte „Historische Schauplatz der Zeit", Leipzig 1686 ff.; und Hiob Ludolffs „Allgemeine Schaubühne der Welt", Frankf. 1699. — 12) Das wichtigste, aber in stilistischer Hinsicht auch noch sehr mangelhafte Werk dieser Art ist Sam. Pufendorfs „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Staaten, so jetziger Zeit in Europa sich befinden", Frankfurt a. M. 1682 ff. 8.; vgl. Schlossers Gesch. des 18ten Jahrh. 3te Ausg. 1, S. 618. — 13) Vgl. §. 223, Anm. l. Der erste Theil erschien schon 1697, die erste vollständige, aus vier Theilen bestehende Ausgabe Frankfurt a. M. 1699. 1700. fol., eine andere, mit Arnolds Lebenslauf und den Schriften für und gegen sein Werk, in 3 Foliobänden Schaffhausen 1740—42. Einen großen Antheil an der Ausarbeitung schreibt man Thomasius zu. Vgl. Schlosser, a. a. O. 1, S. 597 ff., der dieß Buch für das bedeutendste seiner Zeit überhaupt und der pietistischen Schule insbesondere hält. — 14) Geb. 1689 zu Danzig, studierte in Leipzig, bereiste darauf verschiedene europäische Länder, wurde nach seiner Rückkehr 1714 Docent in Leipzig, später Professor der Rechte, Rathsherr, Proconsul rc. und starb 1761. —

von Bünau[15]) den Anfang zu einer geistvollern und lebensfrischern Auffassung und Darstellung derselben machten, der eine besonders in seiner „Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie"[16]), der andere in der „genauen und umständlichen deutschen Kaiser- und Reichshistorie"[17]). In dieselbe Zeit fielen auch die ersten bemerkenswerthen biographischen Versuche dieser Periode, die J. U. von König zum Verfasser haben[18]). — Unter den Werken der beschreibenden Gattung verdienen sowohl ihres Inhalts, wie der Schreibart wegen zwei besonders hervorgehoben zu werden, die noch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erschienen: eine Schilderung Deutschlands, seiner Bewohner, Sitten und öffentlichen Zustände, unter dem Titel, „deutscher Nation Herrlichkeit rc." von Matthis Quad von Kinkelbach[19]), und die „neue orientalische Reisebeschreibung" von Adam Olearius[20]).

---

15) Geb. 1697 zu Weißenfels, studierte gleichfalls in Leipzig, wurde zuerst Beisitzer des dortigen Oberhofgerichts, stand dann verschiedenen hohen Aemtern zu Dresden, im Dienste Kaiser Karls VII., der ihn in den Reichsgrafenstand erhob, und nach dessen Tode in den Herzogthümern Weimar und Eisenach vor und starb 1762 zu Osmannstädt bei Weimar. — 16) Sie erschien zu Leipzig 1726. 4.; dazu kam eine Fortsetzung, „Geschichte der Deutschen bis zu Abgang der merovingischen Könige", Leipzig 1737. 4. — 17) Leipzig 1728—43. 4 Thle. 4. — 18) Es sind dieß die Lebensbeschreibungen von Canitz und Besser; vgl. §. 206, Anm. 15 und §. 207, Anm. a. — 19) M. Quad, geb. 1557 zu Deventer, verlebte seine Jugend in der Pfalz, besuchte nachher die nordischen Länder und England, machte sich als Erdbeschreiber, Kupferstecher und Verfertiger von Landcharten bekannt, hielt sich in spätern Jahren zu Cöln auf und starb wahrscheinlich bald nach 1609. „Von Kinkelbach" nannte er sich nach einem Besitzthum im Jülichschen erst vor seinem letzten und berühmtesten Werke, welches das im Text angeführte ist, gedruckt zu Cöln 1609. 4. — 20) Sein deutscher Name war Oelenschläger, geb. 1600 (nach Andern 1599 oder 1603) zu Aschersleben. Er studierte zu Leipzig und widmete sich daselbst zuerst dem academischen Lehrfach, trat

§. 236.

2. Rednerische und Brief-Prosa. — In Ansehung dessen, was in der Beredsamkeit geleistet ward, stehen diese Zeiten, ungeachtet der vielen Rhetoriken, die im Laufe des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erschienen [a]), in dem allerentschiedensten Nachtheil zu der vorigen Periode und namentlich zu den Jahrzehnten der großen kirchlichen Bewegungen. Die öffentlichen Verhältnisse in Deutschland und die ganze Art der geschichtlichen Entwickelung unsers Volkslebens brachten es mit sich, daß, wie früherhin, so auch jetzt das religiöse Gebiet eigentlich das einzige war, in dem eine volksmäßige Beredsamkeit wurzeln, woraus sie Nahrung ziehen, worauf sie zu einer wirklichen Redekunst emporwachsen konnte. Ihr Gedeihen hieng also außer von den allgemeinen Bildungszuständen ganz besonders und wesentlich von dem

---

dann aber in die Dienste des Herzogs Friedrichs III. von Schleswig-Holstein als Hofmathematicus und Bibliothecar und machte als herzoglicher Rath und Secretär die Gesandtschaftsreisen nach Rußland und Persien mit, an denen auch P. Flemming Theil nahm (der Freundschaft, die beide verband, hat der letztere ein Denkmal gesetzt im 2ten Buch der poet. Wälder, S. 93 ff.), und die Olearius nach seiner Heimkehr beschrieb. Er starb 1671. Seine Reisebeschreibung erschien zuerst Schleswig 1647. fol., nachher mit dem veränderten Titel, „Vermehrte neue Beschreibung der muscowitischen und persischen Reise ꝛc." Schleswig 1656. fol. und wurde öfter aufgelegt. Sie ist eins der vorzüglichsten Denkmäler deutscher Prosa aus diesem Zeitraum.

a) Die älteste deutsche Rhetorik, von der ich weiß, fällt bereits in das Ende des 15ten Jahrh.; es ist Fr. Riederers „Spiegel der waren rhetoric, uß Marco Tullio Cicerone und andern getütscht", Freiburg 1493. fol. und öfter. Im 17ten Jahrh. gelangte zuerst die im J. 1634 zu Coburg in 8. gedruckte „Deutsche Rhetorica" von Joh. Matth. Meyfart (geb. 1590, Professor und Pastor zu Erfurt, gest. 1642) zu ausgebreitetem Ruf; viele andere aus diesem Zeitraum sind aufgeführt in dem Bücherverzeichniß der Leipziger deutsch. Gesellsch. (hinter Gottscheds Nachricht von dieser) S. 45 ff. Alle diese Rhetoriken sind die würdigen Seitenstücke zu den gleichzeitigen Poetiken. —

Stande der theologischen Wissenschaft und von dem Gebrauch ab, welchen die Geistlichen von ihren Kenntnissen und Fertigkeiten machten, wenn sie als bestellte Lehrer des Volks und als Erwecker eines religiösen Lebens auftraten. Wie wenig aber bis zu der Zeit, wo die Wirksamkeit der Pietisten sich in weitern Kreisen fühlbar zu machen begann, der Schulunterricht und das wissenschaftliche Treiben auf den Universitäten dazu geeignet waren, den künftigen Geistlichen zu dem Beruf eines wahren christlichen Volksredners vorzubereiten, ist bereits an einer andern Stelle angedeutet worden [b]). Erinnert man sich dabei noch an die Ueberhand nehmende Sprachverderbniß, die auch auf die Kanzel drang, und an die großen Verirrungen des Geschmacks in allen Arten des prosaischen, wie des poetischen Vortrags, so wird man sich nicht wundern, daß die allermeisten Predigten, die uns aus diesem Zeitraum in Drukken vorliegen, nach Form und Inhalt auch nicht einmal den bescheidensten Anforderungen genügen, die an eine geistliche Rede gemacht werden dürfen, daß sie vielmehr nur als rohe und geschmacklose Erzeugnisse einer in todtem dogmatischen Formelwesen und gelehrtem Pedantismus befangenen Religionslehre bezeichnet werden können, die, so angewandt, weder christliche Erkenntniß zu fördern, noch das Herz zu erwärmen vermochte. Nur einzelne begabtere Männer, denen es mit der sittlichen Besserung und der religiösen Erbauung des Volks ein rechter Ernst war, erhoben sich in ihren Predigten um ein Merkliches über die große Masse der gewöhnlichen Kanzelredner. Von den Protestanten waren dieß außer J. Arndt [c]),

b) S. §. 177 und vgl. dazu §. 178. — c) S. §. 178, Anm. f. Seine Predigten sind außer in einzelnen Sammlungen, wie „Postille über Sonn- und Festtagsevangelien" (1615), „Auslegung des Katechismus Lutheri in 60 Predigten" (1616), „Auslegung des ganzen

essen Wirksamkeit zum Theil noch in das sechzehnte Jahr- undert fiel, und den ihm innerlich verwandten Häuptern der ietistischen Schule, Phil. Jac. Spener [d]) und Aug.)ermann Francke [e]), vornehmlich Joachim Lütke- ıann [f]), Joh. Balth. Schupp [g]), Heinr. Müller [h]), ;oh. Lassenius [i]) und Gottlieb Cober [k]); unter den

---

)salters in 451 Predigten" (1617), und besondern Drucken auch in Arndts sämmtlichen geistreichen Schriften", Leipzig u. Görlitz 1734—36. 3 Thle. ol. zu finden. — d) Vgl. §. 178; die daselbst zu Ende von Anm. b. an- ezogenen Bücher zählen auch die vielen Sammlungen seiner Predigten uf. — e) Vgl. §. 178, Anm. n. „Predigten", ohne besondere Titel, ı vielen Jahrgängen erschienen. — f) Geb. 1608 zu Demmin in Pom- ıern, seit 1639 Archidiaconus und fünf Jahre darauf Professor der Phy- k und Mathematik zu Rostock. In Folge theologischer Streitigkeiten)gesetzt, wurde er 1649 als General-Superintendent nach Wolfenbüttel :rufen und später auch zum Abt von Riddagshausen ernannt. Er starb 355. Unter seinen Predigten, die in mehreren Sammlungen heraus- ımen, ist die „Regentenpredigt" am bekanntesten geworden. Vgl. Jö- ıers Gelehrten-Lexic. 2, Sp. 2593 f. und K. F. A. Gubens chronolo- ;ische Tabellen zur Gesch. d. deutsch. Sprache u. National-Litteratur, ‹ipzig 1831. 3 Thle. 4. 3, S. 299. — g) S. §. 233, Anm. 11. Seine atechismuspredigt ist mit einigen Auslassungen auch in Wackernagels :seb. 3, 1, Sp. 697 ff. abgedruckt. — h) Geb. 1631 zu Lübeck, wurde 353 Archidiaconus zu Rostock und hielt zugleich Vorlesungen an der niversität; später rückte er nach einander in verschiedene Professuren, in n Pastorat und die Stadtsuperintendentur und starb 1675. Ueber seine rebigten und übrigen erbaulichen Schriften vgl. Guden, a. a. O. — ı Geb. 1636 zu Waldau in Pommern, wurde nach einem ziemlich aben- uerlichen, viel auf Reisen hingebrachten Leben, das ihn auf eine Zeit ıng auch einer Schauspielertruppe zugeführt haben soll (vgl. §. 227, nm. p.), Rector und Prediger zu Itzehoe und zuletzt Prof. der Theo- gie, Hofprediger und Consistorialassessor zu Kopenhagen, wo er 1692 ıarb. Er, H. Müller und G. Cober gehören zu den geistlichen Red- :rn, deren Schreibart Gottsched (Ausführliche Redekunst ꝛc. 4te Aufl. ;. 343 f.) als die „allzu kurze" bezeichnet; vgl. auch Fr. Horn 2, ;. 88 f.; 187 ff. Seine zahlreichen Schriften sind verzeichnet in der ortsetz. u. Ergänz. zu Jöchers Lexic. 3, Sp. 1321 ff. — k) Geb. zu ltenburg, als Candidat der Theologie jung gestorben zu Dresden 1717. on ihm „der aufrichtige Cabinetsprediger", 2te A. Leipzig 1723. 2 Th.,

Katholiken der einzige Abraham a Seta Clara [l]), der sich freilich von seiner barocken, oft ins Possenhafte überstreifenden Darstellungsweise auch nicht auf der Kanzel lossagen mochte. — Was die weltliche Beredsamkeit betrifft [m]), so hatten es auf deren Förderung die Verfasser der deutsch geschriebenen Rhetoriken zwar vorzugsweise oder allein abgesehen; da sie aber in der Ausübung auf den Kreis der Schule und eines bei gewissen politischen, höfischen und häuslichen Feierlichkeiten üblichen Ceremoniels beschränkt blieb, so fehlte es ihr schon von vorn herein an dem rechten Boden, um sich in gesunder Kräftigkeit entwickeln zu können. Daher brachte sie es nicht zu einem natürlichen, sondern nur zu einem erkünstelten Leben, und je mehr sie sich in dieser Richtung dem allgemeinen Zuge der kunstmäßigen Litteratur überließ, desto leichter gerieth sie auch in ihrem formellen Bestandtheile auf alle die Abwege derselben, so daß die Hof- und Staats-, Lob-, Glückwunsch-, Trauer- und andere Gelegenheitsreden dieses Zeitraums, wie wir deren namentlich von Hofmannswaldau [n]), B. Ludwig von Seckendorf [o]), Lohenstein [p]); Paul von

---

der „Passionsprediger", Leipzig 1715 ꝛc. — l) Vgl. §. 233, Anm. 14. — m) Vgl. Gottsched, a. a. O. S. 66 ff.; 488 bis zu Ende, und Fr. Horn 2, S. 150 ff. — n) „Deutsche Redeübungen, ein Werk, darinnen allerhand Abdankungs-, Hochzeit-, Glückwünsch-, Bewillkommnungs- und andere vermischte Reden enthalten sind ꝛc.", herausgegeben von Chr. Gryphius, Leipzig 1702. 8.; vgl. Wuttke, die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens ꝛc. 2, S. 405 ff. Ich denke, daß sich auf den Redner Hofmannswaldau zunächst die Worte von A. Gryphius in einem seiner Hochzeitsgedichte (2, S. 57) beziehen: „Bis Hofmannswaldau's Mund die Sinnen mir entzücket, der nichts denn Wunder spricht". — o) Vgl. §. 196, Anm. 4. „Deutsche Reden" (an der Zahl 44), Leipzig 1686. 91. — p) Wie zur Geschichtschreibung, so besaß Lohenstein auch zur Beredsamkeit bedeutende Anlagen; dieß beweisen die Reden im Arminius, worunter einzelne vortreffliche Stellen enthalten. Dagegen ist die Lobrede, die er auf Hofmannswaldau bei dessen

Fuchs q), Canitz r), Samuel von Königsdorf s), B. Neukirch t) und Nic. Hieron. Gundling u) haben,

---

Leichenbegängniß hielt (1679; gedruckt hinter mehreren Ausgaben von Hofmannswaldau's d. Uebersetzungen und Gedichten) fast das Aeußerste von Schwulst und aberwitziger Geschmacklosigkeit, das sich denken läßt. — q) Geb. 1640 von bürgerlichen Eltern zu Stettin, war anfänglich Advocat zu Berlin, dann Prof. der Rechte zu Duisburg, von wo ihn der große Kurfürst 1670 nach Berlin zu einem Staatsamte berief. Nach und nach stieg er bis zur Würde eines Staatsministers, wurde vom Kaiser in den Reichsfreiherrenstand erhoben und starb 1704. Er stand bei seinen Zeitgenossen als Staatsredner im höchsten Ansehen. Seine in der galanten Mengsprache geschriebenen deutschen Reden findet man in Joh. Christ. Lünigs Sammlung, „Reden großer Herren, vornehmer Minister und berühmter Männer", Leipzig 1719 ff. 12 Thle. 8. (vgl. über diese Sammlung Gottsched, a.a.O. S.72). — r) Seine „Klagrede über das frühzeitige Absterben der Kurprinzessin zu Brandenburg Elisabeth Henriette" (vom J. 1683; gedr. in Königs Ausgabe von Canitzens Gedichten und bei Gottsched, a.a.O. S. 610 ff.) wurde zu ihrer Zeit ganz besonders bewundert. Allerdings ist sie eine der besten, die wir aus dieser Periode haben; ihr Hauptverdienst besteht indeß nur in der Reinheit der Sprache. Dieß war aber zur damaligen Zeit und noch dazu in dem Werke eines Hofmannes kein geringes, und darum mag hier auch wenigstens im Vorbeigehen Joh. von Besser noch einmal genannt werden, da er, zu derselben Zeit in gleichen Verhältnissen lebend, es sich nicht minder angelegen sein ließ, seine prosaischen „Staats= und Lobschriften" in einem eben so reinen Deutsch abzufassen, wie seine Gedichte. — s) Vor seiner Erhebung in den Adelstand Sam. Regius, geb. 1662 zu Breslau, verwaltete mehrere Aemter in seiner Vaterstadt, zuletzt das Obersyndicat, mit dem Titel eines kaiserl. Raths, und starb 1719. Seine „Lobrede auf Kaiser Leopold den Großen" (1705) ist bei Gottsched, a. a. O. S. 495 ff. zu lesen. Sie ist, wie die neukirchische, zwar in reinem Deutsch, aber in einem äußerst prunkhaften, antithesenreichen Stil geschrieben, voll gelehrter Anspielungen und Vergleiche und dabei ganz maaßlos im Lobe der gefeierten Person. — t) „Lobrede auf der ersten Königin von Preußen, Sophia Charlotte, Majest." (1707). Auch bei Gottsched gedr. S. 562 ff. — u) Geb. 1671 zu Kirch=Sittenbach bei Nürnberg, ein Schüler von Thomasius, seit 1703 Docent und später Professor der Beredsamkeit, des Natur= und Völkerrechts zu Halle, auch königl. preuß. Geheimerath, gest. 1729. Seine „Rede auf Friedrich Wilhelm, König in Preußen", steht in den ältern Ausgaben der gottschedischen Redekunst. —

für die Geschichte der Litteratur im Ganzen noch von geringerer Bedeutung sind als die Predigten. — Anleitung zum Briefschreiben gaben außer den Rhetoriken auch noch eigene, mit zahlreichen Beispielen von Sendschreiben aller Art ausgestattete Lehrbücher, die sich besonders seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts häuften v). Sie sind aber von einer Beschaffenheit, daß sie fast durchweg nur als redende Zeugnisse von einem ganz verwilderten und aller Natur Hohn sprechenden Geschmack Beachtung verdienen können. Nicht viel besser ist es um die meisten bis zum Beginn der folgenden Periode gedruckten freundschaftlichen Briefe, Geschäfts- und Höflichkeitsschreiben ꝛc. selbst bestellt, sobald sie deutsch abgefaßt sind. Wie nämlich die eigentlichen Fachgelehrten noch immer lieber lateinisch correspondierten, so war es in der vornehmen und galanten Welt mit der Zeit herrschende Sitte geworden, an einander französisch zu schreiben, und es galt für gemein, es in deutscher Sprache zu thun w).

---

v) Zu den beliebtesten gehörten Chr. Weise's „Curieuse Gedanken von deutschen Briefen", Dresden 1691. 8. (öfter wieder aufgelegt); A. Bohse's (vgl. §. 212, Anm. 17) „Gründliche Anleitung zu deutschen Briefen nach den Hauptregeln der deutschen Sprache", Jena 1700. 8. (auch 1732); dessen „Allzeit fertiger Briefsteller", 3 Thle. Leipzig 1709, und noch mehrere ähnliche Bücher von ihm, die Jördens 6, S. 580 f. namhaft macht; B. Neukirchs „Unterricht von deutschen Briefen", Leipzig 1707. 8. (auch öfter gedruckt und nach Gottscheds Urtheil das einzige Werk, „welches werth sei, daß es in dieser Art der Wohlredenheit zum Muster diene"). Schon früher, im J. 1695, hatte er zu Coburg „Galante Briefe und Gedichte" in 8. herausgegeben, die auch noch in Gottsched einen Bewunderer fanden. — w) Noch im Jahre 1730 konnte die Kulmus an Gottsched schreiben: „Meine Lehrmeister haben mich versichert, es sei nichts gemeiner als deutsche Briefe, alle wohlgesittete Leute schrieben französisch" (Briefe der Frau L. A. V. Gottsched 1, S. 7).

§. 237.

3. Didactische Prosa. — In der Philosophie der Fachgelehrten war bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts die lateinische Sprache die allein herrschende; der deutschen bediente sich unter den ältern Schriftstellern in dieser Wissenschaft nur der ungelehrte Theosoph Jac. Böhme[1]). Seine Bücher, die ihm den Namen „des deutschen Philosophen" erwarben, gehören, wie man auch über ihren anderweitigen Werth urtheilen mag, wenigstens in Ansehung der Anschauungsfülle, der Gedankentiefe und des kühnen, für die Bildung der speculativen Ausdrucksweise keineswegs erfolglosen Ringens der Sprache zu den wichtigsten Prosadenkmälern ihrer Zeit[2]). Der Einfluß, welchen die drei berühmtesten deutschen Philosophen der spätern Zeit, G. W. von Leibnitz, Chr. Thomasius und Chr. von Wolff, auf die geistige Entwickelung der Nation ausübten, ist im Allgemeinsten schon oben bezeichnet worden[3]). Als Sprachbildner und deutscher Prosaist ist Wolff unter ihnen der bedeutendste: er muß als der eigentliche Begründer der neuen philosophischen Kunstsprache in Deutschland angesehen werden[4]). Schon Leibnitz

1) Vgl. §. 179. — 2) „Aurora, oder Morgenröthe im Aufgang", zuerst im Auszuge gebr. 1634, vollständiger Amsterdam 1656. 12. und öfter; „Psychologia Vera, oder vierzig Fragen von der Seelen Urstand, Essenz ꝛc." Amsterdam 1648; „De Poenitentia Vera, von wahrer Buße", gebr. 1624; „Mysterium Magnum, oder Erklärung des ersten Buchs Mosis", u. s. w. Gesammtausgabe nach den Originalhandschriften oder genauen Abschriften von J. G. Gichtel, Amsterdam 1682 ff. 10 Bde. 8. Sie liegt auch hauptsächlich der nächstfolgenden zu Grunde, „Theosophia Revelata, d. i. alle göttliche Schriften des — deutschen Theosophi Jac. Böhmens", (Hamburg) 1715. 4.; verbessert 1730. 8. Zuletzt von K. W. Schiebler, Leipzig 1831 ff. 8. Proben aus der Aurora und dem Mysterium Magnum nach der Ausgabe von 1730 bei Wackernagel, Leseb. 3, 1, Sp. 571 ff. — 3) Vgl. §§. 178; 179. — 4) „Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes", Halle 1710. 8.;

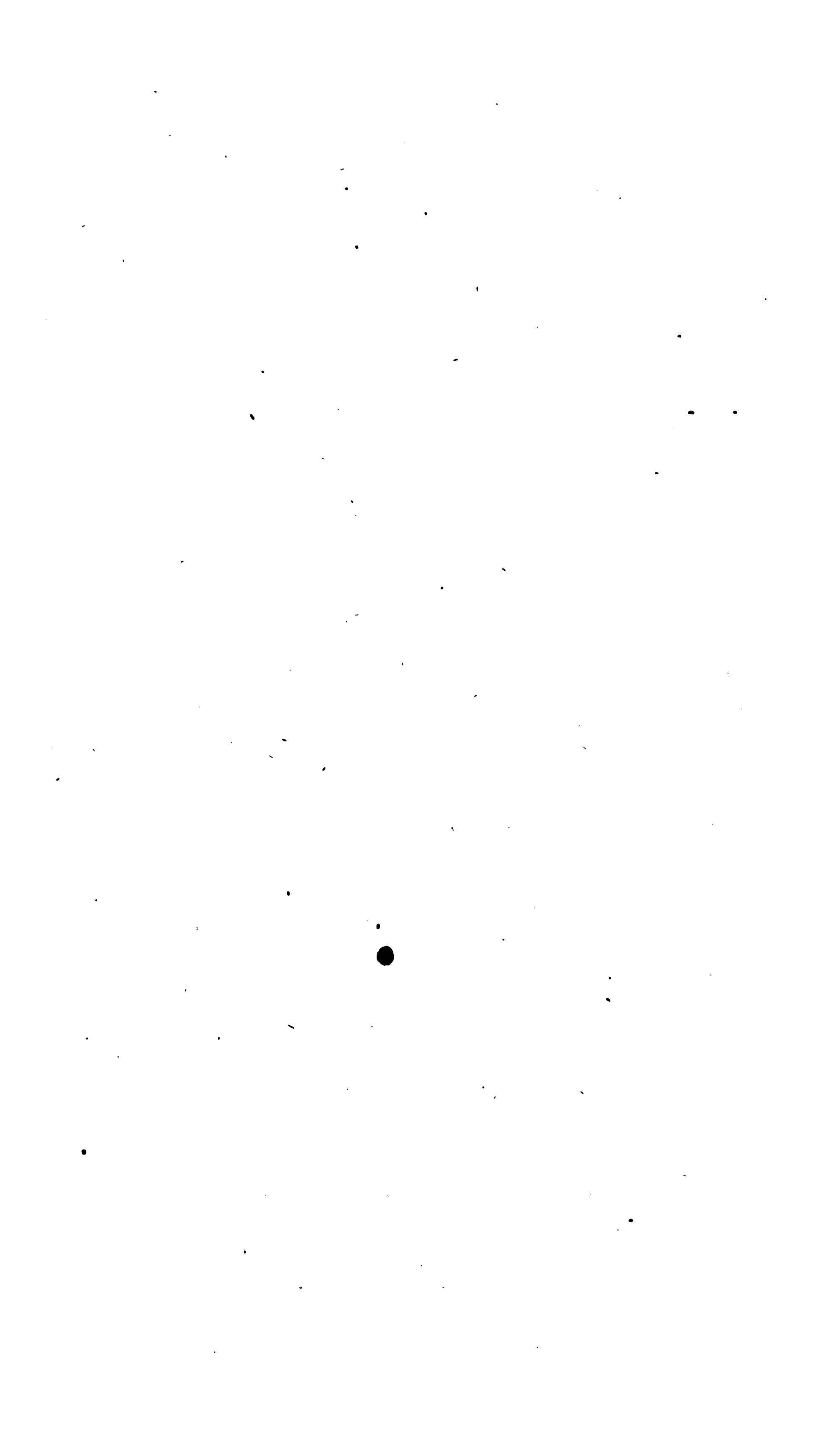
hätte es werden können, wenn er mehr deutsch als lateinisch und französisch geschrieben hätte; denn seine kleinen Schriften in der Muttersprache[5]) beweisen, daß er ihr nicht bloß die Fähigkeit zutraute, ein ausreichendes und vortreffliches Darstellungsmittel selbst für die abstractesten Materien zu werden[6]), sondern daß er auch, wenn er sich ihrer bei Besprechung rein wissenschaftlicher Gegenstände bediente, sie besser als die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen zu handhaben verstand. Thomasius aber legte bei allem seinen Eifer für ihren erweiterten Gebrauch in den Wissenschaften, wie in seinen übrigen Werken, so auch in seinen philosophischen Lehrbüchern[7]) zu wenig Gewicht auf Reinheit, Würde und Gediegenheit des Ausdrucks. — Von den Prosaisten, die sich in andern Gattungen des Lehrstils versucht haben, zeichnen sich außer J. B. Schupp[8]) und Sam. v. Butschky[9]) in theologischen, ascetischen und moralischen Schriften J. Arndt[10]), Christ. Scriver[11]),

---

„V. G. von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt", Frankfurt u. Leipzig 1719. 8.; „V. G. von der Menschen Thun und Lassen zu Beförderung ihrer Glückseligkeit", Halle 1720. 8.; „V. G. von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und insonderheit dem gemeinen Wesen ꝛc.", Halle 1721. 8.; „Versuche zur Erkenntniß der Natur und Kunst", 3 Bde. Halle 1721—23. 8. (alle diese Bücher wurden öfter aufgelegt), u. s. w. — 5) Nach Guhrauers Ausgabe der deutschen Schriften von Leibnitz hat Wackernagel, a. a. O. Sp. 977 ff. zwei philosophische Stücke mitgetheilt. — 6) Vgl. §. 192, Anm. 4. — 7) „Einleitung zu der Vernunftlehre", Halle 1691. 8. (und öfter; in Leipzig hatte man den Druck nicht gestattet); „Von der Kunst vernünftig und tugendhaft zu lieben, als dem einzigen Mittel zu einem glückseligen, galanten und vergnügten Leben zu gelangen, oder Einl. der Sittenlehre", Halle 1692. 8. (bis 1726 achtmal aufgelegt); „Versuch vom Wesen des Geistes ꝛc.", Halle 1699. 8. u. s. w. — 8) Vgl. §. 233, Anm. 11. — 9) Vgl. §. 234. Anm. g. — 10) „Vier Bücher vom wahren Christenthum", vgl. §. 178, Anm. f. — 11) Geb. 1629 zu Rendsburg, seit 1653 Diaconus in Stendal, später Pastor, Consistorialassessor und Inspector zu Magdeburg, von wo er 1690 als

Ph. J. Spener[12]) und Gottfr. Arnold[13]), als encyclopädischer Schriftsteller Harsdörfer in seinen Gesprächspielen[14]) und als Kritiker Chr. Wernicke in den Vorreden und Anmerkungen zu seinen Ueberschriften[15]) am meisten aus.

Consistorialrath und Oberhofprediger nach Quedlinburg gieng. Er starb 1693. Ueber seine erbaulichen und moralischen Schriften s. Jöcher 4, Sp. 445 f. oder Gudens chronolog. Tabellen 2, S. 45. Aus dem sehr oft gedruckten Buch, „Gottholds zufälliger Andachten vier Hundert ꝛc.", das er in Magdeburg schrieb, findet man eine Anzahl Stücke bei Wackernagel, a. a. O. Sp. 815 ff. — 12) „Pia desideria, oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangel. Kirche ꝛc.", zuerst als Vorrede zu J. Arndts Postille 1675, dann besonders 1678; „Theologische Bedenken und andere briefliche Antworten auf geistliche, sonderlich zur Erbauung gerichtete Materien ꝛc. 4 Thle. Halle 1700 ff. 4. (s. Wackernagel, a. a. O. Sp. 943 ff.) u. s. w. — 13) Zwei seiner hierher fallenden Schriften sind §. 223 zu Ende von Anm. l. angeführt (s. Wackernagel, Sp. 929 ff.), andere, die durch ihren Inhalt zum Theil in das Gebiet der Kirchengeschichte hinübergreifen, sind bei Pischon, Denkm. 3, S. 304 u. 493 f. namhaft gemacht. — 14) Vgl. §. 202, Anm. e. Die beste Auskunft über den Character und Inhalt des Buchs gibt Tittmann, die Nürnberger Dichterschule, S. 17 ff. Aus seinen Mittheilungen wird man auch ersehen, daß die Gesprächspiele nur zum Theil den rein prosaischen Lehrschriften beigezählt werden dürfen. — 15) Vgl. §. 207, S. 654 ff.



Register

zum ersten Bande.

(Ein den Seitenzahlen beigesetztes a weist auf die Anmerkungen allein hin.)

A.

B.

C.

D.

E.

F.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

Q.

R.

T.

U.

V.

W.

Z.

Leipzig, Druck von W. Vogel, Sohn.





